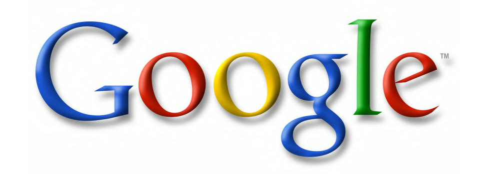
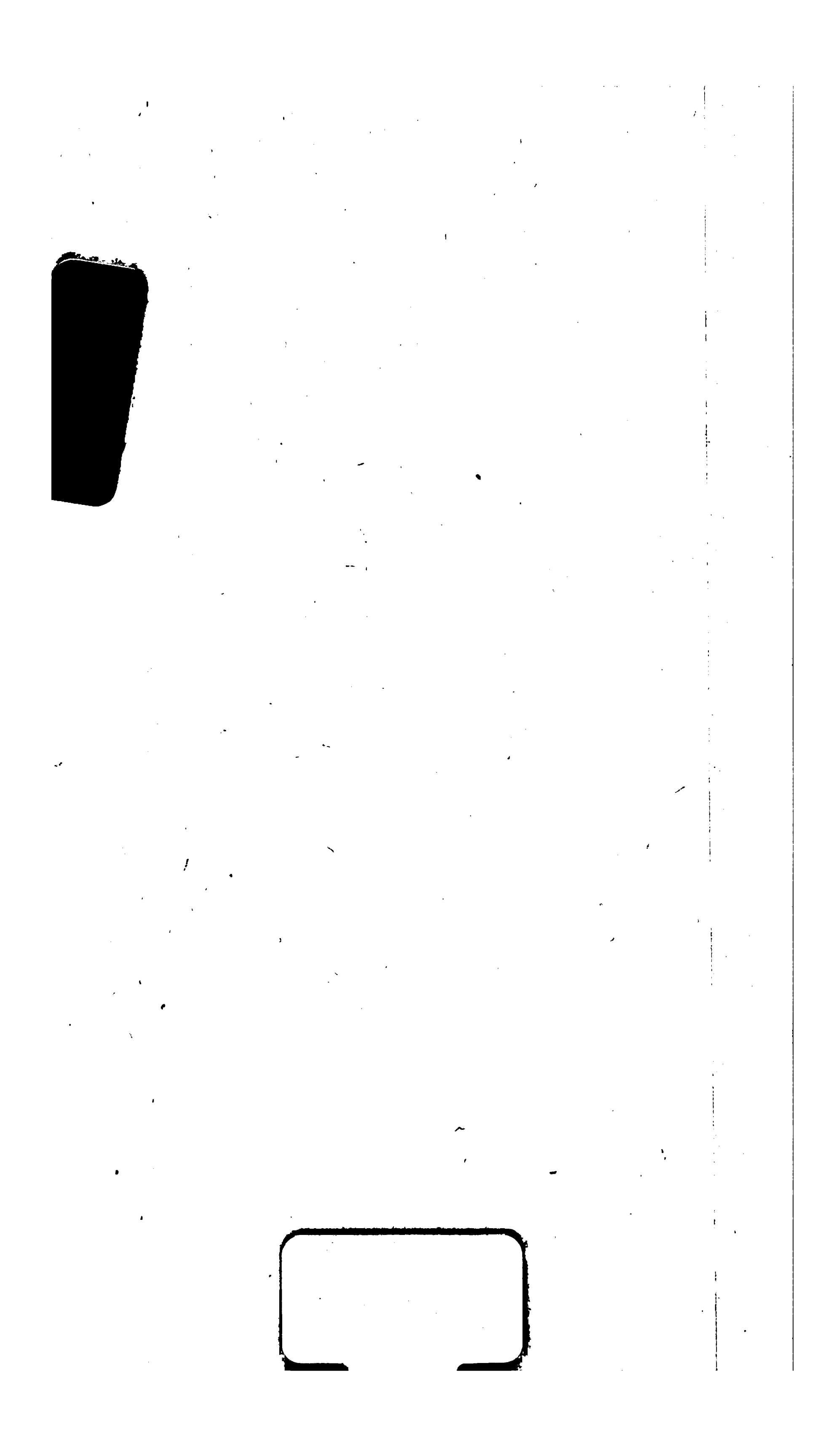
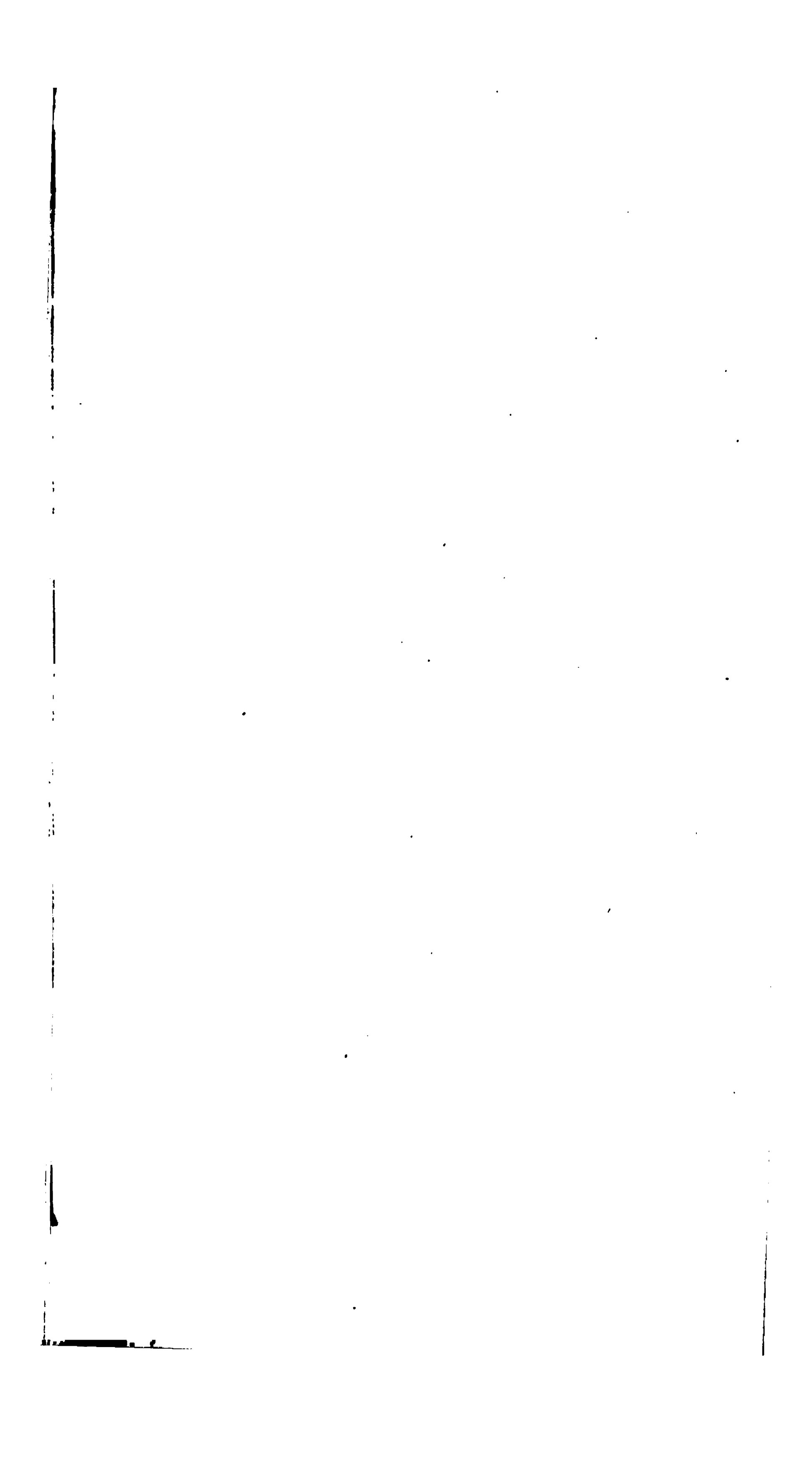



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06829362 4





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1840

Erster Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

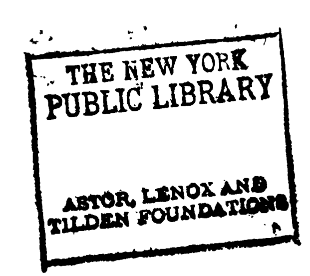
herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Fünfter Band.

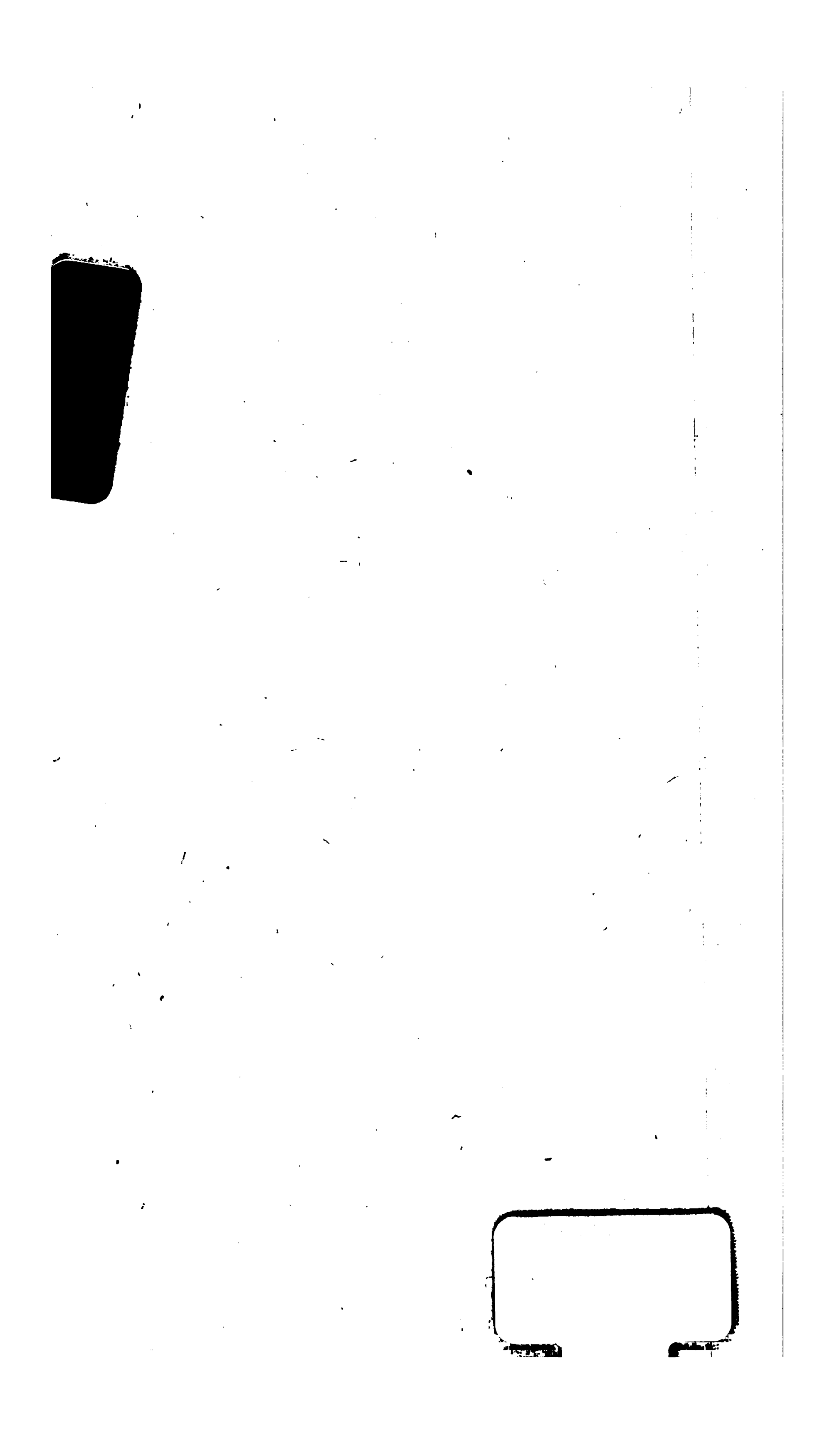
München, 1840.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Inhaltsverzeichniß.

Seite.



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1840

Erster Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

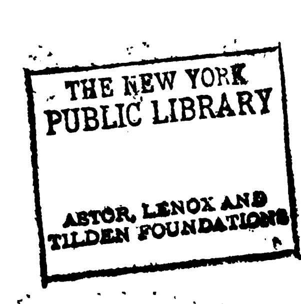
herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Fünfter Band.

München, 1840.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Inhaltsverzeichniß.

Jarcke.

Dr. Carl Ernst

Seite

I.

Brief an die Väter des heiligen Grabes.

Reverendo Patri,
Sepulcri sancti custodi.

Jam duobus abhinc annis saepe et cum vera commiseratione de tristi conditione summaque penuria audivimus, in qua ordinis S. Francisci fratres versantur, qui Tecum Domini nostri Jesu Christi sepulcrum custodiunt. Novissimus autem nobis nuntius advenit vir clarissimus Godefre. H. de Schubert, qui loca Salvatoris vestigiis sanctificata visitavit, ipsumque illud monumentum omnibus omnium gentium Christianis desideratissimum, e quo Redemptor noster Jesus Christus tertia die gloriose resurrexit. Vir ille in patriam reversus multa de vestris angustiis narravit, quae omnium, qui audiebant, corda commoverunt. Praeterit quidem tempus illud, quo Christianis a Deo erat concessum, ipsam terram sanctam ex infidelium manibus eripere, eamque sub regibus in sacra urbe coronatis possidere; ablatum est enim gentibus, quae Christi nomen gerunt, revera autem infidelibus sunt magis infideles, propter earum peccata insigne hoc beneficium. Attamen, etiamsi quae hodie facere possumus magnificis majorum nostrorum gestis comparare non liceat, officii nostri esse duximus, saltem vobis aliquam oblationem transmittere, ut ii habeant ipsi quoque nonnihil solatii, qui die noctuque s. sepulcrum custodiunt, peregrinantesque suscipiunt.

Augustissimus rex noster **Ludovicus** in omnibus, quae ad honorem Dei sanctaeque Ecclesiae pertinent, antecellens, hac etiam in re illustre praebuit munificentiae exemplum, aliique eum secuti sunt Principes, inter quos serenissimum Ducem Maximilianum ipsi sanctum sepulcrum visitantem conspexistis. Nec deerant alii, sacerdotes et laici, qui novo illo domus Dei zelo, qui in Germania Catholicos concitat, accensi invitantibus nobis libenter suas dederunt oblationes Tibi jam transmittendas. Neque

enim Te latere putamus, Deum omnipotentem per quasdam publicas calamitates et per detectas inimicorum machinationes Germaniam catholicam e somno excitasse, ita ut corda Catholicorum languida tepidaque miro modo incaluerint. Qua tempestate „Ephemerides historico-politicae in usum Germaniae catholicae", quibus edendis praesumus, vestram quoque causam agentes, facile audiebantur, ideoque non tantum e Bavaria, sed ex omnibus fere Germaniae partibus pecuniae ad manus nostras confluebant. Jam habemus plus septem millibus quadringentis florenis i. e. fere tria millia scutatorum, de quo argento reverendissimo Patri generali ordinis St. Francisci, cujus singulari erga nos bonitate has accipies literas, transmisimus duo millia septingentos florenos. Non possumus, quin, omnibus gratias quam maximas persolventes, praecipuam Austriae superioris mentionem faciamus, quae provincia, Bavaria antecedente, pro viribus plurima dedit. — Superest, ut vestras etiam preces pro omnibus petamus donatoribus, praesertim pro serenissimis Regis nostri sororibus, quae splendida nobis dona transmiserunt. Offerte igitur sacrosanctae missae sacrificium in sancto sepulcro pro benefactoribus et pro nobis nostrisque. Duae mulieres in Austria superiori, insigni pietate nobis amplam stipem dederunt, sub ea tamen conditione, ut una missa pro utraque in s. sepulcro offeratur. Quare nos enixe precamur, ut pio huic desiderio respondeatis. Nec minus hac intentione preces vestras ad Deum omnipotentem fundite, ut fratres nostros, qui ab unitate verae fidei aberrarunt, reducat in sinum Ecclesiae. —

Valete et in sacra custodia vestra vigiles persistite.

Dabamus *Monachii* die nativitatis Domini n. Jesu Christi, anno sal. MDCCCXXXIX.

Georgius *Phillips*, Jur. utr. Dr. Prof. publ. ord. in Univ. lit. Monacensi.
Guido *Görres*, Phil. Dr.

Uebersetzung des vorstehenden Briefes.

Dem ehrwürdigen Vater,
Dem Wächter des heiligen Grabes.

Schon seit zwei Jahren haben wir oft und mit wahrem Bedauern von der traurigen Lage und der großen Bedürftigkeit gehört, in welcher sich die Brüder vom Orden des heil. Franciscus befinden, welche in Gemeinschaft mit Dir das Grab unsers Herrn Jesu Christi bewachen. Die letzte Nachricht erhielten wir durch den trefflichen Herrn G. H. v. Schubert, welcher die durch die Fußstapfen unsers Heilands geheiligten Orte, und jene allen Christen aller Völker ersehnteste Grabstätte selbst besuchte, aus welcher unser Erlöser, Jesus Christus, am dritten Tage glorreich auferstand. Nach der Heimath zurückgekehrt, erzählte jener Mann Vieles von Euern Nöthen, und bewegte dadurch die Herzen Al-

ler, die davon hörten. Freilich ist jene Zeit vorübergegangen, wo es den Christen vergönnt war, das heilige Land selbst den Händen der Ungläubigen zu entreißen, und es unter Königen, die in der heiligen Stadt selbst die Krone empfangen, zu besitzen, ja es ist den Völkern, die den Namen Christi führen, in Wahrheit aber ungläubiger als die Ungläubigen sind, wegen ihrer Sünden dieses große Gnadengeschenk entzogen worden. Indessen, obwohl das, was wir heut zu Tage zu thun vermögen, sich mit den Großthaten unsrer Vorfahren nicht vergleichen läßt, so haben wir doch es für unsre Pflicht gehalten, Euch wenigstens eine Gabe zu übersenden, damit die, welche bei Tag und Nacht das heil. Grab bewachen und die Pilgrime aufnehmen, doch eine kleine Unterstützung genießen.

Unser allergnädigster König **Ludwig**, der in Allem, was die Ehre Gottes und der heil. Kirche betrifft, sich auszeichnet, hat auch in dieser Angelegenheit ein glänzendes Beispiel seiner Freigebigkeit dargeboten; ihm sind andere Fürsten gefolgt, von welchen Ihr den durchlauchtigsten Herzog Maximilian selbst, als er das heilige Grab besuchte, gesehen habt. Auch hat es an Andern nicht gefehlt, weder an Priestern, noch an Laien, die, entzündet von dem neuen Eifer für das Haus des Herrn, der in Deutschland die Katholiken erweckt, auf unsre Einladung uns mit Freuden ihre Beiträge gegeben, die wir Dir nunmehr übersenden. Denn es wird Dir nicht unbekannt geblieben seyn, daß der allmächtige Gott durch mancherlei Unfälle und durch die Enthüllung der Anschläge der Feinde das katholische Deutschland aus dem Schlafe erweckt hat, so daß die erschlafften und lauen Herzen der Katholiken sich auf wunderbare Weise erwärmt haben. Unter diesen Zeitverhältnissen fanden die historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland, deren Herausgabe wir besorgen, indem sie zugleich Eure Angelegenheit betrieben, leichten Eingang, und daher floß nicht nur aus Bayern, sondern fast aus allen Theilen Deutschlands, das Geld in unsern Händen zusammen. Schon haben wir mehr als 7400 fl., d. i. beinahe dreitausend Scudi, von welcher Summe wir dem hochwürdigen General des Ordens des heiligen Franciscus, durch dessen besondere Güte gegen uns Euch dieser Brief zugehen wird, 2700 fl. übersendet haben. Wir können, indem wir Allen den aufrichtigsten Dank sagen, nicht umhin, nächst Bayern, vorzüglich Ober-Oesterreichs Erwähnung zu thun, welche Gegend verhältnißmäßig das Meiste beigesteuert hat. Somit bleibt uns nur noch übrig, Euer Gebet für alle Geber in Anspruch zu nehmen, vorzüglich für die durchlauchtigsten Schwestern unsers Königs, welche uns glänzende Geschenke zugesendet haben. Bringet daher das Opfer der heil. Messe an dem Grabe Christi dar für alle Wohlthäter, für uns und für die unsrigen. Auch haben zwei Frauen aus Ober-Oesterreich uns mit großer Frömmigkeit eine reichliche Spende gegeben, jedoch unter der Bedingung, daß eine Messe für Jede von ihnen auf dem heil. Grabe gelesen werde. Wir bitten daher inständigst, daß ihr diesem frommem Wunsche entsprechet. Nicht minder sendet Euer Gebet zu dem allmächtigen Gott in der Absicht empor, daß Er unsre Brüder, die von der Einheit des wahren Glaubens abgewichen sind, in den Schooß der Kirche zurückführe. Lebet wohl und verharret unermüdet in Eurer heiligen Wache.

München, am Tage der Geburt des Herrn im Jahre des Heiles 1839.

Georg Phillips, beider Rechte Doctor u. o. öff. Prof. an der Universität zu München.

Guido Görres, Doctor der Philosophie.

II.

Blicke auf die russische Geschichte.

Erster Artikel.

Unter den großen Völkerstämmen, welche sich über Europa verbreitet haben, hat der der Slaven eine nicht mindere Ausdehnung, als der germanische, gewonnen, ja seit dem fünften Jahrhunderte wird schon die östliche Hälfte Deutschlands selbst von Slaven bewohnt. Diese Gegenden sind nachmals freilich zum großen Theile germanisirt und sogar weit nach Polen hinein erstreckte sich deutsche Cultur und deutsches Recht. Dagegen erscheinen die östlichen Slaven, die wir heut zu Tage mit dem Namen Russen bezeichnen, auf den ersten Blick, wenn man absieht von der modernen äußern Politur, als ganz unberührt von germanischem Geiste. Allein dem ist nicht also; freilich offenbart sich jetzt wenig von jenem im russischen Volkscharacter, dennoch aber ist es als eines der folgenreichsten Ereignisse in der Geschichte zu betrachten, daß zu der Zeit, als das Reich der Karolinger vor den Waffen der kühnen Normannen erbebte, als deren beute- und länderbegierige Gefolgschaften als Schiffs- und Reiterheere das ganze Abendland in Schrecken setzten, zwei solcher Gefolgschaften auch zu jenen Slaven kamen, und bei ihnen nach gewohnter Weise germanischer Eroberer Reiche stifteten. Rurik mit seinen Brüdern als Führer des einen Heeres gründete das eine, und baute hier eine neue, nachmals hochberühmte Stadt (Neugard, Nowgorod), Askold und Dir, des zweiten Heeres Gefolgsherren, südlicher das andere, dessen Hauptsitz Kiew ward. So brachte das germanische Element ein äußerst tapferes, thatkräftiges Leben in jene slavische Völkermasse, und

Ruriks waffenkundige, von jenem germanischen Geiste beseelten Nachfolger eilten von Sieg zu Sieg, so daß sie binnen kurzer Zeit ihre Herrschaft über alle Länder, die wir gegenwärtig zu dem eigentlichen Rußland zählen, ausdehnten. Auf Rurik war einer der kühnsten Streiter, Oleg, in Nowgorod gefolgt; er tödtete Askold und Dir, eroberte Kiew und vereinigte die beiden normannischen Reiche unter seiner Herrschaft. Dadurch legte er den Grund zu der großen normannisch-slavischen Macht, die wir jetzt nach den Namen der ursprünglichen Heimath jener Söhne des Nordens, nach dem Lande Rus in Skandinavien, die russische nennen.

Olegs Zeitgenosse war Kaiser Leo VI., welcher durch seine astrologischen Beschäftigungen zu dem sonst sehr unverdienten Namen Philosophus gekommen ist. Dieser hatte es wohl nicht in den Sternen gelesen, daß der Normanne mit seinen Schiffen und seinem Kriegsgefolge über die gefahrvollen Fälle des Dniepr hinab und über das stürmische Meer bis vor Byzanz kommen und die Stadt mit Zerstörung bedrohen würde. Mit Glück hatten einzelne seiner Vorfahren gegen andere Feinde den Hafen mit einer großen Kette gesperrt, allein gegen die Russen gewährte dieß Mittel keinen Schutz. Sie verließen ihre Schiffe, verwüsteten alles Land umher, und übten die unmenschlichsten Grausamkeiten; ohnfehlbar wäre Constantinopel ihr gewesen, griechisches Gold machte sie aber zum Frieden geneigt, und so schloßen sie mit dem Kaiser einen merkwürdigen Vertrag, in welchem die ersten völkerrechtlichen Verhältnisse der Russen zu den Griechen festgestellt wurden. Heimgekehrt fand Oleg durch sein treues Roß, wie ihm geweissagt, den Tod; dem prophetischen Worte nicht glaubend, trat er zu dem Gebeine des verstorbenen Thieres hinzu, ward aber durch den Stich einer Natter, die in dem Schädel desselben ihre Wohnung genommen, getödtet.

Seit Oleg in das Grab gesunken, sind neun Jahrhunderte verflossen; während dessen ist Constantinopel auf eine Zeit lang in den Besitz der Lateiner gelangt, dann ist das

griechische Reich zerstört und es hat der Türke in den Palästen der byzantinischen Kaiser seine Wohnung aufgeschlagen, die Kirchen aber sind in Moscheen verwandelt, daneben ist der anfänglich kleine russische Staat zu einer Weltmacht geworden und — Constantinopel gehört nicht den Russen? Was Oleg gekonnt, das haben die Czaren nach ihm nicht vermocht? das haben Rußlands gewaltige Heere und Flotten nicht vollführt? Wahrlich, besäße dieß Land eine von Vaterlandsliebe glühende Jugend, nicht großer Kunst bedürfte es, sie zum Streite zu begeistern. Die Stadt, von welcher aus die Lehren des Christenthums zu den Russen gekommen, die Stadt, welche ehedem der Sitz der Kaiser war, ist seit Jahrhunderten in den Händen der Ungläubigen, während die — wie die Russen meinen — allein wahre Religion sich zu ihnen geflüchtet, während auf sie das orientalische Kaiserthum übergegangen. Ja noch mehr, das weströmisch-deutsche Kaiserthum hat seit drei Decennien aufgehört, das oströmisch-russische Kaiserthum besteht und — Constantinopel ist in den Händen der Türken! Daß die Russen die Aufgabe lösen: Byzanz zum Sitze ihrer Kaiserherrschaft zu machen, scheint so natürlich zu seyn, daß man es in der That für eine überaus weise Mäßigung halten muß, daß jene Frage nicht schon längst entschieden ist. Wenn aber Constantinopel dereinst russisch werden sollte, wenn dort wiederum die Moscheen zu christlichen Tempeln geweiht, wenn von Neuem in Glanz und Pracht in der herrlichen Sophienkirche christlicher Cultus begangen werden könnte, dann dürfte auch mit Sicherheit darauf gezählt werden, daß die Ausbreitung der griechischen Kirche noch größere Fortschritte machen, und die Slaven Alle so freiwillig wie die bisher unirten Griechen, in sie eingingen! —

Seit wann schreiben denn wohl die historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland so ganz im Interesse Rußlands? sie haben ja bisher — aus Gründen — so viel von diesem großen Reiche geschwiegen, nur einmal ward das Leben und Wirken Peters des Großen mit der Fackel der hi-

storischen Kritik beleuchtet; warum wird denn nun mit solcher Emphase von Rußlands Glanz und seiner Zukunft gesprochen? Auch das hat seine guten Gründe; einer derselben ist folgender: Aller Augen sind auf dieses Reich gerichtet, nicht bloß in politischer, sondern auch in kirchlicher Rücksicht. So wenig interessant es vielleicht für das übrige Europa seyn möchte: russisch zu werden, so überaus interessant ist es aber, sich mit den Verhältnissen des gewaltigen Reiches bekannt zu machen, und es ist gut, auch denjenigen Standpunkt kennen zu lernen, auf welchen Rußland selbst sich stellt. Wir wissen in Deutschland lange nicht genug von unserm Nachbarn im Osten, auch selbst die Geschichte, welche eben hierin eine große Lehrmeisterin ist, ist bei weitem noch nicht hinreichend zu Rathe gezogen. Erst in neuerer Zeit selbst hat die russische Historiographie ihren Anfang genommen, und seit Karamsin ist besonders Ustrialow mit einer russischen Staatsgeschichte aufgetreten, welche, mit großem Geschicke und Talente geschrieben, bei uns einen tüchtigen Uebersetzer gefunden hat, dessen Arbeit nunmehr in einer ersten Lieferung (ungefähr ein Viertheil des Ganzen umfassend) vor uns liegt. Wir pflichten diesem bei, wenn er das Werk nicht für eine Geschichte des russischen Volkes gelten lassen will, sondern es eben als eine russische Staatsgeschichte bezeichnet. Ob das Buch im Auftrage der Regierung geschrieben sey, wissen wir nicht, wenn dieß aber auch nicht der Fall seyn sollte, so zweifeln wir wenigstens nicht an der Ratihabition. Der Verfasser betrachtet die ganze Geschichte allein von dem Standpunkte der Verherrlichung der russischen Staatsmaximen und findet wiederum in solcher Geschichte die richtige, consequente und nothwendige Begründung derselben. Zu diesem seinem Buche bringt der Verfasser den hinlänglichen Haß gegen die katholische Kirche mit, der sich bei jeder Gelegenheit auf das unverholenste ausspricht; eben so fehlt es ihm auch nicht an dem erforderlichen Grade von Oberflächlichkeit, um historische Verhältnisse, die außerhalb seiner russischen Sphäre liegen,

ganz falsch zu beurtheilen, und demgemäß mit scheinbar gebührender Verachtung zu behandeln, wovon als Beispiel seine Zusammenstellung des germanischen Feudalsystems mit dem russischen Theilsystem angedeutet werden mag. Demnächst hat aber der Autor, dessen Buch auch den Zweck hat, der Jugend als Leitfaden beim Unterrichte zu dienen, ganz die richtige Sprache zu finden gewußt, um den Patriotismus zu erwecken und anzufeuern. Er versteht es, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden: wir wurden von den Mongolen überwältigt; wir haben uns von dem Joche befreit; uns haben die lateinischen Christen dieß zugefügt u. s. w. Man begreift, welchen Einfluß dieß haben muß, wenn dabei auf jedem Bogen wenigstens einmal das große Glück Rußlands: stets ein Herrschergeschlecht, eine Sprache, einen Glauben gehabt zu haben, hervorgehoben wird. Nachstehende Stelle, welche eben auch auf dieses Glück sich bezieht, theilen wir unsern Lesern mit, damit sie doch in den Geist dieses Buches selbst eindringen mögen.

„Zum größten Glück überkamen sie (die Russen) das Evangelium nicht aus Rom, sondern aus Constantinopel. Die lateinischen Missionäre bekehrten auch nicht ein einziges Volk zum Christenthum, ohne die Heiden gegen sich in die Waffen zu bringen, und sie erreichten ihren Zweck nur mit größter Mühe und unter unglaublichen Anstrengungen. Gewöhnlich stießen sie in jedem Lande, wo sie die Christuslehre predigten, auf unversöhnliche Feinde; im Vaterlande der alten Sachsen, im Lande der westlichen Slaven, in Schweden, Preußen und Livland, um von Amerika Nichts zu sagen, geriethen sie in wilden Kampf mit den Eingebornen, und kamen nicht selten durch den Grimm des erbitterten Volkes um. Die Schuld lag nicht sowohl in dem starren Sinne der Eingebornen, als in der Bekehrungsart: mit der lateinischen Bibel in der einen Hand, und mit dem Schwerte in der andern, kamen die römischen Mönche zu ihnen; nicht selten von Kriegern begleitet, nahmen sie Ceremonien vor in einer fremden Spra-

che, die den Heiden unverständlich war, und forderten für sich den Zehnten und unbedingte Unterwerfung unter den römischen Papst; dieß erregte natürlich ein allgemeines Murren, der Kampf begann und die Fremdlinge kamen entweder um, oder besiegten die Heiden mit den Waffen. So verfuhren sie unter Karl dem Großen und den Ottonen im Lande der Sachsen und westlichen Slaven, so verschwanden im Religionskampfe ganze Stämme der Preußen und Livländer. Darum rettete sich auch der Trier'sche Mönch Adalbert, der von Otto I. zur Zeit der heil. Olga ausgeschickt wurde, um das russische Volk zu bekehren, nur mit Mühe vor dem Grimme der erbitterten Russen. Anders predigten die griechischen Missionäre den christlichen Glauben: sie haben die einfache Wahrheit erkannt, daß in Sachen des Gewissens die Ueberzeugung unerläßlich sey und Gewalt nichts helfe, darum bemühten sie sich allenthalben, die heilige Schrift in eine, für diejenigen Völker, welche sie zum Christenthume bekehren wollten, verständliche Sprache zu übersetzen, und da sie die lateinischen Mönche an Geschmeidigkeit, einschmeichelndem Wesen, ansprechender Beredsamkeit und selbst an Sittenreinheit weit übertrafen, erwarben sie das Vertrauen der halbwilden Völker, und zündeten ohne Mühe das Licht der Wahrheit unter ihnen an".

So schreibt der Russe die Geschichte, und wahrlich, wenn man das so lies't und auf die Sicherheit sieht, mit welcher diese Dinge vorgebracht werden, man könnte sich versucht fühlen, dieß für baare Münze hinzunehmen; wir Katholiken hätten dann weiter Nichts zu thun, als zu bedauern, daß uns nicht das Christenthum von den milden, sanftmüthigen griechischen Missionarien gepredigt worden ist, und uns vorzunehmen, wenn sie einmal zu uns kommen, uns ihnen recht willfährig zu zeigen. Wir zweifeln, daß eine solche Bekehrung zur griechischen Kirche in so milder Form vor sich gehen möchte, aber dann natürlich würde dießmal die Schuld in dem starren Sinne der Eingebornen, nicht in der Bekehrungsart liegen. Ueber die verständliche Sprache, in der dieß

geschehen würde, ließen sich auch Vermuthungen aufstellen. Wir erlauben uns indessen doch noch einige Bemerkungen über den mitgetheilten Passus aus dem Geschichtswerke des Herrn Ustrialow. Demselben scheint es ganz entgangen zu seyn, daß wenn das Christenthum, im Geleite und Gefolge von Kriegen verbreitet wurde, dieß doch am wenigsten in der Schuld der Missionäre lag. Wodurch sind denn die Kriege gegen die Sachsen veranlaßt; seit Jahrhunderten waren die Sachsen die Feinde der Franken, und wurden es in einem noch höheren Grade, seitdem diese sich zur christlichen Kirche bekannten. Der Autor scheint es nicht zu wissen, daß die Sachsen unaufhörlich das fränkische Gebiet beunruhigten, die Christen in Gefangenschaft führten, ja sogar so manche Länderstrecken entrissen. Erst nachdem alle Versuche, bei diesem Volksstamme in Güte etwas auszurichten, vergeblich waren, da prophezeite den zu Marklo versammelten Sachsen der heil. Lebuin, daß einem Waldstrome gleich ein mächtiger König über sie kommen würde. Da erst erschien Karl und zwang die Sachsen mit dem Schwerte. Der Autor scheint nicht zu wissen, oder hat es vergessen, wie das bei den Sachsen mühsam befestigte Christenthum stets von den Slaven gefährdet war, und daß nur die Wahl dazwischen übrig blieb, wiederum einen ganzen Theil Deutschlands zum Heidenthume zurückkehren zu lassen oder die Feinde zu bekämpfen. Vergessen aber hat er es sicher, daß die polnischen Herzoge von Masovien sich vor den heidnischen Preußen nicht mehr zu retten wußten, und daß sie um ihrer Existenz willen daran denken mußten, sich eine Hülfe zu verschaffen. Andererseits fragen wir: ist denn bei den Franken das Christenthum mit Feuer und Schwert eingeführt worden, kam der heil. Augustin nach England, der heil. Emmeran zu den Bayern, der heil. Gallus zu den Schwaben, der heil. Bonifacius zu den Thüringern und Hessen, der heil. Wilibrod zu den Friesen, der heil. Anscharius zu den Schweden, in der einen Hand mit dem Evangelium, in der andern mit dem Schwerte? Oder will man die Kirche und ihre Mis-

sionarien dafür verantwortlich machen, wenn spanische Eroberungslust und Ländergier in Amerika mit Grausamkeit die Eingebornen überwältigte? — Doch wie sah es denn mit den griechischen Missionarien aus? wie gingen denn wohl eigentlich die griechischen Kaiser Jahrhunderte lang mit den ihnen benachbarten Völkern, bei denen allmählig das Christenthum verbreitet wurde, um? man denke an ihre Kämpfe gegen die Bulgaren. Die Russen freilich konnten sie, um so mehr, da die Bekanntschaft mit denselben schon in Zeit der zunehmenden Schwäche des byzantinischen Reiches fällt, nicht mit Kriegsheeren erreichen, und mußten froh seyn, daß sie so wohlfeilen Kaufes abkamen. Wir beabsichten hiemit indessen keineswegs denselben Vorwurf auf die Bekehrungen durch die Griechen zurückzuschieben, welchen der Russe den lateinischen Missionarien gemacht, sondern wir fordern nur eine gerechte und billige Beurtheilung der Geschichte.

Zur Veranschaulichung dessen, was der russische Historiograph eigentlich will, möge aber noch eine Stelle aus dem von ihm in der Einleitung gelieferten Umriß der Geschichte seines Vaterlandes mitgetheilt werden:

„Das östliche Rußland, seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts durch den Geist der moskowitischen Fürsten belebt, vereinigte nach und nach die zerstreuten Kräfte, trat in den Kampf mit den Mongolen, und schüttelte das verhaßte Joch ab, während es zugleich von den Unordnungen des Theilungssystems sich fern hielt und ein kräftiges selbstständiges Reich, das russische Zaarthum, bildete. Sein Haupt war der Selbstherrscher mit erblicher Gewalt, welche nach dem Rechte der Erstgeburt vom Vater auf den Sohn im Hause Johann Kalitas, und vom Jahre 1613 an, nach heftigen Erschütterungen durch die Usurpatoren, im Hause Romanow überging. Der stäte Zweck der russischen Zaare von Abwerfung des Jochs bis zum siebzehnten Jahrhundert war: im Innern eine organische Einrichtung des Reiches im Geiste der alten Verordnungen und der unumschränkten Herrsch-

gewalt, welche Einrichtungen unter dem Zaar Alexei Michailowitsch und seinem Sohne Feodor ihre Vollendung erhielten; nach außen aber im Süden und Osten die Bändigung der tartarischen Horden durch ihre Unterwerfung unter das russische Scepter, im Westen die allmähliche Annäherung an Europa durch Handelsverbindungen und Wiedergewinnung der Länder jenseits des Dniepr und am baltischen Meere, welche vor Alters einen Theil des russischen Reiches gebildet hatten. In der Geschichte des russischen Zaarthums tritt darum hauptsächlich die fortdauernde Entwicklung des Gedankens hervor, daß es unerläßlich sey, Rußland wieder in denselben Gränzen herzustellen, welche es unter Jaroslaw und etwa drei Jahrhunderte nach ihm hatte. Aus dieser Quelle flossen alle unsere Streitigkeiten mit Polen, dem livländischen Orden und mit Schweden, welche sich zur Zeit der unglücklichen Unterjochung des Landes durch die Mongolen der besten Theile unseres Vaterlandes bemächtigt hatten."

„Das westliche Rußland blieb unter der Herrschaft der litthauischen Fürsten aus dem Hause Gedimin, rettete aber ebenso wie das östliche seinen Glauben, seine Sprache, so wie seine bürgerlichen Einrichtungen; die stärksten Bande verbanden es also mit dem östlichen Rußland; und das Volk, welches sein urväterliches Gesetz heilig bewahrte, äußerte mehr als Einmal den lebhaften Wunsch, unter den Schutz des rechtgläubigen Zaars zurückzukehren und mit allen Provinzen sich seiner Herrschaft anzuschließen. Weder in diesem, noch in einem andern Theile Rußlands verschwand je völlig der Gedanke an eine Vereinigung in ein Ganzes, und schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, als kaum der erste Hoffnungsschimmer zur Befreiung vom Mongolenjoch erglänzte, nahmen die Herrscher von Moskau den Titel „Großfürsten von ganz Rußland" an. Lebendiger erwachte der Gedanke seit den Zeiten Johanns III., welchem sich viele, vorher zum litthauischen Fürstenthume gehörige Landstriche unterwarfen. Ein zufälliger Umstand hinderte die Verschmelzung

auch der übrigen Provinzen in ein Ganzes. Polen, das vor der Macht der Nachfolger Gedimins zitterte, schloß sich an ihr Reich an, erhob dessen Enkel Jagello auf den Thron, und bemühte sich auf jede Weise, die ihm gefährliche Vereinigung des westlichen Rußlands mit dem östlichen abzuwenden. Da aber einerseits die russische Zaare ein unverjährbares Recht an das westliche Rußland hatten, wo ihre Vorfahren das bürgerliche Leben und den christlichen Glauben begründeten, wo russisches Leben in vollem Glanze sich entfaltete, so konnte bei dem einstimmigen Wunsche des einen, wie des andern Theils, unter dem Gesetze eines und desselben Herrschers zu stehen, die Vereinigung früher oder später nicht ausbleiben; auf der andern Seite war das Schicksal Polens nicht mehr von dem des Großfürstenthums Litthauen zu trennen, und so mußte nach der natürlichen Ordnung der Dinge Polen unfehlbar in den Verband des russischen Reiches treten (NB.). Diese Wahrheit war im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert augenfällig, als beim Erlöschen des Jagellonischen Hauses wohldenkende Polen, und noch entschiedener die litthauischen Würdenträger, mehr als Einmal ihr Schicksal in die Hände der russischen Zaare legen wollten. Nur die Intriguen der polnischen Magnaten und der Jesuiten hinderten die Vereinigung zweier aus einem Stamme entsprossenen und zu Einem Glauben sich bekennenden Völker, welche bloß durch zufällige Umstände getrennt und durch das Schicksal in eine solche Lage versetzt waren, daß sie nur unter der Herrschaft Einer Krone Frieden und Wohlfahrt finden konnten. Indem nun das westliche Rußland mit Ausnahme der vom Zaar Alexei wieder gewonnenen Provinzen, bis zur Zeit Katharina's II., unter polnischer Herrschaft blieb, erfuhr es alle Drangsale der im polnischen Königreiche herrschenden Anarchie und das größte Uebel, welches ein Volk treffen kann, die Bedrückung seines Glaubens."

„Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde Alles, wofür die russischen Zaare gearbeitet und was sie erstrebt hatten,

von Peter dem Großen zur Entscheidung gebracht. Er vollbrachte das riesenhafte, in der Geschichte beispiellose Unternehmen, sich selbst und sein Volk umzuwandeln, Heer, Flotte, Handel, Industrie, Wissenschaft und ein neues besseres Leben seinem Lande zu verleihen, indem er ihm gab, was das westliche Europa nur nach Jahrhunderte langen Anstrengungen, durch die Kreuzzüge, die Städteverbindungen, die Feuerwaffen und die Reformation errungen hatte; mit Einem Worte, indem er Alles ins Leben rief, was Europa den Vorrang vor den übrigen Welttheilen gegeben hat, hob Peter sein Reich auf eine Stufe, daß es unversehens wie ein Riese im Kreise seiner Nachbarn stand, und schon unter Peters ersten Nachfolgern die Früchte der europäischen Civilisation sich aneignen konnte. Von hier an beginnt die Geschichte des russischen Reiches, es beginnt derjenige Kreis, in dem wir noch leben; die alte russische Welt ist mit dem größten Theil ihrer Einrichtungen, Gesetze, Formen, Sitten und Gewohnheiten verschwunden, und nur zwei Hauptelemente, die Religion und die unumschränkte Monarchie, welche tief ins russische Leben eingedrungen sind, blieben unerschüttert".

„Katharina II. setzte den Gedanken der alten Zaare und manche Plane Peter des Großen in Vollzug, vereinigte unter ihrer Herrschaft fast das ganze russische Land zugleich mit einem bedeutenden Theile des Königreichs Polen, welches seit der Lostrennung des westlichen Rußlands sich nicht mehr selbstständig in den anarchischen Formen behaupten konnte, gab ihrem Reiche ein entschiedenes Uebergewicht über die benachbarten mohammedanischen Völker und eine dictatorische Stimme in den Angelegenheiten Europas, so wie sie zugleich ihre innere Regierung durch viele, die Industrie und Civilisation befördernde Einrichtungen bezeichnete".

„Rußland, welches auf diese Weise die Frucht der europäischen Bildung ohne das schädliche Unkraut sich aneignete, blieb, belebt durch die ausgezeichneten Eigenschaften des Volkscharakters und durch unbegränzte Anhänglichkeit an den Glau-

ben und den Thron unerschüttert mitten unter der allgemeinen Erschütterung der westlichen Reiche durch die französische Revolution, und rettete unter der Fahne Alexanders I. Europa vor dem Gewaltigsten aller Eroberer. Endlich mit der Thronbesteigung Nikolaus I. beginnt die russische Geschichte der Jetztzeit, und lebendiger als jemals drängt sich die Idee auf, daß eine organische Einrichtung der Herrschaft, gegründet auf die ächten Grundsätze der Nationalität und der Bildung, unerläßlich sey."

Wenn man nun diese hervorgehobene und andere ähnliche Stellen des Buches von Ustrialow betrachtet, und überall die leicht erkennbare Absicht des Verfassers herausfindet, welche wir oben schon in Kurzem bezeichnet haben, so dringen sich unwillkührlich folgende Betrachtungen auf: die Einheit des griechischen Glaubens und dessen Herrlichkeit ist es ja doch vorzüglich, um welche sich Alles dreht. Wie läßt sich aber damit vereinbaren, daß Rußland — das von dem Patriarchen von Constantinopel sich getrennt hat — allmählig so disparate Glaubensbekenntnisse in sich aufgenommen und nicht vielmehr von sich ausgeschieden hat. Warum Liefland, Esthland, Curland, Finnland, Polen, warum so viele muhamedanische Völkerschaften? das ist ja der Einheit des Glaubens sehr nachtheilig. Nothwehr und Vertheidigung gegen die Angriffe dieser Völker mögen ihre Bekämpfung zur peremtorischen Nothwendigkeit gemacht haben; nun dann wollen wir den Christen des Abendlandes Aehnliches nicht verargen. Oder sollen alle diese Völker griechisch werden? Nun wohl, dann wissen wir auch, woran wir sind. Insbesondere versteht es aber der Autor zu demonstriren, daß alle diejenigen Länder, welche jemals russisch waren, es auch wieder werden müßten. Daraus wird dargethan, daß Litthauen und, als ehemals damit verbunden, Polen nothwendig in den russischen Staatsverband eingehen mußten. Aber Galizien? Der Russe weiß nicht oft genug zu wiederholen, daß auch dieses Land in älterer Zeit den Nachkommen Wladimirs gehört habe. Sapienti sat. Erwägt man ferner den wohl nicht ganz gleich-

gültigen Umstand, daß russische Militärschriftsteller, welche die Vertheidigungsmittel der Gränzen ihrer Monarchie gegen Oesterreich und Preußen aufzählen, zu diesen auch rechnen: die ursprünglich slavische Bevölkerung *) auf jenseitigem Gebiet, so kann man sich über manche Dinge aufklären. Aber noch eine andere Betrachtung können wir nicht unterdrücken. Der Uebersetzer ist uns unbekannt, er hat sich nur mit den Anfangsbuchstaben seines wirklichen oder fingirten Namens genannt, wir kennen ihn nicht. Ist er ein Protestant und theilt er den Haß gegen die Kirche mit dem Autor, so wollen wir ihm es nicht besonders verargen, daß er ein Buch dem deutschen Publikum übergab, wie es absichtlicher und künstlicher berechnet nicht leicht eines geben möchte; wir erlauben uns indessen, ihn auf einige Artikel in den Beilagen der allgemeinen Augsburger Zeitung über die russischen Ostseeprovinzen zu verweisen. Ist er ein Katholik, so müssen wir in der That gestehen: es ist ein kühnes Unternehmen, ein solches Buch, welches aus lauter Behauptungen zusammengesetzt ist und nie die Quellen angiebt, den Unwissenden als Verlockung seinen Inhalt zu glauben, dem ganzen Heere der der Kirche feindseligen Schriftsteller aber als Brennmaterial zu liefern, damit sie an dem Gebäude der Kirche sengen und brennen können. Der Uebersetzer hätte in diesem Falle nicht eher das Buch in die Welt schicken sollen, als bis er auch im Stande gewesen wäre, einen belehrenden Commentar in den Noten dazu zu schreiben. Im Uebrigen seinem Talente alle Anerkennung!

Wir werden, so weit unsere Kräfte reichen und die Umstände es gestatten, uns bemühen, das von dem Uebersetzer Versäumte in einzelnen Artikeln nachzuholen.

---

*) Thadäus Bulgarin in seinem von der Regierung geförderten und empfohlenen Werke „Rußland in historisch-, statistisch-, geographisch- und literarischer Beziehung." (Seite 20 der Brakelschen Uebersetzung.) —

Jene slavische Bevölkerung, in solchem Sinne gedeutet und berechnet, würde allerdings, Oesterreich gegenüber, gegen 16 Millionen, Preußen gegenüber, gegen 4 Millionen Bundesgenossen liefern; wobei freilich die preußischen als bloße Katholiken weniger Werth hätten, die 3,050,000 Glieder der griechischen Kirche von den österreichischen Slaven aber wahrscheinlich als vollgültig gezählt werden.

III.

Zum Abschiede.

Schlußwort an den Herrn Verfasser der, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover erschienenen Broschüren: die Allocution des Papstes Gregor XVI.; kleiner Beitrag zur Berichtigung eines großen Mißverständnisses; und: letzte Antwort an die Herren Verfasser der historisch-politischen Blätter.

Geehrter Herr!

Wenn wir nach Lesung Ihrer „letzten Antwort" einen Blick auf die Bahn werfen, welche dieses schriftliche Religionsgespräch durchlaufen hat, so können wir nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge zu betrachten. Sie waren es, der in seiner ersten, an Einen von uns gerichteten Zuschrift uns in einer Weise ansprach, in der sich das Bewußtseyn der Ueberlegenheit mit der heitern Zuversicht des künftigen Sieges paarte. Darauf ließ sich die Hoffnung gründen, von Ihnen recht ausführliche, tief in die Sache eingehende, ganz neue Aufschlüsse über den kirchlichen Standpunkt eines so geistvollen Protestanten, wie Sie, zu erhalten. — Aber kaum haben Sie in Ihrem „kleinen Beitrage" den Schaum von der Oberfläche der Frage leicht abgestreift, als wir auch schon mit Erstaunen sehen, wie Sie, geehrtester Herr! auf unsre ganz höfliche und bescheidene Gegenrede, urplötzlich und nicht ohne Zeichen innerer Bewegungen unerfreulicher Art zum Rückzuge blasen, eine nicht eben freundliche „letzte Antwort" an uns erlassen, und ganz unerwartet unsre Correspondenz für geschlossen erklären. So gewiß waren Sie Ihrer Sache in Ihrem ersten Schreiben,

daß, wie es schien, nur Eines Sie beunruhigte: die bayerischen Behörden könnten Ihren Brief, als ketzerische Schmuggelwaare, den Flammen übergeben, und somit einen bethlehemitischen Mord an unsrer künftigen Correspondenz begehen. — Aber es ist einigermaaßen anders gekommen; die bayerischen Behörden haben, wie das Factum bezeugt, Ihre Broschüren und unsre Entgegnungen frei passiren lassen. Dagegen sind es preußische Behörden gewesen, die über Ihren Rückzug, geehrter Herr! und über noch Anderes den Liebesmantel eines offiziellen Verbotes dieser Blätter freundlich auszubreiten in sorglicher Eile beflissen waren. Sie müssen folglich unsere bescheidenen Versuche: die Fragen aufzuhellen, von denen unter Andern auch zwischen uns die Rede war, doch nicht als so ganz ungefährlich angesehen haben. — Und ein dummer Zufall will, daß diese Anerkennung unsrer geringen Verdienste mit dem Erscheinen Ihrer „letzten Antwort", wie durch prästabilirte Harmonie, in einen und denselben Zeitpunkt zusammenfällt. Was aber noch merkwürdiger und gleichzeitig bei weitem betrübender für uns ist: Ihre heitere Urbanität, Ihre feine Ironie, Ihre edle vornehme Haltung — verlassen Sie im Eingange zu Ihrer „letzten Antwort" so gänzlich, daß Sie uns, uneingedenk des guten alten Wortes: wer zuerst schmäht, hat Unrecht! mit Aeußerungen begrüßen, welche unter gesitteten Leuten dem mit Worten geführten Gespräche ein Ende zu machen pflegen. Sie haben Sich nämlich nicht begnügt, uns einfach vorzuwerfen: daß wir Sie nicht verstanden hätten; — dieß hätten wir uns, wären Sie es zu beweisen und redlich darzuthun im Stande gewesen, gefallen lassen müssen. Sie haben uns „willkührliche, gewaltsame Verdrehung Ihrer Worte" („letzte Antwort" S. 4) und außerdem (S. 9 u. 10) Schuld gegeben, „daß wir Sie durchaus nicht hätten verstehen wollen", ja sogar „ein Ding gesagt hätten, was nicht ist". (S. 4.) Dieß ist so ziemlich das Aergste, dessen man seinen Gegenpart in mündlicher oder schriftlicher Verhandlung bezüchtigen kann. Das Mindeste freilich, was dieser seiner=

seits dafür zu verlangen berechtigt scheint, ist Beweis. Zunächst käme es also nach solchen Beschuldigungen auf eine durchweg klare, befriedigende Darlegung dessen an, was Sie statt des angeblichen, von uns veranlaßten Mißverständnisses, als den wahren Sinn Ihrer Rede anerkannt wissen wollen; außerdem sind genügende, jeden Unbefangenen befriedigende Gründe für die Behauptung der bösen Absicht oder des unredlichen Willens von nöthen, die Sie uns aufbürden. — Nun haben Sie statt des Nachweises eines Mißverständnisses sich im Grunde bloß mit der Versicherung begnügt, daß wir Sie mißverstanden hätten, und außerdem, wie wir Ihnen nachzuweisen die Ehre haben werden, bei den dieserhalb angestellten Explicationen sich manche Wendungen zu Schulden kommen lassen, die wir mit Ihrem sittlichen Charakter nur durch die Annahme einer Uebereilung zu vereinigen wissen; den Beweis unsers Dolus aber haben Sie gar nicht einmal zu liefern versucht. — Ermessen Sie also selbst, welche Waffen Sie uns in die Hand gegeben haben, und welche Vergeltung für jene Unbill zu üben wir im vollen Rechte wären, wenn wir für unsre eigne Ehre und nicht im Dienste eines Herrn stritten, der sich die Rache selbst vorbehalten hat. — Woran wir Sie jedoch zu erinnern uns die Freiheit nehmen müssen, ist der Umstand, daß wir bei unsrer bisherigen Correspondenz von der Voraussetzung ausgingen (s. Bd. III. S. 450): die Wahrheit und die Ehre Gottes seyen auch Ihr Zweck, und der bei ihnen obwaltende Mangel an richtiger Erkenntniß der erstern nicht Ihre Schuld. Hieran knüpfte sich das Versprechen, daß wir, so lange uns kein vollgültiger, aus Ihrem eigenen Verfahren geschöpfter Gegenbeweis diese Ueberzeugung raube, sie schon deshalb festhalten würden, weil im entgegengesetzten Falle jede weitere Verhandlung unnütz, ja gefährlich und schädlich für Ihre Seele wäre.

Gestatten Sie uns also über den Inhalt unsrer bisherigen Verhandlungen eine kurzgefaßte Abrechnung, aus der

sich ergeben wird, ob wir die eben erwähnte Voraussetzung noch länger festhalten dürfen.

Der Hauptpunkt unsres Streites ist das Verhältniß der katholischen Kirche zu denen, die mit Kenntniß der Sache, die mit Bewußtseyn und Absicht — denn von den schuldlos Irrenden ist nicht die Rede! — außerhalb der sichtbaren, kirchlichen Einheit stehen. Alles Uebrige, was sonst zwischen uns noch verhandelt ist, betrifft bloße Consequenzen, wie das, was die gemischten Ehen angeht; oder dreht sich um Worte, wie ihre Protestation gegen den Christianismus vagus; oder gehört nicht zur Sache, wie die Kritik der Andacht zum Kreuze, welche Sie in Ihre „letzte Antwort" verwebt haben. Was wir über diesen ästhetischen Excurs zu sagen hätten, geht über den uns hier zu Gebote stehenden Raum hinaus. — Nur so viel im Vorbeigehen: diese Kritik des großen katholischen Poeten hat, soweit unser Gesichtskreis reicht, allgemeine Heiterkeit erregt. — Nachdem Calderon's Stücke bekanntlich die Censur des heiligen Offiziums der Inquisition passirt haben, die in diesem Punkte keinen Scherz verstand, reißen Sie ihn nach zweihundert Jahren aus dem Grabe und riechen eine Ketzerei an ihm; er soll heimlich der Lehre „von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, ohne Verdienst der Werke zugethan gewesen seyn". (letzte Antwort S. 60), während Sie S. 61 ihm gerade den entgegengesetzten „Aberglauben und verderblichen Irrthum" Schuld geben, nämlich die Heldin des Stücks, Julia, nicht „durch innere Bekehrung zu Gott durch Christum, sondern durch Anfassen eines Kreuzes mit der fleischlichen Hand" gerettet zu haben. Aber Sie haben wohl nur die gränzenlose Philisterhaftigkeit des Pietismus persiffliren wollen, in die er nothwendig jedesmal verfällt, wenn er auch nur von ferne sich in Kunst oder Poesie zu mischen versucht, die für ihn in der That nicht da sind? — Solcher Gabe des Witzes gegenüber muß man immer auf der Hut und kleiner Schalkheiten stets gewärtig seyn!

Lassen wir jedoch dergleichen Allotria und bleiben wir bei unsern Differenzen, auf dem rein kirchlichen Boden stehen. — Diese lassen sich unsers Erachtens, trotz des von Ihnen behaupteten Mißverständnisses, auf folgende einfache Sätze zurückführen:

Die katholische Kirche fordert von jedem Menschen, ohne Ausnahme, daß er ihr, der sichtbaren katholischen und römischen Kirche, angehöre, und ihrer Autorität und geistlichen Gewalt sich um seines Heiles willen unterwerfe.

Durch Ihre gesammten drei Broschüren, die uns vorliegen, zieht sich der an vielen Stellen sehr bestimmt ausgesprochene entgegenstehende Satz: daß der Unterschied der Confession die ewige Seligkeit nicht berühre, und daß es für diese gleichgültig erscheine, ob der Mensch Katholik oder Protestant sey.

Wir unsererseits haben nun behauptet und behaupten heute noch, daß dieses dem Fundamente des katholischen Lehrgebäudes zuwider, und daß, wer es zugäbe, mit oder ohne die sogenannte Union, nicht mehr katholisch seyn würde.

Was leiten wir daraus ab: etwa, daß Sie uns jenen Grundsatz: es sey nothwendig der Kirche anzugehören, auch zugeben sollen? — Ohne Zweifel wünschen wir dieß von Ihnen, wie von jedem Menschen ohne Ausnahme; aber wir verkennen auch nicht, daß die nothwendige Folge eines solchen Zugeständnisses Ihre Rückkehr in den Schooß der Kirche seyn müßte. — Daher ist bis jetzt von einem Ansinnen solcher Art zwischen uns noch nicht die Rede gewesen; unsre Wünsche sind mäßiger, und unsre Beweisführung hatte bisher bloß den bescheidenen Zweck, Sie zu dem Eingeständnisse zu bringen: daß in diesem Punkte ein unvereinbarer Gegensatz zwischen der von Ihnen verfochtenen Meinung, und der Lehre der katholischen Kirche obwalte; — ein Eingeständniß, welches Sie auf keine Weise compromittiren könnte, da es eben nichts weiter enthielte als die Tautologie: ich als Protestant bin nicht katholisch.

Sie aber weigern Sich, wahrhaft erfinderisch in ausweichenden Formen und Wendungen, diesen durch die Natur der Sache gegebenen Gegensatz zwischen der Kirche und dem Protestantismus, auf welcher möglichen und denkbaren Entwickelungsstufe derselbe auch stehe, einfach und ohne Umschweife anzuerkennen; — eine Weigerung, wodurch Sie, wenn Sie uns diese Bemerkung gestatten, in diese Discussion eine wahrhaft Schwindel erregende Verwirrung bringen. — Diese steigern Sie aber noch dadurch zur zweiten Potenz, daß Sie Sich ebenfalls weigern, rund und klar Ihre Weigerung einzugestehen. — Daher Ihr so unmotivirtes Vorschützen von Mißverständnissen, daher Ihre ungerechte und auf Sie selbst zurückfallende Beschuldigung, daß wir Ihre Worte absichtlich und böslich verdreht hätten.

Dieß ist der, für jeden Unbefangenen genügende Bericht über den Stand der Sache.

Erlauben Sie uns jetzt noch auf die Art und Weise Ihrer literarischen Kriegführung einige prüfende Blicke zu werfen, — da durch das sichtliche Bestreben: die scharfen Ränder der beiderseitigen Behauptungen zu verwischen, das Feste flüßig, das Bestimmte unbestimmt zu machen, jedwede klare Auseinandersetzung dessen, was Sie wollen und nicht wollen, — in so hohem Grade erschwert wird. Um mit einem recht handgreiflichen Beispiele anzufangen: — was soll man davon halten, daß Sie jetzt (letztes Wort S. 48) erklären: Sie hätten den Ausdruck „dogmatischer Kasten“ nicht in Beziehung auf ein, von der Kirche aufgestelltes Bekenntniß, sondern lediglich von der Hermes'schen Dogmatik gebraucht? — So leid es uns thut, zu solchen Vorhaltungen schreiten zu müssen: — was Sie sagen, ist nicht in der factischen Wahrheit gegründet. — Ihre Phrase (kleiner Beitrag S. 48) lautet dahin: daß Kern und Wesen des Christenthums sich nicht in einen „Kasten“ einschließen lasse: „weder in einen geweihten dogmatischen, noch weniger in einen profanen, philosophischen“. — Ohne allen Zweifel bezieht sich der „profa-

ne, philosophische Kasten" auf die Hermes'sche Häresie, was auch der ganze Zusammenhang des Vorhergehenden ergiebt; — aber eben so gewiß ist es, daß der in den Gegensatz gestellte: „geweihte dogmatische" auf nichts anders gehen kann, als auf das dogmatisch festgestellte Symbol, welches von der Kirche seine Weihe empfangen hat. — Dieß in Abrede zu stellen, ist um so weniger rathsam und ersprießlich, als jenes vom Kasten hergenommene Bild nur eine einzelne Variation des, durch alle drei Broschüren gehenden Themas ist: das ewige Heil sey nicht an dieses oder jenes Bekenntniß gebunden. Viele Stellen, wo Sie dieß ganz unverholen gesagt, haben wir Ihnen schon früher citirt (Bd. III. S. 594). Sie begreifen selbst, daß es keineswegs rühmlich wäre, wenn Sie jetzt Ihren eignen Worten nicht stehen wollten.

Wir haben gegen Ihre Behauptung: daß von dem einen oder andern Glaubensbekenntnisse das ewige Heil nicht abhängig sey, in unsern Sendschreiben Veranlassung genommen, Sie auf das Athanasianische Symbolum zu verweisen, welches in so bestimmten Ausdrücken als irgend gedacht werden können, allerdings die ewige Seligkeit an ein streng formulirtes Bekenntniß knüpft. — Hatte die Kirche im 4ten Jahrhundert das Recht und die Gewalt von Gott, aus ihrer Tradition heraus, der Irrlehre in solcher Form den Glauben der Kirche in Betreff des angefochtenen Punktes entgegen zu stellen, und dabei zu erklären, daß außer diesem kein Heil ist, — warum nicht auch im 16ten Jahrhundert wegen anderer Punkte? — Wollen Sie, fragten wir, Ihre Gleichgültigkeit auch auf den Arianismus erstrecken? — Was antworten Sie hierauf? Die Kirche sey den Arianern gegenüber allerdings im Rechte gewesen. „Das Recht der Kirche" zur Feststellung des Athanasianischen Symbols „lasse sich jedoch keineswegs in den heillosen Satz verkehren: mit dem Annehmen dieses Bekenntnisses sey der Mensch seines ewigen Heils sicher, so daß er, nachdem er es einmal abgelegt, nun weiter nichts mehr bedürfe?" — O, hätten Sie, als Ihnen der Gedanke kam,

Sich auf diese unwürdige Flucht zu begeben, — wir wählen das mildeste Wort, welches unsere Sprache zur Bezeichnung solcher dialektischen Wendungen besitzt! — hätten Sie ihn doch durch jenen gewissen, einsylbigen Bescheid, vom dem Sie S. 5 Zeile 17 Ihres „letzten Wortes“ mit so vieler Grazie sprechen, energisch ab und für immer zur Ruhe verwiesen! — Sind wir es denn, die da lehren oder glauben, oder je durch eine Sylbe zu der Meinung Veranlassung gegeben haben, als glaubten oder lehrten wir: „mit dem Bekenntnisse sey Alles gethan?“ — Ist es denn etwa unsre Kirche, die den Satz aufstellt: der Glaube, mit oder ohne Bekenntniß, sey Alles, die guten Werke unnütz und der Seligkeit hinderlich? — War denn überhaupt das der Streitpunkt zwischen uns? — Wir streiten, dächten wir, darüber: ob ein bestimmtes Glaubensbekenntniß und zwar insbesondere: ob das katholische als nothwendige Bedingung zur ewigen Seligkeit gedacht werden müsse? Wir sagten: ja; Sie: nein. Da citirten wir Ihnen das Symbol des heiligen Athanasius; Sie aber springen plötzlich ab, und schieben uns die wahrhaft abscheuliche Häresie unter: „daß es außer dem Bekenntnisse des Glaubens nichts weiter zur Seligkeit bedürfe.“ (S. 47.) O, warum haben Sie uns das gethan! — Wir hatten, wie man sich denn von jedem Schriftsteller ein bestimmtes Bild zu machen pflegt, das Ihrige mit allen Zügen der ehrenvesten Ritterlichkeit geschmückt. Und nun...... — Nein, verehrtester Herr, was Sie uns zuschieben, ist nicht unsre Meinung! Nicht mit dem einmaligen Ablegen eines Bekenntisses ist es gethan, auch nicht mit dem bloßen Glauben, sondern nur der, dessen Glaube in der Liebe thätig ist, die sich in guten Werken offenbart, nur ein solcher darf, wenn er getreu ist bis an's Ende, durch die Gnade Gottes die Krone des ewigen Lebens erwarten. — Aber der Glaube und zwar ganz speziell jener der katholischen und römischen Kirche und dessen Bekenntniß vor den Menschen, obwohl es damit allein keineswegs gethan ist, gehört auch dazu und ist nach der Lehre der Kirche eine der nothwendigen

Voraussetzungen des ewigen Heils. Das war es, worauf es zwischen uns ankam; Ihr geschicktes Ausbiegen verschiebt den Gesichtspunkt für Jeden, der unsrer Disputation nicht mit Aufmerksamkeit gefolgt ist. — Ihre gesammte Ausführung also von S. 47 bis 53 Ihres „letzten Wortes"' wodurch Sie uns belehren wollen, daß es eine abscheuliche Gottlosigkeit sey, „die Bekehrung mit einem äußern Act abmachen zu wollen", hätte unsertwegen ungeschrieben bleiben können. — Es thut uns leid, Sie dieserhalb bemüht zu haben; was Sie hier bestreiten ist uns zu behaupten nie eingefallen. — Wenn Sie uns daher die Frage stellen (S. 45): „ob wir es denn wirklich für eine katholische Ansicht gelten lassen, daß mit dem Ablegen des, auf Befehl des Papstes Pius V. entworfenen Bekenntnisses Alles erreicht sey, was die Erlösungsanstalt der christlichen Kirche umfaßt?" so könnten Sie nach dem Zusammenhange des katholischen Systems, wenn Ihnen dieses bekannt war, leicht ermessen, was wir antworten würden. Mit dem Ablegen des Bekenntnisses des Papstes Pius V. ist keineswegs Alles erreicht, es ist bloß der erste, als solcher aber unbedingt nothwendige Schritt; eben so wenig wie derjenige, welcher eine Reise antritt dadurch schon am Ziele ist, daß er sich auf die Wanderschaft begiebt, oder derjenige, welcher bei seiner ersten Anstellung den Diensteid schwört, deshalb auch schon seine ganze Laufbahn zurückgelegt hat. — Aber abreisen muß er, sonst ist es nicht füglich möglich, daß er jemals ankomme. — Den Diensteid muß er leisten, sonst kann er das Amt nicht übernehmen. Eben so auf dem kirchlichen Gebiete: ablegen muß der, welcher das Unglück hat außerhalb der Kirche zu stehen, sein Glaubensbekenntniß, sonst kann er der Mittel des Heils nicht theilhaft werden, welche die Kirche verwahrt. Dann aber muß er genau nach seinem Glauben leben, d. h. nicht bloß glauben, was die Kirche lehrt, sondern in jedem Verhältnisse des Lebens thun, was sie befiehlt; — was freilich etwas bei weitem Schwereres ist, als einmalige Ablegung eines Glaubensbekenntnisses. Sie dagegen, geehr-

ter Herr! verwechseln die Nothwendigkeit eines Mittels mit seiner Eigenschaft: für sich allein und mit Ausschluß aller andern genügend zu seyn. —

Eben dasselbe Verrenken der wahren Sachlage, dasselbe instinktmäßige Umgehen der zur Sache dienenden Punkte, auf die es ankommt, dasselbe Vorschieben fremder, nicht hieher gehörender, oder wenigstens nicht in diesem Augenblicke besprochener Fragen findet sich auch in dem, was Sie S. 43 Ihres „letzten Wortes", ebenfalls wieder mit ganz unnützer Polemik durchwebt, uns entgegenhalten. — Sie hatten (kleiner Beitrag S. 39) geäußert: Sie glaubten nicht, daß es die Absicht des jetzt regierenden Papstes sey, von allen Katholiken „ein strenges Festhalten an den Buchstaben der Vorschriften über Dogma und Praxis, bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, zu fordern." — Wir verwiesen Sie zur Antwort auf eine Stelle des vom Papste Pius V. vorgeschriebenen Glaubensbekenntnisses, worin heute noch wie damals Jeder, der es ablegt, eidlich das gelobt, was, wie Sie behaupten, dermalen nicht mehr gefordert werde. (Bd. 3 dieser Zeitschrift S. 463). Bei Ihrer Replik hierauf schlagen Sie den seltsamen Weg ein: zuerst eine wunderliche Mißgeburt von Glaubensbekenntniß zu formuliren, welches mit den Worten schließt: „mit dem Bekenntnisse ist Alles gethan". — Nachdem Sie dieß zu Tage gefördert, protestiren Sie feierlich gegen die Anwandlung: dieß aus Rache an uns der katholischen Kirche unterzuschieben! „Pfui"! — Aber nachdem Sie den Versucher von sich abgewehrt, versichern Sie doch: „so häufig sich eine solche Lehre finde, so sey sie doch immer eine Verunstaltung"; die Geistlichen, die also lehrten oder diese Lehre begünstigten, frevelten gegen die Kirche, „so viele ihrer seyn mögen und so hoch sie in der Hierarchie stehen mögen". Sollen diese Worte einen Inhalt haben und nicht leer in den Wind geredet seyn, so sagen Sie aus: also die bis zur Albernheit scheußliche Lehre: daß mit dem Ablesen eines Bekenntnisses Alles

gethan sey, — ist zwar nicht die der Kirche, findet sich aber doch häufig; viele Geistliche theilen und begünstigen sie doch; diese freveln zwar, aber sie stehen doch hoch in der Hierarchie. O der wackern treuherzigen Vertheidigung, welche unter der milden, liebreichen Form: die Kirche gegen eine Verläumdung zu schützen (an die Niemand gedacht und die man selbst so eben erst als Hypothese in die Welt gesetzt hat!) der Hauptsache nach deren Inhalt zugiebt, und dabei durch die gewählte Form der excusatio non petita sich der Mühe wie der Pflicht des Beweises überhebt! Rechnet man dazu noch die treffliche Parallele zwischen den „vielen, hoch in der Hierarchie stehenden Geistlichen“ und Simon dem Zauberer, so muß man gestehen, daß selbst Calvin sich dieses Meisterstückes dialectischer Bonhommie nicht zu schämen gehabt hätte.

Unmittelbar darauf folgt wieder eine Ehrenrettung mit obligater Verwahrung. „Ich habe schon erklärt und wiederhole nochmals auf's allerdeutlichste, ich glaube nicht oder, um mich noch bestimmter auszudrücken (— — —), ich weiß, daß es nicht wahr ist“ (was denn? daß der Papst von den Gliedern der Kirche, um ihres Heiles willen, das strenge Festhalten an allen Einzelnheiten des Dogmas und der Disciplin fordere? denn darauf kam es hier allein zwischen uns an, und darauf erwarteten wir Ihre Antwort! — Mit nichten! — Sie sind wiederum abgesprungen!). „Ich weiß daß es nicht wahr ist, daß die katholische Kirche von ihren Bekennern im 19ten Jahrhundert als eine Pflicht fordert, die Nachkommen derer als Feinde zu hassen, die im 16ten Jahrhundert gegen den damaligen Unfug“ (Unfug! so nennen Sie im gelegentlichen Vorbeigehen den heiligen Stuhl und die Autorität der Kirche!) „protestirten“. — Freilich ist das nicht wahr; freilich hat die Kirche niemals geboten, irgend Jemanden als unsern Feind zu hassen. Aber wer hat dieß je behauptet? gegen wen gilt der Streit? Gegen uns? Aber haben wir nicht selbst Ihnen eine hieher gehörende Stelle aus dem Catechismus Romanus citirt, die

für die Feinde der Kirche zu beten lehrt? Wohl aber forder die Kirche, nicht bloß von den Nachkommen der Protestanten im 16ten Jahrhundert, sondern von Allen die außerhalb ihrer Einheit stehen, und dieß zwar um des Heiles ihrer Seelen willen, Rückkehr in ihren mütterlichen Schooß, und verbietet ihren Kindern mit allen Denen, die draußen sind, zwar nicht den bürgerlichen und menschlichen Verkehr, aber jede Gemeinschaft in sacris, und diese Bedeutung hat für uns die Stelle aus dem zweiten Briefe Johannis, die Ihnen citirt ward.

Aus Ihrer Abneigung es sich klar zu machen, daß zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus ein innerer Gegensatz bestehe, der nicht zu vereinigen oder zu vermitteln, und nur dadurch zu lösen ist, — daß zuletzt die Wahrheit siegt, also entweder die Kirche im Protestantismus oder der Protestantismus in der Kirche aufgehen muß — aus dieser Abneigung folgt eine Reihe anderer praktischer Uebelstände in Ihrer weitern Argumentation. Sie wollen den Gegensatz, wie er besteht, nicht anerkennen, und suchen daher, unstreitig consequent, seine naturgemäßen Aeußerungen zu hemmen. Zu diesem Ende wollen Sie, was geschehen ist, „vergeben und vergessen und die bittern Erinnerungen verlöscht“ wissen, und gestehen (S. 34): daß Sie die welthistorischen Aeußerungen Luthers, über sein Verhältniß zur katholischen Kirche, „ungern nach dreihundert Jahren aufgewärmt sehen“. — Wir wollen hoffen, daß Ihnen die empörenden Mißhandlungen, welche die Geschichte seit dreihundert Jahren von den Ihrigen hat erdulden müssen, nicht minder unangenehm seyen; aber Sie waren es ja auch, der da lehrte: „vor allen Dingen Wahrheit“! — Wie Sie zu deren Ermittelung ein unverbrüchliches Schweigen auf unsrer Seite für dienlich und zweckmäßig erachten, wie Sie eine solche Anforderung an uns auch nur mit den allergewöhnlichsten Begriffen von Billigkeit vereinbar finden können, — dieß ist uns, trotz alles angewandten Nachdenkens, nicht klar geworden. —

Blicken Sie um Sich! — Die Erscheinung straft, mit Göthe zu reden, Ihre Theorie auf jedem Schritte Lügen. Wenn Sie Ihren Marheinecke und Röhr und Raumer und Ranke, und wie sie sonst heißen, welche die Geschichte der Trennung im Interesse Ihrer Parthei ausbeuten, Schweigen gebieten weder können noch wollen, wenn, wie jüngst in Berlin, die Primaner bei den Jubelfesten eben jener unglücklichen Begebenheit declamiren müssen:

„Denn wer Gottesdienst begehrte, dem ward Menschendienst gezeigt
Schmachtenden statt Brots der Wahrheit, eitlen Wahnes Spott gereicht“; —

dann geehrter Herr! gestatten Sie auch uns, daß wir die Kehrseite der Medaille vorzeigen, und überlassen Sie es Gott und der Zeit, zwischen Ihnen und uns zu richten. — Suchen Sie weder ein Justemilieu, noch ein unnatürliches Schweigen zu erzwingen, als welches beides unmöglich ist, sondern seyn Sie so billig einzuräumen, daß wenn der Protestantismus ein ganz natürliches und sich von selbst verstehendes Interesse hat, die Trennung dadurch zu rechtfertigen, daß er die Schuld derselben der Kirche beimißt, die Glieder dieser letztern eben dadurch wieder eine unabweisliche Aufforderung erhalten, durch Darlegung der Thatsachen von ihrem Standpunkte aus die Kirche zu rechtfertigen. Zu Ihrem Systeme: daß von dem Bekenntniß die Seligkeit nicht abhänge, will sich dieß freilich nicht schicken, aber eben dieser Umstand, daß Ihr System gegen das Factum, gegen die Geschichte, gegen die Natur der Dinge verstößt, sollte Sie etwas mißtrauisch machen. Uebrigens erkennen wir gerne an, daß Ihrer Abneigung gegen geschichtliche Erörterungen der oben genannten Art ein ganz richtiger Instinct zum Grunde liegt. — Vor der freien Discussion kann sich in unsrer Zeit, in welcher der Sinn für geschichtliche Wahrheit sich wieder zu regen beginnt, der Protestantismus nicht halten; daher die Klaglieder über Aufregung und Erbitterung, sobald von unsrer Seite die Vertheidigung der Kirche auf geschichtlichem Gebiete begann; die

böswilligste und gehässigste Anklage dagegen trinkt dieselbe Toleranz wie Wasser in sich, ohne eine Miene zu verziehen. Soll gar das Kirchen-Jüstemilieu dadurch erzwungen werden, daß die Gewalt sich in's Mittel schlägt, und auf der einen Seite sorgsam jede Aeußerung einer freien und katholischen Gesinnung unterdrückt, auf der andern dagegen die finnlosesten Schmähungen und Verfälschungen der Wahrheit nicht nur nicht hemmt, sondern von Regierungswegen unter dem Volke verbreitet, dann muß, trotz alles Geredes von Frieden, zuletzt auch der Kurzsichtigste merken, worauf es abgesehen sey.

Wir haben Ihnen schon früher bemerklich gemacht, daß auch wir den Frieden wollen, aber das, was Sie Frieden nennen, setzt zuvörderst voraus: die Kirche solle sich selbst oder deren Mitglieder die Kirche aufgeben. Auch hier läßt sich unsre Differenz ganz kurz in folgender Weise angeben.

Wir glauben, jeder Friede müße damit anheben, daß der Unterschied, ja der unvereinbare kirchliche Gegensatz, ehrlich anerkannt werde, weil es Thorheit oder Arglist wäre ihn zu ignoriren. — Dann aber kann und muß ermittelt und festgestellt werden, wie beide Theile sich auf dem politischen Gebiete zu einander verhalten sollen, um hier einträchtig und friedlich mit und neben einander zu leben. Und dieser politische Friede ist möglich, weil das Factum beweist, daß er in vielen Ländern wirklich ist.

Sie dagegen wollen über diesen politischen Frieden hinaus eine gegenseitige Anerkennung: daß wir im Wesentlichen einig, und daß der Unterschied ohne Einfluß auf das ewige Heil sey, und hierauf wollen Sie den äußern politischen Frieden gründen. — Dieß ist nach unsrer Ansicht ein Weg, der, wenn er mit solchen Mitteln verfolgt wird, wie in Preußen seit dem 20. November 1837, nothwendig und unvermeidlich zur Zerstörung des wünschenswerthen Friedens führen muß. —

Ueber das Verhältniß der Kirche zum Staate wollen wir hier in Kürze nur so viel bemerken, daß es wider die Wahrheit geredet ist, wenn Sie uns (letztes Wort S. 18 und 19) die Theorie des Herrn von La Mennais unterzuschieben suchen, welche im Athanasius mit großem Rechte eine widersinnige und verwerfliche Irrlehre genannt ist. — Es fällt uns nicht ein zu behaupten: jedweder Mensch in jedwedem Staate habe das natürliche, angeborne Recht jedwede Lehre, auch die tollste und gotteslästerlichste, zu verkünden und Anhänger für dieselbe zu werben, ohne daß die weltliche Gewalt ihrerseits das Recht hätte ihn daran zu hindern. — Wenn ferner ein protestantischer Herr über den Protestantismus in seinem Gebiete oberster Bischof zu seyn, und deshalb ihn regieren zu müssen glaubt, so beneiden wir ihm diese schwierige Aufgabe nicht, wollen ihm aber auch das Recht ihre Lösung zu versuchen im geringsten nicht streitig machen, weil dasselbe, unter der Voraussetzung der Existenz des Protestantismus, wirklich historisch und, mit manchen nicht hieher gehörenden Modalitäten, auch rechtlich begründet ist. Was wir aber behaupten ist: daß es eine durch und durch nichtige und abgeschmackte Anmaßung wäre, wenn eine protestantische, weltliche Macht, welche durch feierliche Verträge der katholischen Kirche Schutz und Freiheit in ihrem Lande, und den Katholiken gleiche Rechte mit den Nichtkatholiken zugesichert hat, hernach im Namen eines pseudophilosophischen Staatsrechts direct oder indirect die Regierung der Kirche in Anspruch nähme, und sich somit in Sachen mischte, die sie nichts angehen. Dieß gilt insbesondere von der Forderung protestantischer Behörden für die Entscheidungen des Papstes in Glaubenssachen eine höhere Instanz bilden zu wollen. — Sie bemerken mit dem Ihnen eigenthümlichen attischen Salze, daß Sie das Verhältniß, wie es in der Türkei zwischen dem Padischa und den Raja's besteht, als idealisches Vorbild für das christliche Europa nicht anerkennen könnten. — Ohne Zweifel haben Sie den Ferman gelesen, der kürzlich durch die Zeitungen ging, und in welchem Sultan

Mahmud das Verhältniß seinen katholischen Unterthanen zum „Staate" feststellte. — Es ist traurig, daß den Katholiken die Wahl zwischen dem verfeinerten, pseudophilosophischen Absolutismus im Abendlande, und jenen türkischen Verhältnissen keinen Augenblick zweifelhaft seyn würde. — Widmen Sie gefälligst dem interessanten Actenstück einige Aufmerksamkeit, und verschmähen Sie es nicht, an diesem Maaßstabe die Rechte und Freiheiten der Katholiken in gewissen occidentalischen Ländern zu prüfen. Ein weiser Mann, wie Sie kann von dem Geringsten Manches lernen, selbst vom Padischah. —

Fragen wir endlich, wie unsre beiderseitigen Ansichten sich in Betreff der gemischten Ehen, als des Punktes verhalten, von dem unsre ganze Discussion ausging, so ist hier, unsers Dafürhaltens, die Uebersicht dessen, was beide Theile wollen, nicht minder leicht.

Die katholische Kirche lehrt, daß Jeder, der mit Bewußtseyn und entschiedenem Willen sich von ihr trennt, und einem andern Glauben zuwendet, wenn er ohne Buße gethan zu haben in diesem Zustande stirbt, einem strengen Gerichte entgegen geht.

Der, welcher nicht selbst austritt, aber seine Kinder in einer andern Religion als der allein wahren, katholischen erziehen läßt, steht dem, der selbst den wahren Glauben verleugnet gleich. —

Die Kirche muß also, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, Jedweden, der eine gemischte Ehe schließt, 1) mit dieser Lage der Sache bekannt machen; 2) ihn, so viel an ihr ist, anhalten, daß er für die katholische Erziehung der Kinder Sorge trage, und nur dann die Ehe eingehe, wenn der unkatholische Theil durch ein glaubwürdiges Versprechen in jene Bedingung gewilligt hat; 3) jedweden Segen oder rituellen Act verweigern, sobald ein Katholik leichtsinnig genug ist, ohne jene in der Natur der Sache liegende Vorsicht oder gar mit dem Bewußtseyn eine Ehe zu schließen, daß die Kin-

der ganz oder zum Theil im Irrglauben erzogen werden sollen. Wird die Ehe dennoch geschlossen, so hört sie zwar niemals auf, in den Augen der Kirche eine schwere Sünde zu seyn, aber die Kirche hat deren bürgerliche Gültigkeit nie angefochten. Die kirchliche Gültigkeit ist in den (altpreußischen) Provinzen, wo das Conzilium von Trident nicht publizirt worden, nicht bestritten, und für die westlichen Provinzen durch das bekannte Breve Pius VIII. anerkannt. Die Ausdehnung dieses Breve's auf das Großherzogthum Posen hat der Erzbischof von Dunin bekanntlich gewünscht, die preußische Regierung sein desfallsiges Gesuch verworfen.

Erlassen Sie uns die Aufzählung dessen, was im Widerspruche mit den oben entwickelten Grundsätzen der Kirche die preußische Regierung gefordert hat. — Es ist so vielfach modifizirt und abgestuft, in so verschiedene Formen gekleidet, so mannigfaltig colorirt, zugleich aber auch so erschöpfend und nach allen Richtungen hin besprochen, daß wir uns um unsre und unsrer Leser willen dieser Mühe überheben können. Nur die Bemerkung sey uns gestattet: allen jenen scheinbar so verschiedenartigen, so oft proteusartig wechselnden Formen, in welchen die Versuchung den Häuptern der Kirche nahe trat, lag der eine unabänderliche Gedanke zum Grunde, der, wie oben bemerkt, auch die Axe ist, welche durch Ihre drei Broschüren läuft: — da wir im Wesentlichen eins seyen, möge die katholische Kirche, nicht sowohl direct als durch concludentes Handeln und Geschehenlassen, anerkennen: daß der Mensch ohne Gefahr seines Heiles auch dem Protestantismus angehören dürfe. — Daher, um von weniger bekannten Fällen zu schweigen, schon im Jahre 1826, lange vor Ausbruch der jetzigen Zerwürfnisse, jener Criminalproceß gegen vier katholische Priester in Ostpreußen, weil sie die weibliche Schuljugend von Eingehung gemischter Ehen abgemahnt haben sollten. (Sie finden die cause celébre in Hitzig's Zeitschrift für die preußische Criminalrechtspflege Heft 16.) Daher auch jene interessante königliche Kabinetsordre vom 28. Februar 1828,

wodurch die Ertheilung der Absolution an jene Katholiken befohlen wird, welche ihre Kinder protestantisch erziehen lassen würden. — (Sie können dieses interessante Document in der Schrift: Die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln, von einem praktischen Juristen, 2te Abtheilung, S. 114, nachlesen.)

Wir haben Ihnen in unserm jüngsten Schreiben die Frage gestellt: warum die preußische Regierung die Entscheidung über die religiöse Erziehung der künftigen Nachkommenschaft nicht den Brautleuten überließe, da es ihr, den Gesetzen des deutschen Bundes gemäß, gleichgültig seyn muß, welcher Confession ihre Unterthanen sich mit freiem Willen zuwenden? — Da es Ihnen nicht gefallen hat, darauf rund und nett zu antworten, so wollen wir Ihnen nunmehr bemerklich machen, daß die Antwort einfach in dem Bewußtseyn liegt: Der Protestantismus könne, wo er dem katholischen Glauben auf dem Gebiete einer kirchlichen Frage mit gleichen Waffen gegenüber steht, der vollständigsten Niederlage im Voraus gewiß seyn. — Dieß weiß man, und will deshalb den Zwang weltlicher Gesetze in die Schaale dessen legen, dessen Religion die schwächere ist.

Als im Jahre 1802 das königl. preuß. Justizministerium den Antrag stellte, das Verbot der freien Verträge unter Ehegatten verschiedener Religion in Betreff der religiösen Erziehung ihrer Kinder aufzuheben, weil es der Toleranz widersprechend und die rechtliche Freiheit beschränkend sey, ward darauf in einem gewissen Gutachten geantwortet (s. S. 18 die Gefangennehmung a. a. O.): „Es ist klar, daß in den gemischten Ehen, selbst ohne allen besondern Einfluß werbender Geistlichen, derjenige Theil, welchen das verschiedene Glaubensbekenntniß seiner Kinder quälende Sorge, oder gar die Ruhe des Lebens nicht kostet (was bei Katholiken gewiß oft der Fall ist), schon in Rücksicht dieses seines wenig oder gar nicht beunruhigten Gewissens auch der nachgebende Theil seyn wird. Jedem rechtgesinnten Katholiken schon als solchem, und

ohne fremde Insinuationen, ist es nach seinem Glauben unmöglich, seine Kinder ruhig in einer andern Religion erziehen zu sehen, wogegen es dem Protestanten nicht an Beruhigungsgründen fehlt. — So lange also jene, uns keinen Schritt weiter lassende Grundintoleranz der römischen Kirche besteht, und das wird sie, so lange es römisch-katholische, giebt, sind Protestanten und Katholiken in den gemischten Ehen für parties égales nicht zu halten, denen man die Sorge für das Uebrige (für die Erziehung der Kinder) überlassen könnte; sondern dem Protestanten müssen die Gesetze zu Hülfe seyn und zum Riegel seines Nachgebens, damit nicht endlich in jeder gemischten Ehe eine protestantische Familie unfehlbar verloren gehe, und der Katholicismus immer mehr Platz greife".

Auf dieser Grundlage steht die heutige preußische Gesetzgebung.

Erlauben Sie uns jetzt noch das eben Gesagte durch ein aus einem Artikel der „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" (Nro. 1601, Jahrgang 1838) gezogenes Citat zu illustriren. Der Verfasser ist Protestant, und wir theilen in vielen Punkten seine Ansicht nicht; das Nachfolgende aber paßt auf unsern Streitpunkt, wie wenn es dafür geschrieben wäre. „Was würde erfolgt seyn, wenn die preußische Regierung gar nicht in diese Angelegenheit sich eingemischt, und den katholischen Beichtvätern freien Spielraum gelassen hätte? Der eifrige Katholik hätte sich unterworfen, er hätte nur mit einer Protestantin sich verbunden, die gleichgültiger gesinnt in ihrer Confession, sich zur katholischen Erziehung ihrer Kinder verpflichtet hätte. Umgekehrt wäre der eifrige Protestant nur mit solcher Katholikin in eine Ehe getreten, welche auf diese Bedingung verzichtet, und ihre Kinder der protestantischen Kirche überantwortet hätte. Hier ist ein gleiches Verhältniß; was auf der einen Seite der Protestantismus verliert, das gewinnt er auf der andern Seite. Ein dritter Fall ist der, daß beide Liebende auf ihrer Confession bestehen, und dem zufolge ihre Verbindung auflösen oder viel-

mehr nicht antreten. Das kann allerdings einige Schmerzen, einige gebrochene Herzen absetzen, allein eigentliche Gefahr für den Staat läßt sich darin nicht erblicken. Zudem ist es besser, wenn vor der Ehe die Schmerzen eintreten, als in der Ehe, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß eine Ehe, in der starrer Confessionszwiespalt herrscht, und in der die Liebe den Glaubensunterschied nicht überwunden hat, im höchsten Grade unglücklich seyn werde. Zwei orthodoxe Leute von verschiedener Confession sollten einander nie heirathen; ein enges Zusammenleben bei schroff entgegenstehenden Ansichten über die höchsten und heiligsten Verhältnisse kann nur traurige Resultate erzeugen. Muß es dem katholischen Theile nicht schmerzhaft seyn, muß er nicht täglich Qualen empfinden, wenn er seinen Gatten und einen Theil seiner Kinder für ewig verdammt halten soll, wenn keine Hoffnung auf Wiedersehen nach dem Tode für ihn statt findet? Daß also solchen Ehen durch vorhergestellte Verbindlichkeiten zuvorgekommen werde, daß man sie durch Anforderung bestimmter Versprechungen verhütet, das scheint mehr eine weise als eine gefahrbringende Maaßregel zu seyn".

„Man hat häufig behauptet und gedankenlos nachgesprochen, daß bei der Zulassung solcher Versprechen allmählig die ganze Bevölkerung katholisch werden würde. Man setzt also voraus, daß der protestantische Theil stets der nachgebende, der indifferente seyn werde, daß derselbe stets seinen Glauben aufopfern werde, wogegen der katholische Theil stets auf seinem Glauben beharren, und siegend aus dem Kampfe zwischen irdischer und himmlischer Liebe hervorgehen werde. In der That, man hat eine gute Meinung von der innerlichen Begründung des Protestantismus bei den einzelnen Individuen! Wäre dem wirklich so, wäre die protestantische Ueberzeugung so ohnmächtig in den Individuen, herrschte vorzugsweise ein solcher kläglicher Indifferentismus bei der protestantischen Bevölkerung, während die katholische durchweg von der Energie eines heiligen Glaubenseifers beseelt würde, wahr-

lich, so verdiente der Protestantismus dort zu Grunde zu gehen. Was innerlich auf so schwachen Füßen stände, das ließe sich durch äußere Stützen nicht halten, noch verlohnte es sich der Mühe. Wäre es so, so müßte jeder Gesinnungsvolle dem Katholicismus den naturnothwendigen Sieg wünschen, denn die intensive Kraft einer Lehre steht mit ihrer Zeitgemäßheit und Wahrheit in gleichem Verhältnisse; wer das Vertrauen auf die Widerstandskraft des Protestantismus bei gleichen Verhältnissen der Confessionen verliert, der verliert auch das Vertrauen auf seine Wahrheit".

So weit das, was die Sache betrifft, die zwischen uns zur Sprache gekommen ist. Ob sie diesen Status causae et controversiae unterschreiben werden, wissen wir nicht; auch ist dieß ziemlich gleichgültig. — Liegen doch die Akten unsern Lesern zur Prüfung und Vergleichung vor.

Außerdem haben wir noch einige Worte an Ihre geehrte Person zu richten. — Sie haben uns dazu das Recht gegeben, nachdem Sie den innersten Kern unserer Seele, unsern Willen und unsre Absicht vor Ihr Forum zu ziehen und zu verurtheilen Sich nicht gescheut haben. So sey denn auch uns gestattet, aus den uns vorliegenden drei Broschüren das zu folgern, was deren Autor denkt und will, in soweit es überhaupt menschlichen Kräften gegeben ist, aus den Aeußerungen eines Andern auf sein Inneres zu schließen. —

Zuvörderst, „ohne Bitterkeit und Ironie", die feierliche Versicherung: daß wir Sie mit Denen nicht verwechseln, welche Sie, seit dem Beginne der Kölnischen Sache, als Streitgenossen an Ihrer Seite zu erblicken das Unglück haben. Diese Federn setzt, wie Sie ja eben sowohl wissen, zum größten Theile der Metallreiz in Bewegung, der auf die Hände wirkt. — In Ihnen haben wir eine Ueberzeugung, ein geistiges Interesse bestritten, und wir bitten Sie beim Scheiden unsre directe Ansprache als einen Beweis anzusehen, daß wir Sie nicht mit Jenen verwechselten, — die wir keines Wortes würdigten noch würdigen werden. Deshalb kann auch

nicht davon die Rede seyn, daß wir Ihnen, wie Sie uns thaten, absichtliche, wissentliche, bewußte Entstellung der Wahrheit vorwerfen sollten. — Das sey ferne von uns! wir würden damit gegen unsre Ueberzeugung sprechen, und Ihnen ohne Noth wehe zu thun, ist nicht unsre Absicht.

Und dennoch, geehrter Herr! können wir Sie nicht mit dem Troste entlassen, daß wir Sie als einen, im guten Glauben, schuldlos Irrenden betrachteten, und wir gestehen Ihnen offen, daß auch wir deshalb, obwohl aus andern Gründen, es für heilsam erachten, daß Sie diesen Briefwechsel abbrechen.

Sie glauben ohne Zweifel, daß Sie die Wahrheit und die Ehre Gottes wollen, und um dieser höchsten Zwecke willen die Fehde gegen uns unternommen haben, von der Sie jetzt abstehen. — Diese gute Meinung wollen wir Ihnen nicht bestreiten. — Aber, wenn Sie uns gestatten, Ihnen den Eindruck wiederzugeben, den Ihre Art und Weise auf uns gemacht hat, so sey Ihnen unverholen: — Ihr Protestantismus steht an und für sich auf schwachen Füßen. Aber er hat hinter sich ein anderes Interesse, das ihn stützt und welches Sie uns der Kürze halber, und mit Vorbehalt unserer Explication, die gleich folgen soll, Preußenthum zu nennen erlauben mögen. — Nach dessen actuellem Bedürfniß modificiren und appretiren Sie, gewiß unbewußt, selbst Ihren Protestantismus. — Und nach diesen beiden Potenzen, im dritten Gliede, kömmt bei Ihnen die Wahrheit und die Ehre Gottes. Sie dienen beiden, aber nur in sofern, als dadurch das Preußenthum und der, für dessen Zwecke eingefriedigte Protestantismus in keiner ihrer Phrasen unsanft berührt werden. Unter jene beiden Glaubenssätze haben Sie, ohne es zu merken, vorab Ihren Geist und Ihr Herz gefangen gegeben, — und an diesem, allen Argumenten vorausgehenden Glauben hat selbst das Gesetz des Widerspruches seine Kraft verloren. Deshalb behandeln Sie den, der Ihnen mit einer logisch geordneten Beweisführung nahe rückt, wie Ihren Feind,

schlagen seine Argumente mit dem aus der Luft gegriffenen Vorwurfe einer bösen Absicht, eines unlautern, auf Verdrehung Ihrer Worte gerichteten Willens tapfer aus dem Felde, winden und wenden Sich in einer Weise, in der wir Sie nicht wieder erkennen, und brechen schnell die Verhandlung ab, geleitet durch das dunkle, aber richtige Gefühl: Daß eine geordnete, Punkt für Punkt erschöpfende Erörterung Ihren beiden Axiomen nicht ganz gelegen käme. — Aus diesem Gefühle der Unsicherheit rührt auch Ihr Zorn, der, nachdem er in der ersten Hälfte Ihrer „letzten Antwort" stärker gewesen als Sie, gegen das Ende wieder eingefangen und durch Erklärungen gemildert wird, welche von einem Herzen und Gemüthe Zeugniß geben, die besser sind als Ihr kirchenpolitisches System.

Ueber das „Preußenthum" sind wir Ihnen noch folgende Worterklärung schuldig. Wir verstehen darunter nicht eine treue Anhänglichkeit an Ihren König und Ihr Land; eben so wenig einen, wenn auch mitunter etwas übertriebenen Stolz auf wirkliche oder geglaubte Vorzüge der preußischen Verwaltung; darüber lassen wir Jedem gerne seine Meinung, und fühlen uns nicht veranlaßt, weder mit Ihnen noch überhaupt, dafür oder dagegen zu streiten. — Preußenthum ist uns jene, sowohl der preußischen Regierung als dem trefflichen, hochachtbaren Volke selbst so überaus gefährliche, blinde Anbetung eines vermeintlichen preußischen Staatsinteresse, die diesem, wie einem Moloch, Glauben, Recht, Ehre und Gewissen opfert. Dieser Richtung dient heute eine unsaubre Cohorte von Schriftstellern, zu welcher alter und neuer Bonapartismus, Unglauben, Liberalismus, Pietisterei, pseudo-philosophischer Dünkel, Freimaurerei und Machiavellismus ihr Contingent gesteuert haben, und deren Fahne ein fanatischer Hochmuth trägt, wie ihn die Welt noch nie gesehen. Dieß ist die literarische Phalanx, die heute sich um das geschaart hat, was sie die preußische Staatsidee nennt, und die mit betäubendem Jubelgeschrei die Eröffnung des Feldzugs gegen die katholische Kirche begrüßte. Wir trösteten uns damals,

daß, außer Joel Jakoby, bis jetzt nur das despotisch-revolutionäre Gesindel jene Schritte zu vertheidigen unternommen, und daß mithin, wenn erst die Zeit der Mißstimmung, der Täuschung, der Aufregungen des Gemüths vorüber, Männer, wie z. B. Sie, wohl wieder in die rechte Bahn einzulenken wissen würden. — Da kam Ihr Brief mit Ihrer ersten Broschüre, und ließ uns einen Blick in die Stellung thun, welche der Kreis von frommen und „gläubigen", politisch antirevolutionären Protestanten nehmen würde, dem Sie, wenn wir nicht irren, angehören. Daß Sie, ohne Noth und ohne Dank, eine so über und über unreine Sache weiß zu waschen sich herbeilassen könnten, hatten wir nicht erwartet, — nicht für möglich gehalten. — Diese Verblendung, welche solchem Beginnen zum Grunde liegt, nennen wir nicht preußische Vaterlandsliebe, die wir ehren und achten, sondern Preußenthum. Sie haben diese Bahn mit freiem Willen eingeschlagen. Täuschen Sie Sich nicht! heute stehen Sie neben den Herrn Bretschneider, Grashof und Consorten, die in ihrer platten Geistlosigkeit genau dasselbe sagen, was Sie gewandt in zierliche Phrasen kleiden. — Es ist Ihre Sorge, zwischen Sich und dieser Gesellschaft, die nicht die Ihrige ist, eine genügende Schranke zu setzen.

Auf diesem Standpunkte der Discussion muß diese begreiflicherweise still stehen, wenn nicht von beiden Seiten früher bereits Gesagtes zum Ueberdruß und Ekel des unschuldigen Lesers wiederholt werden soll. — Wir haben Ihnen nichts mehr zu sagen. Und dennoch können wir nicht scheiden, ohne eine Bitte an Sie zu wagen, die Sie uns vielleicht verübeln werden, die aber aus keiner feindlichen Stimmung, sondern aus aufrichtiger, christlicher Liebe fließt. Wir appelliren dabei an einen Bundesgenossen, den Sie selbst in Ihrer Brust tragen. Vergessen Sie unsern Streit; nehmen Sie an, wenn es Ihnen so gefällt, daß wir, wie Sie an einer Stelle Ihrer „letzten Antwort" sagen, die ungezogenen Kinder unsrer Mutter der Kirche seyen. Da wir nicht unsre Ehre suchen,

geben wir Ihnen unsre Personen ohne weiteres Preis; haben wir in der Art und Weise der Verhandlung mit Ihnen gefehlt, so setzen Sie voraus, daß wir es eben nicht besser verstanden haben; rechnen Sie daher alles Menschliche, Unvollkommene, Sie wider unsern Willen Verletzende uns zu; dann aber, nachdem Sie dieß gethan, stellen Sie Sich in die Gegenwart Gottes, und schreiten Sie zu einer Prüfung, die Sie nicht gereuen wird. Glauben Sie wirklich und wahrhaftig auf dem Punkte, wo Sie stehen, im Besitze der vollen Wahrheit zu seyn, die zum Heile nöthig ist, und sind Sie bereit mit dieser Ueberzeugung vor Gott zu treten? Ist es Ihnen nie gewesen, wie wenn eine geheime Stimme Ihnen leise zuflüsterte, es könne doch auch anders seyn? Und wenn Sie Sich gestehen müssen, daß Sie mit Ihrem religiösen Glauben nicht ganz, oder eigentlich gesprochen ganz und gar nicht im Reinen sind, können Sie Sich wenigstens das Zeugniß geben, mit allen natürlichen Kräften Ihres Geistes nach der Gott wohlgefälligen Wahrheit und allein nach dieser geforscht, oder auch nur zu diesem Ende das Thatsächliche und Geschichtliche der beiden confessionellen Systeme genügend und ohne Vorurtheil ergründet zu haben? Und wenn Sie nun auf diesem Wege plötzlich die Entdeckung machten, daß in dem Streite der Confessionen die Wahrheit (dem preußischen Staatsinteresse schnurstraks zuwider) sich auf der römisch-katholischen Seite befinde, was würden Sie thun? Haben Sie Sich nie vor dieser Entdeckung gefürchtet? Sind Sie ihr nie aus dem Wege gegangen? Hüten Sie Sich, geehrter Herr, hier ist die Klippe, an der Ihr ewiges Heil scheitern könnte! Sie sagen in Ihrer „letzten Antwort" S. 42 „wohl dem, der in reinem Herzen dieß Bekenntniß" (ich glaube, was die Kirche glaubt) „ungetrübt bewahrt, über diese Seelen haben wir uns nicht zu streiten". — Legen Sie Sich die Frage vor: wie würden Sie über die Begebenheit urtheilen, welche die Hälfte der europäischen Menschheit von diesem Glauben abwendig machte, den Sie glücklich preisen, —

wenn Sie eines Morgens beim Erwachen fänden, daß über Nacht das Preußenthum — (wir meinen nicht Ihr preußisches Vaterland, wir meinen jenes antikatholische Wesen, welches Alt und Jung unter diesem Namen kennt! —) in Rauch aufgegangen wäre? — Und dieser Augenblick wird kommen, lieber Herr! — wenn nicht eher, so doch an dem Tage, wo Sie und wir Alle, weder Preußen, noch Rheinländer, noch Bayern, noch sonst etwas anderes seyn werden, als arme Seelen, die nackt dem Richter gegenüberstehen, der Herzen und Nieren prüft. Denken Sie an jene Stunde, geehrter Herr! gehen Sie, so lange es Zeit ist, der Stimme des Geistes nach, der auch Sie in alle Wahrheit leiten will, und verkennen Sie dessen gnädige Fügung nicht, kraft welcher Ihnen in diesem Briefwechsel der Gegensatz der Confessionen, die Nothwendigkeit einer Wahl und Entscheidung, vielleicht zum ersten Mal in Ihrem Leben, persönlich nahe getreten ist. — Uns aber, wenn wir Sie unsanfter berührt haben sollten, als es nöthig war, um Sie aus einem schweren Traume zu wecken, vergessen Sie so bald als möglich. — Gott sey mit Ihnen!

IV.

Zeitläufte.

Spanien.

(Zweiter Artikel.)

(Schluß.)

Den eben erzählten Verlauf nahm die Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts in Spanien genau so, wie in andern katholischen Ländern. Die Revolution wurde mit äußerster Gewalt von oben herab durch die betrogenen Regierungen, welche nicht daran glaubten, daß man sie mit demselben Maaße dereinst messen könnte, mit dem sie die Kirche maßen, den widerstrebenden Völkern aufgedrungen. Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß deutliche Spuren darauf hinweisen, wie damals schon Graf Aranda den Kampf gegen die Kirche und die Dekatholisirung des Landes nur als ein Mittel hat benutzen wollen, eine politische Umwälzung vorzubereiten. In ihm lebten Elemente des alten arragonisch-ständischen Geistes, freilich geschwängert mit der Religionstheorie des 18ten Jahrhunderts, welche in der Kirche nicht eine Stütze der Freiheit erblickte, sondern ein Werkzeug des Absolutismus. „Seinem Geburtslande Arragonien eifrig ergeben“, sagt Coxe, „und ergriffen von den Freiheiten der alten Verfassung desselben, legte er mehrmals seinen Wunsch an den Tag, mehrere Privilegien und Gewohnheiten wieder herzustellen, die aus Spanien ein, in mehrere Nationen getheiltes Land gemacht, und die Könige von Arragonien in eine so demüthige und unsichere Stellung hinabgedrückt hatten, wie

die Könige von Polen". — Auch Don Andreas Muriel macht folgende Bemerkung, die vielen Stoff zum Nachdenken enthält. „Es war der Krone gelungen, sich vielleicht mehr als sie gehofft hatte, von aller Mitwirkung der Cortes bei den Regierungsangelegenheiten zu befreien; aber sie war weniger glücklich gegen die fortwährenden Eingriffe der geistlichen Autorität gewesen". — — — „Unglücklicherweise dachten sie" (die Philosophen), „indem sie ihre löblichen Bemühungen anwandten, die Krone in ihre Rechte einzusetzen, keineswegs an jene Rechte, welche die Krone selbst vom Volke usurpirt hatte. Da man einmal auf dem Wege der Restitutionen war, und die Gemüther anfingen sich mit nützlichen Reformen zu beschäftigen, wäre es gerecht gewesen, die Wiederaufrichtung der alten Cortes vorzuschlagen. Dieß wurde um so nothwendiger als man, indem man der Krone ihre legitimen Rechte wieder verschaffte, daran denken mußte, die unpassende Concentration der Staatsgewalten zu verhüten und diese vielmehr gegen einander abzuwägen. ——— Die Empfindlichkeit Karl's in Hinsicht der Erhaltung seiner Vorrechte und ohne Zweifel auch die geringen wissenschaftlichen Fortschritte des Staatsrechts in Spanien, lenkten die Rechtsgelehrten von diesem Gegenstande ab, und verwickelten sie in den weniger gefährlichen Kampf gegen die geistliche Autorität. Man darf voraussetzen, daß Campomanes, Jovellanos und andere aufgeklärte Männer die Wiederherstellung der Cortes" (dieß Wort im Sinne des Pseudophilosophismus genommen) „gewollt haben, aber daß sie dieselbe nicht vorzuschlagen wagten". — Inzwischen ließen sie die Regierung in der Hoffnung, sie zu beerben, den oben geschilderten Kampf gegen die Kirche unternehmen und sich so ihr eigenes Grab graben.

Allein auf ein Hinderniß stieß die revolutionäre Secte jenseits der Pyrenäen, welches sie in keinem andern Lande Europas gefunden hatte. — Dieß war das heil. Officium der Inquisition, mit dem sie in einen Kampf gerieth, der sich bis

in unsere Tage hinüberspielte — und die Entscheidung über ein halbes Jahrhundert verzögert hat. — Der Raum verbietet es, uns hier auf eine nähere Würdigung dieses merkwürdigen Institutes einzulassen, die nur aus geschichtlichen Standpunkten richtig und erschöpfend vorgenommen werden könnte. Wir wollen daher die verschiedenen, oft so ungereimten Urtheile über dasselbe auf sich beruhen lassen, und nur als Factum bemerken, erstens, daß die Inquisition, was Vielen widersprechend scheinen dürfte, auf's innigste mit dem Freiheitssinne der Spanier zusammenhing, welcher die Ausübung einer polizeilichen Gewalt nur im Namen des alten Volksglaubens und von keiner andern Macht auf Erden, als von der Kirche geduldet hätte, deren mütterlichem Arme allein man eine Beaufsichtigung, Führung und Züchtigung gestatten zu können glaubte, welche, wäre sie nach dem Muster anderer Länder von der Staatsgewalt ausgegangen, das Unabhängigkeitsgefühl des freien Spaniers in seinen Grundtiefen empört haben würde. Zweitens ist es Thatsache, daß die spanische Inquisition, ursprünglich ein königliches, wenn gleich durch Geistliche gehandhabtes Institut, im Laufe der Zeit dergestalt mit dem Nationalcharakter, den Sitten und Lieblingsneigungen des Volkes zusammengewachsen war, daß sie in Spanien im eigentlichen und wörtlichen Sinne populär, und selbst der königlichen Regierung gegenüber, die sie in's Leben gerufen, in hohem Grade unabhängig geworden war. — An diesem Glaubensgerichte nun, welches in dieser Form und Haltung allein in dem alten katholischen Gothenreiche möglich war, brach sich damals noch die Macht der revolutionären Secte; Spaniens politische Revolution ward hauptsächlich durch die Inquisition um fünfzig Jahre verzögert. Graf Aranda hatte früher freilich in Paris, den Häuptern der Encyklopädistenschule gegenüber, die Verpflichtung übernommen, wenn er je in Spanien zu Macht und Ansehen gelangen sollte, die Inquisition zu zerstören. Als er später Minister ward — ließen seine französischen Bundesbrüder leichtsinnig

genug, dieß drucken, und feierten im voraus ihren nahen Triumph. Aranda erblaßte, als er den unbesonnenen Artikel las; jetzt, rief er, ist Alles verloren. — Selbst König Karl III. hatte Einsicht genug, diesen Kampf abzulehnen, wie sehr er auch im Uebrigen die Gründe billigen mochte, welche die Faction, die ihn umgarnt hielt, ihm gegen das heil. Offizium an die Hand gab. — Aber praktischer als die Philosophensecte kannte er die Gränzen seiner Macht, und hatte in diesem Punkte selbst seinen Ministern gegenüber einen Willen. „Die Spanier wollen einmal die Inquisition und mich genirt sie nicht", war seine Antwort auf das Gesuch um ihre Aufhebung. — Als man dringend und immer dringender ward, sagte er: „Ich wage es nicht, dem Widerstand des Clerus und des Volkes offen die Stirne zu bieten; beide sind noch nicht aufgeklärt genug, um in diese Aufhebung zu willigen". — Mochte man nun immerhin Stückweise ihre Macht zu brechen suchen, mochte man die Büchercensur zum Theil ihren Händen entwinden, mochte man ihr die Jurisdiction über alle Verbrechen nehmen, die nur indirect mit der Religion zusammenhingen; Alles dieß bewirkte nur, daß sie sich auf ihrem eigentlichen, ursprünglichen Gebiete: der Inquisitio haereticae pravitatis hielt, wo sie, von der öffentlichen Meinung geschützt, unüberwindlich war und ihren Feinden mitten in ihrem Triumphzuge den Untergang drohen konnte. — So geschah es, daß während Roda und Aranda und ihre Helfershelfer nach Herzenslust aufklärten und revolutionirten, man plötzlich erfuhr, wie die Inquisition in aller Stille gegen sie instruire. — Man war klug genug alle, im Namen des Königs ausgeführten politischen Maaßregeln rein aus dem Spiele zu lassen. — Aber an ihr Privatleben, an ketzerische Aeußerungen, heimliche Lectüre ungläubiger Bücher, Verspottung Gottes und seiner Heiligen u. dgl. hielt man sich, und bereitete einen Schlag vor, der, nach Aranda's Ausscheiden aus dem Ministerium, zwar nur einen der vornehmsten Gehülfen des Kirchensturmes traf, dennoch aber unzweideutiges Zeugniß giebt,

wie groß selbst noch um jene Zeit die Macht der Inquisition war. Peter Olavides, so hieß das Opfer für die Sünden Vieler, hatte, um die Einheit des Glaubens in jenem Lande zu brechen, auf Aranda's Veranstaltung protestantische Colonisten aus Deutschland und der Schweiz nach Spanien kommen lassen, und die allerdings unerhörte Frechheit gehabt, förmliche Veranstaltungen zu treffen, daß ihnen der Trost und das Heil des katholischen Glaubens nicht gebracht werden könne. — Auf diesem dogmatischen Gebiete erwartete ihn die Inquisition. Angesichts des Hofes und seiner aufgeklärten Beschützer, deren Hülfe in diesem Falle sich ohnmächtig erwies, ward Olavides verhaftet, nach den alten Regeln der Instructionen Torquemada's verhört und nach zweijährigem Untersuchungsgefängniß durch einen Glaubensact (auto da fè), zu welchem alle in Staats= und Hofämtern stehenden Mitglieder der Philosophensecte eingeladen wurden, den 29. November 1778 feierlich abgeurtheilt. — Weil er widerrief und seine Irrthümer knieend abschwur, ward ihm die Absolution und der milde Spruch: aller Aemter für unfähig erklärt; auf dreißig Stunden weit aus dem Umkreise von Madrid, Sevilla, allen königlichen Residenzen, der von ihm angelegten Colonie und seinem Geburtsorte verbannt zu werden; Silber, Gold oder Seide niemals tragen, — keine Gunst vom Könige jemals empfangen und nicht mehr reiten zu dürfen; endlich seine Güter verlieren und eine achtjährige Haft in einem Kloster überstehen zu müssen. Aus diesem entfloh er später nach Paris und hatte hier, 15 Jahre nachher, unwillkommene Veranlassung in der Schreckenszeit die Früchte der Lehren kennen zu lernen, welche er in seiner Jugend in Spanien ausstreuen zu helfen so geschäftig gewesen war. — Er bekehrte sich, ging nach Spanien zurück, ward begnadigt, und schrieb ein Buch „der bekehrte Philosoph, oder der Triumph des Evangeliums", welches acht Auflagen erlebte.

Aber wie wirksam die Inquisition auch noch seyn mochte den Strom des Verderbens eine Zeitlang aufzuhalten, dennoch

darf niemand sich darüber täuschen, daß durch die Fehde mit der Kirche, in welche die revolutionäre Secte die Krone zu verwickeln gewußt hatte, Spanien auf eine Bahn geleitet worden war, welche nur mit dem Untergang der königlichen Gewalt und mit der Zertrümmerung des Staates enden konnte. Im günstigsten Falle war die Inquisition doch nur eine bloß erhaltende, rein negative Gewalt, die das Bestehende schützen, aber das Zerstörte nicht wieder bauen und herstellen konnte; auch abgesehen davon, daß die königliche Macht, um deren Existenz es sich in letzter Instanz handelte, selbst die Befugnisse derselben bedeutend geschmälert, und mit der Secte gemeine Sache gemacht hatte. Wo die Erziehung des Volkes auf die Neuerung, den Unglauben, die Umwälzung hinsteuert, und die Polizei daneben das Bestehende bewahren will, da kann auch für den mäßigsten Verstand der Ausgang des Kampfes nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn. — Die große Krisis mit der die neuere Zeit in Europa beginnt, den Protestantismus des 16. Jahrhunderts und mit ihm die Religion und Bürgerkriege, welche England, Deutschland, Frankreich und die Niederlande zerfleischten, hatte die Inquisition dritthalb hundert Jahre lang von Spanien abgehalten; als die Regierung des Königs selbst den zum Philosophismus entwickelten Protestantismus des 18ten Jahrhunderts in ihr Land verpflanzte, mußte geschehen, was nicht ausbleiben konnte; der Kampf zwischen der alten und der neuen Zeit, dem Glauben und dem Zweifel, der Autorität und der Auflehnung war eröffnet, und muß nun bis auf seine letzten Zuckungen ausgekämpft werden; dieß ist die Devise der neuern Geschichte von Spanien.

Zwar hat die Regierung dieses Landes, als sie sah, daß der Schnitt, der die Kirche treffen sollte, in ihr eignes Fleisch gegangen sey, späterhin den Kampf gegen jene aufgegeben: „Als Karl III.," sagt Coxe, „die erschreckende Richtung bemerkte, die der auf Reformen gerichtete Geist im Anfange der französischen Revolution nahm, änderte die spanische Regierung plötzlich ihr System und aus einer freisinnigen und anerkann-

ten Beschützerin der Verbesserungen, was sie bis dahin gewesen war, wurde sie nicht ohne Grund mißtrauisch und furchtsam gegen den sogenannten philosophischen Geist, der die Staaten Europas unter dem Vorwande sie zu verbessern, umzustürzen drohte.“ — Aber man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß dieses zweifelhafte Stillstehen, dieses furchtsame halbe, laue Zurückhufen, durch etwas Anderes veranlaßt worden sey, als durch die Umstände und die ganz eigennützige Rücksicht auf das eigne, materielle Wohl, zu dessen Schirmung man denn allerdings wohl auch der Kirche zu bedürfen glaubte, damit sie die Völker im Gehorsam erhalte. — Als eine solche politische Maaßregel kann z. B. die Erlaubniß angesehen werden, welche 1803 den Jesuiten gegeben ward, als Congregation in Spanien fortzubestehen; Ferdinand VII. gestattete ihnen gleich bei ihrer Wiederherstellung im Jahre 1814 freie Existenz als öffentlich anerkannter Orden. Was eben dieselben Regierungen gethan hätten, wenn sie in guter Ruhe und im unangefochtenen Besitz wieder hätten glauben dürfen der Kirche entbehren zu können, mit welcher aufs Neue anzubinden, sie hauptsächlich dadurch verhindert wurden, daß sie nach einer andern Seite hin beide Hände voll zu thun bekamen, — dieß läßt sich ermessen, wenn man den allgemeinen Character der elenden Regierung Carl's IV. und der noch elendern Ferdinand's VII. ermißt. Solche Gesinnung ist nicht jene Buße, um derentwillen Gott hätte ein Wunder thun, und die natürlichen Folgen früherer Sünden aufheben sollen. Jener zweideutige Schutz der Kirche, jenes Anklammern an dieselbe, halb Verzweiflung, halb Unglauben im Herzen konnte nur dazu dienen sie, die ursprünglich das erste Opfer des Absolutismus gewesen, als ein vermeintlich serviles Werkzeug desselben bei der unkundigen, glaubenslosen und oberflächlichen Masse der Halbgebildeten verhaßt und verdächtig zu machen. Zu einer wahrhaft reuigen Umkehr gebrach jenen Regierungen außer der sittlichen Kraft und dem rechten Geschick, auch noch vornämlich der ernste fromme Wille, der

auf die Ehre Gottes und nicht wie die Heiden bloß auf den eigenen Nutzen sieht. Die Gesinnung eines Theiles der Nation war und blieb vergiftet und die einmal in Bewegung gesetzten Ursachen wirkten auch noch zu einer Zeit fort, wo den Häuptern der Verwaltung bereits bange geworden und in unheimlichen Momenten eine innere Mahnung an das Wort des Weisen aufgestiegen seyn mochte: daß der Segen des Vaters das Haus der Kinder baut, und der Fluch der Mutter es niederreißt. — War aber einmal die Spaltung der Gesinnung in das spanische Volk geworfen, so war die Gährung, die Reibung, der Kampf eine bloß natürliche Entwicklung, wie wenn ein einmal aufgezogenes und in Umschwung gesetztes Uhrwerk abläuft. Diesen Proceß nennen wir Revolution. Die Vertreibung des rechtmäßigen Königshauses ist eine ihrer Entwicklungsstufen. —

Aber, hören wir hier manche unsrer Leser fragen, war nicht Carl V. durch das Unglück weise gemacht? hat er nicht im schweren Kampfe um seine Krone Buße gethan für die Sünden seines Geschlechts? hat er nicht unter der schweren Hand des Höchsten, dem Ernste des Lebens nahe gerückt, sich von ganzem Herzen und mit alter Treue wieder dem alten Glauben zugewendet? dem macchiavellistischen Staatsthum abgesagt? war dieß Alles nicht eine Bürgschaft für eine bessere Zukunft?

Im Sommer 1837 erschien in der offiziellen Zeitung von Oñate eine Art Manifest, welches gleichzeitig als Article communiqué in dem zu Bayonne erscheinenden Journal Correspondence d'Espagne, Journal de la frontière, einem anerkanntermaßen semioffiziellen karlistischen Blatte abgedruckt ward. Diese Staatsschrift beginnt mit den Worten: „Die Regierung Karl's V., die man im Voraus zu verläumden beliebt, wird unsers Erachtens nichts seyn, als die Fortsetzung des glorreichen Regimentes Karl's III.." — „Die Religion wird unter der Regierung Karl's V. denselben Schutz genießen, wie unter Karl III.,

dem frommen Stifter des Ordens von der Empfängniß der heiligen Jungfrau, der Patronin Spaniens.“ —

Ach, sie haben nichts dazu gelernt, und Alles, Alles vergessen!

Wir erlauben uns die Moral dieser Geschichte in wenige, hoffentlich verständliche Sätze zusammen zu fassen.

Die Schrift lehrt: irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! und das Evangelium sagt: mit demselben Maaße mit dem Ihr Andern meßet, werdet ihr wieder gemeßen werden.

Gott nimmt die Geschlechter und Dynastien wie einen einzelnen Mann, und rächet die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. — Diese Oekonomie der göttlichen Gerechtigkeit hat ihren natürlichen Grund auch darin, daß die Saat, welche im Leben der Völker heute ausgestreut wird, erst in den nächsten Menschenaltern aufgeht. — Wer zur Zeit der Aufhebung der Jesuiten geboren, und im Geiste von Arandas Schulplänen erzogen war, zählte im Jahre 1812 fünf und vierzig Jahre. Die Kinder dieser Männer sitzen heute in den Cortes, bekleiden die Stellen in der Verwaltung, dienen der Sache des Liberalismus als Journalisten, oder fechten in der Armee für die Unabhängigkeit des Individuums, die Gleichheit aller Menschen und die Souveränität des Volkes. —

Alle Autoritäten sind solidarisch unter sich verbunden. — Eine weltliche Macht, welche die Kirche stürzen will, und sich zu diesem Ende mit dem Pseudophilosophismus verbindet, unterschreibt ihr eigenes Todesurtheil, oder das ihrer nächsten Nachfolger.

Welche Gewalt auf Erden so unglücklich ist, sich an der Kirche Gottes zu vergreifen, die hat nicht an den Menschen gefrevelt, sondern am heiligen Geiste. — Wer nicht Buße thut, muß bis auf den letzten Heller bezahlen.

Wer aber von diesen Wahrheiten durchdrungen, etwa Gott in sein Rächeramt greifen und wie La Mennais mit

dem Werkzeugen der Zerstörung gemeine Sache machen wollte, wäre ein Thor und ein Verbrecher zugleich. Allerdings wird die Kirche, in Spanien wie in ganz Europa, aus allen diesen Kämpfen frei und glorreich hervorgehen, aber erst durch das Martyrium Vieler ihrer Bekenner. — Niemand halte die Henkersknechte für Engel der Rettung. — Damit dieß Keinen gelüste, hat Gott es zugelassen, daß dieselben Menschen, unter deren Streichen die weltliche Ordnung jenes Landes in Trümmer geht, im Jahre 1836 die Klöster stürmten und hundert Jesuiten dem Flammentode Preis gaben. Hieran spiegle sich Jeder, der etwa im Unmuthe seines Herzens glauben wollte, daß von denen, die heute die Kirche an dem Enkel Karl's III. rächten, Freiheit und Gerechtigkeit für die Sache Gottes auf Erden zu hoffen sey.

V.

Der Liberalismus der Irländer.

In der großen Frage der Freiheit, deren Lösung unserer Zeit zur Aufgabe geworden, laufen wir offenbar eine doppelte Gefahr: entweder aus Abscheu vor der blutigen Truggestalt, die der Lügengeist unter ihrem Namen uns vorgeführt, die wahre Freiheit selbst von uns zu stoßen, oder, von einer reitzenden Larve getäuscht, der Revolution nachzurennen, die uns der Knechtschaft in die Arme führte. Das ist die traurige Wirkung des abscheulichen Spucks, womit seit Jahrhunderten ganz besonders aber heut zu Tage, ein böser Geist die Menschheit äfft, und es ist dem Urheber desselben leider nur zu wohl gelungen, damit gerade die Besten und Edelsten einander zu entfremden, und die Spaltungen ins Unabsehbare zu vervielfältigen, die uns seinen Einwirkungen immer wehrloser überliefern, unserm wahren Ziele immer weiter entrücken. Daß ein solcher Zwiespalt selbst in die katholische Welt sich eingedrängt, rechnen wir zu den traurigsten Mißgeschicken der Gegen-

wart, und wir erachten es deßhalb für heilige Pflicht, Alles aufzubieten, um denselben zu beseitigen und über alle Fragen, die die Zeit bewegen, unter den Katholiken jene Einhelligkeit der Ansichten und Empfindungen herbeizuführen, deren es bald vielleicht in so hohem Grade bedürfen wird, um den neuen Kämpfen gewachsen zu seyn, die sich für uns bereiten. In dieser Absicht theilen wir hier die Bemerkungen mit, die ein frommer und edler Irländer uns zugesendet, als Antwort auf die Besorgnisse, die wir über die politische Agitation seines Vaterlandes und über die Richtung, welche hinsichtlich der Nationalerziehung von den einflußreichsten Führern des Volkes dort eingeschlagen worden, gegen ihn geäußert hatten. Wir sind nicht gesinnt, die Ansichten, die er hier aufstellt, als durchaus richtig und unwidersprechlich gelten zu lassen; unsere Absicht ist vielmehr gegen manche derselben recht nachdrücklich ihn selber zu verwarnen: aber in so ferne wir die Gewißheit haben, daß er mit uns von gleicher Liebe zur Wahrheit erfüllt ist, hoffen wir von der Erörterung mit ihm ersprießliche Wirkungen und halten die Mittheilung der Resultate derselben für zweckmäßig. Wir werden es darum wohl auch nicht bei diesem ersten Briefe bewenden lassen, sondern unsere Antwort und die Erwiderungen darauf ebenso unsern Lesern vorlegen, wenn es uns scheinen wird, daß dadurch ein allseitig so sehr zu wünschendes Verständniß gefördert werden könne.

„Versetzen Sie," sagt unser Irländer, „einen Menschen in die allergünstigste Lage, worin er immer sich aufgefordert finden mag, seine religiösen und sittlichen Pflichten mit allem Eifer zu erfüllen, so umgeben ihn doch stets die Versuchungen seiner geistigen Feinde, und nur allzuoft gelingt es diesen, mindestens einen lauen Christen aus ihm zu machen. Ist es nun in solchem Falle nicht rathsam, ja nothwendig, die Schwierigkeiten und Anlässe zur Versuchung zu vermindern, wenn wir sie auch nicht gänzlich zu beseitigen im Stande sind? Wenn aber bei einem Menschen noch ganz besondere Ursachen der Versuchung bestehen; wenn die Aussicht auf weltlichen Vortheil sich darbietet, um ihm die Frömmigkeit zu verleiden; oder wenn er die Schwierigkeit zu überwinden hat, daß ihm etwa nicht gestattet ist, eine besondere Pflicht zu erfüllen, oder einen anständigen Unterhalt für sich und die Seinigen zu erlangen, und wenn er dadurch sich und seine Familie der bittersten Noth preisgegeben sieht, woferne er nicht seiner Religion entsagt, sollten wir nicht als Christen, als Katholiken bemüht seyn, diese Versuchungen zu schwächen, zu entfernen, und deren Ursachen zu beseitigen? Und sollten wir dieß nicht desto emsiger und nachdrücklicher thun, wenn wir damit zu-

gleich eine unserer heiligen Religion zugefügte Schmach verwischen und dazu beitragen können, daß die katholische Kirche ehrwürdig und von Allen geehrt erscheine? Daß Ihre Freunde so denken werden, bezweifle ich nicht, weil dieß Vorschrift der Moral und der heil. Schrift ist; und wenn ich Sie nun versichere, daß die Förderung unserer heiligen Religion das Ziel und Ende aller unserer politischen Bestrebungen in Irland ist, so werden sie hoffentlich zugeben, daß die Anstrengungen der irländischen Katholiken ebenso verdienstlich, als deren Absichten heilig und rein sind. Das Beste der katholischen Religion ist es, was die irländischen Katholiken beabsichtigen, indem sie größere politische Rechte und Freiheiten zu erlangen suchen. Was ist dagegen die Absicht der englischen Radicalen bei eben solchen Bestrebungen? (Ich rede hier nicht von den englischen Katholiken, denn unter ihnen giebt es kaum einige Anhänger der sogenannten radicalen Grundsätze.) Hat die Religion irgend einen Antheil an der politischen Agitation der englischen Radicalen? Nicht den mindesten. Zwischen den irländischen Katholiken und den englischen Radicalen besteht also, was den Zweck anbelangt, nicht die geringste Aehnlichkeit. Was die Mittel betrifft, so brauche ich wohl von dem Verhalten der irländischen Katholiken während der letzten dreißig Jahre nichts weiter zu sagen, als daß sie niemals in der heißesten Periode ihrer Agitation auch nur ein einziges Gesetz übertreten, daß sie für die Realisirung ihrer gerechten Forderungen keine andere als lediglich solche Mittel angewendet haben, welcher die britische Verfassung erlaubte.

Wohl stimmen beide Partheien, die der irländischen Katholiken und die der englischen Radicalen, zuweilen darin überein, von der gesetzgebenden Gewalt gewisse Gesetze zu begehren, welche, in manchen einzelnen Stücken, ihre politischen Rechte und Freiheiten erweitern würden. So z. B. stimmen beide Partheien dem Grundsatze bei, daß die Wahlmänner für die Wahl der Parlamentsmitglieder ihre Stimme durch Kugeln abgeben sollten. Ich glaube, die Ballotage oder die Abstimmung durch Kugeln besteht in Bayern *), und wenn Sie nur den zehnten Theil der Uebel wüßten, welche aus der Ausschließung derselben in unseren Ländern, ganz besonders aber in Irland, entstehen; so würden Sie keinen Augenblick anstehen, zu erklären, daß sie, anderwärts vielleicht weder nöthig noch nützlich, für uns unentbehrlich sey.

*) Hier ist unser ehrenwerther Correspondent im Irrthum.

In Irland sind neun Zehentheile der Inhaber der kleinen Güter Katholiken. Den größten Theil der Eigenthümer der großen Güter oder der sogenannten Hauptgrundherrn (Head-landlords) bilden die Protestanten. Sehr viele von diesen Hauptgrundherren sind Tories, und daher die bittersten Feinde von uns sowohl als unserer Religion. Manche von ihnen gewähren ihren katholischen Bauern (tenants) keine Pachtverträge auf bestimmte Fristen (leases), und halten sie dadurch dergestalt in ihrer Hand, daß sie sie alle so zu sagen ad nutum aus ihrem Besitzthum austreiben können, wie sie es denn auch bei verschiedenen Gelegenheiten gethan haben, wenn die Bauern nicht ihren Wünschen sich fügen wollten. In anderen Fällen, wo etwa ein Pachtvertrag bestand, aber bald zu Ende ging, weigerte sich der Grundherr, ihn zu erneuern, wenn seinen Wünschen oder Launen nicht gehorcht wurde. Beide Fälle treten ein, obwohl der Bauer regelmäßig seine Rente bezahlt und große Summen Geldes auf die Verbesserung des Bodens verwendet hat, wo er dann in einem Augenblicke und, wie mich dünkt, sehr ungerechterweise, der Früchte seiner Mühe und seines Geldes beraubt wird. Um nun ihre Macht zum Nachtheil unserer Freiheiten und unserer Religion zu behaupten, werden diese Tories entweder selbst Candidaten für das Parlament, oder unterstützen andere Candidaten, und beide werben dann öffentlich um den Beistand und die Unterstützung der Wähler auf den Grund ihrer Feindseligkeit gegen die katholische Freiheit und den katholischen Glauben. So einem Tory-Candidaten tritt gewöhnlich ein anderer entgegen, den man bei uns einen liberalen Candidaten nennt, den man aber vielmehr einen ehrenhaften, einen gerechten Candidaten nennen sollte, welcher erklärt, daß der Katholik nicht an seiner Person an seinem Besitzthum oder an seiner Freiheit zu leiden habe, weil er ein Katholik ist, und daß, wenn die Wähler ihn abordnen, er immer dafür stimmen wolle, daß die Katholiken gleiche Freiheit haben sollen mit den Protestanten. Ich will Sie nicht fragen, für wen der Katholik stimmen solle; wenn Sie aber hören, daß toristische Grundherren Tausende von Menschen in die Straßengräben verstoßen haben, um dort zu betteln oder zu verhungern, weil sie nicht für ihren und ihres Glaubens Feind gestimmt hatten, so werden Sie wahrscheinlich auch der Meinung seyn, daß die Abstimmung durch Kugeln die armen Leute vom Untergang bewahren würde, daß sie dann im Stande seyn würden, ihr Stimmrecht frei zu üben, und daß die Religion gewinnen würde durch die Verminderung der Macht und des Einflusses ihrer Feinde, indem ein Mann als Parlamentsmitglied gewählt würde, der

im Hause der Gemeinen im Interesse des ganzen Landes stimmte. Die englischen Radikalen begehren eine „Ausdehnung des Wahlrechts", oder daß durch gesetzliche Herabsetzung der Qualificationssumme oder des Vermögensbetrages, der jetzt zur Ausübung des Stimmrechtes erforderlich ist, eine größere Anzahl Leute die Befugniß erhalten sollte, bei den Wahlen für das Parlament mitzustimmen. Die irländischen Katholiken begehren Dasselbe, und mit weit mehr Grund, indem, ungeachtet Irland ein ärmeres Land ist als England, doch das Gesetz hier einen größeren Betrag des Vermögens erfordert, um ein Stimmrecht ausüben zu können. Aber dennoch ist die Absicht beider Partheien sehr verschieden. Wir trachten darnach, nicht bloß des zeitlichen Vortheils wegen, sondern vorzüglich, um unsere Religion zu fördern. Wenn es uns gelänge, diese Forderung ausgedehnterer Wahlberechtigung durchzusetzen; so würde der Katholicismus dadurch triumphiren. Bei den englischen Radicalen aber ist es einzig und allein eine Frage des zeitlichen Vortheils, zum Besten der Fabriken und dergleichen.

Uebrigens ist doch auch dieß ein gesetzlicher Zweck. Die Tories allerdings in England und Irland sind dagegen; aber gerade ihr Widerspruch gibt auf den ersten Blick schon Zeugniß für die Trefflichkeit der Sache. Das wird Sie befremden, weil Sie mit dem Stande der Partheien bei uns nicht gehörig bekannt sind. Es wäre indessen zu langwierig, hier in eine genaue Charakterisirung derselben einzugehen. Doch muß ich Ihre Freunde in Deutschland bitten, nicht auf den bloßen Namen hin zu urtheilen. Die englische Tory-Parthei ist auf dem Continent stets als die Freundin der Religion betrachtet worden, weil sie von Religion schwatzte und die Monarchie vertheidigte. Die Radicalen wurden und werden für die Feinde beider, der Religion und der Monarchie, gehalten, weil sie auf Gesetze antrugen, die von den Tories mißbilligt wurden. Die Wahrheit aber ist, daß nur dem Tory-Monopol der Macht und der Aemter, des Einflusses und Reichthums auf ungerechte Kosten der großen Masse des Volkes, der Kampf der Radicalen in England und der Katholiken in Irland gilt und gegolten hat. Zum Beispiel: die Ausdehnung des Wahlrechtes, welche die irländischen Katholiken und die gemäßigten englischen Radicalen begehren. Die Tories behaupten, dieselbe werde die Religion zerstören und zuletzt die Monarchie umstürzen. Aber welche Religion wird sie zerstören? Den Protestantismus, sagen sie, wird sie zerstören und den Papismus wieder herstellen. Ich gebe zu, daß sie diese Folge haben werde, und eben deßwegen billige ich

das Begehren nach Erweiterung der Wahlfreiheit. Irland z. B. sendet 105 Mitglieder zu dem Reichsparlament. Von diesen sind 70 dem Katholicismus und allen bürgerlichen Rechten günstig, und müssen für uns stimmen, weil sie von Katholiken gewählt sind. Zugleich sind aber auch fünf und dreißig irländische Tories da (ich spreche in runden Zahlen), die erbittertsten Feinde, die wir nur haben können. In England, welches das reichere Land ist, wird für einen Wähler zum Parlament ein geringeres Vermögen erfordert, als in dem ärmeren Irland, und da das Geld einen relativen Werth hat, so kann man wohl sagen, daß der Irländer noch einmal so viel Vermögen haben muß, als der Engländer, um das Privilegium zu erlangen, bei der Wahl eines Parlamentsgliedes stimmen zu können. Erweitern wir aber das Wahlrecht, gestatten wir dem Irländer, unter denselben Bedingungen, wie dem Engländer, mit Berücksichtigung des relativen Geldwerthes, seine Stimme zu geben, so wird, da die Irländer, Gott sey Dank, jetzt acht Millionen stark sind, die Zahl der katholischen Stimmgeber so zunehmen, daß wir eine Vermehrung von dreißig Mitgliedern zu unsern Gunsten im Parlamente haben würden. In der That würde dieses Recht allein den Katholicismus triumphiren machen. Unsere Religion kann nicht fortschreiten in Irland, ohne ihren wohlthätigen Einfluß im ganzen britischen Gebiete überhaupt zu äußern. Die Tories, die so lange Zeit hindurch einen fast unbeschränkten Einfluß in England besaßen, haben ihre Freunde in das Parlament gewählt, und so ihre Macht bestärkt und Gesetze durchgebracht, die ihnen eine Art Monopol im Handel und im Besitze der Aemter und aller Vortheile öffentlicher Stellung verschafften. Da indessen die Bevölkerung in England sich ungeheuer vermehrt hat, die Bedürfnisse des Volkes zunahmen, die Mittel aber ihrer Befriedigung sich nicht im gleichen Maaße vermehrten, so ist allmählig aus dem Mangel Mißvergnügen erwachsen. Da die Menschen (und besonders die Engländer) nicht leicht sich ruhig in den Hungertod ergeben, so fangen sie an zu schreien. Sie schreien nach Gesetzen, welche ihnen die Mittel verschaffen sollen, sich und die Ihrigen zu erhalten, wenn auch mittelbar der nutzlose und übermäßige Reichthum der Tories dadurch geschmälert werden sollte. Die große Mehrheit einer Gemeinde in England, wenn sie das Stimmrecht hat, wird sicher seyn, Einen zu wählen, der im Interesse der Vielen und nicht in dem der Wenigen stimmt. Das natürlich mißfällt den Tories, deren Religion in der That das Geld, und deren Monarchie der Besitz von Macht und Aemtern ist.

Eine der Ursachen, warum so Viele auf dem Continent unsere politischen Ansichten und Forderungen mißdeuten, ist die, daß sie nicht hinlänglich den ganz verschiedenen Zustand der Gesellschaft bei sich und bei uns beachten. Selbst in den Staaten, die man absolute Monarchieen nennt, oder wo der Wille des Herrschers Gesetz ist, wird das Glück, die Wohlfahrt, das gesellschaftliche Wohlergehen der großen Masse des Volkes in's Auge gefaßt. Das soll seyn, und dafür hat Gott die Führer der Völker mit Autorität bekleidet. Jede Abweichung davon ist zugleich eine Abweichung von den Vorschriften der wahren Religion. Als die sogenannte Reformation in England Platz griff, verlor die Religion ihren Einfluß, und einige wenige Familien bereicherten sich durch die Plünderung der Klöster und anderer katholischer Besitzungen, und bewirkten dadurch die Verarmung der großen Masse des Volkes, welches aus diesen Anstalten Unterstützung bezog. Als die religiöse Grundlage einmal durch das, was man die Reformation zu nennen pflegt, erschüttert war, folgten zahlreiche und weitgreifende Uebel rasch auf dem Fuße nach. Facilis descensus averni. Das ganze Gebäude der gesellschaftlichen und moralischen Verhältnisse wurde umgestaltet, und im Zeitlichen wurden die Wenigen Herrn zum großen Schaden der Vielen. Diese Minderzahl nennt man bei uns die Oligarchie. Glauben Sie übrigens ja nicht, daß wir darum, weil wir die Macht und den Einfluß dieser Oligarchie zu schwächen streben, etwa darnach trachten, die Gesellschaft gleich zu machen, und die verschiedenen und nothwendigen Stufen derselben aufzuheben. Keineswegs.

Wir verlangen bloß gleiche Gerechtigkeit für alle Menschen. Die Mittel, dazu zu gelangen, sind eigenthümliche, und deuten einen gestörten Gesundheitszustand der Gesellschaft an; aber das ist die Folge der Reformation und ihrer Grundsätze, und so lange, bis in England der Katholicismus und mit ihm die Beobachtung der Gesetze der Moral und der heiligen Schrift wieder hergestellt ist, wird solche Agitation in einer oder der anderen Gestalt fortdauern. Mit dem Katholicismus würde Mäßigung, wohlgeordnete Betriebsamkeit, Geduld and Nächstenliebe wieder einkehren, und Friede und Glück in deren Gefolge sich einstellen".

So weit unser Irländer. Es ist nicht schwer zu sagen, wo in den Ansichten der irländischen Katholiken und der englischen Radicalen, die er hier vorgetragen, die Wahrheit endet und der Irrthum beginnt. Wahr ist, daß durch die Reformation die Herrschaft der Wenigen, wie er sich ausdrückt, oder der Minderzahl, zum Nachtheile der Mehr-

zahl sich gewendet hat, und daß dieses nicht seyn sollte. Falsch aber ist, daß darum die Herrschaft der Wenigen an und für sich als ein Uebel und als ein Unrecht betrachtet werden müsse, daß die Herrschaft der Mehrzahl über die Minderzahl als solche gerechter und besser sey, und daß deßhalb die Gesetze geradezu nur im materiellen Interesse der Mehrzahl gegeben werden dürfen. Solche Folgerungen können sich dem Protestanten aufdringen, wenn er die Folgen des egoistischen Mißbrauchs von Macht und Reichthum und die Lehren und Grundsätze der heiligen Schrift dagegen betrachtet, weil kein Grundsatz, keine Idee in der Welt ohne Organ zu ihrer Vertretung etwas wirkt und bedeutet, und da, wo die Kirche ohne Macht und Einfluß, selbst in geistlichen Dingen unter die Herrschaft der Wenigen gestellt ist, die Macht und Reichthum in Händen haben, die Massen nur sich selber helfen, für sich selber sorgen können. Darum aber ist die Ansicht doch nicht weniger irrig, nicht weniger der Natur der Dinge und Gottes Ordnung entgegen und in sich selbst widersprechend. Sie darf deßhalb nicht einmal zur Bekämpfung ungerechter Gewalt geltend gemacht werden, denn ihr Triumph würde nichts als Unordnung und Verwirrung und den Sieg der rohesten und verworfensten Leidenschaften herbeiführen. Aber die Katholiken bedürfen zur Bekämpfung des Unrechts, unter dem sie bisher geseufzet haben und zum Theile noch seufzen, solcher Lehren gar nicht. Sie verlangen, obwohl die große, arme Masse bildend, doch nicht als solche, sondern als Katholiken die Geltung und Anerkennung, deren sie eben als Katholiken mittels ungerechter Usurpation von Macht und Reichthum durch die protestantischen Tories beraubt wurden. Dieser Anspruch ist gerecht, und wenn die verfassungsmäßigen Mittel, die sie zu dessen Realisirung geltend machen, auch nicht an und für sich den höchsten Grundsätzen der göttlichen Weltordnung entsprechen, so sind sie doch sicher gegen diejenigen gerecht, die sie aufgestellt, und zum Umsturze der in der Kirche selbst von Gott gegründeten Ordnung, die Omnipotenz des Parlaments begründet und ausgesprochen haben. Diesen geschieht, wie sie begehrt, wenn diese parlamentarische Allgewalt und das Gewicht der Majoritäten nun gegen sie selber sich wendet. Den Katholiken aber ist zu wünschen, daß sie nicht, durch den Erfolg berauscht, selber an die von der Kirche verworfenen Grundsätze, die ihnen jetzt den Weg zum Siege bahnen, ihr Herz hängen und ihren Glauben hingeben; und England ist zu wünschen, daß während dieses Kampfes, den die Reformation entzündet hat, die katholische Kirche in dem britischen Reiche solche Fortschritte mache und so an Einfluß gewinne, daß ihre Macht die zer-

störenden Kräfte niederzuhalten vermöge, die sich zur Vernichtung der Bollwerke der Gewaltthätigkeit jetzt an sie verdungen haben. Die englischen Katholiken haben in einem wahrhaft rührenden Gefühle dieser Lage ihres Vaterlandes, um die Gebete ihrer katholischen Mitbrüder auf dem Continent für die Bekehrung Albions sich beworben. In Frankreich ist ihrer Bitte willfahrt worden, und jeden Donnerstag erhebt sich dort in allen Kirchen der flehende Ruf der Gläubigen für jenes Inselreich, das zur Zeit der Gründung der germanischen Reiche die ersten Glaubenshelden zur Bekämpfung der Finsterniß und Barbarei des Nordens zu uns entsendete. Möge auch bei uns, deren Verpflichtung die größte, deren Interesse das Nächste ist, dieselbe Aufforderung recht viel Anklang, möge das vereinigte Gebet so vieler frommer Herzen bei Gott recht baldige Erhörung finden!

VI.

Erklärung*).

Aus dem Ermlande. Etwas spät, wie begreiflich, ist uns das 7te Heft des 4ten Bandes dieser Zeitschrift zu Gesichte gekommen, in welchem wir zu unserer nicht geringen Verwunderung eine Erklärung des ermländischen Bischofes und seines Domkapitels auf einen früher von uns mitgetheilten Artikel fanden. Wenn Schweigen auch da noch nicht immer Zustimmung bedeutet, wo unerbetene Antwort zur Hälfte erfolgt, so dürfen wir doch zuversichtlich aus der kirchlichen Stellung dieses hochwürdigen Collegiums auf Billigung unser dort kundgegebenen Absicht schließen. Wie sehr mußte uns dennoch, abgesehen von der gewiß nicht zu erwartenden Herablassung, der unvorsichtige Tadel eines vermeinten Irrthums in Dingen befremden, welche ganz zur Seite lagen, deren Mißbilligung aber, selbst wenn sie dieselbe verdienten, in solcher Weise ausgesprochen, die Hauptsache zu verdächtigen droht. Wir haben uns deshalb, zwar mit vieler Mühe, wie es die Umstände geboten, aber mit möglichst großer Genauigkeit an Ort und Stelle Licht zu verschaffen gesucht, und sind zu folgendem Aufschlusse gelangt. Je-

*) Wir haben geglaubt, dem Einsender einen Platz zu seiner Vertheidigung in unsern Blättern gewähren zu müssen. A. d. Redact.

ner Artikel erregte in der Diöcese allgemeine Sensation, unverhohlenen Beifall bei allen, welche die Verhältnisse kennen, bei einigen Herrn Fremden aber einen solchen Schrecken, daß dieselben, die Fleischtöpfe Aegyptens vergessend, im ersten Augenblicke an Extrapost gedacht, und hiedurch unwillkührlich an die bekannte Predigt am Magdalenatage erinnert haben sollen. Anstatt aber die Lehre des Thomas a Kempis für solche Fälle (III. 46.) zu beherzigen, erwecken sie durch Klagen und Jammer bei der ganzen leiblichen und geistigen Landsmannschaft ein solches Mitleid, daß die geistliche Behörde zu ihrer Beruhigung ein Schreiben von sich gegeben, welches, wenn nicht absichtliches Ignoriren, so doch Unkenntniß der im Ermlande überall bekannten Thatsachen verrathen, und da seine Veröffentlichung zu befürchten gewesen, einen Ermländer veranlaßt haben soll, eine Note einzuschicken, in Folge deren die in diesen Blättern abgedruckte, moderirte Erklärung abgefaßt sey. Uns liegt weder jenes Schreiben, noch diese Note vor. Wir können daher nicht beurtheilen, in wie weit vielleicht das hochwürdige Collegium jenem Manne zum Danke verpflichtet ist; was aber uns betrifft, so müssen wir bedauern, daß unser wohlgesinnter Landsmann die Sache entweder nicht erschöpfend oder nicht eindringlich genug erörtert hat, weil sonst die Entgegnung nicht einmal in der Art, wie es geschehen, hätte erfolgen können, oder wahrscheinlich ganz unterblieben wäre. Warum hat man nicht, was ganz in der Ordnung gewesen wäre, eine nähere Erörterung über das dort im Allgemeinen Hingeworfene verlangt? Bedurfte man ihrer nicht? Dann hätte man auch nicht mit schlecht verhehlter Strategie links und rechts in gesundes Fleisch einhauen und dabei das Pflaster unberührt lassen sollen, unter welchem der Eiter ruhig weiter frißt. Wir fühlen uns daher auch nicht bewogen, bis zur Evidenz zu beweisen, was dort mit gutem Bedachte niedergeschrieben worden, was gelegentlich ausgesprochen, allerdings den Zweck hatte, zu bessern, wo zu bessern ist, aber keinen Braven zu beleidigen, wie die Mittheilung im 4ten Bande, 5ten Heft, als deren Verfasser wir uns bekennen, zur Genüge beweist. Allein die offenausgesprochenen Beschuldigungen mit Ernst zurückzuweisen, das glaubten wir uns und dem Ermlande schuldig zu seyn. — Man zeiht uns der Impietät und eines lieblosen Urtheils in Bezug auf den hochseligen Bischof, weil wir über seine philosophische und theologische Gelehrsamkeit den Stab gebrochen hätten. Dabei wird also vorausgesetzt, daß wir die von uns ihm abgesprochene tiefe philosophische und theologische Bildung entweder gekannt und doch geleugnet, oder, wiewohl nicht vom Gegentheil überzeugt, es doch behauptet hätten. Dem ist aber nicht so. Wenn ein Mann, weder die

lichen Studien gemacht, noch auf andere Weise der Welt den Beweis seiner Gelehrsamkeit gegeben, so bleiben nur die Privat- und Geschäftsverhältnisse für die Bildung eines Urtheils der Art übrig. Hat nun Jemand von seinem Standpunkte aus eine andere Ueberzeugung als wir gewonnen, so können wir dagegen nichts erinnern, müßten uns aber doch höchlich wundern, wenn derselbe sich als competenten Richter ansehen und von Jedermann den Beitritt ohne den geringsten Beweis verlangen wollte. Wiewohl der hochselige Bischof durch Privatstudien sich die seiner Stellung angemessenen Kenntniße verschafft hatte, welches wir nie haben leugnen wollen, so wissen hier doch Alle, welchen das Glück und die Ehre zu Theil wurde, ihm näher zu treten, daß er jene von uns bezeichnete tiefe philosophische und theologische Bildung nicht besessen. Könnten wir verbürgen, was wir gehört, daß der heilige Vater bei Gelegenheit über ihn gesagt haben soll: „vir quidem non doctus", so würden wir auch dieses in Erinnerung bringen, um zugleich die Anerkennung seines edlen Herzens, welche jenen Worten beigegeben worden, der Welt kund zu thun. Behauptet man aber auch hievon das Gegentheil, so hätte auch hiefür (etwa durch Stimmensammeln) der Beweis geliefert werden müssen. Um aber zu zeigen, daß wir nicht ohne Ueberzeugung gesprochen, wollen wir nur Einen Fall anführen, zumal derselbe auch eine andere unserer Behauptungen begründet. In dem Katechismus von Achterfeldt (2te Aufl. Braunsberg, 1829) sind von Frage 105 bis 114 Erbsünde und unordentliche Sinnlichkeit so unzweideutig als identisch bezeichnet, daß dieser Umstand vor allem vielen Seelsorgern seine Benutzung unmöglich machte. Hierauf später aufmerksam gemacht, fand es der hochselige Bischof, für nöthig, als die dritte Auflage erschien, und dieselbe auch für seine Diöcese abgedruckt wurde, in diesem Punkte, und wie es in der Vorerinnerung heißt, um Mißverständnisse zu verhüten, von Frage 147 bis 149 eine kleine Aenderung eintreten zu lassen (3te Aufl. Braunsberg, 1835). In dieser verbesserten Auflage aber wird Frage 144 zu den Folgen der von Adam und Eva begangenen Ursünde auch die Abwendung von Gott gerechnet. Frage 146 wird gesagt, daß diese Abwendung (als Folge also) auch auf alle Menschen übergegangen sey, und in der gemäß der Vorerinnerung corrigirten Frage 147 wird dieser Zustand der Abwendung (die Folge der Ursünde, wie der Zusammenhang dort es klar ergiebt) in Bezug auf die Nachkommen der Stammeltern Erbsünde genannt. Es ist also in der That nur eine kleine Aenderung erfolgt, eine Aenderung nämlich in der Form, während der undogmatische Inhalt diesen Katechismus für die Seelsorger, wie sie das Ermland zur Zeit besitzt, unbrauchbar macht, die nicht Fra-

gen und Antworten auswendig lernen lassen, sondern selbst denkend ihren Katechumenen wahre, für das Leben ausreichende Ueberzeugung ins Herz legen wollen. Haben wir also, wollen wir auch dieses nur in Anschlag bringen, mit Unrecht auf Mangel an *tiefer* philosophischer und theologischer Bildung geschlossen? Und heißt, ein solches Urtheil aussprechen, schon den Stab über Jemandes Gelehrsamkeit brechen? — Worin aber liegt die Impietät? Sie könnte noch in der der Mittheilung zum Grunde liegenden Absicht enthalten seyn. Die Ehre des hochseligen Bischofes und des ganzen ermländischen Clerus verlangte eine Erwiderung auf die von Achterfeldt dem Publikum übergebenen Briefe, und wir glaubten, lange genug auf die Entgegnung von anderer Seite gewartet zu haben. Da dieses nun von uns geschehen, und wie wir zuversichtlich hoffen, im Sinne des ermländischen Clerus; da wir die durch jene Briefe der Welt kund gegebene Schwäche des hochseligen Bischofes mit warmem Herzen entschuldigt haben — gegründete Entschuldigung der Mängel ist das schönste Lob eines Hingeschiedenen — legt man uns nicht Irrthum, nein, geradezu böse Absicht unter? Darum noch zwei Fragen: Wie soll mit Verwerfung des von uns angeführten Entschuldigungsgrundes die Thatsache des Erscheinens und Bevorwortens jenes Katechismus erklärt werden? Und auf welcher Seite ist hier die Lieblosigkeit? — In jener Auslassung wird ferner die Beschuldigung ausgesprochen, daß wir die Ehre achtungswerther Männer angetastet, indem wir erklärt hätten: „daß unter den u. s. w." — Wo stehen diese Worte (nicht die einzelnen von hinten und vorne zusammengelesenen Wörter)? Und doch wird Jeder nach dem allüblichen Gebrauche der Anführungszeichen dieses glauben sollen. Wahrlich, ständen uns junge Männer gegenüber, wir würden mit den Worten: „Freunde, ihr bedient euch unredlicher Waffen, bauet euch Windmühlen, um eure ritterliche Kraft und Geschicklichkeit daran zu üben", ihnen den Rücken wenden. Allein hier wird man jene Worte wahrscheinlich aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben und später vergessen haben, die Häckchen zu streichen. Jenes zu behaupten, ist uns nie in den Sinn gekommen. Was wir aber gemeint, dürfte dort sehr wohl bekannt seyn. Darum berührt uns auch die darauf folgende Erklärung nicht, und wir können dieselbe ohne Ja oder Nein auf sich beruhen lassen. Sollten wir aber in der Stellung eines Dritten unsere Meinung abgeben, dann würden wir die bescheidene Frage wagen, ob das hochwürdige Collegium auch in wissenschaftlicher Hinsicht der competente Richter ist, woran wir, nach der allgemeinen Verfassung unseres Staates zu urtheilen, zweifeln müssen; warum dasselbe also nicht lieber,

was wohl ganz in seinem Rechte und in seiner Pflicht gelegen hätte, allen dort berührten Diöcesanen ein Zeugniß der Kirchlichkeit gegeben hat. — Wenn wir uns aber — freilich in anderer Beziehung, als man es im Eifer (tangit et ira Deos) gefunden — auf die allgemeine Stimme Ermlands berufen, so ist uns solche, die ja bekannter Maaßen der Behörde nicht immer zuerst und noch seltner ungeschminkt sich zeigt, in der That hundertfältig zugekommen. Sollten wir uns dabei in Beziehung auf das hochwürdige ermländische Capitel geirrt haben, woran zu zweifeln uns aber hinlängliche Ursache geworden, dann könnten wir nur ausrufen:

„Dî meliora!“

VII.

Glosse für Zeitungsleser.

Der fränkische Courier, welcher seit einiger Zeit mehrere interessante Aufsätze geliefert, worunter einer über das Berliner Reformationsfest, den auch die allgemeine Zeitung aufgenommen hat, scheint in Beziehung auf die Angelegenheiten der griechisch-unirten und der katholischen Kirche in Polen eben die Rolle übernehmen zu wollen, welche einst in Betreff der Kölner Sache die neue Würzburger Zeitung gespielt hat. Die letzten Numern desselben haben verschiedene Notizen enthalten, aus welchen hervorzugehen scheint, daß die Redaction mit sehr wohl unterrichteten Personen Verbindungen angeknüpft hat, und was eine thätige und wohlgesinnte Redaction in dieser Hinsicht zur Förderung der Wahrheit thun und erreichen könne, ist aus den Leistungen der neuen Würzburger Zeitung in den ersten Zeiten des Kölner Zerwürfnisses wohl jedem deutschen Katholiken noch erinnerlich.

VIII.

Zeitläufte.

Die europäische Pentarchie.

Erster Artikel.

„Die europäische Pentarchie“ hat, wenn man die mancherlei künstlichen Verhüllungen und schlauen Umredungen von der wahren Absicht und dem festen Gedankenkerne ihres Verfassers abzuschälen weiß, einen dreifachen Zweck. Der Autor will durch ein dithyrambisches Lob der russischen Macht und Herrlichkeit, welches die Schmeichelphrasen des Orient zu überbieten sich zur Aufgabe macht, und durch einen im byzantinischen Style gehaltenen Cultus des „oströmischen“ Kaisers, die deutsche öffentliche Meinung mitreißen, sie gegen England erbittern, Oesterreich entfremden und zu Gunsten der russischen Weisheit, Milde und Gerechtigkeit einfangen. Er will zweitens, die Sprengung des deutschen Föderativbandes als nahe und unfehlbar voraussetzend, einem neuen Rheinbunde unter russischer Protection die Wege bereiten, zu solchem Ende die öffentliche Stimmung des deutschen Volkes auskundschaften und zusehen, ob die Birne schon reif sey. — Er will drittens den Krieg der Vernichtung gegen den katholischen Glauben einleiten, den eingeleiteten schüren und weiter fördern; nicht bloß deshalb, weil er diesen Glauben, — unstreitig mit großem Rechte, — für unverträglich mit den politischen Doctrinen hält, von welchen er ausgeht, sondern hauptsächlich zu dem Ende, daß die „dem Staate auf ewig sacramentalisch vermählte“ russisch-griechische Kirche (Pentarchie S. 267.) die Erbschaft antreten könne. —

Dieß der Zweck, mit dem wir es zu thun haben. Das Project einer Fünfherrschaft über Europa ist nichts als eine Drapirung, die ihn den Augen der Menge entziehen soll; davon wird später die Rede seyn. Die Mittel endlich, mit denen der Schriftsteller, der sich zum Anwalt dieser Sache hergegeben, sein Ziel verfolgt, sind: außer einer großen Belesenheit in Zeitungen und Broschüren, eine Kenntniß der heutigen politischen Verhältnisse, die nur ein halber oder Viertels-Diplomat besitzen kann, eine angelernte, glatte Gewandheit der Sprache, endlich ein hoher Grad jener eigenthümlichen, thierischen Schlauheit, die zwar wie der Marder oder Iltis ihren nächsten Zweck ganz gut und richtig in's Auge faßt, aber die Folgen der Folgen ihres Anschlags nicht zu berechnen weiß, und es in der Regel darin versieht, daß sie den zu überlistenden, civilisirten Menschen für einfältiger nimmt, als er wirklich ist. Dazu kömmt, als Fundament und Basis des ganzen Apparats, eine Abwesenheit jedes sittlichen Zartgefühls, ein Mangel aller Ahnung eines höhern, rechtlichen Princips, ein Erstorbenseyn der Mahnungen des letzten Restes von Gewissen, Glauben und Ehre, wie es sich nur auf der höchsten Stufe sittlicher Fäulniß zu entwickeln pflegt, die ein Erzeugniß der Hyperkultur der Vornehmen, in manchen despotisch regierten Ländern ganz gut mit der verkommenen Rohheit der untern Klassen zusammen geht. Dieß Alles in seiner Gesammtheit liefert einen Macchiavellismus, dessen keck und naiv auftretende Offenheit für den Deutschen, der Angesichts solcher Dreistigkeit seinen Sinnen kaum traut, beim ersten Anblick etwas wahrhaft Verblüffendes hat. —

Dieß ist der Charakter „der europäischen Pentarchie“, welcher gegenüber die Sprache sittlicher Entrüstung nicht an ihrem Platze wäre; sie fände keinen Widerhall in einem moralischen Bewußtseyn Derer, gegen welche sie gerichtet wäre. Betrachten wir daher lieber, von dem Verfasser und seiner Zurechnung abstrahirend, jene merkwürdige Erscheinung als ein zwar krankhaftes, aber naturwüchsiges Produkt der

neuern politischen und sozialen Zustände, als ein sittliches Geschwür, als ein gemeinschädliches Phänomen; wie Ueberschwemmung und Cholera. — Dieß ist ein Standpunkt, der allein dem Sprechenden die Ruhe des Arztes sichert, der eine ekelhafte Operation zu verrichten hat, ein Standpunkt, den auch wir in den nachfolgenden Bemerkungen zu nehmen beschlossen haben, mit welchen wir einige der hervorstechendsten Ansichten jenes merkwürdigen Buches begleiten wollen.

Wir rühmen uns nicht, in die Geheimnisse und in den Geist der russischen Politik eingedrungen zu seyn, und sind von vorn herein bereit, ihr jenes Maaß von Billigkeit angedeihen zu lassen, worauf jeder Regierung, wie jedem einzelnen Menschen so lange ein natürliches Recht zusteht, bis das Gegentheil erhellt. Setzen wir jedoch voraus, wir hätten schlechthin nichts von jener Politik gewußt, und uns lediglich darauf angewiesen gesehen: uns unsre Wissenschaft oder Meinung aus der „Pentarchie“ herauszulesen, deren Verfasser so zuversichtlich spricht und so gut unterrichtet ist. Wie müßte dann der Eindruck, der uns nach Lesung dieser Schrift geblieben wäre, wie müßte das Bild beschaffen seyn, welches wir uns von der Art und Weise entworfen hätten, wie Rußland seine äußern und innern Verhältnisse behandelt? — Der Verfasser der Pentarchie schildert uns das politische System Rußlands in folgender Weise: „die russische Politik empfängt ihr Richtmaaß und ihren Charakter nicht aus herkömmlichen, traditionellen Maximen, wie die von Oesterreich, noch aus abstract politischen Principien, wie diejenige der Franzosen, noch endlich aus dem Geist ihrer innern Staatsorganisation, wie die von Preußen, sondern gleich der britischen, aus der geographischen Lage ihres Landes. Gemäß derselben ist Rußland berufen, Europa und Asien mit ihren Interessen zu vermitteln. Gemäß derselben würde Rußland auch jeden ausbrechenden Principienkrieg, als die einzige Hauptmacht,

welche demselben mit Gleichgültigkeit zusehen dürfte, zu vermitteln haben. Ist aber der wesentliche Charakterzug der russischen Politik ein vermittelnder, versöhnender, ausgleichender (und daß er solches ist, darf und kann im Hinblick auf das Jahr 1813, 1829 und 1833 nicht in Abrede gestellt werden), so folgt daraus, daß das petersburger Cabinet kein eigentliches Système immuable besitzt, sondern nur die Grundsätze der Gerechtigkeit, Ordnung, Mäßigung und Friedensliebe befolgt, welche aber in ihrer Anwendung kein politisches Princip, keine historische Tradition, keine Staatsverfassung, wie überhaupt kein Einzelinteresse noch eine Partheifahne bevorzugen und ausschließlich berücksichtigen können. Nichtsdestoweniger ergiebt sich wiederum aus diesem, daß eben deshalb von der russischen Politik hauptsächlich und insbesondere alle Momente, die eine Disharmonie hervorrufen dürften, sofort beachtet, ernsthaft erwogen und im Voraus durch Gegencombinationen neutralisirt werden müssen. Auf solche Art besorgt die russische Politik die Zukunft, indem sie sich in der Gegenwart frei bewegt, und die momentanen Zustände der Staaten möglichst ganz, d. h. die einzelnen möglichst eigenthümlich auffaßt und alle zusammen vergleicht und ausgleicht. In dieser Weise stritt sie gegen die französische Revolution, und kündigte Ludwig XVIII. den Aufenthalt in Mietau auf; so unterstützte sie die schwedische Thronfolge Karl's XIII. und die norwegische Demokratie gegen denselben König, so berichtigten sich die Zusammenkunft in Erfurt, und der Vorschlag, dem Herzog von Orleans statt Ludwig's XVIII. den französischen Thron zuzusichern, so die Unterstützung der griechischen Revolution gegen den Sultan und des Sultans gegen die ägyptische Revolution". Er setzt an einem andern Orte hinzu: „denn in der russischen Politik geben und bestimmen die politischen Grundsätze nicht die

Gestaltung der Gegenwart, sondern diese setzt die Modalität jener erst fest. Der Grund hiervon ist keineswegs in einer innern, unmoralischen und verwerflichen Casuistik, sondern allein in jenem entscheidenden Uebergewicht zu suchen, welches persönlich die russischen Herrscher dem autokratischen Staatsprincip geben". Daraus sey jedoch keineswegs zu schließen, daß Rußland nicht auch seinen „unverrückten Gedanken" habe. Der Pentarchist rühmt sich folgendes Urtheils von Löwe-Weimars: — „Man hat den Grund des Uebergewichts des russischen Cabinets vielfach in der materiellen Gewalt seiner Armeen, in seiner absoluten Organisation gesucht, doch ist dieß nicht die Quelle seiner Ueberlegenheit. Es giebt nichts Beharrlicheres, nichts Feineres im Uebergreifen als das russische Cabinet. Langsam geht es und geräuschlos. — — Es weiß zu temporisiren und wagt nie zu viel an ein System; wenn es zu große Aufmerksamkeit erregt hat, so macht es eine momentane Concession, und nimmt hernach mit bewunderungswürdiger Consequenz seine alten Plane wieder auf. Wenn die Stunde schlägt und die Hindernisse fallen, so geht es geraden Wegs auf sein Ziel los". Wir erinnern uns nicht, jemals ein zermalmenderes Urtheil über die russische Politik gelesen zu haben. — Es versteht sich von selbst, daß wir, ununterrichtet über die Geheimnisse der Diplomatie, wie wir es sind, uns genöthigt sehen, die Wahrheit desselben auf sich beruhen zu lassen. — Aber wir wünschen angelegentlichst: daß von russischer Seite her diese Schilderung ihre recht nachdrückliche und gründliche Widerlegung finden möge. — Denn fände sie im deutschen Publikum Glauben, so wäre der Nachtheil lediglich auf Seiten jener Macht. — Kein denkender Mensch wird in Abrede stellen, daß in diesen Zügen ein wahrhaft revoltirendes Bild der consequentesten und treulosesten Eigensucht liege, welche jemals die Sonne beschienen hat. — Wir wissen, wie schon bemerkt, in unsrer Unkunde der diplomatischen Verhältnisse nicht, ob das Portrait dem Ur-

bilde gleiche; ja, wir sind nicht abgeneigt, es für eine heillose Mystifikation des Publikums zu nehmen, unter welcher sich eine bösliche Verläumdung, ein recht bitterer Haß gegen Rußland versteckt. — Was wir aber wissen, ist dieses: würde uns im Privatleben ein Individuum in solcher Weise von seinen Freunden und Vertheidigern geschildert, und müßten wir der Wahrheit dieser Angaben Glauben schenken — wir würden uns hüten, mit einem Menschen solches Wesens selbander durch einen Wald zu gehen; wir würden ihn nicht allein in einem Zimmer lassen, wo Geld oder Geldeswerth läge, und wenn wir auf der Reise in einem Hause mit ihm übernachten müßten, würden wir unsere Thür verrammeln und die geladenen Pistolen an unser Bett legen. — Der Verfasser der Pentarchie merkt freilich nicht, daß er allen seinen friedseligen Versicherungen, „daß Rußland keinen Zusammenstoß der Hauptmächte, sondern den Weltfrieden, die erneuerte Geltung des Völkerrechts wolle" u. dgl., durch jene angeblichen Aufschlüße über das Geheimniß der russischen Politik von vornherein die Spitze abgebrochen hat. Wer könnte sich auf das Völkerrecht berufen, einer Macht gegenüber, die, nach dem Interesse des Augenblicks, „ohne herkömmliche traditionelle Maximen", ihre politischen Grundsätze bildete, in deren Vortheil dann zugleich ein allgemeiner Revolutionskrieg läge (Pentarchie S. 435), und die bei einem etwaigen Weltbrande „keine historische Tradition, keine Staatsverfassung, wie überhaupt kein Einzelinteresse" berücksichtigen, — sondern „beharrlich und fein in ihren Uebergriffen", „langsam und geräuschlos schreitend", bald diesem bald jenem Systeme folgend, heute die Revolution in ihren Principien bekämpfen, morgen mit letztern ein Bündniß schließen, immer aber mit „bewunderungswürdiger Consequenz", das aufnehmen würde, was in ihren Nutzen taugte. Der Verfasser der Pentarchie hat freilich in seinem Werke diese Politik nach dem Worte befolgt. Wir aber sind begierig auf die strengen und gerechten Maaßregeln, die das St. Petersburger Cabinet gegen

den Versuch ergreifen wird, ein solches System der Arglist, der Treulosigkeit und des Verraths für das, der russischen Regierung eigenthümliche auszugeben! —

Wie tief uns aber auch dieß Gewebe schlechter Maximen empören möge, in welchen Rußlands auswärtige Politik geschildert seyn soll, das was die „europäische Pentarchie“ als den höchsten Grundsatz der innern Verwaltung jenes Reiches, als die Wurzel seiner Stärke, als das heilige Wort bezeichnet, welches den gewaltigen Bau zusammenhält, hat uns auf eine Weise überrascht, daß wir die bezügliche Stelle mehrmals lesen mußten, um uns zu überzeugen, daß wirklich kein Irrthum, weder auf unsrer noch auf des Setzers Seite obwalte. —

Der Verfasser der Pentarchie schließt die Uebersicht dessen, was er über Rußlands innere und äußere Verhältnisse zu sagen weiß, mit folgendem charakteristischen Zuge: „Stephanow erzählt in seiner Beschreibung des jeniseiskischen Gouvernements, daß wenn sich der Kosakenchef und der Dsey-Dsana des mongolischen Beaufsichtigungs-Detachements auf der Gränze begegneten, und der letztere sich wie gewöhnlich nach dem Wohlbefinden des russischen Kaisers und Volkes erkundigte, ersterer die Antwort ertheile: Unser Kaiser befindet sich durch Gottes Gnade wohl, und darum auch das Volk“. — Jeder Vernünftige würde es für die schreiendste Unbilligkeit halten, wenn wir aus dem coq à l'âne eines unwissenden Kosakenoffiziers irgend einen Schluß auf die leitenden Grundsätze des russischen Cabinets zu ziehen unternähmen. — Auch in Deutschland wäre es ja möglich, daß eine Knechtsseele sich im Gebrauch einer Ergebenheitsphrase vergriffe, und unvermerkt, aus der Region eines hündischen Servilismus in das Gebiet des Lächerlichen geriethe; nicht zu gedenken der andern Auslegung: daß der Kosakenoffizier geglaubt haben könne, sich dem Anbeter des Dalai-Lama durch eine Wendung verständlich machen zu müssen, die dem Begriffskreise der politischen Religion dessen angehörte, zu dem

er sprach. — Wer würde solches der russischen Regierung zur Last legen? — Stände also jener Bericht über das Ceremoniell der Begrüßung zwischen dem Kosaken und Mongolen rein isolirt, so würden wir uns zwar wundern, wie er sich in eine emphatische Lobrede auf Rußland verirrt habe, — aber wir würden uns aller Folgerungen, sowohl in Beziehung auf das System der „europäischen Pentarchie", als das der russischen Regierung enthalten. —

Aber der Verfasser schneidet uns jede Möglichkeit einer entschuldigenden Erklärung ab: Es ist kein Scherz, der den bittern Ernst dessen, was vorhergeht, mildern soll. Es ist der Schlußstein einer politischen Doctrin, um den es sich handelt; er setzt hinzu:

„Versteht ihr wohl dieses: Darum? In diesem kostbaren Wörtchen liegt Rußlands Macht und Stärke, seine Geschichte und Zukunft, sein Heldenmuth und seine Aufopferung und seine feste Treue". —

Nackter und runder ist niemals das Prinzip des Absolutismus zu Tage getreten. Dagegen ist Ludwig's XIV. berüchtigtes Wort: L'etat c'est moi! — ein Ausdruck milder Humanität. Wer jemals in unserm Vaterlande die fürstliche Herrschaft gegen das Anbranden des wüsten Zeitstromes vertheidigt hat, der alle Throne unterwühlt, muß sich feierlichst gegen den Verdacht verwahren, daß er irgend etwas mit dieser Lehre gemein habe, die in die Stelle des schuldigen Gehorsams gegen die weltliche Ordnung auf Erden den blinden, rohen Götzendienst mit der Person des einzelnen Herrn setzt. — Was macht das russische Volk? — Es ist satt; denn sein Kaiser ist so eben von der Tafel aufgestanden. Was macht das russische Volk? — Es liegt zu Bette und schwitzt, denn der Kaiser hat sich gestern auf der Jagd verkältet. Was macht das russische Volk? Es ist gestorben, denn diese Nacht hat den Kaiser ein Stickfluß plötzlich hinweggerafft. — Das kann die politische Ueberzeugung des Kaisers Nikolaus nicht seyn, so

wenig als dieß der Glaube Alexanders war. Glück und Segen über die Völker kommen von Oben herab, vom Geber alles Guten; es hieße seiner göttlichen Ehre spotten, wenn unsinnige Schmeichelei die Fürsten als die Spender von Regen und Sonnenschein, von guten und bösen Jahren, von Dürre und Ueberschwemmung, von Pest und theurer Zeit verherrlichen und anrufen wollte. Aber es wäre ein Uebermaaß der Niedertracht und der gottlosen Lüge, den Fürsten weiß machen zu wollen, daß durch einen geheimen, mystischen Zusammenhang die Speise, die in ihren Mund eingeht, in den Magen ihrer Unterthanen gelange, daß ihr rein persönliches, individuelles Wohlbefinden alle Leiden, alle Beschwerden, alle Noth jedes Einzelnen im Volke undenkbar mache! — Diese Lehre überschreitet die Gränze, die das Alberne vom Teuflischen trennt, sie kömmt um siebzehnhundert Jahre zu spät, — oder, wie wir hoffen wollen, zu früh. Denn dafür bürgt die Zahl der Jahre nach Christi Geburt, die wir schreiben, daß diese gräßliche Verruchtheit, die, ein schauerlicher Pantheismus neuer Art, den irdischen Herrn unmittelbar in Gottes Stelle setzt, in die Seele keines europäischen Monarchen unserer Tage kommen könne. Wohl aber ist dieß die Doctrin der alten, römischen Imperatoren, die Opfer und Weihrauch begehrten, und ihre Statuen in die Tempel setzten, aber die Geschichte hat es aufbewahrt, welche Rache dafür Jener an ihnen nahm, den die heiligen Urkunden einen eifersüchtigen Gott nennen. — Und wenn die Christenheit die Wiederholung desselben ungeheuern, wahnsinnigen Frevels von der Zeit des Antichrist erwartet, der das Ende wieder an den Anfang der Kirche knüpfen wird, — so kann sie es nicht glauben, daß irgend ein Regent, der seine Kniee vor dem Gekreuzigten beugt, sich zu einer Lehre bekennen könne, deren satanischer Hohn das Blut in den Adern jedes Christen, jedes europäischen Menschen gerinnen macht. Halten wir also fest an der Ueberzeugung, daß Rußland's Kaiser diese Ausgeburt des Servilismus einer ultra-russischen, schlechten, revolutionären Parthei

er sprach. — Wer würde solches der russischen Regierung zur Last legen? — Stände also jener Bericht über das Ceremoniell der Begrüßung zwischen dem Kosaken und Mongolen rein isolirt, so würden wir uns zwar wundern, wie er sich in eine emphatische Lobrede auf Rußland verirrt habe, — aber wir würden uns aller Folgerungen, sowohl in Beziehung auf das System der „europäischen Pentarchie“, als das der russischen Regierung enthalten. —

Aber der Verfasser schneidet uns jede Möglichkeit einer entschuldigenden Erklärung ab: Es ist kein Scherz, der den bittern Ernst dessen, was vorhergeht, mildern soll. Es ist der Schlußstein einer politischen Doctrin, um den es sich handelt; er setzt hinzu:

„Versteht ihr wohl dieses: Darum? In diesem kostbaren Wörtchen liegt Rußlands Macht und Stärke, seine Geschichte und Zukunft, sein Heldenmuth und seine Aufopferung und seine feste Treue“. —

Nackter und runder ist niemals das Prinzip des Absolutismus zu Tage getreten. Dagegen ist Ludwig's XIV. berüchtigtes Wort: L'etat c'est moi! — ein Ausdruck milder Humanität. Wer jemals in unserm Vaterlande die fürstliche Herrschaft gegen das Anbranden des wüsten Zeitstromes vertheidigt hat, der alle Throne unterwühlt, muß sich feierlichst gegen den Verdacht verwahren, daß er irgend etwas mit dieser Lehre gemein habe, die in die Stelle des schuldigen Gehorsams gegen die weltliche Ordnung auf Erden den blinden, rohen Götzendienst mit der Person des einzelnen Herrn setzt. — Was macht das russische Volk? — Es ist satt; denn sein Kaiser ist so eben von der Tafel aufgestanden. Was macht das russische Volk? — Es liegt zu Bette und schwitzt, denn der Kaiser hat sich gestern auf der Jagd verkältet. Was macht das russische Volk? Es ist gestorben, denn diese Nacht hat den Kaiser ein Stickfluß plötzlich hinweggerafft. — Das kann die politische Ueberzeugung des Kaisers Nikolaus nicht seyn, so

wenig als dieß der Glaube Alexanders war. Glück und Segen über die Völker kommen von Oben herab, vom Geber alles Guten; es hieße seiner göttlichen Ehre spotten, wenn unsinnige Schmeichelei die Fürsten als die Spender von Regen und Sonnenschein, von guten und bösen Jahren, von Dürre und Ueberschwemmung, von Pest und theurer Zeit verherrlichen und anrufen wollte. Aber es wäre ein Uebermaaß der Niedertracht und der gottlosen Lüge, den Fürsten weiß machen zu wollen, daß durch einen geheimen, mystischen Zusammenhang die Speise, die in ihren Mund eingeht, in den Magen ihrer Unterthanen gelange, daß ihr rein persönliches, individuelles Wohlbefinden alle Leiden, alle Beschwerden, alle Noth jedes Einzelnen im Volke undenkbar mache! — Diese Lehre überschreitet die Gränze, die das Alberne vom Teuflischen trennt, sie kömmt um siebzehnhundert Jahre zu spät, — oder, wie wir hoffen, wollen, zu früh. Denn dafür bürgt die Zahl der Jahre nach Christi Geburt, die wir schreiben, daß diese gräßliche Verruchtheit, die, ein schauerlicher Pantheismus neuer Art, den irdischen Herrn unmittelbar in Gottes Stelle setzt, in die Seele keines europäischen Monarchen unserer Tage kommen könne. Wohl aber ist dieß die Doctrin der alten, römischen Imperatoren, die Opfer und Weihrauch begehrten, und ihre Statuen in die Tempel setzten, aber die Geschichte hat es aufbewahrt, welche Rache dafür Jener an ihnen nahm, den die heiligen Urkunden einen eifersüchtigen Gott nennen. — Und wenn die Christenheit die Wiederholung desselben ungeheuern, wahnsinnigen Frevels von der Zeit des Antichrist erwartet, der das Ende wieder an den Anfang der Kirche knüpfen wird, — so kann sie es nicht glauben, daß irgend ein Regent, der seine Kniee vor dem Gekreuzigten beugt, sich zu einer Lehre bekennen könne, deren satanischer Hohn das Blut in den Adern jedes Christen, jedes europäischen Menschen gerinnen macht. Halten wir also fest an der Ueberzeugung, daß Rußland's Kaiser diese Ausgeburt des Servilismus einer ultra-russischen, schlechten, revolutionären Parthei

Verlauf der Zeit ansetzten, so ist auch natürlich, daß sich letztere nach und nach mit jenem durch Sprache, Gewohnheit, Interesse verschmelzen und zusammenwachsen. Diese Verschmelzung der Gesinnungen und Gefühle aller nichtrussischen Provinzen mit dem großen russischen Stammvolke vermag aber ohne die gemeinschaftliche Sprache nicht oder nur unvollkommen zu geschehen. Daher ist besonders in der Neuzeit weise Vorsorge getroffen worden, daß die russische Sprache, die Sprache des ganzen russischen Reiches werde*) und sich durch dieses Mittel die verschiedenen Theile des Reiches mit einander assimiliren, wie durch die Einführung der französischen Sprache das Elsaß und Lothringen mit Frankeich verbunden wurden."

Solche Sprache wagte Bonaparte nicht auf der Sonnenhöhe seines Glücks! In der That es bedarf der oft wiederholten Versicherung des Pentarchisten nicht, um uns zu überzeugen, daß das russische Kabinet diesem Produkte brutalen Dünkels fremd sey. — Auch ohne jene Protestationen hätten wir kein europäisches Kabinet einer solchen Veröffentlichung fähig gehalten.

X

*) „Zu wünschen ist, daß solches auch mit dem Kalender der Fall seyn möchte." Anmerkung des Verfassers der „europäischen Pentarchie."

// 321.

IX.

Betrachtungen über die Revolution.

III. Wodurch kann denn der revolutionäre Geist, der über das christlich=europäische Leben gekommen, überwunden und versöhnt werden?

(Fortsetzung.)

Und die Welt wird sehen
Daß nicht Dünkel glücklich mache.
Gottesfurcht und Scheu
Ewiglich die große Sache
Aller Menschen sey.
Asmus.

Durch Gott, das Vollkommenste, Schönste und Wahrste ist und wird Alles, was da ist und wird, auch hat Alles durch ihn nur Dauer und Erhaltung. Natur und Geschichte im Ganzen wie im Einzelnen, Alles ruft Er aus dem Nichts hervor; aber eben so vermag auch Alles sich nur durch Ihn vor dem Nichts und der Vernichtung zu bewahren. Wo und in wiefern irgend ein Gegenstand von Gott verlassen ist, da und in sofern zerfällt er und ist unhaltbar der Vernichtung preißgegeben. Gottes Gegenwart ist überall der Grund alles Werdens und Beharrens; Gottes Abwesenheit der Grund alles Vergehens. So lange auch des Menschen Leben und Thätigkeit mit dem ewigen Leben, mit Gott verbunden ist, so baut und wirkt er glücklich an seiner Geschichte und Entwicklung. Ist aber nicht mehr Gott mit seinem Leben und Streben, so wird sein Leben und seine Geschichte eitel und alle seine Thätigkeit eine Thätigkeit der Auflösung, der Vernichtung, der Revolution. „Auf Gott schauend“, sagt Jacobi, „schafft der Mensch in sich ein reines Herz und einen gewissen Geist und außer sich Gutes und Schönes“. Wir können diesen Ausdruck Jacobis hier etwas näher bestimmen. Wenn der Mensch gläubig und hingebend auf Gott schaut, wird in seinem Innern sein Herz groß, stark, rein und friedlich, und der Geist, womit er handelt, denkt und schafft, wird ein Geist der Sicherheit, Ueberzeugung und der fortbildenden Kraft. Wenn aber dagegen der Mensch

voll Verzagen über das Höhere und Höchste nur auf den bunten, eitlen Wechsel schaut, der ohne lebendigen Gott allenthalben ihn umgiebt, dann wird sein Herz klein, trübe, welk und leidenschaftlich, sein Geist, ein Geist des Zweifels, der Unzufriedenheit und der Verneinung, und seine ganze Thätigkeit eine Thätigkeit endlosen Reformirens, Revolutionirens und Vernichtens. Dann baut er auch nicht fort an seiner und seiner Väter großen Geschichte treu und friedlich gesinnt; unruhiges, verzehrendes Verändern, Umwälzen und Vernichten ist dann sein Werk und sein Fortschritt, den er Aufklärung und Befreiung nennt.

Was der Geschichte des einzelnen Menschen wie der Völker Halt und Kraft giebt, was ihrer Thätigkeit Friede und Gedeihen, und was sie allein bewahret vor dem Geiste der Leerheit und Revolution, das müssen wir noch etwas weiter betrachten. — Unter allen Irrthümern unserer Zeit ist keiner so verderblich als der, daß man glaubt, die Kraft, der Friede, das Glück, kurz alles Große, Schöne und Wahre des einzelnen Menschen wie der Gesammtheit ginge von unserm Verstande aus. Dieser Irrthum regiert unsere Zeit und Hohe und Niedere sind davon wie unterjocht. Je mehr sich Bücher und Schulen häufen, desto schlimmer und lockerer sieht man's doch in Wirklichkeit in unserm Volksleben werden; — aber das kann die Menschen, besonders wenn sie sich in einem großen meinungsvollen Zuge der Zeit bewegen, nicht auf andere Gedanken bringen; sie rufen sich einander nur um so lauter zu: nur Schulen und Unterricht und leere Nasen- und Magenweisheit! Sie kommen mir vor wie die, die da mit einander bergabwärts laufen, und, um sich vor dem Abwärts zu hüten, sich immer lauter zurufen: laufe, laufe! O quanta eos caligo mentium, quanta ignorantia veritatis exercet! Seneca.

Nicht der Verstand, weder der wahre *) noch der leere, nicht das

*) Es ist wichtig, zu unterscheiden, welcher menschliche Verstand wahr und besonnen, und welcher falsch und verderblich. Ich bestimme allen wahren Verstand und alles wahre Wissen des Menschen als das Bewußtseyn dessen, was ist, und besonders was schon für den Menschen ist. Augustin drückt das in seinen Confessionen so aus: nos ista quae deus fecit videmus, quia sunt; deus autem quia videt ea, sunt. Auf diese Natur des menschlichen Wissens bezieht sich auch die Frage des Socrates in den Memorab. d. Xenoph., wo er scherzend über die eitle Anmaaßung der Sophisten fragt, ob sie auch mit ihrem Wissen z. B. Wind und Wetter ꝛc. machen könnten. Bei weitem das meiste Wissen unserer Zeit ist ein solches sophistisches, was aller Natur und Leben voraneilen will; wodurch es dann überaus eitel und unruhig wird. Ich hasse nichts so sehr, als solchen leeren Verstand und Wissen, und nichts ist so auflösender Natur.

Wissen, weder das wahre noch das falsche ist es, wovon für den Menschen Glück, Friede, Kraft und Heil ausgeht, sondern das Herz ist es allein. Herz ist aber, um es kurz zu sagen, das unmittelbare, innerste noch unenthüllte Leben der Dinge. Und dieses ist beim Menschen nichts anderes, als die Liebe zu Gott, die Hoffnung und der Glaube an Ihn. Alle drei zusammen nennen wir die Religion. Sie ist unser Herz, die Wurzel unseres Lebens und unserer ganzen Geschichte, die Quelle aller unserer Gedanken, Entschlüsse und Gefühle. Durch den Glauben, die Hoffnung und Liebe zu Gott, geht das Höchste, die wahreste Realität und das ewige Leben in den Menschen und die Menschheit ein. Man kann sagen, daß unser innerstes und wahrstes Wesen und Leben ein modifizirter Glaube, eine bestimmte Liebe Gottes sey, und daß die ganze Geschichte eines Menschen oder eines Volkes nur in der geschichtlichen Enthüllung und Entwicklung seines bestimmten Gottesglaubens bestehe. Je lebendiger dieser Glaube desto größer, stärker, edler, friedlicher, duldsamer und wahrer ist das Herz des einzelnen Menschen, so wie eines Volkes, so wie einer ganzen Zeit, und desto größer inniger, wahrer, mächtiger und beruhigter auch sein Leben und seine Geschichte. Und hier können wir denn auch den wahren menschlichen Verstand, das wahre Wissen und Können des Menschen und der Völker verstehen lernen. Alles wahre verständige Wissen des Menschen ist Selbstbewußtseyn, Bewußtseyn seines unmittelbaren Lebens, und alle seine wahre, verständige Thätigkeit bewußte Thätigkeit, sein unmittelbares Leben, sein Lieben und Glauben zu enthüllen und auszudrücken. Sein Geist ist sein klargewordenes Herz. Je größer und lebendiger nun jener Gottesglaube ist, der sein Leben durchdringt, desto wahrer und überzeugungsvoller ist sein Wissen, desto kräftiger und beruhigter seine Thätigkeit, desto sicherer und friedlicher sein Geist. Wohl ist die Geschichte eines Menschen, eines Volkes und eines ganzen Zeitalters glücklich zu nennen, so lange sein wahres Herz, dieser Urglaube nämlich, sein Leben, seine Thätigkeit, sein Wissen und Können herrschend durchdringt. Wo dieser alte Herrscher *) in dem Leben eines Volkes und in allen Regungen und Bewegungen desselben lebt und regiert, da liegt zwischen allen Gegensätzen und Kämpfen ein Geist inniger Versöhnung, in allen Strebungen stiller Friede, in aller Freiheit natürliche Ordnung, und ob dann auch Alles in großem Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

*) „Uns war", sagt schön Plato, „zur Zeit, als die Perser Griechenland anfielen, noch der alte Staat, in dem eine Scheu war, wie ein mächtiger Herr, um dessentwillen wir uns den Gesetzen freiwillig unterwarfen."

Plato de legg. III.

Aber wie dagegen bei einem Menschen, einem Volke, die eigentliche Wurzel seines Lebens, die Religion, sein Herz, sein kindlicher, hoffender, dem Höchsten sich hingebender Sinn und Gesinnung welk wird; so verliert sich Gott und aller Halt, Ruhe Macht und Wahrheit aus seinem Leben und Wirken. Das Volk wird bei allem seinem Wissen, Können und Thun toll, und es lösen sich alle Bande frommer Scheu. Wenn der Mensch mehr und mehr aufhört, das Höchste und wahrhaft Liebenswürdigste zu lieben, darauf zu hoffen und sich demselben gläubig hinzugeben, so verliert sein Lieben, Hoffen und Glauben, oder sein Leben das eigentliche Herz und seine Kraft und Wahrheit. Er fällt dann mit seinem Lieben, Hoffen und Glauben ab zu den endlichen Gegenständen der Erfahrung, und da diese an sich ohne das Höchste eitel sind, und sein selbstischer Dünkel sie nur zu etwas macht; so wird dadurch sein gesammtes Leben unruhig, leidenschaftlich, voller verzehrender Bedürfnisse, eitel und leer *). Und da ferner sein Verstand und Wissen nur ein Bewußtseyn seyn kann seines Lebens und Erlebens, und sein Wirken nur ein Ausdrücken seines Lebens; so muß nothwendig mit diesem auch all sein Wissen und Wirken halt- und ruhelos, eitel und leer werden. Und was ist dann natürlicher, als daß sich in dem herzlosen und eiteln Leben, und dem ruhelosen und leeren Wissen und Thun sich der Geist der Unruhe, Gleichgültigkeit, Leerheit und Verneinung erzeugt, der zuerst, wie er sagt, reformirt, dann revolutionirt und endlich geradezu Alles vernichtet, was etwas seyn will.

Um dieses aber recht zu verstehen, müssen wir uns unseres jetzigen Volkslebens bewußt werden, denn hier ist ein solcher Geist unverkennbar heraufgestiegen, und fängt an mit jedem Tage immer mehr eine Befürchtung und Klage zu werden aller Rechtschaffenen, die mit Sehnsucht besserer Zeiten gedenken. Er ist und kann nur seyn die Folge der Herz- und Gottlosigkeit unserer Zeit. Man spricht **) wohl viel von Herz und Religion, aber das ist nicht mehr das Herz und die Religion, welche die Wurzel und Erfüllung ist des ganzen Lebens, und die den Einzelnen trägt und erhält, wie das ganze Volk mit allen seinen Werken und Wissenschaften: es ist ein Herz und Religion, die sich der Mensch, ein jeder in seiner Manier, selbst machen, erdenken und

---

*) So lange du nach Irdischem richtest deinen Geist,
Wirst du mit Finsterniß statt Licht gespeist.

Wenn Dante und Plato, der eben so glaubt, recht haben, wird unser Zeitalter in grosen Obskurantismus versinken.

**) Es hilft nicht, daß man davon spricht.

erkünsteln möchte: ein Herz, eine Religion, ein Gott, worauf jeder nicht sich und sein Leben, sondern den er umgekehrt auf sich selbst gründen möchte und auf seinen Witz und Aberwitz. Das ist aber die radikale Umkehrung *) und Umwälzung, daß man den Grund auf das Begründete gründen und den Hülfsbedürftigen an die Stelle der Hülfe setzen will. Sehen wir nur gerade hin in unser öffentliches Leben: was man da Herz, Religion, Gott hat, ist nicht viel. Seit man angefangen, sein Herz auf seinen Verstand zu gründen, wird das Leben mit jedem Tage herz- und naturloser. Unser Lieben, Glauben, Hoffen hat bald kein Oben, kein Höheres, keinen Himmel, keinen Trost, keine Beruhigung, keine Bescheidung mehr. Ohne Herz ist immer mehr unser Verstand, der es verzehret, ohne daß er warm und befriedigt geworden; ohne Herz und Ueberzeugung das große dünkelhafte Babel unseres zusammengelernten und zusammengelesenen Wissens; ohne Herz das selbstische Heuchelwesen gebildeter Schicklichkeit und Moralität; ohne Herz endlich das formenreiche und geräuschvolle Machen und Regen kleinlicher, mit dem Augenblick dahinschwindender Interessen. Wenn wir auch nicht schon so vielfach erführen von einem Geist unnennbarer Unzufriedenheit, der in allen Formen der Kirche und des Staatslebens sich bewegt und sie laut und leise zerbricht; nicht von einem Geiste eines wunderbaren Indifferentismus, der schön thut mit Allem, was nichts und Leerheit ist, aber mit bitterem Fanatismus **) tobt gegen jede lebenswarme Ueberzeugung; nicht von dem Geiste offenbarer Frivolität, Verneinung und Vernichtung: so müßten wir doch diesen vielgestaltigen Geist der Revolution unausbleiblich erwarten. Denn wo das Herz welk wird und abstirbt, da muß er nothwendig an die kalte Stelle treten, und alle Macht- und Klugheitsanstalten sind gegen ihn alsdann eitel und vergeblich.

Das einzige Mittel aber, diesen Geist, der doch im Lande ist, wenn er auch jetzt dasselbe nur stille durchwandelt, zurückzuhalten, zu überwinden und zu versöhnen, das ich in diesen Betrachtungen nahmhaft zu machen versprochen, ist, um es, aus dem bisher Gesagten wie-

*) Gerade wie wenn man, obschon es heißt, daß die Religion die Stütze sey der Throne, diese aber eben auf den Thron gründen wollte. — Ecce homo, qui non posuit deum adjutorem suum: sed speravit in multitudine divitiarum suarum et praevaluit in vanitate sua.

Psalm 51.

**) Wir bemerken, bei offenbaren Freigeistern einen eben so lebhaften Geist der Verfolgung, als er bei einem Dominikaner seyn kann.

Albr. v. Haller.

derholend, kurz zu bestimmen, nun dieses: **Wir müssen, jeder in sich und so viel in seinem Berufe liegt, im Volke und der Zeit, das alte, treue, wahre Herz zu erwecken***) **und zu erwärmen trachten, so viel wir vermögen.** Nur vor dem lebendigen Gott, und dem lebendigen Christus, nicht wie er aus unserem Dünken, sondern wie er aus einer, für uns unübersehbaren Geschichte in unsere Herzen und Leben gekommen und kommt, weicht das Gespenst, das kalt und herbstlich heraufdämmert.

Siquis in me non manserit:
Mittetur foras sicut palmes, et arescet.
Joh.

Man wird mir nun aber hier entgegnen, wenn ich kein anderes Mittel wüßte gegen die Revolution, als die Religion; so hätte ich damit noch gar nichts Besonderes gesagt, denn das wisse man schon lange, ohne daß es besser würde, das wisse jetzt jeder wohlerzogene Schulknabe, auch lese man es so ganz flachweg auf jedem Lumpen Papier. — Daß man dieses gelehrte Mittelchen schon lange wisse, das weiß ich, auch weiß ich, daß es leicht jeder Schulknabe wissen könne, wenn er nur seine Ohren aufthun wolle; dabei ist es ferner wirklich wahr, daß ich kein anderes Mittel ausdenken kann. Aber was soll das: ich wollte auch kein neues Wort reden, das sich nur mal kluge hören ließe, wie das feine Wort eines fromm-ästhetischen Predigers, der seine neugierigen Zuhörer zuweilen durch eine neue Redeerfindung erbaut: ich wollte nur ein altes Wort reden, aber es neu beherzigen und sich wahr beleben lassen. Und dann giebt es ja aber auch über Religion noch Manches zu sagen, welches, wenn es auch nicht so gelehrt und **wissenschaftlich** seyn sollte, daß es die Ober-Censur passiren könnte, doch aber nicht übel wäre weder für das Wissen noch für das Leben, weder hier noch anderswo. Ich muß mich nun hier über die Religion, als die einzige Besiegerin der Revolution, näher erklären.

Mit der Religion hat das unter uns jetziger Zeit gar manchfache Bedeutung und Auslegung. Aus Paris schrieb man mir neulich: „Die Religion wird hier Modesache". Aber nicht nur in Paris ist das so:

---

*) Nichts drückt mehr den dunkeln Sinn der vielen Schul- und Bildungstreiber aus, als daß man sie niemals sich bemühen sieht, die innersten Kräfte des Menschen und des Volkes zu wecken, sondern stets nur zu belehren und zu bestimmen. Lehre, oder bestimme, oder bilde aber einer mal, wenn nichts zu bestimmen ist.

überall, wo die echte feine Bildung herrscht, wird jetzt Religion eine Sache der Mode und der Gelehrsamkeit. Daß sie etwas vortreffliches sey und viele schöne Eigenschaften und Prädikate habe, auch dem Volke ohne Zweifel nützlich sey, das wissen die Leute, besonders die gebildeten, weit und breit und schon von ihren Schuljahren her; aber wenn man näher zusieht, so bemerkt man, daß sie meistens ist wie ein äußeres Objekt, das außer ihrem hohlen Leben steht, wie ein heraus- und herumgeziertes Götzenbild, ähnlich den Götzenbildern, welche die Römer prächtig und zur Verehrung in ihrer späteren Zeit den Tugenden aufrichteten, als sie anfingen im Leben keine mehr zu haben. Eine solche vom Verstande extrahirte, gelehrte und angerühmte Religion kommt dann weiter häufig auch in den Fall, eine sonderbare Spottgeburt oder Spottbild zu seyn. Dieses findet vorzüglich statt, wenn Vorsteher des öffentlichen Lebens dem untergebenen Volke die Religion zur hohen Verehrung aufzustellen suchen, während sie selbst sich derselben schämen oder sie verachten. Es hat viele harte Beispiele gegeben, besonders von den Großen in Frankreich vor der französischen Revolution und zur Zeit Friedrich's II. Man wird vielleicht bemerken, daß dieses aber doch jetzt nicht mehr geschehe. — Ich will das auch nicht gerade behaupten. Obschon aber auch wieder Manches ist, was nicht undeutlich zeigt, daß man sich nach jener Revolution hin und wider in dieser Beziehung weniger gebessert als nur verfeinert habe. Um nur Eins auszuführen: während man überall den Predigern und Lehrern einschärft, doch ja für die sogenannte religiöse Bildung des Volkes zu wirken, werden in einigen Ländern nicht nur alle irreligiöse Beamte und Lehrer geduldet, sondern man zieht sie sogar denen, die eine lebendig religiöse Ueberzeugung haben, sachte vor, entweder, weil sie eine größere Bildungsfähigkeit haben als diese, oder weil man diese im Herzen etwas dumm findet. Wo dieses sich so verhält, da ist mehr oder weniger ein höhnender Spott in eitel leerem Spiel. Ganz besonders aber sind alle Staatsreligionen, worauf man in neuerer Zeit wieder gekommen ist, wenn nicht derjenige, der sie zu bilden und zu bewirken strebt, ernstlich glaubt, ein göttlicher Gesandter zu seyn, ihrem Wesen nach mehr Spottgeburten als es wohl scheint. Indessen sollte auch nicht so leicht und geradezu die Religion der Mode und Gelehrsamkeit eine Spottgeburt seyn, so ist sie doch stets ein bloßes Nutz- und Namending, und so möchte ich sie meistens am passendsten benennen. Und dies ist dann die Religion, von der man am häufigsten weiß, die man rühmend im Munde führt und auch dem Volk nützlich erachtet gegen die Revolution. Erzeugt aus der Leerheit von einem tausendfachen Egoismus,

ist es schwer, sie in der Kürze in deutlichen Umrissen zu zeichnen. Aber sie ist es nicht die ich meine, wenn ich von einer Religion spreche, die allein unser herzlos werdendes, öffentliches wie Privatleben wieder zu erfüllen, zu kräftigen und zu beruhigen vermöchte.

Die Religion, die ich hier im Sinne trage, ist etwas gar Wunderbares; und gerade in wie fern die Wunderbarkeit verschwindet, in sofern verschwinden auch die Wunder ihrer Wirkung und überhaupt ihr Wesen. Man kann sie ein lebendiges, fortgesetztes Wunder nennen. Bestimmt aber auch unbestimmt; subjektiv klar, aber auch ein Geheimniß; im Menschen und in seinen menschlichen Kräften, aber auch über ihm und allen seinen Kräften. Sobald sie bloß Sache des menschlichen Verstandes, Willens und Gefühls ist, hört sie als Religion auf; wenn sie aber dagegen gar nicht Sache des menschlichen oder subjectiven Verstandes, Willens und Gefühls ist, ist sie überhaupt für den Menschen nicht da. Die wahre, lebendige Religion des Menschen ist eine solche, die eben so sehr den Menschen hat, als er sie. Schön nennt man sie den Bund des Menschen und der Menschheit mit ihrem ewigen Ursprung, mit Gott. Diesen Bund muß man sich darum aber nicht als eine äußerliche Verbindung vorstellen, sondern, um mich so auszudrücken, als ein gänzliches Durchdrungenseyn des Menschlichen und Göttlichen. Sie ist nicht göttlich aber auch nicht menschlich: sie ist gottmenschlich.

Wir müssen uns aber über diesen wunderbaren Bund, in dem allein alles Menschliche schön, wahr, gut, fortschreitend und friedlich ist, näher verständigen. Ich bin freilich weit entfernt, zu glauben, daß ich, auch wenn ich mich noch so weit entwickelte, diesen Bund ganz in meinen Begriffen verstehen, und ihn gar für den Leser verständlich auf's Papier malen könne. Dieser heilige Bund, das Innerste und Wahreste unseres Lebens ist auch, um mich nach der Schrift auszudrücken, verborgen mit Christo in Gott. Indessen ist erstens derselbe doch auch wieder dem bescheidenen Forscher nicht unverständlich; auch sollen wir zweitens gerade nicht müde werden in diesem Bunde, in dem wir keine Knechte sondern Erben sind, mit allen unseren Kräften mitzuwirken; wir sollen gerade in ihm als Subjecte immer größer, edeler und wahrhaft wissender werden, immer mehr Gott gleich. Aber Gott in uns und noch unnennbar über uns! Mit der ganzen Emsigkeit meines kurz erhellten Verstandes möchte ich stets in das Geheimniß unserer innersten Natur und unseres Lebens schauen, aber auch mit Sehnsucht, Scheu und Ehrfurcht vor dem Höhern und Höchsten.

Seitdem in unserem christlich = europäischen Leben der einzelne

Mensch mehr oder minder anfing nur sich zu vertrauen und zu suchen und gegen Anderes zu protestiren; seitdem er anfing nur das zu glauben und zu achten, was, wann, wie und in wiefern er es verstand; von der Zeit an begann mit jedem Tage immer mehr eine Wendung und Veränderung dieses gesammten Lebens, des Lebens des Ganzen wie der Einzelnen einzutreten. Ich habe oben gesagt, daß die Geschichte eines einzelnen Menschen wie die eines Volkes nur das Leben und die Entwickelung eines bestimmten Gottesglaubens sey; ich möchte diese Behauptung hier wiederholen. Das christliche Leben und die Geschichte hat besonders diese Bedeutung. Sie ist ein bestimmter großer Bund Gottes mit unserem Geschlecht. Zuerst herrschte das Göttliche vor, und der göttliche Bund, die Religion hatte eher die Menschen, als Diese jene. Da wurde Alles groß, und es entfaltete sich eine große Geschichte bis auf uns. Aber nach und nach fingen, wie gesagt, die Menschen immer mehr an, ein jeder nach seiner Weise, seinem Sinne und Standpunkte, die Religion zu haben; oder den Bund Gottes mit den Menschen ein jeder in seinen Verstand und Unverstand hineinzuziehen. Jeder liebte, hoffte und glaubte immer mehr nur das, was und in wie fern er es verstand. Dadurch mußte nothwendig das Leben nur menschlich werden und sich Gott, die Religion, das eigentliche Höhere und Höchste immer mehr daraus verlieren. Zwar wollten die Menschen dabei immer fort ein Höheres, aber ein jeder das Höhere wie er es dachte oder postulirte, wodurch das Höhere abhängig wurde vom Subject, also kein Höheres mehr war.

Wie auf diese Weise aber jener große christliche Bund der Menschen unter sich und mit Gott, dieser Bund des christlichen Glaubens und der Liebe, sich immer mehr verschwächte; wie die Einzelnen sich nach außen immer mehr von ihrem Gemeinsamen, der Idee, dem Höheren und Höchsten trennten und ein jeder auf sich selbst trat: so verlor der Einzelne nothwendig auch immer mehr das Gemeinsame, Höhere und die Pietät in seinem Innern und lösete er sich immer mehr in sich selbst auf *). Alles Menschliche hat nur schöne, wahre und gute Bedeutung, wenn es nicht blos menschlich, sondern zugleich göttlich, d. h. mit Gott im Bunde ist; sonst aber verzehret es sich selbst in einem endlosen Wechsel **) ohne Halt und Ruhe. Und dieses ist nun

*) Ein Wesen, das verachtet seinen Stamm,
Kann nimmer fest begründet seyn in sich selbst.

Shakespeare im Lear.

Dieses Werk, voll der tiefsten Seherblicke, gehört ganz an diese Stelle.

**) Wenn ich stehe, sagt Lichtenberg irgendwo, habe ich andere Gedanken als

der herrschende Zustand des menschlichen Lebens unserer Zeit. Alles zieht der wechselnde Verstand und das wechselnde Interesse des immer kälter und leerer werdenden Subjects in seine Bewegung. Aber je entschiedener wir das Menschliche und Subjective für sich auftreten, je kecker wir den Egoismus werden sehen; desto mehr bemerken wir auch, daß unter und in die Menschen das schwere, niederdrückende Gefühl und die Erfahrung kamen, daß alles Menschliche und Subjective eitel und nichtig sey.

Sobald nun aber die Menschen diese Erfahrung von der Eitelkeit alles Endlichen, Augenblicklichen und Menschlichen machen, fallen sie auf einmal auf das Unendliche, Ewige, auf Gott. Aber dadurch wird nichts gebessert. Sie kommen, näher betrachtet, dadurch nur von der Eitelkeit des Endlichen, auf die Eitelkeit des Unendlichen. Sie kommen gar nicht dadurch zur Religion, in den wahren Bund mit Gott, zu dem lebendig Höheren und Höchsten. Denn der Gott, zu dem sie kommen, ist ihnen entweder nur der schauerliche, kalte Abgrund, worin alles Endliche, Zeitliche und Menschliche versinkt und vergeht; oder das mehr passive, ungeoffenbarte und unbestimmte Unendliche und Ewige. In dem ersteren Falle haben wir die Erscheinung des Pantheismus, im andern die des leeren Deismus, welche beide, in unserm Volksleben sehr weit und vielfach verbreitet, die tiefste Auflösung der Gemüther und Leben bewirken. Der Pantheismus stellt einen Gott auf, der alles, was für den Mensch'n ein Seyn hat und haben kann, vernichtet, woraus folgt, daß er sich für den Menschen auch selbst vernichtet *), und ihm also ein wahres Nichts seyn müsse. Der Deismus dagegen, der ein gar großes Publicum hat, wozu besonders die gebildeten, gemeinen und leergedünkelten Seelen gehören, stellt einen ungeoffenbarten, ungewissen Gott auf, worüber der Mensch eigentlich nichts wissen könne, worüber aber jeder, wenn er wolle, denken möge, was ihm dünke. Ich muß gestehen, es thut mir leid, wenn ich sehe, wie gar viele Vorgesetzte, keinen andern Gott außer sich kennend als diesen unkennbaren, diese Leerheit sogar beim armen Volke einführen wollen, damit es eine rein unbestimmte und allgemeine und gar tolerante Religion bekomme, worin kein wahrer Verstand und kein wahres Interesse, sondern Alles eben gleichgültig sey. Ich muß mich über die Ver-

---

wenn ich liege, und wieder andere, wenn ich sitze. — Es drückt dieses den Wechsel des Subjects nicht undeutlich aus.

*) Consequent war und ist es daher auch bei den Pantheisten im Oriente besonders in China, wenn es heißt: Alles ist Eins und Nichts.

standeslosigkeit aller dieser feingedünkelten Narren wundern, die nicht einmal gewahr werden, daß der Mensch von einem Gott, von dem er nichts mit Sicherheit wissen, auch nicht die Existenz wissen könne, da ja diese die erste aller Eigenschaften ist, daß mithin ein solcher reiner Gott für den Menschen nicht einmal existire. Die reine Religion, wovon man oft besonders nach Schiller spricht, ist ein Wort des Wahns, der, erzeugt im Gehirn des Thoren, bei näherer Aufklärung positive Gottlosigkeit wird. Der wahre lebendige Gott des Menschen ist der Gott seiner Väter und der Geschichte, der sich ihm geoffenbart; und die wahre lebendige Religion solche, die ebensowohl menschlich und positiv, als göttlich und universal ist.

Blicken wir auch nur mit leichtem Blicke über und in das selbstische Religionswesen und Religionsbestreben unserer vielbewegten Zeit, wie wirr, leer und unglücklich überall! So sehr alle Menschen ein geheimes oder deutliches, ein verwirrtes oder ungetrübtes Sehnen haben nach dem Grund alles Lebens und Friedens, so kann doch keiner je zu Gott kommen, ohne daß er mit ihm vermittelt ist. Ohne Vermittlung, und zwar ohne lebendige Vermittlung, d. h. die an und in sein Leben reicht, ist Gott dem Weisen wie dem Landmann entweder ein vernichtender Gott, oder ein kaltes Nichts*), das auch keinen Trost und keine Hülfe hat. In wie fern der Mensch nicht mit Gott vermittelt ist, in so fern tritt ein unendlicher Abgrund zwischen ihn und Gott. Heutzutage wollen nicht nur Philosophen, besonders die Hegel'schen, sondern will jeder, verschmähend die Vermittlung die ihn geboren und erzogen, in seiner begierlich gewordenen Selbstsucht mit Gott und dem Göttlichen in jeder Beziehung in dem Verhältniß der Unmittelbarkeit stehen. Aber wir Erdgeborenen alle sind Söhne einer unendlichen Geschichte, denen nicht Gott sondern immer etwas Geschichtliches und die Geschichte unmittelbar seyn kann.

Ohne lebendige Vermittlung zwischen sich und Gott geräth jeder Mensch bei noch so starkem Ich in baaren Dünkel und in Vanität. Auch kann er diese Vermittlung sich nicht selbst machen und erdenken. Wie ich schon oben sagte, kann der Mensch überhaupt für sich nichts erdenken und erkünsteln: alle seine Werke, die etwas sind, sind nur Ausdrücke und Entwicklungen seines Lebens und seiner Geschichte und seine wahren Gedanken nur Bewußtseyn dessen, was schon in seiner Geschichte ist. Je mehr die Menschen jetzt, kalte Leere fühlend, nachdem sie die leben=

*) Si ad orientem iero; non apparet; si ad occidentem non intelligam eum. Si ad sinistram, quid agam? non apprehendam eum; si me vertam ad dexteram non videbo illum. Job. C. 23.

dige Vermittlung wegprotestirt haben, sich selbst zu Gott hinauf denken und hinauf frömmeln wollen, desto mehr verdünkeln und vereiteln sie sich nur. Auch ist es ein Unverstand, den ich in der Kürze nicht genug bezeichnen kann, wenn man bemüht ist die Völker mit Gott zu vermitteln durch die gelehrten Lehren*) der Prediger und Lehrer. O diese Lehren, die meistens so blinkend sind, sind leer wie der Nebelwind, der herbstlich durch dürre Blätter säuselt. Ich weiß nichts zu nennen, wodurch gerade der Mensch und die Völker so religionsmatt**) werden, als durch das gelehrte und fein selbstische Geschwätz und Unterrichten über Gott und Religion. Eher wird man die armen Lappen am Nordpol durch gelehrte und gut vorgetragene Wärmetheorie erhitzen, als den Menschen durch Religionslehren Religion beibringen. Während man auf der einen Seite alle Confessionen still bemitleidet und sie gleichgültig findet, weil man doch über Gott nichts Sicheres wissen könne; will man auf der andern Seite den Lehren und Worten die Macht zutrauen, Religion zu machen. Aber der letzte Funke der lebendigen Religion wird in den Völkern Europas durch die Religionslehren verblasen; und dann kommt eine Zeit, die kalt seyn wird und wüst und leer, und trotz den schön gemahlten, gedruckten und tönenden Worten dunkel und barbarisch wie die alte Welt als sie in ihrer Eitelkeit unterging.

Kein Mensch, und wäre er auch das würdigste Subject, kann aus sich zu Gott kommen, und mit Gott seyn. Die einzige Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen ist Gottes Offenbarung, oder deutlicher, ist der in der Menschheit und dem Menschen geoffenbarte und fort und fort in lebendiger Geschichte sich offenbarende Gott. Dieser Gottmensch, nicht wie ihn sich ein jeder selbstische Kopf aus einer für ihn todt und zu starren Buchstaben gewordenen Geschichte nimmt und erklärt, sondern wie er bis in unsere Tage lebendig fortgeht, ist unsere wahre Religion, der wahre Bund Gottes, den „Niemand gesehen", mit dem Menschen, das wahre Herz und die Wurzel des öffentlichen wie des Privat-Lebens, worin auch allein die Macht liegt, gegen laute und leise Revolution. Allein gerade hier muß ich besonders meinen betrachtenden Blick näher entwickeln.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Doch Wort bleibt Wort und nie kam mir vor,
Daß ein zerissenes Herz gesundet durch das Ohr
Schakespeare's Othello.

**) Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Hamann an Jacobi.

Hamann hielt Lehren und Begriffe für so wenig geeignet, Wärme, Leben und Religion zu bewirken, daß sie gerade alles Leben nach seiner Ansicht schwächen.

X.

Der Caplan Michaelis.

Vom 2. Januar 1838 meldete man der Leipziger allgemeinen Zeitung aus Minden: „Nach einem Ministerialbefehl ist der durch die erzbischöfliche Angelegenheit sehr bekannt gewordene Caplan Michaelis vorgestern von hier nach Magdeburg abgeführt worden"; und vom 6. Jan. desselben Jahres berichtete eine Correspondenz aus Berlin: „Der Caplan des Erzbischofs von Köln, Herr Michaelis, befindet sich seit einigen Tagen als Staatsgefangener in der Citadelle zu Magdeburg".

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Zweimal schon ist in diesen Blättern das Jahresgedächtniß des 20. Novembers mit gewichtigen Worten besprochen worden. Viele Schriften hatten indessen die Vertheidigung des gefangenen Erzbischofs, der Sache der Kirche, übernommen, und dem Unbefangenen konnte es, ungeachtet der zierlich verschlungenen Redensarten und Windungen einer sogenannten Darlegung längst nicht zweifelhaft seyn, welchen Spruch die unpartheiische Nachwelt darüber fällen werde, wenn gleich unter den Mitlebenden sich Viele noch anstrengen, ihre Ohren taub zu erhalten gegen die Wahrheit, indem sie ihren eignen Mund immer füllen mit Unwahrheit. Aber der arme Caplan des Erzbischofs; er ist in den vielfältig vor dem großen Publikum gepflogenen Verhandlungen kaum hie und dort einmal genannt worden; auch die amtlichen Actenstücke der Regierung hielten es kaum der Mühe werth, seiner zu erwähnen; das berühmte Publicandum vom 15. November 1837 nennt ihn nicht; eben so wenig die Verfügung des Ministers von Altenstein von demselben Datum; die erste Mittheilung der preuß. Staatszeitung über die Gefangensetzung des Erzbischofs berichtete mit beliebtem Ausdrucke: „Hiernach hat ... der Erzbischof schon am Abende desselben Tages veranlaßt werden müssen, nach Minden abzureisen"; — kein Wort von seinem Caplan, der doch veranlaßt worden war, nicht ihn zu begleiten, denn er hat ihn nicht mehr gesehen, aber doch auch nach Minden zu reisen, um dann durch andern Ministerialbefehl veranlaßt zu werden, seine Reise noch weiter fortzusetzen nach Magdeburg! So hat man im Schatten der materiell un-

gleich bedeutenderen That, welche die wichtigsten Interessen antastete und deshalb einen Sturm öffentlicher Entrüstung heraufbeschwor, gleichsam verstohlen und kaum bemerkt, zugleich eine That der Gewalt gegen eine Nebenperson, um die sich wenige kümmerten, vollführt. Und doch ist diese That, man möchte fast sagen noch mehr dem Rechte entgegen, als die Verhaftung des Erzbischofs selbst, weil jene unmotivirter noch als diese, auch jeden Scheines der Rechtfertigung entbehrt, selbst wenn man sich auf den Standpunkt der handelnden Regierung stellt, und die ganze Sache vorherrschend nach Gesichtspunkten der Politik beurtheilt, welche, wie man zu sagen pflegt, „nöthigenfalls" auch das Recht zu brechen sich erlauben muß.

Dem Schreiber dieses war die fortwährende Gefangenhaltung des Hrn. Michaelis schon lange ein Stein des Anstoßes und des Aergernisses für sein Rechtsgefühl, und sie wird es in steigendem Maaße mehr, je länger sie dauert; er hat das Vertrauen, daß, ungeachtet der verderblichen Neigung neuerer Zeit, einem sogenannten Staatsinteresse absolutistisch alle Gewalt einzuräumen, doch noch wahrer Rechtssinn genug in Deutschland herrsche, um bei Vielen, auch unter Protestanten, den Widerklang gleicher Gesinnung zu finden. Wenn er, an diese sich wendend, einige Worte zu Gunsten des Genannten sich erlaubt, jetzt, nachdem die kürzlich angedeutete Hoffnung zur Befreiung desselben sich als ungegründet erwiesen hat und ein drittes Jahr der Behausung in der Citadelle zu Magdeburg für ihn beginnen soll, so kann er in Wahrheit versichern, daß es nur das Interesse für die Sache des Rechts und der Gerechtigkeit ist, was ihn dazu bestimmen kann. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß Hr. Michaelis unsere Theilnahme in höherm Grade in Anspruch nimmt, weil seine Gefangennehmung einen Anhang zu der des Herrn Erzbischofs von Köln bildet. Aber Jedermann wird zugeben, daß sie nur in einem sehr untergeordneten Verhältniß zu dieser steht, und daß es ganz und gar von keinem Einfluße auf die fernere Entwicklung und Gestaltung dieser wichtigen Angelegenheit seyn könne, ob der junge Caplan freigegeben oder noch ferner in Magdeburg festgehalten werde, daß also nicht solche Rücksichten etwa den Wunsch der Freilassung desselben befördern mögen.

Dem Verf. ist der Herr Caplan persönlich nicht bekannt; auch hat er sonst niemals irgend eine nähere Berührung mit demselben gehabt. Er darf auch sagen, daß er keineswegs ein entschieden günstiges Vorurtheil für denselben hegt. Sehr verschiedenartige Urtheile über dessen Persönlichkeit haben wir vernommen. Während Viele seine Liebenswürdigkeit im Umgange, seine innige kindliche Frömmigkeit rühmten, wurde

er von andern als ein anmaaßender, eingebildeter, intriguanter junger Mann hart getadelt. Indessen geben einige von ihm verfaßte Gedichte religiösen Inhalts jedenfalls Zeugniß von einer zartsinnigen Frömmigkeit, und eine kleine Streitschrift, als deren Verfasser der Ruf ihn bezeichnet hat, zeugte von Talent und Gewandtheit, enthielt aber zugleich einige Spuren von einer gewissen Keckheit in Ausdruck und Urtheil. Ziehen wir hieraus das Facit, so sind wir geneigt, uns in Herrn Michaelis einen jungen Geistlichen vorzustellen, der mit guten Anlagen ausgestattet, von Eifer für seinen Beruf erfüllt und von guter Gesinnung beseelt, nur über die Gefahren und Versuchungen, welche eben das Bewußtseyn eines guten Strebens und das Gefühl eigner Kraft jugendlichen Gemüthern wohl bereitet, noch nicht erhaben ist und noch nicht überall geleitet von dem Geiste evangelischer Klugheit und Mäßigung, den erst das reifere Alter und reichere Erfahrung in seiner innern Welt, wie in der Außenwelt, zu gewähren pflegt. So viel aber ist gewiß, daß Herr Michaelis sein Verhältniß zum Erzbischof immer nur als das eines Sohnes zu seinem geistlichen Vater betrachtet hat, dem er sich unbedingt untergeordnet fühlte; und die rührende Anhänglichkeit, mit welcher er diesem seinem Oberhirten in jedes Verhängniß zu folgen sich bereit zeigte, könnte nur der Böswillige mißachten.

Aber lassen wir auch das ungünstigste Urtheil über die Person gelten, wo in aller Welt doch wäre darin ein Grund zu finden, der die Verhaftung, der die zweijährige Gefangensetzung auch nur mit einem Scheine von Rechtfertigung zu umkleiden vermöchte? Anfangs, als man hörte, daß mit dem Herrn Erzbischofe auch der Caplan desselben weggeführt worden sey, dachte sich ein Jeder, man habe nur dem ehrwürdigen Greise den vertrauten Geistlichen nicht von der Seite nehmen wollen, und Niemand zweifelte, daß dieser mit der größten Bereitwilligkeit jenem folge, um ihm zur Gesellschaft und wo möglich während der Entfernung aus seiner Diöcese zum Troste zu seyn. In dieser Voraussetzung sah man also noch eine Art von Milde darin, daß dem Caplan, seinem Herrn zu folgen, gestattet worden. Dieser schwache Schimmer aber verschwand alsbald, da man hörte, daß schon auf der Reise, und vollends nach der Ankunft in Minden, jede Zusammenkunft, jede Besprechung der beiden Gefangenen unter einander streng verhindert wurde, und das Erstaunen über dieses Verfahren, bei denjenigen, deren Blicken vor der wichtigen Hauptangelegenheit dieser Nebenpunkt nicht entging, steigerte sich bis zur Entrüstung über das doppelte Unrecht, als dann berichtet wurde, daß Herr Michaelis nach Magdeburg abgeführt sey, wodurch

demselben das Prognosticon einer längern besondern Gefangenschaft gestellt war.

Was denn, fragte man sich, soll dieser verbrochen haben? Soll er auch ein Versprechen gegeben und nicht gehalten haben? Hat er den Beichtvätern der Diöcese Instructionen gegeben, worin auf ein nicht publicirtes päpstliches Breve Bezug genommen ist? Hat er den Geistlichen Theses zur Unterschrift vorgelegt, ohne Genehmigung der Regierung? unter denen sogar eine sich befand, durch welche man seinem geistlichen Oberhirten denjenigen Gehorsam schuldig zu seyn bekannte, den das geistliche Recht und die Verfassung der Kirche jedem katholischen Geistlichen auferlegt? Soll er die „Landesgesetze" übertreten haben? Nichts von allem diesen! Der Herr Erzbischof hat die Verantwortlichkeit für keine seiner Handlungen von sich abgelehnt, und nur die Albernheit selbst könnte Herrn Michaelis als den intellectuellen Urheber derselben ansehen. Nur einverstanden war ohne Zweifel der Caplan mit den Maaßregeln des Bischofs, die er gewiß so wenig hindern konnte, als sie von ihm ausgingen; gebilligt hat er vermuthlich dieselben. Aber nach welchem Rechte kann Jemand wegen vermuthlicher Billigung der Handlungen eines Andern, die zudem nicht durch Richterspruch, sondern bloß durch administrative Verfügung als Gesetzübertretung qualificirt sind, nicht nur verhaftet, sondern auch gleich einem Verurtheilten festgesetzt werden? und wollte die Regierung alle diejenigen gefangen setzen, welche das Verfahren des Hrn. Erzbischofs unter den vorliegenden Umständen wenigstens der Hauptsache nach billigen, so möchten wohl alle Festungen in Rheinland-Westphalen nicht ausreichen, so wenig wie für den entsprechenden Fall in den östlichen Provinzen Kolberg allein genügen würde.

Aber wäre es denn möglich, fragten diejenigen, welche die Schritte der Regierung am vorsichtigsten beurtheilten oder dieselbe ungern im Unrecht sehen wollten, wäre es denn möglich, daß man nicht nur mit Verachtung aller Formen des Rechts, welche die persönliche Freiheit gegen Willkühr sichern sollen, sondern auch materiell ohne Rechtsgrund, oder doch ohne die bedeutendsten andern Motive, mitten im Frieden, Jemanden in der Festung einsperre? Und welche Motive hätten diese seyn können? Der Erzbischof, so konnte man wohl sagen und damit bei Leuten, deren Rechtsgefühl durch Partheigeist und Intoleranz verfinstert oder durch Servilismus gelähmt worden war, Anklang zu finden hoffen; „der Erzbischof ist mit uns in einem Zerwürfniß, das durch gerichtliches Verfahren nicht gehoben werden kann; wir haben alles mögliche gethan, um es auszugleichen; da aber Alles vergeblich, so

konnten wir ihn nicht in Function lassen; gern hätten wir ihn friedlich von dannen ziehen lassen, wohin es ihm beliebte, und allen möglichen Vorschub wollten wir ihm leisten; er sollte auch drei Viertheile seines reichen erzbischöflichen Einkommens in Ruhe genießen; aber er erklärte ja, daß er nicht freiwillig seiner Functionen sich enthalten, vielmehr so lange als möglich in seiner Diöcese bleiben und so bald als möglich dahin zurückkehren werde; und so mußten wir ihn, gezwungen durch Rücksichten der hohen Politik, wider Willen festnehmen, nicht zur Strafe, sondern nur zu unsrer Sicherheit". So konnte mit einigem Scheine die Regierung sprechen, und ungefähr so sprachen ihre Organe wirklich. Aber welcher Beamte würde nicht fürchten, vor den Augen der Welt sich lächerlich zu machen, wenn er dieses Raisonnement auf Hrn. Michaelis anwendete! Aus Gründen der hohen Politik wird Hr. Michaelis in Magdeburg festgehalten, ein junger Geistlicher, ohne Amt und ohne Einfluß, bisher kaum in einem größern Kreise genannt, jetzt nur bekannt als ein Mann, dem der Herr Erzbischof Vertrauen schenkte!

„Als Staatsgefangener" befindet er sich in der Citadelle zu Magdeburg. Was will der Berliner Zeitungscorrespondent damit sagen? weil er beschuldigt oder verurtheilt sey wegen Verbrechen gegen den Staat? Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn man gegen hochverrätherische Tendenzen die Strenge des Rechtes einschreiten läßt, und wenn es auch verirrte Jünglinge sind, gegen die sie sich wenden muß, Jünglinge nicht von bösem Willen, sondern oft nur von blendenden Ideen mißleitet, für welche das Mitleid gerne die königliche Gnade in Anspruch nimmt; es möge dem Rechte sein Lauf gelassen werden, und wenn das Urtheil gefällt ist, nach weisem Ermessen die Gnade lindernd eintreten. Aber man verfahre auch von Anfang an im Namen des Rechtes und nach dem Rechte; man lasse nicht Jemanden, wie es in einem namhaften Falle geschehen seyn soll, seines Namens wegen verhaften und Monate lang festhalten, bis man endlich erkennt, daß es nicht derjenige sey, der durch das zuständige Gericht seines Landes bereits von der Instanz absolvirt und nach langer Haft auf freien Fuß gesetzt worden (siehe oben Band 4, Seite 231); man verschärfe nicht durch Ministerialbefehl das mildere Urtheil der Gerichte, wie es in einem Prozesse wegen Majestätsbeleidigung gegen einige Frauenzimmer in Münster geschah; man lasse vor Allem das Recht walten, und dann die Gnade, welche mehr gibt, als das Recht erheischt; nicht etwa blos das Unrecht mildert, das man ganz aufheben sollte.

Soll nur dieses durch den Ausdruck „Staatsgefangener" bezeichnet

werden, daß Jemand wegen des Staatsinteresse, aus politischen Rü
sichten, in Gefangenschaft sich befinde; dann wahrlich enthält das Wo
eine ominöse Erinnerung an die Zeiten einer Herrschaft, zu deren B
kämpfung vor einem Viertel-Jahrhundert Alles, was Deutschland a
edeln Kräften besaß, im Namen des Rechts und einer damals woh
verstandenen Freiheit aufgeboten wurde. Und leider! können wir i
unserm Falle jenem Ausdruck keine andere Bedeutung beilegen, nachde
eine zweijährige Dauer gezeigt hat, daß hier vom Rechte keine Rede is
ja wohl, im eigentlichen Verstande keine Rede ist; man hat es nicht ei
mal der Mühe werth gehalten, davon zu reden, oder man hat es gefühl
daß man nichts Beschönigendes zu sagen habe und deshalb geschwiegen

Doch es darf „nicht unbeachtet bleiben, daß die ganze Handlungs
weise des Erzbischofs, nach unverkennbaren Spuren, mit dem feindse
ligen Einflusse zweier revolutionären Partheien zusammenhänge, welch
die Gemüther aufzuregen, die Gewissen zu verwirren suchen, um ihr
zerstörenden und weitgreifenden Plane durchzusetzen". So sprach die Mi
nisterialverfügung an das Metropolitan-Domcapitel vom 15. Nov. 1837
Ohne Zweifel gehörte Herr Michaelis einer dieser revolutionären Par
theien an! war vielleicht in beide tief verwickelt, ja wer weiß, ob e
nicht, ein andrer Janus, eines der Häupter der einen und der ander
Parthei war, das sich nur deshalb so nahe dem ehrwürdigen Prälaten
gestellt hatte, um diesen desto sicherer und ihm selbst unbemerkt in di
verderblichen Plane hineinzuziehen, denen er ein bequemes Werkzeug
seyn sollte! Ich sehe schon ein Lächeln sich bilden um den Mund mei
ner Leser, wie nur die Rede kommt auf die zwei revolutionären Par
theien, die entsetzlichen Schreckbilder, die zuerst im Geiste eines „die
Wahrheit in der Hermes'schen Sache" entstellenden Autors aufgestie
gen, dann als berlinisirte Phantome wieder zurück an den Rhein wan
derten. Wir wollen über den schwachen Punkt leise hinweggehen und
uns beruhigen bei der treffenden Bemerkung, die ein Conducteur im
Postwagen einem Reisenden entgegenhielt, der auch den Erzbischof von
Posen revolutionärer Umtriebe verdächtig machen wollte: „Ja, das hat
man gesagt; aber es sind schon zwei Jahre darüber hin, und noch
ist nichts zum Vorschein gekommen".

Es wäre nichts zum Vorschein gekommen? So lese man doch nur
im Frankfurter Journal den Artikel von Düsseldorf v. 6. April 1838
(Allg. Ztg. v. 1838. S. 831). Da steht es geschrieben: „Eine Unter-
suchung gegen den Pfarrer Binterim hat zu sehr wichtigen Aufschlüssen
geführt. Es sind nämlich die Beweise aufgefunden worden, daß es
vor Allem galt, die Jesuiten „einzuschmuggeln", zu deren Heranzie-

hung namentlich aus Belgien sorgfältige Verbindungen angeknüpft und Pfarrstellen offen gehalten wurden u. s. w. „Glaubensbund", „Missionsgesellschaften", „Wallfahrten zur Bearbeitung des großen Haufens". „Der Mittelpunkt war der Caplan M—s; die Fäden reichen aber nach Belgien, München, Hildesheim". Es ist klar; hier ist eine entsetzliche Verschwörung, ein Gräuel Allen, denen die Sache des Vaterlandes und der Menschheit nur irgend wie am Herzen liegt, welches Bekenntnisses sie auch seyn mögen. Und das Aergste ist; man hat den Affiliirten empfohlen „als ein **argumentum ad hominem** für Berlin" den Satz herauszustellen: „daß jede Beschränkung und Hemmung der Kirchenautorität, so wie die Auflösung des Bandes des unbedingten Gehorsams gegen Bischöfe und Papst, die Grundfesten des Staats untergraben müsse".

Hiernach ist nun kein Zweifel mehr, daß Herr Michaelis mit Recht in der Citadelle sitzt, in welche jene Fäden nicht hineinreichen. Inzwischen ist der Pfarrer Binterim einer Criminaluntersuchung unterworfen, aber freigesprochen worden. Um so räthlicher ist es, Hrn. Michaelis fernerhin festzuhalten, ohne ihn einer Criminaluntersuchung zu unterwerfen; denn auch er könnte, ja, ohne Zweifel würde er freigesprochen werden.

Vom Recht ist weiter keine Frage.

Betrachten wir den Inhalt obiger Mittheilung genau, und vergleichen damit die Erklärung, welche Herr Pfarrer Binterim darauf abgegeben hat (Allg. Ztg. S. 955.), so sieht Jeder leicht ein, daß darin nicht einmal die Veranlassung zu gefänglicher Einziehung des Herrn B. hat liegen können, und daß dieser gewiß auch in erster Instanz nicht verurtheilt worden wäre, wenn man nicht andere Beschuldigungen gegen ihn erhoben hätte, wie es denn auch bekannt genug ist, was man ihm eigentlich zum Vorwurfe gemacht hat. Daß der bei Herrn B. aufgefundene Brief, welcher jene „sehr wichtigen Aufschlüsse" gegeben, eben so wenig gegen den Urheber desselben, gegen den Mittelpunkt der großen Verschwörung, irgend ein gerichtliches Einschreiten motiviren könne, für wen bedürfte das noch einer Bemerkung? Man zergliedere nur die Beschuldigungen, die man gegen ihn daraus gezogen hat: erstes Verbrechen: Herr M. hat gewünscht, daß Wallfahrten und Prozessionen befördert würden, weil er diese für geeignete Mittel hielt, den religiösen Sinn im Volke zu beleben. Wir wären begierig den Strafcoder zu sehen, nach welchem dieß bestraft werden sollte. Zweites Verbrechen: er war ein Freund der Missionsgesellschaften, aber wohl zu bemerken, denn darin liegt das Verbrechen, nicht der protestanti-

schen Bibelgesellschaften und Missionsvereine, welche den Eifer ihrer Agenten, z. B. des Herrn Leander van Eß, mit Besoldungen von 300 Pf. Sterl. zu beleben wissen, sondern der katholischen Missionen, die nach dem Geiste ihrer Kirche vor Allem durch das lebendige Wort der Lehre, nicht durch den todten tausendfältig mißverstandenen Buchstaben der Schrift zu wirken suchen. Drittes Verbrechen: Herr M. hat den Wunsch geäußert, es möchte die Regierung der geistlichen Autorität keine Hinderungen und Beschränkungen in ihrem Wirkungskreise in den Weg legen; er hat dabei einen Grund angeführt, den man geltend machen könne, der schon von manchen geistvollen Männern ausgesprochen worden ist, den Grund nämlich, daß die geistliche Autorität, wie nach dem Glauben der katholischen Kirche unbezweifelt anzunehmen ist, so legitim sey, wie nur irgend eine Gewalt auf Erden seyn könne, daß also jede Hinderung derselben in ihrem eigenthümlichen Wirkungskreise eine Anfechtung der Legitimität, also eine Concession dem revolutionären Prinzip sey, daß ferner die Lösung der heiligen Bande der Unterordnung und des Gehorsams, welche die Kirche knüpft, gar leicht auch die Bande des weltlichen Gehorsams auflockere; aber das Schlimmste ist, er hat dieses „als ein argumentum ad hominem für Berlin“ bezeichnet, und damit die Ansicht ausgesprochen, daß man in Berlin der Revolution abhold sey! Viertes Verbrechen, gegen den Preußischen Staat nicht nur, sondern gegen die Sache des gemeinsamen Vaterlandes, ja der Menschheit! Herr Michaelis hat in dem Briefe an Herrn Binterim den Wunsch geäußert, daß einige bei den Jesuiten gebildete junge Geistliche aus der Rheinprovinz in der Diöcese Köln angestellt werden möchten, weil er besonderes Vertrauen auf ihren kirchlichen Sinn, ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und ihren Glaubenseifer setzte; leider aber konnte er den Erzbischof nicht bewegen, darauf einzugehen, namentlich denjenigen von ihnen, auf dessen Berufung H. M. am meisten Werth legte, in seine Diöcese aufzunehmen! Entsetzliches Verbrechen! Jesuiten! Nur dieses Feldgeschreis bedarf es, Jesuiten! und wieder Jesuiten! dann bedarf es nicht mehr gerichtlichen Verfahrens; Urtheil und Recht ist dann entbehrlich.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß man an dem Ausdruck in jenem Briefe mit einigem Grund Anstoß nehmen könne, wobei man nur nicht vergessen wolle, daß es sich von vertraulichen brieflichen Aeußerungen handelt, die man nicht ängstlich abzuwägen pflegt; aber Verbrecherisches liegt darin durchaus nichts, nichts, was eine gerichtliche Verfolgung im Geringsten rechtfertigen könnte. Und würde wohl der Held der preußischen Monarchie, Friedrich II., eine Verfügung genehmigt

haben, durch welche wegen solcher Verbrechen, wie die oben hervorgehobenen, einer seiner Unterthanen, nicht vor Gericht gestellt, sondern ohne Richterspruch verurtheilt und mit Verlust seiner Freiheit bestraft würde? er, der es als Grundsatz aussprach, daß in seinen Staaten ein jeder nach seiner Façon könne selig werden? der seinen Regierungsbehörden gegenüber die katholische Kirchengewalt in der Ausübung ihrer Jurisdiction gegen ungetreue Geistlichen schützte? Der aufrichtiges Bedauern aussprach, als der Orden der Jesuiten aufgehoben wurde, und den Mitgliedern desselben in seinen Landen das ehrenvolle Zeugniß ausstellte, daß er in ihnen nur treue Unterthanen und in ihrem Berufe mit so viel Erfolg als Eifer wirkende Lehrer des Volkes erkenne und achte? Gewiß würde Friedrich II. mit derselben Strenge, welche er in einem berühmten Falle aus mißgeleitetem Eifer für das Recht gegen treue und standhafte Diener desselben an den Tag legte, hier gegen die frevelnden Verletzer des Rechts eingeschritten seyn. Auch Friedrich Wilhelm III. hat nirgendwo, so viel wir wissen, das Verfahren gegen den unschuldigen jungen Priester sanctionirt; es ist keine Cabinetsordre bekannt geworden, welche dasselbe veranlaßt oder gebilligt hätte. Nur gegen den Erzbischof glaubte Seine Majestät zu ihrem großen Bedauern sich genöthigt zu sehen, außerordentliche Maaßregeln eintreten zu lassen. Von dem Caplan desselben ist in dem betreffenden Publicandum keine Rede. Auf eigne Verantwortlichkeit also haben die ausführenden Beamten gegen diesen verhängt, was ihnen gut dünkte. Um so mehr dürfen wir die Hoffnung hegen, daß der noch fortdauernde Act der Willkür werde gehoben werden, sobald nur die Sache gehörigen Ortes in dem wahren Lichte dargestellt wird. Wie sollte man dieses nicht erwarten unter der Regierung eines Fürsten, dem vor einigen Jahren schon der Beiname des Gerechten häufig beigelegt worden?

XI.

Blicke auf die russische Geschichte.

Zweiter Artikel.

Lange Zeit hat sich die deutsche Geschichtschreibung beinahe ausschließlich nur mit den germanischen und romanischen Elementen des Abendlandes beschäftigt, und was seit Schlözers Vorgange auch einzelne Gelehrte für die Aufhellung der Geschichte der slavischen Volksstämme thaten, die Neigung des bei weitem größern Theils der Leserwelt blieb der ersten Richtung zugewendet [1]). Daher kommt es auch zum Theile, daß die Masse von Kenntnissen, welche sich über slavische Ge-

1) Hievon vermochte auch Strahl's Geschichte der russischen Kirche (1830) um so weniger Ausnahme zu machen, als dieser selbst die sonderbarsten Begriffe von dem hatte, was er beschreiben wollte, nämlich der Kirche, und sich unter Andern nicht entblödet, von dem Verhältniß der russischen Kirche zur muhamedanischen zu sprechen (S. 706, 746). Die Aeußerung Czar Peter's I., welche der Pentarchist gerne auf unsere Tage anwenden möchte, daß Nichtrussen nichts von der russischen Geschichte zu wissen vermögen, möchte heut zu Tage wohl zurückgenommen werden müssen, und wenn die historische Literatur keine andern Schriften von gebornen Russen zu erwarten hat, als was uns bis jetzt durch Bulgarin, Ustrialow u. dergl. zukam, so möchte man im Interesse der Wahrheit vorziehen, lieber gar nichts, als solche gewaltsame Verdrehungen von Thatsachen, so absichtliche Entstellungen und von Grund aus falsche Auffassungsweisen zu lesen zu bekommen. Es ist ein höchst trauriger Umstand, wenn alle Schriften in einem gewissen Sinne geschrieben werden müssen; wenn die ungegründete Doctrin von der alten orthodoxen griechischen Kirche, die sich immer gleich geblieben sey, der Inhalt der Historie werden muß.

schichte unter den Deutschen vorfindet, so überaus gering ist. Die polnische Revolution hat ein jedoch für die Geschichte von Alt-Polen nur vorübergehendes Interesse geweckt, und was Fr. von Raumer oder Brougham in dieser Beziehung schrieben, ward, obwohl eifrig gelesen, dennoch bald wieder von der fortschreitenden Tagesliteratur verschlungen und vergessen. Größeres Licht über alte slavische Geschichte verbreiteten Fallmerayers Schriften über Morea, welche die Slavisirung Griechenlands zu einer Zeit darstellten, als die Wiedererweckung eines christlichen Königreichs auf dem classischen Boden in Deutschland eine nicht gewöhnliche Bewegung erzeugte. Etwas später erschien Palaky's werthvolle Geschichte von Böhmen; allein schon hier mußte befremden, was seitdem immer schneidender hervortrat: ein schlecht verhehlter Haß gegen alles Deutsche, und jener falsche Hyperpatriotismus, der, obwohl er sich so häufig findet, überall den Historiker gleich schlecht kleidet. So viel aber auch durch diese und einige andere Werke Aufklärung über einzelne Zweige der slavischen Geschichte gegeben wurde, so blieb doch der Hauptkern, das religiöse Element, beinahe außer aller Besprechung, und das lesende Publikum, das sich der Streitschriften, zu denen Stourdzas berüchtigtes Buch Anlaß gab, nicht mehr entsann, ohne weitere Belehrung und auch ohne Interesse für eine solche. Der unbekannte Verfasser der Pentarchie hat das Verdienst, auf die religiösen Differenzen, welche in dem Verlauf der Geschichte unter den slavischen Nationen vor sich gingen, zuerst und zwar zu einer Zeit aufmerksam gemacht zu haben, wo erst dumpfe Gerüchte, bald aber sichere Nachrichten von Erneuerung jener Heimsuchungen der Kirche Kunde gaben, die man seit den früheren Jahrhunderten in der Geschichte des Abendlandes nicht mehr vernommen hat. Da das Erscheinen der Pentarchie von Zeitungsartikeln begleitet war, welche die übertriebensten und verletzendsten Behauptungen enthielten, das Ende des germanischen Wesens und die Herstellung eines großen slavischen Weltreiches über den Rui-

nen der bestehenden Verhältnisse verkündigten, so konnte man sich kaum des Gedankens erwehren, jene und ähnliche Schriften verdankten ihr Entstehen der blindlings angenommenen Meinung von der bei den Deutschen herrschenden Unkenntniß slavischer Verhältnisse. Der klägliche Versuch Bulgarins *), im Geiste der Pentarchie die unvermischtesten deutschen Völker von Slaven (Russen) abzuleiten, und dadurch von literarischer Seite aus dem Russenthume Boden zu verschaffen, mußte nothwendig eine solche Meinung noch begründen. Wie man sich aber überhaupt mit der Wirkung dieser Schriften verrechnete, und bald zu seinem Schrecken gewahren mußte, daß trotz der vielfachen Zersplitterung des deutschen Bewußtseyns ein tiefes Gefühl für deutsche Ehre und Integrität vorhanden sey, so geschah es auch in Bezug auf den obenerwähnten Umstand. Die in Deutschland so sehr verbreiteten Schriften des Grafen de Maistre verschaffen hinreichende Kunde über die alten liturgischen Bücher der Russen, welche bereits der Mehrzahl des russischen Clerus unverständlicher seyn dürften, als dem von Wissensdurst erfüllten Deutschen. Aus ihnen geht auch klar hervor, wie der **) älteste Glaube Rußlands

*) Zu diesen künftigen russischen Unterthanen zählt Herr Bulgarin auch die — Bayern, denen er nebst ihrem erlauchten Fürstenhause die unverdiente Ehre anthut, sie — zu Litthauern zu machen.

**) Wir theilen in Bezug auf die älteste russische Kirche, welche man jetzt als eine uranfänglich häretische darstellen, die Häresie aber mit dem Namen Orthodoxie bekleistern möchte, folgende historische Notiz mit, die wir einem handschriftlichen Berichte des gelehrten Paters Cyprian Jochowsky (Coadjutor des Metropoliten von Kiew um das Jahr 1670) entnehmen. Wladimirus Magnus Dux Russiae et Moscoviae paganos primo oppressit vicinos clade ingenti; tandem convertit animum ad debellandos Graecos. — (Hos) multoties fudit, ita ut Basilius et Constantinus imperatores Graeci pacem petierint atque iniquis conditionibus iniverint. Placuit Deo *fide catholica* illustrare terras Russiae hoc pacto: Sororem suam Basilius in uxorem Wladimiro dedit (diese war eine Schwester der Theophania, Gemahlin K. Ottos II., die als eifrige Katholikin

seinem Wesen nach bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts, um welche Epoche jene Bücher bereits verfaßt waren, katholisch war. Wie wenig man aber damals von Seiten der russischen Großfürsten an eine Trennung von dem Mittelpunkte der Kirche, ja auch nur an eine feindliche Stellung gegen den Papst dachte, ergibt sich aus dem Schreiben des Großfürsten Izaslaw an Papst Gregor VII., in welchem jener die Bitte stellte, sammt seinem Reiche in den Schutz des apostolischen Stuhles aufgenommen zu werden. Gerne gewährte der Regenerator des Abendlandes dem frommen Fürsten dieß Gesuch, wohl nicht ahnend, welches Meer von Trübsal dem sechzehnten Papste seines Namens in dem Schooße Rußlands bereitet würde. Schon vor dieser Zeit, wie aus den Lebensbeschreibungen des hl. Romuald und des Apostels der Preußen,

---

erscheint (vgl. Höflers deutsche Päpste I. S. 71), wie denn auch damals die kirchliche Einheit zwischen Rom und Constantinopel bereits hergestellt war), qui expetivit baptismum et magistros religionis Graecae. Ergo Patriarcha Constantinopolitanus, S. Ignatius missit nobilissima subjecta, ut fidem edocerent et ritum. — Tandem anno 991 (alii afferunt ipso millesimo) Dux Wladimirus una cum 12 filiis, quos ex concubinis suscepit, sacrum lavacrum a Graecis Episcopis suscepit coegitque omnes Ruthenos in flumine Borysthene pronunciata forma sacramenti baptizari. — — Tamdiu in Russia viguit fides catholica, quamdiu in Graecia viguit obedientia Romano Pontifici, quoties Graecia vel labebatur vel audebat, toties Russia cum Contantinopolitano Patriarcha sentiens, consentiebat vel dissentiebat cum Romana Sede. Intra tempus fidei catholicae floruerunt insignes pietate et miraculis Monachi S. Basilii Theodosius et Antonius Cryptae Chioviensis Monachi. Roma fuere missi Kioviam. Primo enim in Russia peragebantur divina graeco idiomate. Sed postquam B. Cyrillus et Methodius acceperunt a Pontifice Romano licentiam celebrandi idiomate Slavonico (ex certo miraculo Romae subsecuto, ut ipsi Rutheni in menologiis habent) tum graecum mutarunt dialectum et ceperunt Rutheni Slavonico in divinis officiis uti.

jenem einen Becher Pferdemilch überreichen; schüttete der Gesandte etwas hievon über die Mähne seines eigenen Thieres aus, so mußte der Beherrscher der Reußen die Tropfen mit eignen Lippen hinwegnehmen. Mehr als 200 Jahre (1238 bis 1477) lastete bekanntlich das Joch der Tataren über Rußland. Aber auch in dieser drangsalvollen Periode war die katholische Kirche das Heil und die Stütze des Reichs. In Kiew, der alten Hauptstadt des russischen Reiches *), hatten dieselben unermüdlichen Verkündiger des Christenthums, die nebst den Minoriten in Einfalt des Lebens und der Gesittung das apostolische Zeitalter zurückzuführen strebten, die Dominikaner ein großes Kloster, das von dem heil. Hyacinthus Oderwaz gestiftet wurde. Während durch die mongolische Völkerwanderung die Welt in die Obedienz des Papstes und des mongolischen Großchans zerfiel, wandte sich Daniel, Fürst von Halitsch und Kiew, an P. Innocenz IV., den gewaltigen Gegner der Hohenstaufen, und bat ihn durch Dominikanermönche um Ertheilung der Königskrone, und da er derselben würdig befunden wurde, ernannte der Papst den Dominikaner Heinrich zu seinem Legaten und verlieh dem Fürsten die Königskrone (1246) **). Siebenundzwanzig Jahre spä-

*) Wenn die russischen Geschichtschreiber mit Wahrheitsliebe schreiben wollten oder könnten, so müßten sie die ganze Geschichte, die sich an Moskau knüpft, als eine Apostasie von ihrem alten ursprünglichen Wesen, das an Kiew geknüpft war, und die Geschichte seit Czar Peter als den höchsten Eingriff in altrussische Sitte, Religion und Verfassung darstellen. Von Altrußland mit Begeisterung sprechen, wie es jetzt Sitte ist, und in der Periode Heil erblicken, welche seit Czar Peter über Rußland gekommen, ist ein vollständiger Widerspruch, den auch die Einwohner von Moskau wohl erkennen, und eben deshalb dem Augenblick sehnsüchtig entgegensehn, wo die Newa, wie sie glauben, St. Petersburg verschlingen werde.

**) Später wurde derselbe Fürst eidbrüchig und leistete nichts von dem, was er der Kirche eidlich versprochen hatte. Vgl. Rayn. 1257 XXVI., wo ein Brief P. Alexander's IV. an ihn abgedruckt ist.

ter ertheilte P. Gregor X., einer der größten Päpste seines an ausgezeichneten Kirchenvorstehern so reichen Jahrhunderts, der heil. Praxeda von Polozk die Ehre der Heiligen, und reihte ihren Namen den Auserwählten bei, die vor dem Angesichte Gottes stehen. Das Lyoner Concil sprach im nächstfolgenden Jahre 1274 die Einheit der orientalischen und abendländischen Kirche aus. Kaum hatte je vorher eine zahlreichere Versammlung des christlichen Clerus statt gefunden. Man zählte 560 Bischöfe und an 1000 Aebte und Prälaten, und obwohl die widerspenstigen Patriarchen von Constantinopel und Antiochia hiebei nicht erschienen waren, so kamen nicht nur die Gesandten Michaels des Paläologen, des Kaisers von Constantinopel, zu dem Concil, sondern schwuren auch im Namen ihres Gebieters jeden Antheil an dem von den Patriarchen aus unseliger Verblendung genährten Schisma ab. Dreiundvierzig griechische Metropoliten [8]) stimmten dem Kaiser bei, und erkannten den Glauben der abendländischen Kirche als den der Apostel an. Als damals im Namen der ganzen vereinigten Kirche P. Gregor X. den ambrosianischen Lobgesang anstimmte, als er Gott anflehte, er möge die Kirche durch keinen feindlichen Eingriff beunruhigen lassen, als die langersehnte Vereinigung des Orients mit dem Abendlande durch die Bemühungen des Papstes wie des oströmischen Kaisers freiwillig, ohne äußern oder innern Zwang, statt fand, wer hätte damals dem Gedanken Raum zu schenken vermocht, daß eine Zeit kommen werde, in der diejenigen, welche sich der Fortsetzung des oströmischen Reiches angenommen, diese Eintracht der Kirche als gar nie

8) Unter diesen 43 Metropoliten kömmt zwar der von Kiew nicht vor. Collect. Magna conciliorum ed. Mansi XXIV. p. 74. Allein was der Kaiser von Konstantinopel oder dessen Metropolitane mit der allgemeinen Kirche eingingen, erstreckte sich von selbst auch über die russischen Provinzen, welche unter der geistlichen Jurisdiction Konstantinopels standen. Uebrigens mögen die damaligen politischen Verhältnisse in Folge der Unterjochung Rußlands durch die Tataren die Verbindung mit Constantinopel nicht wenig erschwert haben.

vorhanden erklären würden? Wer vermag die Verantwortung zu bemessen, die auf denjenigen lastet, welche die Kirche, wie sich die Allocution ausdrückt, „in neuester Zeit als ihre Väter und Hirten bekommen, und welche sich daher als Führer und Lehrer hätten erproben sollen, damit die ruthenische Nation in immer engerem Verbande mit dem Leibe Christi, welcher die Kirche ist, vereint bliebe, und die sie nun als die Urheber des neuen Abfalls zu ihrem tiefsten Verderben erkennen muß.“

Ein neuer Sturm erhob sich gegen Rußland, als Gedimin, Großherzog von Litthauen, sich auf Kosten seiner östlichen Nachbarn ein größeres Reich zu gründen unternahm. Das ganze alte Rußland, von Nowgorod bis Kiew, fiel damals den Litthauern anheim, und nur die russischen Colonien jenseits der Wälder in Wladimir *) an der Clazma, Moskau, bildeten unter tatarischer Herrschaft — in Wladimir wohnte der Befehlshaber der Tartaren in dem Palaste des Großfürsten — das nachherige moskowitische Reich. Nur die Einheit der Sprache und Religion, so versichern die neuern russischen Schriftsteller, hielt damals Rußland noch aufrecht. Kein Zweifel; allein was man jetzt die russische Kirche nennt, war damals nicht nur unbekannt, — es wäre nach der kräftigen Anschauungsweise dieses Volks als eine gottlose Ketzerei verabscheut worden. Einerseits aber bekannte sich Gedimin zum katholischen Glauben, wie zur Genüge aus seinem Schreiben an P. Johann XXII. i. J. 1324 hervorgeht **),

*) Das Großfürstenthum Wladimir, dessen Sitz noch, ehe Kiew ganz verschwand, nach Moskau gekommen war. Spittler Gesch. d. europ. Staaten II. S. 566, 5.

**) Wir fügen die merkwürdigste Stelle aus dem Antwortsschreiben P. Johanns XXII. hier bei: Missa nobis tuae magnitudinis litera devotione referta — grata nimirum nostris — venit affectibus, in qua dum tuam devotionem attendimus, dum advertimus salvationis tuae salubre propositum, dum illum, quem ad Deum ac nos et Romanam ecclesiam te gerere asseris devotionis affectum intentae meditationis intuitu con-

in welchem er sich wegen des Krieges mit den Schwertbrüdern entschuldigt, da er ja nur, wie die christlichen Fürsten zu thun pflegten, seine Heimath vertheidigt habe. „Frei dürften bei ihm Dominikaner und Franziskaner predigen und taufen, und zwar nicht nur das christliche Volk, sondern auch die Ungläubigen", wobei Assemani sehr richtig bemerkt, Gedimin habe kein anderes christliches Volk, als die Russen gehabt. Andererseits ist es bekannt, daß der erste russische Metropolit Petrus, welcher seit 1307 in Moskwa wohnte und in Kiew einen Vikar zurückließ, nicht nur mit den Dominikanern im besten Einverständnisse lebte, sondern auch wie seine nächsten Nachfolger, die sich durch persönliche Heiligkeit auszeichneten, die Einheit mit der katholischen Kirche sorgfältig aufrecht erhielt *). Wie Petrus heilig erachtet wurde, so verdiente

templamur, auditui nostro gaudii et laetitiae materiam praebuisti. Postprimum quidem tuae gratae salutationis alloquium in ipsius primordio literae subjunxisti, *quod omnes fidei christianae cultores auctoritati nostrae debent esse subjecti, quodque tota fides catholica juxta provisionem Romanae ecclesiae gubernatur*, declarans nobis, quod quondam praedecessor tuus Rex Mindovve cum toto suo regno fuit ad fidem Christi conversus, sed propter atroces et innumerabiles injurias — fratrum ord. S. M. Theutonicorum Just. a fide hujusmodi recesserunt etc. etc. — et quod praedicatorum et minorum ordinum fratres tecum habes, quibus commisisti et licentiam dedisti liberam, ut baptizent ac praedicent et informent *Christianum populum et etiam infideles*. Raynald. ann. eccl. 1324. XLVIII. Vgl. auch 1324 4. II. über den späteren Abfall Gedimins.

*) Daß jedoch auch damals ein Theil der Russen schismatisch war, während ein anderer dem apostolischen Stuhle tributär war, geht aus dem folgenden Schreiben des polnischen Königs Wladislaus an den Papst Johann XXII. hervor: duo ultimi principes Ruthenorum *de gente schismatica*, quos immediatos pro scuto inexpugnabili contra crudelem gentem Tartarorum quos credimus terram *Ruthenorum nostris metis contiguam (de qua annua tributa consueverunt Papae per-*

dieß vielleicht in noch höherm Grade Alexy, welcher i. J. 1364 von dem Patriarchen Philotheus consecrirt wurde, und in Gemeinschaft mit diesem, wie mit dem Patriarchen Niphon von Alexandria und Lazarius von Jerusalem an P. Urban V. ein Bekenntniß des katholischen Glaubens einsandte *). Auch Alexy ward wegen seines heiligen Wandels von den Russen hochverehrt; wie er als Katholik lebte, erkannte ihn auch nach Weisung des apostolischen Stuhles die unirte Synode zu Zamosk als Heiligen an. Nach seinem Tode traten schon die Vorboten jener Ereignisse ein, die seitdem nicht mehr aufhörten, an der Zerrüttung der Religion zu arbeiten. Cyprian, Vicar-Metropolit zu Kiew, wurde von den in den Grundsätzen Alexys und seiner Vorfahren Erzogenen zu dessen Nachfolger bestimmt. Allein die Parthei der Griechen, welchen die Ruhe der Kirche schon zu lange gewährt hatte, setzte ihm den Schismatiker Pumin entgegen, und die Entscheidung des Zwistes fiel nicht, wie im Westen Europas, den alten Satzungen der Kirche gemäß, der Kirche selbst, d. h. einem Concil anheim, sondern mit schlimmen Folgen für die Zukunft, wenn auch günstig für den Augenblick, dem Großfürsten. Dieser erkannte anfangs Cyprian als Metropoliten von Moskau an; bald nachher wußte sich aber Dionys in das Ver-

cipere) occupare, perturbatio indicibilis imminebit. Rayn. 1324 4. III. Derselbe bat deshalb den Papst um schleunige Hülfe gegen die Tartaren, ne occupent terram Ruthenorum et per consequens nos invadant. Er werde dafür alles thun pro dilatatione sanctae ecclesiae gentisque catholicae.

*) Wir verdanken diese Notiz einem gelehrten Kenner slavischer Verhältnisse, bemerken jedoch, daß das Schreiben Papst Urban's V. nur an die drei Patriarchen gerichtet ist. Ap. Rayn. 1367 X. Drei Jahre später wurde Nicolaus von Melsak (?) an die Russen geschickt, mit dem Auftrage 25 Minoriten nach Litthauen und in die Wallachei zu senden, die christliche Religion zu verkünden. Rayn. 1370 VIII. Ueber die Errichtung der 4 Bisthümer von Przemisl, Lodomirien, Chelm, B. von Suzdal und Halitsch sieh denselben 1375 XXVIII.

trauen des Großfürsten einzuschmeicheln, ging dann nach Constantinopel, das aufs neue eine feindliche Stellung gegen die Kirche angenommen hatte, und ließ sich daselbst zum Metropoliten von Kiew weihen. Als er aber diese Stadt zum Feldlager gegen Cyprian umwandeln wollte, wurde er von dem Fürsten von Kiew, Wladimir, Bruder des polnisch-litthauischen Königs Jagello, in den Kerker geworfen, und daselbst bis zu seinem Tode verwahrt; der heil. Cyprian aber verwaltete in Ruhe die beiden Diöcesen Kiew und Moskau bis zu seinem Tode im Jahre 1408. Sogleich erfolgte ein neuer Versuch, das Schisma nach Rußland zu verpflanzen. Ein Grieche, Photius, wurde hiezu von dem Patriarchen von Constantinopel erlesen und zum Metropoliten von Moskau geweiht. Als aber die russische Geistlichkeit seine Absicht erkannte und sich zugleich seiner grenzenlosen Habsucht preisgegeben sah, versammelten sich alle Bischöfe, Fürsten und Bojaren im Jahre 1415 zu Nowgorod, setzten Photius ab, erwählten an seiner Stelle den Bulgaren, Gregor Cemiwlak, zum Metropoliten von Kiew, und verkündeten in einer besondern Schrift dem Volke, welches die Verhandlungen als Nationalsache ansah, das Resultat derselben. Gregor reiste nun selbst nach Rom, um die Kirchenvereinigung zu befestigen; da er aber bald nachher starb, so machte Photius einen neuen Versuch, den Grundsätzen, die allmählig schon das byzantinische Reich seinem Verderben zuführten, in Rußland Geltung zu verschaffen. Der Mangel beglaubigter Quellen gestattet hierüber keine nähere Kunde; da aber sein Nachfolger in Würde und Gesinnung, Herasim, deßhalb in Witepsk 1433 verbrannt wurde, so ist Photius wohl auch dießmal schwerlich zu einem günstigen Resultate gelangt. Die Geistlichkeit wählte hierauf nicht selbst einen Metropoliten, sondern wartete auf gesetzliche Weise, bis der Patriarch Joseph von Constantinopel den gelehrten und frommen Isidor von Thessalonika zum Metropoliten ernannte. Zu seiner Zeit erfolgte jene große religiöse Bewegung in dem gesammten Abendlande, durch wel-

che, was das Concil zu Lyon beschlossen, vollständig ausgeführt werden sollte. Dießmal begab sich der Kaiser von Constantinopel, Johann der Paläologe, mit dem Patriarchen Joseph und den angesehensten griechischen Prälaten zu dem öcumenischen Concil, erst nach Ferrara, dann nach Florenz. Als hier die Trennungspunkte weitläufig erörtert worden, und ungeachtet der Bereitwilligkeit des Kaisers und der angesehensten Metropoliten Gefahr vorhanden war, es möchte durch die unedlen Leidenschaften Einzelner die Vereinigung der Kirche aufs Neue verzögert werden, so geschah es, vor Allem durch die gründliche Darlegung Bessarions von Nicäa und des russischen Metropoliten Isidor, daß zum Jubel aller Anwesenden die Vereinigung wirklich geschah *), die der Patriarch Joseph, als er beinahe 400 Jahre vor dem Tode des letzten unirten Erzbischofs von Rußland, endlich einer langwierigen Krankheit unterlag, so wie dieser, sterbend durch sein Bekenntniß besiegelte **). Zu gleicher Zeit erklärten auch die Armenier, Abyssinier und indischen Völkerschaften ihren Beitritt; eine That von unermeßlichen Folgen war geschehen. Es war das Jahr des Herrn 1439.

Noch ist die ungeheure Wichtigkeit dieses Concils für die

---

*) Die Bulle über die Kirchenvereinigung beginnt mit den Worten des Psalmisten: die Himmel freuen sich und die Erde jauchze. Sieh die Akten des Concils. Pagi breviarium IV. p. 606.

**) Als der Erzbischof Josaphat Bulhak in St. Petersburg zum Tode erkrankte, begab sich eine einflußreiche Person zu ihm, um den Sterbenden zum Abfalle von der Kirche zu bereden. Standhaft widersetzte sich der Erzbischof solchem Ansinnen. Als er aber (1839) im Bekenntniß des katholischen Glaubens gestorben war, wurden seine irdischen Reste in einem schismatischen Kloster begraben, also, da kein Schein der Apostasie im Herzen der Gläubigen gegen die Treue ihres Oberhirten, so lange er am Leben war, aufkommen konnte, ihn auf den Todten werfend.

ganze Geschichte des Abendlandes von keinem Historiker genügend erörtert worden. *)

Nachdem der Herr so oft während des Mittelalters durch den Mund seiner Diener die Fürsten und Völker ermahnt, den Weg des Heils zu betreten, sollten noch einmal durch einen Ausspruch die versammelten Völker zu Frieden und Eintracht aufgefordert werden. Als dieser aber auch dann verschmäht ward, wurden jene ihren eigenen Sünden überlassen, und die bis auf unsere Zeiten hin so verhängnißvolle zweite Hälfte des 15ten Jahrhunderts begann. Nicht hätte ein Alexander VI. den Thron der Gregore befleckt, nicht wäre Italien fremden Völkern zur Beute, nicht Deutschland von Religionspartheien zerrissen, von Schweden und Franzosen zertreten, von Russen bedroht, nicht Frankreich, nicht England gränzenloser innerer Verwirrung anheimgegeben worden, würden die Beschlüsse jenes Concils ausgeführt worden seyn. Dann wäre auch Constantinopel nicht gefallen, den Türken der Weg in das Herz von Europa verwehrt worden, Rußland endlich bei dem Bekenntniß des alten Glaubens geblieben, und der überspannte Gedanke einer russisch-allgemeinen Kirche, der in Rußland selbst zahllose Sekten erzeugte, die blutigsten Verfolgungen hervorbrachte, und die Welt eines Phantoms wegen in Flammen zu setzen droht, im Reiche der Unmöglichkeit geblieben, aus welchem er jetzt sich zu entwinden strebt **).

Der Metropolit Isidor kehrte von Florenz nach Hause zurück; durchdrungen von dem lebendigsten Gefühl für kirchliche Einheit suchte er diese auch sogleich in Rußland herzu-

*) Der Pentarchist spricht (S. 331 not. *) von den Pseudoconcilien von Ferrara und Florenz. Diese Unverschämtheit wäre bewunderungswürdig zu nennen, wenn sie nicht durch seine wirkliche oder affectirte Unwissenheit noch übertroffen würde.

**) Wie sehr es den Russen nur um die Form, und wie wenig es ihnen um das Wesen zu thun war, zeigte noch später der Versuch des gelehrten Mönches Maximus, die liturgischen Bücher zu reinigen, welcher auf das unglücklichste für diesen endete.

stellen. Mit Freuden nahm das Volk ihn auf. Als er aber des Befehles uneingedenk, den der Großfürst ihm bei der Abreise nach Italien ertheilt hatte, keine neue Lehre mitzubringen, lateinische Kreuze vor sich hertragen ließ, und mit zu großer Schärfe die Einheit auch im Aeußern durch Einführung der römischen Liturgie durchzusetzen strebte, beleidigte er hiedurch Volk und Fürst so sehr, daß er als Neuerer gefangen genommen wurde und wahrscheinlich das Schicksal seines Gegners Herasim hätte erdulden müssen, wäre es ihm nicht gelungen, sich durch die Flucht zu retten, worauf er sich nach Italien begab, und von dem Papste zum griechischen Patriarchen ernannt wurde. Dieses Ereigniß erzeugte aber jene unselige Halbheit in der Stellung der moskowitischen Kirche, die, auf Nationalvorurtheilen beruhend, und von Anfang an jeder weitern Ausbildung widerstrebend, schon damals jenen Charakter der Erstarrung angenommen hätte, der sie auf gleichen Fuß mit der englischen Hochkirche setzt, wenn nicht ein neues Ereigniß ihr noch ein schnell vorübergehendes Leben verliehen hätte, das sie übrigens nur zu bald mit geistigem Tode vertauschte.

Die Züge Timurs, die Constantinopel für kurze Zeit vor den Angriffen der Türken Ruhe verschafften, hatten auch das Reich von Kaptschak so geschwächt, daß die Russen das mongolische Joch abzuschütteln vermochten. Mitten im Siegestaumel erreichte sie der Fall von Constantinopel, der Untergang des griechisch-christlichen Reiches. Dieses Ereigniß von ungeheurer Wichtigkeit für das Abendland, war es auch für das russische Reich. Während die römischen Päpste fruchtlos Europa gegen die Türken*) unter die Waffen riefen, und sich selbst erschöpften, um die flüchtigen Griechen zu unterstützen, Collegien und Schulen zu gründen und den gefährdeten Glauben auch unter der Herrschaft der Türken aufrecht zu erhalten, traten die russischen Herrscher, der euro-

*) Fallmerayer Gesch. v. Trapezunt S. 265.

päischen Bildung fremd, mehr und mehr in die Fußstapfen des byzantinischen Pöbels, und machten sich, indem sie einerseits nach der kaiserlichen Hoheit der Oströmer griffen, andererseits zu Erben jenes Hasses, der aus blinder Unwissenheit entsprossen, das byzantinische Volk zu Aufruhr, Verwirrung und zuletzt zu seinem eigenen Verderben verleitet hatte. Doch ist es eben so irrig, daß diese dem Wesen der Kirche, welche Frieden und Eintracht heischt, feindliche Richtung der Czaren gleich Anfangs hervorgetreten, als daß diese eine nationale gewesen sey. Gelang es auch den Czaren in Moskau durch ihren eisernen Despotismus jede ihnen mißfällige Richtung um so leichter zu unterdrücken, als, seit die Wahl des Patriarchen von Constantinopel unter türkischer Herrschaft nicht mehr frei war, sein disciplinarisches Ansehen verfiel, und, je mehr in der griechischen Kirche das innere Leben entschwand, je hartnäckiger die äußern trennenden Formen festgehalten wurden, damit auch die Macht der Czaren wuchs, so begünstigte der letztere Umstand andererseits das Entstehen neuer Häresien,*) in welche sich bei dem starren Festhalten an äußern Formen zuletzt die tiefere religiöse Gesinnung flüchten mußte, und die, sich in zahlreiche Sekten verbreitend, damals selbst auf dem Metropolitenstuhle von Moskau Eingang fanden.**) Statt dessen aber entwickelte sich in Kiew der Geist der Einheit und des Friedens immer mehr, und es zeigte sich auch hier jene große Wahrheit, die in unsern Tagen für die Gegner der Kirche so ungemein beschämend ist, daß, wo der freien Entwicklung der einzelnen christlichen Confessionen von dem Staate kein Hinderniß entgegengesetzt wird, die katholische Kirche über alle den Sieg davon trägt.***) Obwohl es damals weder Jesuiten noch Adelige

*) Vgl. die Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur von dem russischen Professor Schewirèf.

**) Tab. chronol. sacr. polit. hist. Mosc. p. 359.

***) Die Kirche befindet sich in dieser Beziehung in einer ganz ähn-

gab, die, wie man es jetzt nennt, das Volk bethören, indem sie es an das Wort des Heilandes ermahnen: daß wer die Kirche nicht hört, ärger sey als ein Zöllner und ein Heide, hing dasselbe dennoch der Union mit ganzer Treue an. Ein wenig bekanntes, aber desto kräftigeres Zeichen dieser edlen Gesinnung gibt ein Schreiben, welches mit dem Metropoliten Misail die Fürsten Theodor von Weißrußland, Dymitr von Wiazma und andere an Papst Sixtus IV. im Jahre 1470 richteten, und in welchem sie unter Anderm sagten: „Wir alle glauben und bekennen, daß Du, der allerheiligste Hirt, das Oberhaupt der Welt, der älteste unter allen existirenden geweihten Vätern, von allen rechtgläubigen Patriarchen der oberste Ahnherr seyst, und wir unterwerfen Dir unsere Häupter mit allem wohlriechenden (sic) Gehorsam weder aus Noth noch mit Verdruß, sondern aus Glauben, aus sehnsüchtiger Liebe eines gutmeinenden Herzens." Die Metropoliten Simon, Jonas und Joseph waren von demselben Geiste beseelt. Noch jetzt feiert die russische Kirche am 30. März das Andenken des Metropoliten Jonas, den auch Kasimir Jagiello, König von Polen, so hoch schätzte, daß er sich auf dem Todbette seinen geistlichen Beistand erbat. Unter seinem Nachfolger, dem Patriarchen Joseph, offenbarten sich zuerst bei dem Volke die Symptome einer kirchlichen Trennung, jedoch aus einer ganz andern Ursache, als aus innerer Neigung. Die Niederungen des Dniepr waren schon seit einer geraumen Zeit die Heimath *) eines aus den benachbarten Völkern, Russen, Litthauern, Polowcen, Ungarn, Walachen, Tataren zusammengesetzten Haufens (die Kosaken) ohne andere Religionsbegriffe, als die eines crassen

lichen Lage als Sir Robert Peel war, der, als er das letzte Mal zur Bildung eines Ministeriums berufen wurde, von seinen Gegnern, jedoch vergeblich, nur das Eine verlangte, sie möchten ihm a fair trial, ein gegenseitiges Messen der Stärke der Principien gestatten.

*) Siehe hierüber Raumers Beiträge II. Anhang.

Aberglaubens, der sie für die Absichten der Schismatiker am geeigensten machte. Da sich hiebei die Bemühungen des Großfürsten mit denen des Patriarchen verbanden, indem durch die Erwerbung dieses Landes die Aussicht auf Erlangung der altrussischen Länder gegeben ward, ohne die der Großfürst mehr einem glücklichen Emporkömmling als einem wahren Czar glich, so wurden seit dem Jahr 1490 immer mehr schismatische Missionäre in die ruthenischen Provinzen gesandt, sie allmählich zum Abfall reif zu machen. Da die Gemahlin Alexander Jagiellos, Königs von Polen und Litthauen, eine Tochter des Czars Iwan war, so fanden diese bald wirksame Unterstützung bei dem Könige selbst, welcher endlich in seiner Verblendung so weit ging, höhere Geistliche, ja selbst Bischöfe aus ihrer Mitte zu ernennen. So geschah es denn, daß um dieselbe Zeit, als die Kirchenspaltung in Deutschland eintrat, auch der Abfall, nicht aber die Rückkehr zu der russischen Kirche, in den ruthenischen Provinzen stattfand. Das Volk, dem bei gleichen Ceremonien der Unterschied der Dogmen nicht bekannt war, verhielt sich entweder gleichgültig, oder erklärte sich, da der König den Abfall begünstigte, selbst dafür: und als Jonas II., Metropolit von Kiew, sich im Jahre 1520 förmlich von der Einheit der Kirche losriß, schien der Abfall für alle Zeiten vollendet. Der erste und hauptsächliche Schritt zur künftigen Einverleibung der ruthenischen Provinzen in das moskowitische Reich war erfolgt.

XII.

Briefliche Mittheilungen

aus dem Großherzogthum Posen und Würtemberg.

Großherzogthum Posen, den 27. Dec. 1839. Die Verwirrung in unseren beiden Diöcesen, was die Administration anbetrifft, wird mit jedem Tage größer. Vor einigen Tagen löste sich das Prosynodalgericht der Diöcese Posen auf, da ihm Fälle zur Entscheidung vorgekommen, zu deren Lösung dasselbe einer besondern Vollmacht des Erzbischofs bedurfte. — Die Kirchentrauer dauert fort, obgleich Landräthe und Polizeicommissäre bemüht sind, das Volk gegen die Maaßregel zu stimmen und dahin zu bewegen, daß dasselbe durchaus die Wiedereinführung der aus den Gotteshäusern verbannten Musik verlangen möchte.

Die Herrn v. Grabowski, Poninski, Gr. Eduard Raczynski und Joseph v. Lubienski, welche nach der Residenz reisten, um dem Staatsministerio treu und offen die betrübende Lage der Provinz darzustellen, sind am 10. d. zurückgekehrt. Ihre Eingabe an den Minister des Innern vom 4. November, wie die darauf erhaltenen Antworten, welche ich Ihnen hiermit mittheile, circuliren in der ganzen Provinz. Jeder zollt den Herren den innigsten Dank, — denn sie haben offen und ohne Furcht den Zustand der Provinz geschildert, und hofften, indem sie nach Berlin reisten, daß sie gleiche Aufrichtigkeit bei den Ministern finden würden.

Abschrift.

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Staatsminister!

Die für die Provinz Posen so wichtigen Ereignisse, welche sich durch die am 7. October d. J. erfolgte gewaltsame Abführung des Erzbischofs von Gnesen und Posen, Herrn v. Dunin, so traurig beendigten, geben uns die Veranlassung, bei Ew. Excellenz hiemit einzukommen. Ohne uns irgend die Wichtigkeit einer Deputation anmaaßen zu

wollen, sogar ohne ein specielles Mandat von unseren Mitbürgern zu besitzen, erdreisten wir uns, das Wohl unserer Provinz, die Ruhe derselben, wie auch die Beruhigung der Gewissen unserer Glaubensgenossen einzig im Auge habend, Ew. Excellenz auf die Wichtigkeit dieser Ereignisse aufmerksam zu machen, und bitten ergebenst, uns ein gnädiges Gehör zu geben. Indem wir hiermit wiederholen, daß wir keineswegs als Deputirte auftreten, werden es Ew. Excellenz nicht in Abrede stellen können, daß wir theils durch die lange Erfahrung, die wir von der Lage der Provinz haben, theils durch den Einfluß, dessen wir uns dort erfreuen, im Stande sind, den hohen Behörden über die Lage der Sache zuverläßige Nachrichten mitzutheilen, und dies hat uns auch bewogen, hier aufzutreten. Der Conflict zwischen der kirchlichen und weltlichen Gewalt in dem Großherzogthum Posen hat dieses Land tief erschüttert, viele Gewissen gepeiniget und manchen lauen Katholiken zum eifrigen Vertheidiger seiner Religion aufgemuntert. Staatsbürger und Glieder der katholischen Kirche zugleich, können wir uns in dem obwaltenden Streite der Staatsgewalt mit den Kirchenobern nicht anmaaßen, ein Urtheil zu fällen oder den Widerspruch zwischen dem Landesgesetze und den kirchlichen Anordnungen (wenn solcher wirklich vorhanden wäre, was von Vielen bezweifelt wird) lösen zu wollen; die Ueberzeugung haben aber unsere Mitbürger, daß der Erzbischof v. Dunin das Opfer des Conflicts zwischen der geistlichen und weltlichen Macht geworden ist. Der päpstliche Stuhl hat die Handlungsweise des Erzbischofs für ganz übereinstimmend mit den Vorschriften der Religion anerkannt, und sowohl der Oberhirt wie die ihm untergebenen Einwohner müssen damit einverstanden seyn. — Anders urtheilt darüber die weltliche Macht. Das Abwägen der Gründe, welche jeder Theil für seine Entscheidung aufstellt, behält sich ausschließlich immer derselbe vor. Die katholischen Einwohner des Großherzogthums Posen können nicht umhin, den heil. Vater als denjenigen anzusehen, dem die höchste Würde in der katholischen Kirche zusteht, und dem die ganze katholische Welt in allen religiösen Angelegenheiten Gehorsam schuldig ist. — Wenn also der Erzbischof in den Augen seiner geistlichen Obern gerechtfertigt dasteht, so kann doch die katholische Bevölkerung dieses Urtheil nicht ohne weiteres verwerfen und die gewaltsame Entfernung ihres Erzbischofs, der ein Opfer seiner Standhaftigkeit in der Vertheidigung der kirchlichen Lehre geworden ist, mit gleichgültigem Auge ansehen. Darüber können wir keinem Zweifel Raum geben, daß die Grundsätze und Lehren, welche unser Erzbischof in seinem Schreiben ausgesprochen hat, mit den Lehren der römisch-katholi-

schen Kirche in der genauesten Uebereinstimmung sind. Wären wir dessen weniger gewiß gewesen, so würde uns die vollständige Billigung des Verhaltens unsers Erzbischofs durch das Oberhaupt der Kirche jeden Zweifel haben benehmen müssen. Dessenungeachtet wird unser Erzbischof wegen dieses seines Haltens an den Lehren der Kirche von der weltlichen Gewalt angeklagt, von seiner Heerde getrennt und gefangen gehalten. Die fortgesetzte Vertheidigung seiner Lehre, worin wir nur die Erfüllung seiner Priesterpflicht zu erkennen vermögen, sehen wir vor aller Welt als Ungehorsam gegen die Befehle des Königs, als Staatsverbrechen verdammen. Also sind wir um desselben Glaubens willen in gleicher Verdammniß, also sind wir alle in ihm geschlagen und wenn auch noch nicht Hand an uns gelegt, wer kann wissen, über wem und wie vielen von uns der Arm der Gewalt, der ihn getroffen hat, noch aufgehoben schwebt? — Machen doch die Gerüchte, welche über diese unselige Angelegenheit in öffentlichen Blättern verbreitet werden, neben der Geistlichkeit, schon den ganzen Stand des eingebornen Adels politischer Umtriebe verdächtig, und lassen beide die Religion nur zu einem Deckmantel selbstsüchtiger Pläne herabwürdigen. — Diejenigen, die so schwere Beschuldigungen nicht auf Thatsachen, sondern auf augenscheinliche Lügen zu gründen sich nicht scheuen, sind dieselben, die seit acht Jahren zwischen den Herrscher und seine Unterthanen getreten sind, die statt ihren Beruf, das gemeine Beste zu wahren, dadurch zu erfüllen, daß sie die Herzen des Monarchen und der Unterthanen für einander gewinnen, nicht aufhören dahin zu wirken, sie sich gegenseitig zu entfremden, um ihr eigenes Verdienst in Abwendung der Gefahren, die sie vorgeben oder herbeiführen, geltend und sich selbst nothwendig zu machen. — Unter dem Einflusse dieses verderblichen Geistes, nicht in Folge politischer Umtriebe von unserer Seite, ist in dem Conflikt mit der Kirche durch eine fortgesetzte Steigerung aus Ueblem Aergeres erwachsen, so, daß der Erzbischof seiner Diöcese erst vorenthalten und nun gar gewaltsamer Weise ihr entrissen worden ist. Daß er durch seine Gefangenschaft sich zwingen lasse, von der Lehre der Kirche, zu der wir uns mit ihm bekennen, und von dem bestimmt ausgesprochenen Gebote des heil. Vaters abzuweichen, können wir weder wünschen noch hoffen; sollen wir also unseres Oberhirten auf immer beraubt bleiben? — sollen wir aller Wohlthaten, sowohl der Religion als der Disciplin des Clerus, die uns nur durch ihn zukommen können, entbehren? — So lange er entfernt ist, kann ohne ihn kein Anderer ihn ersetzen und für die Bedürfnisse der Kirche sorgen. Ihr ganzer Organismus muß stocken, jede einzelne Parochie, jedes einzelne Glied

der Kirche kommt in Gefahr und Schaden. Soll das nicht die Gemüther und ihr Gewissen beunruhigen? — Gewiß ist dies ein Zustand, welcher die ganze Weisheit des Monarchen in Anspruch nimmt.

Was der Anfang der gegenwärtigen Spaltung wär, ist ja doch Etwas, was das Familienleben angeht. Sollte es dem Staate und seinen Lenkern nicht gleich gelten, ob einzelne seiner Glieder dieser oder jener Kirche angehören, ob diese oder jene Ehe geschlossen wird, wenn sie nur alle zum gemeinschaftlichen Zwecke der Staatsgesellschaft gleich freudig mitwirken? — Mit Ursache und Recht kann man unsere Provinz nicht beschuldigen, daß durch Thatsachen oder Excesse die öffentliche Ruhe irgend gestört worden wäre. Die Theilnahme an den jetzigen kirchlichen Ereignissen ist bis dato würdig und ruhig gewesen, und alle etwaigen Berichte der dortigen Polizei über vorauszusehende Gefahr und Störung der Ruhe haben sich nicht bewährt. — Desto dreister und mit gutem Gewissen können wir auftreten in Gegenwart unserer etwaigen Verläumder, auch desto mehr Glauben verdienen, indem wir die Lage unserer Provinz schildern und die Abhilfe des Uebels beantragen.

Der höhere gebildete Stand der Provinz, wie auch die Geistlichkeit, haben alle diese Ereignisse mit Ruhe, doch mit der größten Theilnahme angesehen, der Bürgerstand der kleinern Städte aber und der Bauernstand, ungeachtet der Wohlthaten, welche sie vom Staate erhalten, ist keineswegs gleichgültig und zeigt seine Unzufriedenheit in allen seinen Reden und Handlungen. Die allgemeine Trauer, die jetzt in den Kirchen und noch vor der Aufforderung beider Consistorien angelegt ist, hat auch auf den am ruhigsten theilnehmenden Katholiken einen tiefen Eindruck gemacht. Die Geistlichkeit hat sich ruhig und würdig gehalten, aber enge zusammengeschlossen und durchdrungen von der höchsten Verehrung für ihren Oberhirten, ist bereit, Alles zu erdulden, nur nicht im geringsten von der Lehre ihrer Kirche zu weichen. — Von dem Fanatismus und übertriebenen Religionseifer ist noch die Kanzel frei geblieben; wer kann aber die Gränzen des Eifers eines exaltirten Predigers voraussehen? — In den größeren Städten und da, wo eine zahlreiche Garnison und aus anderen Provinzen gekommene Beamte wohnen, haben sich solche bemüht, einige Proselyten der protestantischen Kirche zu machen, wo die Verheirathungen in gemischter Confession die Gelegenheit dazu hergaben. Auf dem Lande aber gehen weit mehr protestantische Glaubensgenossen zur katholischen Kirche über, und diese Ereignisse dienen der Geistlichkeit zur

Belehrung des Volkes über die jetzigen Verhältnisse. Mit einem Worte stehen sich die Glaubensgenossen jeder Confession, ohne Ausnahme des Standes, compact gegenüber, und wetteifern nur, um mehr Glaubensgenossen an sich zu ziehen. Da aber die katholische Bevölkerung weit zahlreicher ist als die protestantische, und unter der letzten sich die zahlreichen Beamten und Militärs befinden, die mit den katholischen Eingebornen in geringem vertrauten Umgange leben, so stehen letztere allerdings entblößt und im Nachtheile da. Es ist wohl bis dato noch zu keiner thätlichen Reibung gekommen, und damit können wir uns vor den andern Provinzen rühmen. Allerdings ist auf speciellen Befehl des Herrn Erzbischofs der Clerus aufgefordert worden; sich aller aufrührischer Reden und Thatsachen zu enthalten, und nur das Volk zum Gebete aufzufordern, um baldige Beseitigung des gegenwärtigen Zustandes. Wer kann aber voraussehen und verhindern, daß bei dem ersten Jahr- oder Wochenmarkte, zur Zeit einer Wallfahrt oder eines Kirchenfestes, einer zahlreichen Volksversammlung die kleinste Ursache zum Zwiste nicht thätliche Auftritte herbeiführe, deren Nachricht als ein Lauffeuer die ganze Provinz durchgehend, andere Ereignisse dieser Art zur Folge haben. Allerdings wird die Militärgewalt solche Excesse bald beseitigen können, doch würden selbige nicht weniger nachtheilig und schädlich für die Provinz seyn, und wir haben die feste Ueberzeugung, daß die Regierung zu solchen strengen Maaßregeln nur mit dem größten Unwillen schreiten wird und bemüht bleibt, selbige zu vermeiden.

Ew. Excellenz können durch die vielfachen, auch nicht vorurtheilsfreien Berichte der dortigen Behörden mit der politischen Lage der Provinz nicht fremd seyn, und daß vorzüglich seit den Ereignissen und Jahren 1830 und 31, zur Zeit, wo manche Ungerechtigkeiten und boshafte Thatsachen sich die meisten Provinzialbeamten haben zu Schulden kommen lassen, zwischen den Einwohnern deutscher Herkunft und den polnischen Eingebornen und Einsassen der Provinz kein vertraulicher Verkehr existirt, und eine Parthei der andern nicht nur fremd und indifferent, aber beinahe feindlich gegenübersteht. Die Zeit, die milde Behandlung der Einsassen unserer Provinz, wie auch das denselben thunlich zu erweisende Wohlwollen sind die einzigen Mittel, diesen Zustand für die Folge zu ändern. Jetzt aber, wo die religiösen Zwistigkeiten so schroffe Richtungen genommen haben, und jeder Katholik der Provinz ohne Unterschied seines politischen Glaubens, als Opponent der Regierung gestellt ist, kann nur der bisherige unfreundliche Zustand

der Eingebornen gegen die deutschen Einwohner sich steigern und in Haß verwandeln. — Auch die Angelegenheit können wir nicht unbemerkt lassen, daß zufolge kirchlicher Grundsätze Niemand den Erzbischof in seiner Function ersetzen kann, als derjenige, den er selbst und der Papst zum Stellvertreter bestimmt. Bis dato hat der Erzbischof dafür gesorgt. Wie wird es aber bei seiner jetzigen strengen Haft werden? — Wer wird die Weihe der Priester, die Ertheilung der Gnadenmittel, die Dispensation verrichten und ertheilen, die nur der Erzbischof zu geben vermag? — Wer kann die Disciplin des Clerus leiten, ohne Gewalt des Oberhirten? — Nur die Rückkehr des Erzbischofs zu seiner Heerde kann allein diesem Uebel gründlich abhelfen. Diese Maaßregel ist die einzige, welche die Ruhe der Kirche, der Provinz und der katholischen Unterthanen sichern kann. Wir erlauben uns hier zu wiederholen, daß alle biederdenkende katholische Einsassen durchdrungen sind von dieser Nothwendigkeit. Sollte es aber für diesen Augenblick nicht möglich seyn, den Erzbischof nach Posen zurückkommen zu lassen; so glauben die Unterzeichneten, daß es der Staatsobrigkeit nicht unmöglich wäre, den Wohnsitz des Herrn Erzbischofs vorläufig wenigstens nach Gnesen zu verlegen, wo er in den Stand gesetzt sey, bis zur Beseitigung der Hauptzwistgegenstände die Angelegenheiten seines Kirchensprengels zu leiten, ohne Nachtheil für die Sache selbst und zur Zufriedenheit des Staates. — Weit entfernt ist von uns die Behauptung, irgend eine Maaßregel dem Staate vorschreiben zu dürfen, oder der weltlichen Behörde sich als Opponenten entgegenzustellen. Wir wünschen nur, daß es zur Kenntniß Sr. Majestät des Königs gelange, daß das gedachte Ereigniß der Entfernung des Erzbischofs von seiner Heerde die katholischen Einwohner der Provinz mit tiefer Trauer erfüllt hat, und daß die Trauer derselben nur noch stets zunehmen kann; daß sie sehnlichst und dringend wünschen, Seine Majestät der König möchten in Allerhöchst Ihrer Weisheit bald Mittel und Wege finden, diesem drückenden Zustande baldigst in der möglichst vorgeschlagenen Weise ein Ende zu machen.

Dieses sind die Wünsche unserer Glaubensgenossen in der Provinz. Wir glauben als treue Unterthanen unsere Schuldigkeit gethan zu haben, indem wir ohne Vorurtheil die Lage der Dinge hier geschildert haben. Wir wiederholen hier auf's Feierlichste, daß wir als durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Ereignisse und der Nothwendigkeit der schnellen und einzigen Abhilfe derselben unsere Anträge an Ew. Excellenz hiemit überreichen, mit der ergebensten Bitte:

„selbige zu den Stufen des Throns gelangen zu lassen“

und dabei die Versicherung entgegenzunehmen, daß wir durch diesen Schritt nur einen Beweis unserer ruhigen und wohlwollenden Gesinnungen haben an den Tag legen wollen. Wir wiederholen hiebei die Versicherung, daß wir hier nicht als Deputirte, sondern jeder für seinen Theil als Organ unserer Mitbürger erscheinen, und erfreuen uns der Hoffnung, daß dieser Schritt uns nicht übel gedeutet werden kann, indem wir nur von den besten Absichten beseelt sind.

Mit vorzüglicher Hochachtung.

Berlin den 5. November 1839.

v. Grabowski. — v. Poninski. — Eduard Raczynski. — v. Lubienski.

Nach dieser Eingabe blieben die Herrn in der Residenz auf die Antwort harrend. Am 23. November erhielt v. Poninski vom Minister des Innern und der Polizei, Herrn v. Rochow, nachstehendes Schreiben:

„Ew. Hochwohlgeboren erwiedere ich auf die Eingabe vom 21. d. M., daß ich das von Ihnen in Gemeinschaft mit dem Herrn General-Landschaftsdirector v. Grabowski, Gr. Eduard Raczynski und Graf Lubienski unterm 4. d. M. eingereichte Memoire in der Angelegenheit des Erzbischofs v. Dunin, dem darin angelegentlich ausgedrückten Wunsche gemäß, Sr. Majestät dem Könige berichtlich vorlegen zu müssen geglaubt habe. — Ich bin zur Zeit mit Allerhöchster Vorbescheidung darauf noch nicht versehen worden und sehe mich daher außer Stande, mich schon jetzt über den Inhalt Ihrer Eingabe auszusprechen. Dagegen habe ich auch keinen Grund anzunehmen, daß Ew. Hochwohlgeboren und der obgedachten Herrn längere persönliche Anwesenheit hieselbst für die Erledigung Ihrer Anträge und Vorschläge unbedingt erforderlich seyn wird, und darf es lediglich Ihrer Convenienz überlassen, in wiefern Sie aus Rücksichten auf Geschäfts- und sonstige Verhältnisse sich zur Rückkehr in die Heimath schon jetzt bestimmt finden wollen.“

Berlin den 23. November 1839.

Der Minister des Innern und der Polizei.
(gez.) v. Rochow.

An
den Königl. General-Landschafts-Direktor
Herrn von Poninski
Hochwohlgeboren
jetzt hier.

Ohngeachtet dieses diplomatischen Schreibens blieben die Herrn noch in Berlin und wollten nach ihrer Heimath doch irgend eine Antwort mitbringen. Am 26. v. M. erhielten sie nachstehenden Erlaß:

„Der von Ew. Hoch- und Hochwohlgeboren in dem Memoire vom 4. d. über die Zustände im Großherzogthum Posen in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten ausgedrückte Wunsch, ist mir Veranlassung gewesen, dasselbe Sr. Majestät dem Könige berichtlich zu überreichen. Allerhöchstdieselben, die Beweggründe, die jene Darstellung veranlaßten und die Absichten, auf die sie gerichtet war, gern und huldreich anerkennend, haben mich darauf zu ermächtigen geruht, Ew. Hoch- und Hochwohlgeboren Nachfolgendes zu eröffnen. Nicht die Regierung, sondern das beklagenswerthe Verfahren des Erzbischofs hat die gegenwärtige Differenz hervorgerufen, nicht er, sondern die Regierung ist darin der angegriffene Theil. Es ist aller Welt bekannt, daß der Prälat durch seine Befehle an den Clerus und durch seinen Hirtenbrief die bestehende und von ihm selbst früher urkundlich bezeugte Verfahrungsweise umgestoßen hat. Es kann nun aber nicht mit Grund behauptet werden, daß die von dem Erzbischofe eigenmächtig aufgehobene Praxis unter allen Umständen sündlich, mithin um des Glaubens und Gewissens willen schlechthin aufzuheben gewesen sey. Denn, wäre diese Betrachtung richtig, so ließe sich nicht begreifen, wie jene seit einem Jahrhunderte so weit verbreitete, so alte und notorische Verfassungsart zeither hätte bestehen können. Es hat auffallen müssen, daß Ew. Hoch- und Hochwohlgeboren in Zweifel ziehen, ob die Regierung zur Sache betheiligt sey; sie ist es in der That auf zweierlei Weise. Ihr ist an der Erhaltung des guten Vernehmens unter den Unterthanen verschiedener Confession, am kirchlichen und Hausfrieden der ihrigen, sowie der Gleichheit ihrer Rechte, die sie aufrecht zu erhalten verpflichtet ist, viel gelegen. Wie störend und verderblich das Einschreiten des Erzbischofs in die-

ser Beziehung gewirkt hat, ist bekannt. Die Regierung ist weit entfernt, der katholischen Kirche ihr Bürgerrecht und was dasselbe ist, die freie Ausübung ihrer gesellschaftlichen Befugnisse streitig zu machen, aber sie erkennt im Bereiche des Staates nur die Einheit der höchsten Gewalt an, und demzufolge betrachtet sie die als Unterthanen ihr angehörigen Glieder der katholischen sowohl als jeder andern anerkannten Kirche als unter dem Gesetze stehend. (?!!) Hienach dürfen geistliche Obern ohne Vorwissen und Genehmigung des Staates nicht neue Verordnungen machen und von anderen auswärtigen Obern dergleichen annehmen (A. L. R. T. II. §. 117). Wie schroff und recht vorsätzlich der Erzbischof gegen diese Vorschrift gesündigt, wie auch, daß er dieserhalb durch richterlichen Spruch zu verschiedenen Strafen rechtskräftig (?) verurtheilt worden, ist bekannt. Die Gnade des Königs hat ihm diese Strafen theils erlassen, theils die Vollstreckung ausgesetzt, immer von dem Wunsche beseelt, den Prälaten seinem Amte zu erhalten und die kirchlichen Wirren gütlich beizulegen. Auch nach der traurigen Katastrophe vom 6. Oktober d. J., die der Erzbischof in unbegreiflicher Verblendung durch seine verbotswidrige Rückkehr nach Posen lediglich sich selber beizumessen hat, sind Seine Majestät der König noch geneigt gewesen, Wege des Friedens zu versuchen, allein bis jetzt ohne lohnenden Erfolg. — Das Gouvernement hegt nur eine gute Meinung von dem Zwecke, welcher Ew. Hoch- und Hochwohlgeboren zu dem jetzigen Schritte bewegen, dasselbe vertraut auch auf die rechtliche Gesinnung des größern Theils der Geistlichkeit und auf den offenen Sinn eines für die Wohlthaten einer väterlichen Regierung empfänglichen Volkes. Aber wird in's Auge gefaßt, was dermalen in der Provinz vorgeht, was dort mit dem milden Ausdrucke „der Kirchentrauer" bezeichnet wird, und doch Ew. Hoch- und Hochwohlgeboren selbst Besorgnisse eingeflößt zu haben scheint, so ist es schwer, sich in dem Glauben zu erhalten, daß der Urheber alles dessen sein Verhältniß zu der Störung der öffentlichen Ruhe und die für ihn daraus erwachsende Verantwortlichkeit richtig übersehe und das ihm Obliegende pflichtmäßig zu erfüllen bemüht sey. Wenn demnach Ew. Hoch- und Hochwohlgeboren das Wohl des Landes und ihrer Kirche wahrhaft am Herzen liegt, so bleibt Ihnen der Versuch unbenommen, auf die Gesinnung des Prälaten wohlthätig einzuwirken. Die Rückkehr

desselben nach Posen ist wie Ew. Hoch- und Hochwohlgeboren selbst einleuchten wird, unter den obwaltenden Umständen eine moralische Unmöglichkeit; nur, wenn der erschütterte Friede der Provinz durch die von dem Erzbischof zur Erhaltung einer ungestörten Diöcesen-Verwaltung zu treffenden Anordnungen hergestellt und gesichert seyn wird, werden Seine Majestät in Erwägung ziehen können, ob und in welcher Weise die Verwaltung der Erzdiöcesen von Posen aus dem Prälaten wieder zu gestatten seyn dürfte.

Berlin den 25. November 1839.

Der Minister des Innern und der Polizei.
(gez.) v. Rochow.

An
den General-Landschafts-Director Herrn v. Grabowski.
„ „ „ Herrn v. Poninski.
Herrn Kammerherrn Graf Eduard v. Raczynski.
Herrn Grafen v. Lubienski.
Hoch- und Hochwohlgeboren
hier.

Ueber dieses Schreiben des Herrn Ministers enthalten wir uns aller Bemerkungen; was es aber für einen Einfluß und Eindruck auf die Einsassen gemacht hat, läßt sich leicht denken. Mit einer solchen diplomatischen ausgesuchten Sprache trifft man nicht zu dem Herzen des offenen und sein, theuerstes Gut, die Religion, vertheidigenden Polen! —

Würtemberg. Im Monat December war das erste Heft der bekannten, durch Tübinger Professoren herausgegebenen theologischen Quartalschrift gedruckt und zum Versenden bereit. Die 4½ ersten Bogen desselben enthielten einen gediegenen Aufsatz des Herrn Professor Mack über gemischte Ehen. Es ist in dieser Abhandlung der Satz ausgeführt: die Einsegnung solcher Ehen sey kirchlich nicht erlaubt, sofern nicht die katholische Erziehung der Kinder ausbedungen sey. Daraus wird der Schluß gezogen: der Staat möge daher nicht in al-

ten Fällen von dem katholischen Pfarrer die Einsegnung gemischter Ehen verlangen, weil ihm hiedurch Verletzung seiner Pflichten als Diener der Kirche aufgebürdet werde. Diese Abhandlung war besonders gedruckt, sofort aber von der Censur verboten worden. Zugleich erhielt dieselbe einen Wink, daß sie auch in der Quartalschrift erscheinen werde, und so wurden die betreffenden Bogen ebenfalls verboten, selbst confiscirt. Einem Unpartheiischen mußte sich während dieses schon lange bestehenden Streites eine Frage aufdrängen: Jede Confession müßte im Grund das gleiche Interesse haben, gegen die gemischten Ehen sich zu erklären. Wie kömmt es nun, daß die Protestanten dieselben nicht nur zugeben, sondern die Katholiken zu ähnlicher Bereitwilligkeit mit Argumenten und politischer Gewalt nöthigen wollen? Ist's Indifferentismus, ist's statistische Berechnung? Es lohnte sich der Mühe, die so viel besprochene Frage auch einmal von dieser Seite zu erörtern.

XIII.

Blicke auf die russische Geschichte.

Dritter Artikel.

Der früher erwähnte Fortschritt der Moskowiten konnte weder als Sieg betrachtet werden, noch wurde er, wie man jetzt glauben machen möchte, damals als ein solcher betrachtet. Denn anstatt bei demjenigen festzuhalten, was das Charakteristische des Schisma ist: der Anhänglichkeit an ein fremdes Oberhaupt, ereignete es sich nicht lange nachher, daß der Patriarch Jeremias von Constantinopel, den der Sultan Amurat IV. eingesetzt, dann aber wieder vertrieben hatte, nach Rußland kam, um daselbst Geld einzutreiben, ohne welches er sich in Constantinopel nicht behaupten konnte. Als der Metropolit Onesiphor die Summe von 12,000 fl., welche jener für die Weihe verlangte, nicht entrichten wollte, so entsetzte ihn der Patriach seiner Würde, und ernannte den Michael Rahoza zum Metropoliten. Allein dieser erlegte nicht nur die verlangte Summe nicht, sondern ging selbst damit um, eine Synode gegen den Patriarchen zu berufen. Auf dieß begab sich Jeremias nach Moskau, weihte daselbst, mit welchem Rechte, ist nicht abzusehen, einen gewissen Job zum Patriarchen*), bestimmte Nowgorod vor Kiew zum ersten Metropolitansitze, eilte dann, mit Geld beladen, nach Constantinopel zurück, und vertrieb nun glücklich seinen Gegner Misophanes. Wäh-

*) Megenberg itinerar. Moscov. Neap. 1686. p. 81.

hauen. Der unerschrockene Prälat hing diese an dem Altare der heil. Jungfrau als Erstlinge der Union auf, indem er Gott mit den Worten für die Erhaltung seines Lebens dankte: castigans castigavit me dominus, morti autem non me tradidit. Um diese Zeit hatten, wie uns eine ausführliche handschriftliche Relation, die alle Beweise der Aechtheit und Wahrheitsliebe an sich trägt, belehrt, die Unirten in den bedrohten südruthenischen Ländern nebst der Metropolis von Kiew das Erzbisthum Polozk, die Bisthümer Mcislav, Witepsk, Mohilew und Orsza mit ungefähr 4000 Kirchen. Von der regulären Geistlichkeit waren besonders die Basilianer weit verbreitet, deren alter Orden durch eine Reform neues Leben erhalten, und die P. Clemens VIII. erst den Bischöfen untergeordnet hatte, dann aber P. Urban VIII. einem Ordensgeneral unterwarf, welche Würde endlich, da die Bisthümer und Archimandrien mit Ordensleuten besetzt wurden, zuletzt mit der des Metropoliten vereinigt ward. Dieser Orden, an welchen sich so viele historische Erinnerungen anknüpften, vermochte auch besonders auf das Volk zu wirken. Die gelehrten Mönche, die in ihm herangezogen wurden, durchsuchten mit besonderem Erfolge die slavischen Regeln der heil. Väter (prawilla ss. otcew), und bewiesen Minderkundigen durch die daselbst aufgefundenen Zeugnisse von der Obergewalt des Papstes neben der Rechtmäßigkeit auch das hohe Alter der Union. Bald blieb den Widerstrebenden nur noch der böse Wille als einziger Grund, warum sie nicht zur Kirche zurückkehrten. So war der Mönch Josaphat, welcher nachher grausam verstümmelt unter den Händen der Kosaken sein Leben einbüßte, in ein Kloster nach Kiew gekommen, wo ihn die nichtunirten Mönche erst wie rasend anfielen. Als er sich aber Gehör verschaffte und nun statt Speise und Trank, wie jene wollten, anzunehmen, die alten Handschriften des Klosters bringen ließ, und den Mönchen die Ursprünglichkeit der Union unwiderleglich darthat, riefen diese, der Wahrheit Zeugniß gebend, aus: „Nun sehen wir wohl, daß du ein rechter Seelenräuber bist“.

Gleich aber, als hätten sie schon zu viel gesagt, führten sie ihn nun an die Schwelle ihres Klosters, und verschlossen ihm zugleich ihre Herzen wie ihre Thüren. Schon früher auf der Brzesker Synode, als die Getrennten von den Unirten zu einer freundschaftlichen Unterhandlung eingeladen wurden, lehnten jene dieselbe mit den Worten ab: die Vereinigung beider Kirchen sey eine große und unergründliche Sache, ihre Köpfe seyen derselben nicht fähig (wörtlich: bei ihnen seyen die Köpfe zu flach dazu); viele große Könige hätten es nicht zu thun vermocht, sie könnten es auch nicht thun. Um so dringender ward daher das Bedürfniß, durch bessere Schulen und Verbreitung richtiger Kenntnisse das Volk über das aufzuklären, was ihm am meisten Noth that, und da in dieser Beziehung die Basilianer nicht ausreichten, halfen ihnen die Jesuiten, deren glücklicher Erfolg hinlänglich durch jene scheußlichen Lügen und Verläumdungen erhärtet wird, mit welchen ihre Gegner ihrem verzweiflungsvollen Hasse Luft zu machen suchten. Gelehrsamkeit, Eifer, Sittenreinheit, inniger Glauben und aufopfernde Liebe, durch welche sich die Jesuiten auszeichneten, wirkten bald so unwiderstehlich, daß troß den Machinationen des Fürsten Constantin Ostroski, welcher zuerst die Union gesucht hatte, dann aber aus Privathaß ihr grimmigster Feind geworden war, und nun Schulen für Schismatiker gründete und die slavonische Bibelübersetzung mit allen ihren Irrthümern drucken ließ; daß troß dem, was Nikephorus Tur, Archimandrit des Kiewopotscher Klosters, und Leonti Kospowitsch*) thaten, die Union immer reißendere Fortschritte machte. Als K. Sigismund III. starb (1632), hatten sich schon zwei Millionen Menschen, die Hälfte der nicht unirten Bevölkerung, nicht nur freiwillig, sondern auch mit Gefahr ihres Eigenthums und ihres Lebens an die Union angeschlos-

*) Siehe Schewiref, welcher diese drei Männer mit besonderer Dankbarkeit erwähnen zu müssen glaubt.

sen. Von der andern Hälfte gehörte aber nur ein geringer Theil der moskowitischen Kirche an, wie denn z. B. in der Nowogrodeker Wojewodschaft auf mehr als 600 nichtunirte adelige Familien nur 16 sogenannte orthodoxe kamen; die übrigen hatten sich protestantischen Secten, dem Socinianismus, zugewendet.

Diese Verhältnisse mögen hinreichen, um den Leser von dem geringen innern Gehalte der sogenannten orthodoxen Kirche, so wie von der Falschheit jener Behauptung zu überzeugen, daß die Russen stets unverbrüchlich jener Kirche angehangen hätten, die mit viel größerem Rechte, als der Pentarchist die unirte Kirche einen Zwitter nennt, mit diesem Ausdruck bezeichnet werden könnte, würde nicht das virgilische

ingens truncus — — — — — —
— — — — et sine nomine corpus

noch besser für sie passen. Doch kehren wir zu den Verhältnissen von Kiew zurück. Hier war dem Metropoliten Hypatius Joseph Velamin, ebenso ausgezeichnet durch den Adel seiner Gesinnung, als seiner Geburt, nachgefolgt. Auch dieser Sprößling des Hauses Rurik, denn das war er, hielt fest an der Union und regierte ruhig Kiew und die ihm unterworfenen Kirchen, als i. J. 1621 der Kosakenhetman Daschkiewitsch aus Moskau einen gewissen Theophanes, welcher sich für einen Patriarchen von Jerusalem ausgab, mit Gewalt in Kiew einführte, dieses den Unirten entriß und, nachdem seine Genossen schon seit der Brzesker Synode fortwährend gegen die Unirten gewüthet, die Geistlichen im Dniepr ertränkt hatten, nun eine noch blutigere Verfolgung über die Unirten verhängte. Mit Hülfe dieser zügellosen und höchst zahlreichen Soldateska gelang es dem Patriarchen nicht nur Lemberg und Przemysl mit seinen Anhängern zu besetzen und Volhynien in beständiger Bewegung zu erhalten, sondern auch drei neue (schismatische) Bisthümer, Witepsk, Orsza und Mohilew zu

gründen. Bald wurde Alles mit Verwirrung, Blut und Gräuel erfüllt. Altar hob sich gegen Altar; an jedem Orte entstand Zwietracht, wurde die Blutsaat ausgestreut, die bald tausendfältig emporsproß. Damals wurde der vortreffliche Josaphat, Erzbischof von Polozk, von den Schismatikern ermordet, die noch an seiner Leiche die entsetzlichsten Gräuel verübten. Nun consecrirte auch der Pseudopatriarch, ohne Assistenz von Bischöfen, einen gewissen Boretsch zum Metropoliten von Kiew, der seitdem mit seinen Nachfolgern in Kiew selbst residirte, während der übrige Theil der Metropolitandiöcese bei der Obedienz des unirten Metropoliten blieb. Auch fünf oder sechs andere Bischöfe weihte er, und obwohl König Sigismund den Patriarchen sammt seinen neuen Bischöfen gefangen zu setzen befahl, so erhielten sie sich dennoch in ihren angemaßten Würden, da sie sich des Schutzes der Kosaken erfreuten, welche der König, der Dienste wegen, die sie der Krone im Kriege um Chozym und gegen Moskau geleistet hatten, nachsichtig behandeln zu müssen glaubte. Endlich stieg aber das Uebel so hoch, daß König Sigismund sich genöthigt sah, um jeden Preis eine Ausgleichung herbeizuführen. Er berief daher, auf Bitten der Schismatiker selbst, ein Concil nach Lemberg, und beraumte dasselbe auf den 28. October 1629. Als aber der rechtmäßige Metropolit Joseph mit allen seinen Bischöfen und dem angesehensten Clerus des Reiches daselbst erschien, schützten die Schismatiker Krankheit vor und blieben aus. Bald nachher trat mit dem Tode K. Sigismunds eine neue Wendung der Dinge ein. Ihm war es gelungen, nicht nur den Senat, in welchem bei seiner Thronbesteigung die Nichtkatholiken die Mehrzahl bildeten, beinahe gänzlich von diesen zu reinigen, sondern es lächelte auch, als der Palatin von Sendomir den russischen Kronprätendenten Demetrius mit Gewalt der Waffen unterstützte *), den kriegerischen Unter-

*) Siehe hierüber die lettere inedite bei Ciampi Bibliografia critica I. p. 267 etc.

nehmungen der Katholiken anfangs ein so günstiges Glück, daß, nachdem selbst Moskau in die Hände der Polen gefallen, die Ausrottung des Schisma beinahe als gewiß zu betrachten war. Ja als Demetrius die Unklugheit seines Schwiegervaters, welcher seine religiösen Entwürfe zu früh blicken ließ, mit dem Tode büßen mußte, schien es sogar, als sollte K. Sigismund der glückliche Erbe der ganzen Unternehmung werden, indem die Moskowiten ihre Krone Sigmunds Sohne, dem Prinzen Wladislaus, antrugen. Allein es war in dem höhern Rathschluß entschieden, daß nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die nur den Christen eigenthümlichen das Reich Gottes ausgebreitet werden sollte, und wie deßhalb der dreißigjährige Krieg für Deutschland ein ganz anderes Ende nahm, als die heldenmüthigen Anstrengungen Maximilians von Bayern erwarten ließen, so auch damals die Kriege der Polen mit den Russen, die nur eine Verwilderung der Sitten, ein gewaltsames Eingreifen menschlicher Leidenschaften statt ruhiger, religiöser Entwicklung hervorbrachten, die Verwirrung im Innern vermehrten und zuletzt die Erhebung des Hauses Romanow zu einer Zeit auf den moskowitischen Thron veranlaßten, wo es den Polen wegen ihrer eignen Schwäche in Bezug auf eine Alles durchdringende Leitung vor Allem daran liegen mußte, in dem Nachbarstaate kein kraftvolles Herrscherhaus aufkommen zu lassen. In Folge dieser Verhältnisse, die den König Sigismund auch zu jener, seinen Principien entgegengesetzten Rolle bei den Vorfällen zu Kiew zwangen und seine letzten Regierungsjahre trübten, geschah es, daß die Schismatiker bei der Wahlversammlung seines Sohnes und Nachfolgers Wladislaus von diesem mehrere Punkte abpreßten *), die den Unirten höchst nachtheilig waren, und die durch eine Reichsconstitution und den Eid des neuen Königs bekräftigt, auch ohne die Zustimmung des

---

*) In Bezug auf die Motive, welche bei den Schismatikern in dem hartnäckigen Kampfe gegen die Union vorwalteten, ist fol-

Metropoliten und der übrigen Stände des Reichs von dem Reichstage angenommen wurden. Diese Punkte sind in den sogenannten Wladislavianischen Verträgen enthalten und ganz rein das Werk einer allgemeinen Verbindung der Akatholi-

---

gende authentische Schilderung sehr bemerkenswerth (Unione delli greci schismatici soggetti alla corona di Polonia con la chiesa cattolica Romana. Bericht v. 17. Mai 1670. Nro. 5 letzte Seite): E pur troppo vero, che dalli schismatici è grandemente aborrito il nome di Unione, ma ciò segue per opera di loro medemi spirituali, li quali *per estorcere* dà i popoli *continue grosse contribuzioni* gli suppongono esser necessarie per difesa della loro religione contro la persecutione come essi dicono degli Uniti, e fomentano quest odio, figurandogli gl'Uniti per heretici non solo, e per persone, chi del continuo machinano la loro rovina per haver compagni nel male, aggiongendogli esser gl'Uniti molto pentiti d'esser venuti all' Unione, ma per l'oppressione, in cui li tiene il Pontefice Romano, non poter essi ritirarsene, et altri pingendoli l'unione, chi in forma di bestia (dieß erinnert an einen ähnlichen Kunstgriff, dessen sich die russischen Liberalen nach dem Tode Kaiser Alexanders bedienten, als sie, um das Volk in St. Petersburg zu vermögen, nach einer Constitution zu schreien, diesem vormachten, Constitution sey die Gattin des Großfürsten Constantin, die sie zur Kaiserin verlangten), che voglia devorargli, chi in altre forme, o horribili o ridicole, essendome tra le altre stato riferito, mesi sono, che havendo li schismatici occupata molti anni fà una chiesa degli uniti, il popolo corse furiosamente a disfar is pulpito, che vi era, istigato dà alcuni loco spirituali, li quali conoscendosi inabili al predicare e temendo che quelle rozze persone risapendo a che servisse quel pulpito, facessero loro istanze di predicare, gli fecero credere, *quel pulpito esser l'unione*, et per esser perciò necessario lo sradicarla da quella muraglia: per altro li popoli *non sono malintentionati e se potesse dilucidarglisi la mente intorno a questi baiati e fargli conoscere le fraudi di loro spirituali*, *niuna ripugnanza havrebbono di venire all' unione.*

schen gegen die Katholiken. Ihnen zufolge sollt den Schismatikern die Kathedrale von Kiew mit dem Widubiοensischen Kloster (nach dem Tode des Metropoliten Joseph), das Pieczarensische Kloster, die Bisthümer Luzk, Orsza, Przemysl abgetreten, in Mohilew aus den Gütern eines unirten Klosters das neue schismatische Bisthum dotirt werden. Der König konnte seine Ehre nur noch dadurch retten, daß er betheuerte, alles dieses nicht in vim approbationis jurium schismatis, sed convenienter bewilligt zu haben. Nur der unirte Bischof von Przemysl vermochte seine Rechte noch zu vertheidigen, bis er unter großem Blutvergießen von den Schismatikern aus seinem Bisthume getrieben wurde. Die Protestationen der übrigen, wie der päpstlichen Nuntien waren gleich vergeblich; es war auf den Untergang der Union abgesehen und die Kosaken standen schlagfertig da, die Ausführung jener Punkte mit Waffengewalt zu erzwingen. Da der Metropolit Joseph bald nachher starb, so verschlimmerten sich die Verhältnisse der Unirten, indem sein Nachfolger, Rafael Corsach, ein Jahr nach seiner Erwählung in Rom starb, wohin er sich begeben hatte, um die Canonisation des seligen Erzbischofs Josaphat zu betreiben. Auch dessen Nachfolger, Antonius Sielava, konnte sich keines größeren Glückes rühmen, als Joseph und Rafael. Unter ihm erlangten 1642 die Schismatiker vom König Wladislaus eine neue, den Unirten höchst nachtheilige Constitution, durch welche angeordnet wurde, daß diese non judicentur composito foro, und daß sie in der That aller der Güter beraubt werden sollten, die in den Wladislavianischen Verträgen zum Unterhalt des unirten Bischofs von Przemysl bestimmt worden waren. Dem Metropolitan blieb nur übrig, mit seinem Clerus gegen diese Verfügung zu protestiren, welchem Beispiele die Senatoren folgten, worauf die beiden Protestationen auf Befehl des Königs einregistrirt wurden, die Sache aber verblieb, wie sie beschlossen worden war. So erlitt die unirte Kirche zugleich den gesteigerten Anfall ihrer Feinde und entbehrte des Schutzes, auf den sie rechtlich

Anspruch machen konnte. Nachdem aber einmal ihr Wohl politischen Maaßregeln aufgeopfert worden, geschah dieses von nun an immer, wie andererseits die Forderungen ihrer Gegner nach der überall gleichen Taktik der Häretiker gegen die katholische Kirche mit jeder neuen Concession an Kühnheit zunahmen. Als sich aber hierauf der polnische Adel vereinte, um mit äußerster Anstrengung die Kosaken niederzuhalten, die Antheil an der Königswahl und die Rechte des Adels selbst verlangten, während sie von Mord und Raub lebend keine Gesetze anerkennen wollten, so war auch dieses Unternehmen nur eine politische Maaßregel, in welche erst später die Kirche gewaltsam hineingezogen wurde, um den Haß auf sich zu nehmen, und als die Sache einen unglücklichen Ausgang nahm, die Kosten zu bezahlen. Der Reichstag im J. 1638 beschloß, den Kosaken förmlich alle ihre Vorrechte zu nehmen und sie in den Zustand der Bauern zu versetzen, und als das Glück der Waffen sich anfangs für den Adel entschied, so entzog er ihnen nicht nur die religiösen Vorrechte, sondern behandelte sie auch auf das schimpflichste, obwohl der Adel kurz vorher mit Vergebung jener Vorrechte auf Kosten der Unirten so überaus freigebig gewesen war. Erst nachdem man den Juden die Kirchen der Nichtunirten verpfändet und Gräuel auf Gräuel verübt *), kam man auf den Gedanken, die Besiegten auch zu bekehren, und lud katholische Geistliche, insbesondere Jesuiten hiezu ein. Durften sich diese einer solchen Mission schon deßhalb nicht entschlagen, weil die Sieger des

*) Da es Personen gibt, die mit besonderem Vergnügen bei Criminationen und Recriminationen verweilen, so machen wir diese auf v. Raumer's „Untergang von Polen" S. 43 aufmerksam, wo sie die Heldenthaten der Apostel der orthodoxen Kirche, der Haidemacken und Zagorozer Kosaken weitläufig finden können. V. Raumer meint, sie hätten zum Beweise ihrer russischen Orthodoxie Edelleute oder Priester umbringen müssen. Wer diese Stelle liest, sieht freilich ein, warum der Pentarchist durch das Raumer'sche Buch so fatal berührt wurde.

geistlichen Zuspruchs kaum minder nöthig hatten, als die Besiegten, so luden sie andererseits, als sie ihrer Pflicht getreu kamen, den ganzen Haß der Bevölkerung auf sich, obwohl sie stets die Sieger zur Milde zu bewegen suchten. Je hartnäckiger aber von nun an der Kampf wurde, desto leichter mußte sich das eigenthümliche Verhältniß in diesen Gegenden entwickeln, welches in neuerer Zeit die Verbreitung des Schisma's erleichterte: daß die Gutsherrn katholisch, die Mehrzahl der Grundholden schismatisch blieben. Kaum aber daß durch die Anstrengungen Chmilinskis die Kosaken wieder Sieger wurden, so zögerte der Adel nicht, durch religiöse Concessionen ihren Grimm zu beschwichtigen. So entstanden im J. 1650 die Sborovianischen Verträge, durch welche das Erzbisthum Polozk die Hälfte seiner Güter zur Unterhaltung eines schismatischen Bischofs in Mohilew verlor, die Schismatiker Kirchen in Smolensk, Mohilew, Wilna, Troki, Grodno und vielen andern Städten erhielten, die hiezu beorderten Commissäre nach dem Wohlgefallen der Schismatiker gewählt werden, die Schismatiker bürgerliche Rechte wie die Katholiken, ihre Priester dieselben Ehren wie die katholischen Geistlichen genießen sollten. Von nun an erfolgte Schlag auf Schlag. Seitdem die Polen durch Aufnahme protestantischer Doctrinen ihr altes System, das nur in Beschützung der katholischen Religion die wahre Grundlage des Reichs erkannte, verleugnet und aufgegeben hatten, verfielen sie in immer größere Gehaltlosigkeit; wie ein fressendes Gift zernagten dieselben das einzige feste Band, welches den in der polnischen Verfassung vorhandenen Elementen politischer Auflösung noch die Spitze bieten konnte, die religiöse Einheit, mit welcher der Bestand des Reiches unauflöslich verknüpft war. Bald mußten sie die schweren Folgen ihres leichtsinnigen Benehmens büßen, härter als irgend eine andere Nation Europa's, indem der Sieger, uneingedenk seines eigenen Schicksals, ein schwereres Joch auf sie lud, als er selbst in zweihundertjähriger tatarischer Herrschaft getragen.

Vier Jahre nach Abschluß der pacta Shoroviana eroberten die Moskowiten Smolensk, dessen Besitz ihr politisches Uebergewicht über Polen und Litthauen entschied, dann auch Polozk. Von 1600 Kirchen im Erzbisthum Smolensk blieben den Unirten kaum 100. Ein noch größerer Eintrag war den Unirten schon früher geschehen durch die Abtretung des Bisthums Przemysl, einer Suffragane von Smolensk, wo sie an 5000 Kirchen verloren. Doch verblieben ihnen in den Bisthümern Chelm, Wladimir und Pinsk noch über eine gleiche Anzahl. Aber wie einst in den Tagen der Kaiser Constantius und Valens und des Longobardenkönigs Rotharis saßen nun in dem einen Bisthum zwei Bischöfe, theilten sich Wahrheit und Irrthum in dieselbe Heerde.

So bedeutend der Nachtheil war, den die Unirten in den südlichen ruthenischen Ländern durch die Verträge mit den Kosaken erlitten hatten, so erstreckte sich der Verlust doch eigentlich nur auf das Stadtgebiet von Kiew und die Abtretung gewisser Kirchen und Klöster; selbst die Ukraine war noch durch die großen Besitzungen des reichen Adels der Krone Polen verblieben und dadurch der Kirche noch immer nicht völlig abgewandt. Ebendeßhalb trachteten aber die Kosaken, in deren Interesse es lag, die Vorfechter der Schismatiker zu spielen, und so ihre Reihen durch fanatische Bauern immer neu zu ergänzen, den Adel völlig seiner Güter zu berauben. In diesem Streben wurden sie von den Polen selbst unterstützt, bei denen, wie man einst in Rom die Germanen durch Gold zu beschwichtigen meinte, noch immer der Glauben herrschte, man vermöge die Kosaken durch Concessionen zum Gehorsam zu bewegen. Dadurch erfolgte im Jahre 1659 der Abschluß der berühmten Hadziatscher Verträge (pacta Hadiacensia). Folgt man in Bezug auf diese nur dem gedruckten Exemplare, wie es in die Constitutionen des Königreichs aufgenommen wurde, so geschah durch dieselben nur die Anerkennung der Immunität der alten ortho-

Beinahe zu derselben Zeit, wo man die Kirche von Rußland in ein doppeltes Schisma gezogen, wurde das in den ruthenischen Provinzen vorhandene durch gemeinsame Uebereinstimmung getilgt. Dieß war das Resultat eines gegenseitigen Messens der geistigen Kräfte ohne alle weitere weltliche Zuthat. Schon im Jahre 1710 trat die übriggebliebene schismatische Geistlichkeit mit allen Bischöfen der Union bei, worauf der Metropolit Leon Kischka eine Synode nach Zamosk berief *), welcher der päpstliche Legat Grimaldi präsidirte, und auf welcher 8 Bischöfe, und unter diesen selbst der von Smolensk, das seit 66 Jahren moskowitisch war, 8 Archimandriten und 200 Abgeordnete ihren Beitritt erklärten. So wurde die Kirche, welche die älteste und auch die einzige ist, die auf diesen Namen Anspruch machen kann, welche die alte ortho-

---

Haupt, durch welches der Eine Glaube erhalten wird; jene ist nur für Russen und muß deshalb Alles, was sie in ihren Kreis zieht, zuerst zu Russen machen, um sie dadurch zu Christen machen zu können, deren charakteristische Eigenthümlichkeit aber nur in dem Russenthum beruht, das von Rechtswegen voraussetzt, der Heiland sey ein Russe gewesen. Diese beruht auf den Nachfolgern des heil. Petrus, jene auf denen Romanow's. Diese breitet sich aus durch sanfte Ueberredung und geistliche Missionen; jene kennt die höchste Aufgabe der Kirche, das Reich Gottes auszubreiten, nur in sofern, als das Czarenreich darunter gemeint ist, das jeder mit seinem letzten Blutstropfen a u s z u b r e i t e n schwören muß. So sind die Gegensätze, in die die Welt gegenwärtig getheilt ist. Hier ein greiser, schwacher Priester, dort ein mächtiger Kaiser; hier geistige Kraft, dort materielle mit allen Mitteln und Hebeln, auf die Welt zu wirken; hier die Sache Gottes, dort die der Welt. Wahrlich jene Gegensätze sind wieder vorhanden, die schon vor 1600 Jahren die Welt bewegten, derselbe Kampf ist ausgebrochen. Mit jenem Kirchenvater können auch wir ausrufen, videamus quemadmodum castra Christi cum castris mundi dimicent.

*) Synodus provincialis Ruthenorum habita in civitate Zamosc 1720. Romae 1724. 4.

dore Kirche der Griechen, wie der ganzen Welt ist, und außer welcher es kein Heil gibt, feierlich und freiwillig von den Abgefallenen als solche anerkannt und dadurch das Schisma getilgt.

Wir übergehen den nachfolgenden Zustand bis zur Theilung von Polen, nur dieß Eine erwähnend, daß an dem Untergange dieses Reiches nächst der dreifachen Gewaltthat, zu welcher jetzt Niemand den ersten Schritt gethan haben will, nichts so sehr beitrug, als der Schutz, welchen die Akatholiken von Außen verlangten und erhielten. Polen sank, wie das deutsche Reich auch gesunken ist, ein Opfer der die Kirche unterwühlenden, den Staat verwirrenden Ideen des sechszehnten Jahrhunderts. Seitdem Polen seinen einzigen Hort, dessen Vertheidigung seine Hauptaufgabe gewesen, verließ, seit es sich von der Kirche abwandte, war es unrettbar verloren. Nicht seine Verfassung hat es zu Grunde gerichtet, sondern das Aufgeben jenes Geistes, der noch jedes Volk in jedweder Verfassung zu dem gemeinsamen Ziele der Menschheit hinzuwenden vermochte. Der Fall von Polen, welcher noch jetzt als der Ruin eines katholischen Königreichs gepriesen wird, und zu dem sich religiöse und politische Verblendung die Hand boten, hat die Revolution zu einem integrirenden Bestandtheil des modernen Staatsorganismus erhoben; seitdem ist sie unter allen Gestalten, von oben herab, von unten hinauf durch die Staaten gedrungen. Wer vermag ihrer Herr zu werden? Nur der Eine, welchen die Verbündeten des Weltweisen von Sanssouci für infam erklärten, nur die Kirche allein, die, wie sie einst Polens Größe bildete, auch der einzige Trost der Verfolgten *) ist. Seit der ersten Thei-

*) Möchten jene Unglücklichen, welche fern von ihrem Vaterlande in trauriger Verbannung weilen, statt sich in die Trostlosigkeit der Revolution zu stürzen, jener Worte gedenken, welche die Kirche in den gegenwärtigen Festtagen (Weihnachten 1839) den Gläubigen zuruft: necessarium vobis est, agnoscere quibus armis praecinctus Stephanus saevitiam

Beinahe zu derselben Zeit, wo man die Kirche von Rußland in ein doppeltes Schisma gezogen, wurde das in den ruthenischen Provinzen vorhandene durch gemeinsame Uebereinstimmung getilgt. Dieß war das Resultat eines gegenseitigen Messens der geistigen Kräfte ohne alle weitere weltliche Zuthat. Schon im Jahre 1710 trat die übriggebliebene schismatische Geistlichkeit mit allen Bischöfen der Union bei, worauf der Metropolit Leon Kischka eine Synode nach Zamosk berief *), welcher der päpstliche Legat Grimaldi präsidirte, und auf welcher 8 Bischöfe, und unter diesen selbst der von Smolensk, das seit 66 Jahren moskowitisch war, 8 Archimandriten und 200 Abgeordnete ihren Beitritt erklärten. So wurde die Kirche, welche die älteste und auch die einzige ist, die auf diesen Namen Anspruch machen kann, welche die alte ortho-

---

Haupt, durch welches der Eine Glaube erhalten wird; jene ist nur für Russen und muß deshalb Alles, was sie in ihren Kreis zieht, zuerst zu Russen machen, um sie dadurch zu Christen machen zu können, deren charakteristische Eigenthümlichkeit aber nur in dem Russenthum beruht, das von Rechtswegen voraussetzt, der Heiland sey ein Russe gewesen. Diese beruht auf den Nachfolgern des heil. Petrus, jene auf denen Romanow's. Diese breitet sich aus durch sanfte Ueberredung und geistliche Missionen; jene kennt die höchste Aufgabe der Kirche, das Reich Gottes auszubreiten, nur in sofern, als das Czarenreich darunter gemeint ist, das jeder mit seinem letzten Blutstropfen auszubreiten schwören muß. So sind die Gegensätze, in die die Welt gegenwärtig getheilt ist. Hier ein greiser, schwacher Priester, dort ein mächtiger Kaiser; hier geistige Kraft, dort materielle mit allen Mitteln und Hebeln, auf die Welt zu wirken; hier die Sache Gottes, dort die der Welt. Wahrlich jene Gegensätze sind wieder vorhanden, die schon vor 1600 Jahren die Welt bewegten, derselbe Kampf ist ausgebrochen. Mit jenem Kirchenvater können auch wir ausrufen, videamus quemadmodum castra Christi cum castris mundi dimicent.

*) Synodus provincialis Ruthenorum habita in civitate Zamosc 1720. Romae 1724. 4.

dere Kirche der Griechen, wie der ganzen Welt ist, und außer welcher es kein Heil gibt, feierlich und freiwillig von den Abgefallenen als solche anerkannt und dadurch das Schisma getilgt.

Wir übergehen den nachfolgenden Zustand bis zur Theilung von Polen, nur dieß Eine erwähnend, daß an dem Untergange dieses Reiches nächst der dreifachen Gewaltthat, zu welcher jetzt Niemand den ersten Schritt gethan haben will, nichts so sehr beitrug, als der Schutz, welchen die Akatholiken von Außen verlangten und erhielten. Polen sank, wie das deutsche Reich auch gesunken ist, ein Opfer der die Kirche unterwühlenden, den Staat verwirrenden Ideen des sechszehnten Jahrhunderts. Seitdem Polen seinen einzigen Hort, dessen Vertheidigung seine Hauptaufgabe gewesen, verließ, seit es sich von der Kirche abwandte, war es unrettbar verloren. Nicht seine Verfassung hat es zu Grunde gerichtet, sondern das Aufgeben jenes Geistes, der noch jedes Volk in jedweder Verfassung zu dem gemeinsamen Ziele der Menschheit hinzuwenden vermochte. Der Fall von Polen, welcher noch jetzt als der Ruin eines katholischen Königreichs gepriesen wird, und zu dem sich religiöse und politische Verblendung die Hand boten, hat die Revolution zu einem integrirenden Bestandtheil des modernen Staatsorganismus erhoben; seitdem ist sie unter allen Gestalten, von oben herab, von unten hinauf durch die Staaten gedrungen. Wer vermag ihrer Herr zu werden? Nur der Eine, welchen die Verbündeten des Weltweisen von Sanssouci für infam erklärten, nur die Kirche allein, die, wie sie einst Polens Größe bildete, auch der einzige Trost der Verfolgten *) ist. Seit der ersten Thei-

*) Möchten jene Unglücklichen, welche fern von ihrem Vaterlande in trauriger Verbannung weilen, statt sich in die Trostlosigkeit der Revolution zu stürzen, jener Worte gedenken, welche die Kirche in den gegenwärtigen Festtagen (Weihnachten 1839) den Gläubigen zuruft: necessarium vobis est, agnoscere quibus armis praecinctus Stephanus saevitiam

lung Polens hat sich die unirte Kirche in Rußland in einem Zustande beständiger Schmälerung befunden; die unirten Katholiken der nun russisch gewordenen Provinzen befanden sich unter der geistlichen Leitung des Erzbischofs von Polozk, der Bischöfe von Wilna, Livland und Smolensk, der in der omophrensischen Abtei residirte, seit in Smolensk selbst ein schismatischer seinen Sitz genommen hatte. Zwei Decanate, die ursprünglich zur Jurisdiction des unirten Metropoliten von Kiew gehörten, regierte der Erzbischof von Smolensk, seit Katharina II. durch einen Ukas vom 14. Sept. 1772 befohlen hatte, alle griechischen Katholiken sollten, statt dem Metropoliten von Kiew, dem Erzbischof von Polozk unterworfen seyn. Im nächstfolgenden Jahre ernannte sie den Coadjutor von Wilna, Stanislaus Siestrzencew, zum Oberhaupte sämmtlicher römischen Katholiken in Rußland, nachdem er, dem Willen des römischen Stuhles entgegen und dem Wunsche der Kaiserin gemäß, die (aufgehobenen) Jesuiten in Schutz nahm und in einem Hirtenbriefe auf das Unehrerbietigste von Pius VI. sprach. Bald nachher wurde, obwohl für den geistigen Zustand der Bewohner jener Provinzen nichts so nothwendig war, als Vermehrung der Oberhirten, nach dem Tode des Erzbischofs Gregor der Stuhl von Smolensk nicht wieder besetzt, ja bereits ein Versuch gemacht, die Unirten, die einen übertriebenen Werth auf die Abweichungen ihres Cultus von dem römischen legten, dadurch auf Seite der Schismati-

---

Judaeorum potuit superare, ut ita meruisset feliciter triumphare. Stephanus ergo, ut nominis sui coronam meruisset accipere, charitatem pro armis habebat et *per ipsam ubique vincebat*. Per charitatem Dei, saevientibus Judaeis *non cessit;* per charitatem proximi pro lapidantibus *intercessit*. Per charitatem arguebat errantes, ut corrigerentur, per charitatem pro lapidantibus orabat, ne punirentur. Charitatis virtute subnixus vicit Saulum crudeliter saevientem, et quem habuit in terra persecutorem, in coelo meruit habere consortem.

ker zu treiben, daß dem unirten Erzbischof von Polozk seine Diöcese entzogen, und sie dem der Kaiserin und den russischen Großen beliebten Siestrzencew übertragen wurde. Schon hatte die Kaiserin dem Gouverneur von Weißrußland den Befehl ertheilt, durch vertraute Agenten die vacanten unirten Pfarreien bereisen zu lassen, und die Pfarrkinder aufzufordern, sich der geistlichen Jurisdiction der schismatischen Bischöfe von Mohilew oder Pleskow zu unterwerfen. Schon war, während die Erzdiöcese von Polozk durch drei Geistliche administrirt wurde, es den Schismatikern gelungen, drei Pfarreien an sich zu reißen, was um so leichter geschehen konnte, als die Gutsherren in diesen Gegenden schismatisch waren, und Alles thaten, ihre unirten Bauern auf jede Weise zum Abfall zu bewegen; und als P. Pius VI. sich deshalb an die Kaiserin wandte, verlangte diese, indem sie sich des Verfahrens in Polozk rühmte, geradezu, der Papst solle Siestrzencew zum Erzbischof von Mohilew ernennen, ihm alle römischen Katholiken in Rußland unterordnen, das Pallium übersenden und ihm den als seinen Suffraganbischof zuertheilen, welchen sie zu dieser Würde bestimmen wollte. Die Antwort des Papstes enthielt die Bitte um Rückkehr des Erzbischofs von Polozk, sowie seine persönliche Bereitwilligkeit, der Kaiserin in Bezug auf Ernennung selbst von mehrern Bischöfen zu willfahren, von Siestrzencew könne jedoch so lange keine Rede seyn, als er nicht wegen seines eigenmächtigen Benehmens Genugthuung geleistet, die dieser übrigens fortwährend verweigerte. Diese Vorstellungen fruchteten aber so wenig, daß die Kaiserin nun sogleich Siestrzencew zum Erzbischof von Mohilew und den Propst von Dünaburg, Johann Benislawski, zu dessen Suffragan mit einem Gehalt von nur 1200 Rubeln ernannte; dann aber schrieb sie an den Papst, benachrichtigte ihn hievon und wiederholte das Begehren in Bezug auf das Pallium. Als der Papst durch seinen Nuntius in Polen, Monf. Archetti, erneute Vorstellungen über ein so unangemessenes Verlangen und

die nun schon dreijährige Verwaisung der Erzdiöcese Polozk machen ließ, theilte demselben der russische Gesandte in Warschau, Baron Stackelberg, ein Schreiben der Kaiserin mit, des folgenden Inhalts: „nur durch eine Wohlthat von ihrer Seite“ — Katharina konnte sich in Bezug auf diese Sprache auf das Beispiel des deutschen Kaisers Joseph II. berufen — „geschehe es, daß der Papst noch ein Ansehen und eine Oberherrschaft über die Katholiken in Rußland habe; sie werde ihn aber desselben berauben und ferner nicht gestatten, daß die Katholiken ihre Religion, ihre Ceremonien und ihre Einrichtungen öffentlich befolgten, wenn der Papst nicht sogleich in Bezug auf Siestrzencew und Benislawski Folge leiste. Ihre Würde vertrage es nicht, länger hingehalten zu werden. Der Papst werde fühlen, zu welchem persönlichen Schaden und zu welchem Nachtheil für seine Religion er die höchst billigen Forderungen Katharinens vernachlässigt habe. Er möge nicht durch irgend wessen Gunst oder Freundschaft die Sache zu vermitteln suchen; es würde dieß Alles von keinem Gewichte seyn.“ Dieß sollte der Nuntius nach Rom berichten *). Zu gleicher Zeit erhielt auch der russische Gesandte

*) Da die von den Russen um 24000 Fr. erkaufte französische Zeitschrift, „das Capitol“ vor wenigen Tagen ein ähnliches Schreiben an Papst Gregor XVI. mittheilte, so möge folgender Auszug aus dem Schreiben Katharina's unsern Lesern als Parallelstelle dienen: Suo Pontificem maximum beneficio habere, quod in Russiae catholicos autoritatem adhuc et principatum teneat, quibus se eum nudaturam neque catholicis posthac permissuram esse, uti suam religionem sequi, suas ceremonias, sua instituta palam possint, nisi ab illo statim mos gestus sibi fuerit de Siestrzencewio et Benislawskio: nolle se amplius duci, suam id non pati dignitatem; intellecturum Pontificem maximum, quanto suo damno, quanto suae religionis detrimento postulata Catharinae II. neglexerit, *quibus nihil sit aequius;* neque ille vero cujusquam apud se gratiam aut amicitiam aut preces interponeret, quae nullum sint pondus habiturae.

in Wien Auftrag, dasselbe dem päpstlichen Nuntius daselbst, Mons. Garampi, mitzutheilen. Als P. Pius sah, wie es um den Bestand der katholischen Religion in Rußland geschehen sey, wenn er nicht mit höchster Selbstverleugnung die Nachgiebigkeit auf das Aeußerste treibe, so versprach er, die Bestätigung für Siestrzencew durch einen eigenen Gesandten zu ertheilen, verlangte aber noch einmal die Wiedereinsetzung des Erzbischofs von Polozk. Mons. Archetti begab sich hierauf nach St. Petersburg, dem russischen Rom, wo er mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde, allein auch er vermochte nichts anders, als nach Beobachtung der canonischen Vorschriften und Errichtung eines den Umständen angemessenen Kapitels Siestrzencew zum einzigen Erzbischof aller lateinischen Katholiken in Rußland zu befördern, bis der Papst mehrere Bischöfe zu ernennen vermöge, und ihm dann das Pallium zu überreichen. Dafür aber erwirkte er, daß der unirte erzbischöfliche Stuhl von Polozk durch einen würdigen Mann besetzt und dadurch der traurige Zustand der Katholiken daselbst gemildert würde; dann bestimmte er den Propst Benislawski, der als ein so hoher Würde angemessener Mann bezeichnet wurde, zum Coadjutor von Mohilew. Doch konnte kaum durch die größten Anstrengungen des Legaten und alle Schlauheit Siestrzencews ein die bischöfliche Unabhängigkeit und die kirchliche Freiheit beschränkendes Gesetz vom 26. Jan. 1782 gemildert werden. Jeder Uebertritt zur unirten Kirche wurde untersagt, die Kaiserin gestattete jedoch dem neuen Erzbischofe, fremde Geistliche, die er zur Seelsorge der Katholiken nothwendig erachte, nach Rußland zu berufen. Papst Pius VI. ernannte den Legaten auf seiner Heimreise zum Cardinal der römischen Kirche; der Bestand der unirten Kirche bis zum Jahre 1839 ist seinen Verdiensten zuzuschreiben.

XIV.

Die gute und die schlechte Presse.

Die Presse ist in unserer Zeit eine Macht geworden. Dieß ist ein Satz, den man vielfältig aussprechen hört, und gegen welchen schwerlich jemand, wie die Sachen gegenwärtig stehen, eine Einwendung zu erheben sich gestatten würde. Aber mit verschiedenartiger Betonung hören wir jenen Satz aussprechen. Wir kennen Leute, welche schon in diese Betonung alle Bewunderung oder alle Deferenz hineinlegen; indem sie schon durch die Art und Weise, wie sie jenen Spruch im Munde führen, zu verstehen geben, daß der Vernünftige, derjenige, welcher mit jedem Winde zu segeln verstehe, wenigstens das Factum dieser Macht auch über sich anerkennen, vor derselben sich beugen, durch sie sich bestimmen lassen, oder doch auf dieselbe Rücksicht nehmen müsse. Wir zwar erkennen sie auch als eine Macht, aber auch als eine vielfältig dämonische. Jene verleihen ihr die Bedeutung, daß sie ein Organ der öffentlichen Meinung sey; wir hingegen können diese Bedeutung in dieser Weise gar nicht anerkennen, wohl aber darin, daß sie ein sehr wesentliches Mittel zu Bearbeitung, Mißleitung und Verhetzung dieser Meinung geworden sey.

Viele, welche den Einfluß der schlechten Presse einsehen, ihn vielleicht sogar bedauern, zum wenigsten, wenn sie es gar zu arg treibt, von einer in gebührlichen Schranken gehaltenen Entrüstung sich anwandeln lassen, die sofort wieder auf die glimpflichste Weise sich legt, sobald auch nur die Formen etwas zahmer und geschmeidiger werden, trösten sich damit, daß ja auch der guten Presse die Preßfreiheit zu statten komme; daß dieser somit Gelegenheit und großgünstige Befugniß ertheilt sey, das Schlimme zu paralysiren. Ja nicht Wenige sind in ihrem Wahn dahin gekommen, zu glauben, daß aus dem Kampf der Wahrheit mit dem Irrthum erst die vollständig rectificirte und sublimirte Wahrheit herauskomme; indem sie beide, Wahrheit und Irrthum, gleichsam als nothwendige Correlata betrachten; das sind namentlich jene Männer des juste milieu, welchen Wahrheit und Irrthum bloß Ingredienzen sind, von denen sie eine beliebige Portion in die Retorte ihrer Praxis werfen und ein

Decoct daraus machen, welches sie gleichzeitig als universelles Mittel sowohl gegen Asthenie als Hypersthenie anpreisen.

Andere sind doch schon nachdenklich geworden und fragen: warum denn die gute Presse nicht in jeder Beziehung mit der andern Schritt zu halten suche? So sicher die schlechte Presse zur Verschlechterung und Irreführung der öffentlichen Meinung erfolgreich wirke, eben sowohl könnte die gute Presse zu deren Verbesserung und Restauration beitragen. Abgesehen davon: daß es ein trostloses Geschäft ist, immer nur dem Giftmischer nachzutraben und das Gegengift einzugießen, sobald man gewahr wird, daß Gift verschluckt worden, immer nur wieder zurechtzulegen, was der Muthwille Anderer in Unordnung gebracht hat; so sind vorzüglich zwei Umstände, welche der schlechten Presse das Uebergewicht und einen beinahe unbegränzten Einfluß einräumen, denjenigen der guten Presse dagegen bedeutend beschränken, wenigstens in so weit als derselbe über die Volksmenge sich erstrecken soll; denn vorzüglich diese ist's, welche wir ins Auge fassen müssen.

Bis hinab in die untersten Schichten der Gesellschaft, in dem größten Theil wenigstens der kleinen Städte und Märkte Süddeutschlands, ist es zum Bedürfniß geworden, eine Zeitung, etwa auch eine Flugschrift, welche vielbesprochene Tagesereignisse näher erörtert, zu lesen. Die Vermögensumstände gestatten den Leuten nicht, sich mehrere Zeitungen zu halten, oder eigentliche Bücher zu kaufen, sie müssen sich auf eine einzige Zeitung beschränken; die Eigenthümer der Wein- und Bierhäuser, welche jetzt (wie in Holland die schoone pijp) dem eintretenden Gast ein Zeitungsblatt anbieten, sind eben so wenig im Fall, deren eine große Zahl aufzulegen. — Da hält man sich an dasjenige Blatt oder an diejenigen Blätter, welche den Gelüsten der Menge, ihrem wilden Sinn, ihrer Schadenfreude am meisten fröhnen, das Heilige am frechsten mit Unrath bewerfen, was hoch ist am tiefsten in den Koth herabziehen, am gewandtesten Verdächtigungen verbreiten, recht im Scandal herumwühlen, Klatschereien aller Art auftischen, gehässige Personalitäten ersinnen, und dieß alles um so lieber, je frecher es getrieben wird; das ergötzt, das belehrt, das verbreitet über Alles helles Licht, das, sagt man, klärt auf, benimmt die Vorurtheile, erfüllt mit Freisinnigkeit.

Setzet diesen Blättern andere entgegen, welche den Irrthum mit Ruhe bekämpfen, die Widersprüche der Wortführer des Tages aufs Ueberzeugendste auseinandersetzen, die öffentliche Meinung mit Geist und in noch so anziehender Einkleidung zu rectificiren sich angelegen seyn lassen, sie werden zwar auch ihr Publikum finden, aber ein ver-

hältnißmäßig kleines Publikum, größtentheils ein solches, welches mit dem, was sie bewirken wollen, schon von vornherein einverstanden ist. Bietet aber der größern Masse ein solches Blatt an, ja dringet es Einzelnen selbst auf, sie werden es verschmähen und lieber mit einigem Kostenaufwand zu jenem Blatte sich wenden, welches für sie einen so gar anziehenden Stoff in so besonders hinreißender Form enthält, als daß sie dieses auch unentgeldlich lesen wollten. Lesen sie es aber je, so bliebe doch jenes die untrügliche Autorität, und dessen Entstellungen und Verdrehungen fänden zweifellosern Glauben als die Wahrheiten, Berichtigungen und Belehrungen des andern.

Dieses ist vollends der Fall bei jener Ueberzahl Halbgebildeter und Halbwisser, welche zwischen dem gewöhnlichen Bauernstande und dem Herrenstande in der Mitte stehen. Bei jenen Handwerkern, die da und dort „gewest" sind und zugesehen haben, wie es in der Welt hergeht; bei jenen Krämern und Ladendienern, welche sich als Handelsherrn in ihren Marktflecken qualificiren; bei jenen Schreibern und niedern Beamten, die seiner Zeit ein halbes Jahr als Bursche Rennommage getrieben haben; bei jenen Werkführern in Fabriken, die sich als Regenten dünken; bei Wirthen, die allabendlich die abgefallenen Brosamen der Welt- und Landesverbesserung ihrer Tabak- und Biergäste fleißig zusammenkehren und bei Gelegenheit als neues Gebäck auftischen. Daher findet man in den Kaffeehäusern der Landstädtchen, in solchen Kneipen, welche gewöhnlich des Abends oben bezeichnete und ähnliche Notabilitäten des Städtchens, Marktes, Fleckens vereinigt sehen, zwar häufig mehrere Zeitungen, in der Regel aber sämmtlich des gleichen Schlages; eine, wodurch die hochgebildeten Herrn Gäste in ihren Meinungen irre gemacht, in ihren tiefsinnigen Raisonnements über Fortschritt gestört werden könnten, mag der Wirth kraft eigener Stellung auf der Höhe der Zeitbegriffe, oder darf er seiner Kundschaft wegen nicht halten.

So bleibt das Bemühen, den schlechten Blättern bessere entgegen zu stellen, zwar immer ein respectables, ja für alle, welche zu einem solchen mitzuwirken im Falle sind, ein pflichtgemäßes, obgleich der Erfolg nie ein solcher ist, wie eine ideale Vorstellung von dem Stand der Dinge oder bloß auf Theorien gegründete Erwartungen dieselben sich träumen möchten. Vermögen dergleichen Blätter die Menge, die es lustig findet, den jähen Abhang hinunter zu gleiten, der es bequem ist, sich das Urtheil über die Erscheinungen und den Gang der Weltbegebenheiten tagtäglich fix und fertig feucht aus der Presse geben zu lassen, wie die Fleischpastetchen warm aus dem Ofen, weder in ihrem

Lauf aufzuhalten, noch aus dem Zauberkreis, in den sie sich gebannt sieht, herauszureißen, so finden sich doch neben derselben viele, die ihren Ansichten, Meinungen und Urtheilen so leicht zu keiner bestimmten Gestaltung zu verhelfen wissen, dennoch aber eine Ahnung haben, daß die am allgemeinsten verbreiteten und angenommenen nicht immer die richtigen seyen; daß demjenigen, was pausbackicht als das reinste Gold angepriesen werde, ein nur allzugroßer Vorrath geringhaltigen Metalls beigemischt sich finde; und diese, wie Herkules stets am Scheidewege stehend, werden durch bessere Blätter wenigstens in ihrer Unentschiedenheit bestärkt, zurückgehalten, daß sie nicht jählings zu der Straße links sich wenden, was unfehlbar geschehen würde, wenn jede Weisung, wohin am Ende dieselbe führen müsse, unterbliebe.

Die Wirkungen der guten Presse können, wie die Sachen für den Augenblick stehen, größtentheils nur abwehrend, zurückhaltend, festigend seyn, ohne sich bedeutender Fortschritte auf Feindesgebiet rühmen zu dürfen; glücklich genug, wenn nicht äußere Hemmnisse selbst jenes noch erschweren. Denn an dergleichen mannigfaltiger Art fehlt es nicht, hier von Feinden, dort von Gleichgültigen, zuletzt selbst von solchen in den Weg gelegt, von denen man glauben sollte, es läge in ihrem eigenen Interesse, dergleichen eher fortzuräumen. So ließen sich Postämter anführen, welche Bestellungen auf bessere Blätter in den letzten vierzehn Tagen vor Ablauf eines Semesters nicht mehr, diejenigen für die schlechten aber zu jeder Zeit annahmen. Man könnte eine gar nicht unbedeutende, noch dazu katholische Stadt in Baden nennen, in welcher es kaum gesagt werden darf, daß jemand die neue Würzburger Zeitung gelesen, und wo Leute, die noch nie ein einziges Blatt derselben gesehen hatten, ein Urtheil über sie fällten, als müßte jeder Vernünftige sie wie ein Phantom in finsterer Mitternacht fliehen.

Die schlechte Presse muß in ihrem Dünkel, daß sie eine die Welt leitende Macht sey, um so mehr bestärkt, die Wirkungen derselben müssen um so destructiver werden, diejenigen der guten Presse können um so minder erfolgreich seyn, wenn auch die Regierungen jene nicht bloß gewähren lassen, ihr nicht allein Vorschub leisten, sondern sich ihrer selbst noch als Mittel bedienen, um zu momentanen und speciellen Zwecken nach ihren Absichten auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Es könnte ein in einer der ersten Städte Deutschlands erscheinendes Blatt genannt werden, welches entschieden den destructiven Principien huldigt, so weit solches wenigstens durch die dort bestehende Censur geduldet wird. Nun erschienen oftmals in jenem Blatte Artikel, welche in einem bekannten kirchlichen Conflict die Meinungen nicht belehren,

sondern irreleiten oder durch solche Darstellungen berücken sollten, und dergleichen Artikel wurden der Censur von vorn herein entzogen durch die Erklärung einer Gesandtschaft: sie nehme alle Verantwortlichkeit über sich. Andererseits begibt es sich, daß die gute Presse beschränkt wird durch diejenigen, deren Interesse — um nicht zu sagen Pflicht — es erheischte, dieselbe zu unterstützen, und wenn es selbst einige Opfer kosten sollte. So ist ein sehr hochgestellter und mit den reichsten Einkünften ausgestatteter Mann Eigenthümer eines deutschen Blattes. Eine Zeit lang stund dasselbe unter einer der herrschenden Lehre entschieden widerstrebenden Redaction; die Verminderung einiger hundert Abnehmer bewog den Eigenthümer, dieselbe an einen gewandten Mann übergehen zu lassen, der auf geschmeidige Art dem Zeitgeist zu fröhnen, zu demselben auf den Fuß einer ziemlich decenten Buhlerei sich zu setzen, anbei seine Leistungen dem großgünstigen Publikum von Zeit zu Zeit vorzurechnen versteht.

Der andere Grund, warum die Wirkungen der guten Presse nie weder so allgemein werden, noch so tief eingreifen können, wie diejenigen der schlechten, liegt in der natürlichen Beschränkung, die jene sich selbst zu setzen hat, diese aber nicht zu kennen braucht, ja ihrem Wesen und Zweck gemäß entschieden verwerfen muß. Dieß gilt vornehmlich von dem Unwesen, das eine Zeit lang im Großherzogthum Baden wie eine schwere Landplage grassirte, bevor das von einigen Ständemännern so heftig angefochtene Censurgesetz erlassen war, und seit langem in den meisten Schweizer-Cantonen seinen Sitz aufgeschlagen hat.

Kind und zugleich Mutter der Revolution giebt es für dieselbe nichts Heiliges, kein Schicklichkeitsgefühl, keine Schranken. Ebenso wie eine Revolution, wofern es entweder an dem Willen oder an der Kraft, sie im Keim zu ersticken oder ihr alsbald das Haupt zu zertreten, gebricht, in kurzem erstarkt, die Herrschaft an sich reißt, dieselbe recht fest begründet; eine Restauration hingegen nur unter großer Klugheit, Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit gedeihen könnte; beides darum, weil die Revolution um Mittel niemals verlegen ist, weil es für sie objectiv keine Schranken des Rechts, subjectiv keine Gesetze der Sittlichkeit, ja nicht einmal der Ehre giebt, die Restauration dagegen an alles dieses gebunden bleibt, — eben so ist die schlechte Presse nie um Stoff und Form verlegen; dagegen muß die gute Presse moralische Schranken aller Art anerkennen, bei deren Nichtachtung sie sofort in ihr Gegentheil umschlagen würde.

Nicht bloß auf die Leichtgläubigkeit, die Urtheilsunfähigkeit der Menschen kann die schlechte Presse unbedenklich speculiren, sondern ein

unbegränztes Feld zerstörender Wirksamkeit wird ihr dadurch eröffnet, daß sie sich mit den verworfensten Leidenschaften der Menschen verschwistert, diese immer frecher hervorruft und ihnen täglich neue Nahrung zuführt. Heute ist's der Neid, morgen die wilde Frechheit, dann wieder die Schadenfreude, oder die Ruchlosigkeit, abwechselnd der Hohn oder die Begierlichkeit, die sie herauslockt, speist, im wilden Fandango erhält. Sie entstellt die Geschichte, befleckt die Gegenwart, spritzt ihren ätzenden Geifer über die Zukunft und, den Harpien gleich, besudelt sie jeden Fraß, über den sie sich herwirft; und, je ärger dieß Alles, unter desto brüllenderm Gejauchz einer zuchtlosen, verwilderten oder der Verwilderung entgegenstürmenden Menge.

Versucht es doch einmal, bestellt an einer Schule einen wohlgesinnten, freundlichen, besorgten Lehrer, der mit Ernst, Liebe und Nachdruck die Schüler vor jedem Unfug warne; neben diesen schicket einen andern, mit erforderlichem Ansehen ebenfalls ausgestatteten Mann unter dieselben, der ihnen zuerst jenen Lehrer verschreie als ausländischen Sauertopf, als einen, der der Jugend ihre Regungen des angebornen Muthes und die Aeußerungen der natürlichen Freude mißgönne; sodann Gehorsam und Folgsamkeit als lästigen Zwang darstelle, die Freude, welche z. B. das Zertrümmern gewähre, schildere, wie nur der Neid es untersagen könne, an dem Geklirre eingeworfener Fenster sich zu erlustigen, ruhig Vorübergehende zu necken und zu höhnen, in Gärten einzusteigen, Bäume zu plündern u. dgl.; wie solches alles nichts weiter als Beweise einer freien, ungestörten, kräftigen Entwicklung der Jugend seyen. — Welcher Lehrer wird sich größerer Aufmerksamkeit, wenigstens der Mehrzahl der Schüler, welcher einer schnelleren praktischen Anwendung seiner Lehren zu erfreuen haben? So steht es um den Beifall, den einerseits die gute und andererseits die schlechte Presse zu gewinnen hoffen darf.

Für die schlechte Presse giebt es ferner keine objective und keine subjective Wahrheit; jene bekämpft sie mit allen, am liebsten mit den giftigen Waffen des Spottes, des Uebermuthes, der Frechheit, diese wirft sie als unwürdige Fessel von sich. Je tiefer eine Wahrheit gewurzelt, je weiter verzweigt, je mehr sie geeignet ist, die Menschen zusammenzuhalten, die Leidenschaften zu zügeln, das Rohe zu bändigen, desto häufiger, desto schneidender, desto wüthender werden die Angriffe, desto mehr dem in eines jeden Menschen Brust, neben dem göttlichen, schlummernden satanischen Zuge angepaßt. Da wird Farbe, Form, Einkleidung, Redeweise unendlich variirt, um zu diesem Zwecke, wie der Apostel zu einem entgegengesetzten, Allen Alles zu werden. Die

Lüge selbst, die nackte, dürre, bewußte Lüge, gehört gleichfalls zu den anerkannten hülfreichen Mitteln der schlechten Presse. Sie setzt sich in den Zustand des Krieges, in welchem der eine Theil ohne irgend welche Beschränkung Alles sich erlaubt, was sonst durch das Völkerrecht verabscheut ist, der andere, kraft eines innern moralischen Zwanges, streng an dasselbe sich halten muß.

Wie ihr auf dem Gebiete der Lehre und des Glaubens nichts heilig ist, und ihre Wirkung am besten bezeichnet wird durch die Worte Juvenals:

sicut grex totus in agris
Unius scabie cadit et porrigine porci,

so marodirt sie auch unablässig auf dem Gebiete der Individualitäten. Durch eigenen Instinct gegen alles Höhergestellte, Hervorragende, Lautere, Selbstständige zu unablässigem Haß angetrieben, weiß sie, daß ihr Publikum die gleiche Neigung theilt, von demselben mit Lust entgegengenommen, beklatscht wird, was solcher Neigung kitzelt, was ihr huldigt. Daher sie über Verstorbene und Lebende Verdächtigungen, Verunglimpfungen, bösliche Nachreden ersinnt, die Thatsachen zu solchen umgestaltet, wohl wissend, daß je tiefer man die Träger der Autorität herabsetzt, desto sicherer diese selbst untergraben werde. Nicht immer ohne Bewußtseyn des eigenen sittlichen Unwerthes werden diejenigen, welche die schlechte Presse in Bewegung setzen, durch nichts so sehr gestachelt, als durch die Wahrnehmung, daß richtige Grundsätze, gesunde Lehre meistens auch eine höhere sittliche Würde voraussetze oder zu Folge habe; darum lassen sie häufiger jene gewähren, und bestreben sich dagegen diese in ihren Koth hinabzuziehen. Sie gleichen demjenigen, der sein Vermögen verpraßt hat, und nun kein ernstlicheres Geschäft kennt, als andere entweder zu Gleichem zu verführen, oder sie, wenn er sie fest und unzugänglich findet, als Geizhälse oder wohl als solche zu verschreien, welche das Ihrige durch ungerechte Mittel erworben hätten oder zusammenhielten.

Mit allem diesem kann die gute Presse nichts gemein haben, sie würde damit einen Act der Selbstvernichtung vollführen. Sie kann der Menge solchen Schmaus nicht darbieten, darum wird die Masse dahin sich wenden, wo ihr dasselbe alltäglich bereitet wird. Sie kann zu solchem Kitzel gemeiner Lust sich nicht hergeben, darum werden sie schaarenweise dorthin strömen, wo dieselbe Befriedigung findet. Sie kann in gassenbubenartige Kämpfe sich nicht einlassen, darum werden um die Arena, auf welcher diese zum Besten gegeben werden, die Ergötzung suchenden Zuschauer sich drängen.

Die Wirkungen der schlechten Presse werden aber eigentlich erst in dem Maaße bedenklich, gefährlich und verderblich, in welchem sie vorzüglich die große Masse entweder zur Bearbeitung sich ausersieht, oder die Zugänge zu dieser in ihre Gewalt bekommen hat. Ist dieses erreicht, dann sind diese Zugänge vermöge der in dem gewöhnlichen Menschen vorwaltenden Gelehrigkeit für das Böse und Lust am Aergerlichen für die gute Presse bald versperrt. Dienstbare Geister, die sich auf das Verdrehen, Entstellen, freche Behaupten, Unterwühlen verstehen, die das Gift unter allen Gestalten, in jedem Gewande, immer mit den erforderlichen Reizmitteln versetzt, tropfenweise eingießen, finden sich in Menge. Wohlfeile Zeitungen, Kalender, Kreuzerbilder, ganz kleine Flugschriften, allenfalls auch Schulbüchlein, die ganze, übrigens ziemlich compendiöse Volksliteratur, deren sich die schlechte Presse nicht nur leicht, sondern auch schnell zu bemächtigen weiß, wird hiezu in Anspruch genommen.

Ueber die Weise wie, und den Umfang in welchem die schlechte Presse auf das Volk einwirkt, haben wir zufällig ein merkwürdiges Actenstück erhalten in einem Kalender, welcher den Titel führt: „Schweizerischer Bilderkalender für das Jahr 1839 und 1840. Solothurn bei Goßmann". Selbst für denjenigen, welcher außer seinem Gebetbuch, das ganze Jahr nichts Gedrucktes zur Hand bekam, war doch von jeher der Kalender ein Bedürfniß; an seinen Holzschnitten ergötzte, an seinem Text belehrte oder erheiterte er sich. Die Holzschnitte stellten bald merkwürdige Begebenheiten der Tagesgeschichte, bald wirkliche, bald ersonnene interessante Begegnisse von Personen, auch wohl Schwänke und Eulenspiegeleien vor; der Inhalt bestand aus einem Gemisch von Belehrendem und Unterhaltendem, Geschichtlichem und Romanhaftem, Ernstem und Belustigendem, Anecdoten und Witzen, etwa wie man sich eine Gesellschaft natürlicher und nicht in höhere Gebiete sich versteigender Menschen gerne denkt, die in der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel der Unterhaltung sich gerne eine frohe Stunde gewährt.

Diesen Zweck will nun der besagte Kalender zum Theil auch erreichen, weit näher aber liegt ihm derjenige, den Haß gegen die vormaligen Obrigkeiten zu nähren, die Regenten aus höhern Ständen als Tyrannen darzustellen, Unwillen gegen die Geistlichen zu pflanzen, den Aufruhr zu präconisiren und die Handlungen und Bestrebungen des Radicalismus als allein preiswürdig darzustellen. Schon die Bilder sollen hierauf hinwirken. Sie sind ungleich besser als in allen Kalendern, werden deßwegen auch mehr anlocken. Aber in edler Gestalt erscheinen nur Aufrührer oder die Förderer und Gehülfen des Radicalis-

mus; alle Rathsherren, Geistliche, Städter und andere Personen, die jenem nicht huldigen, sind als Carricaturen, Fratzen, Blödsinnige, mit jammervollen, abschreckenden, teuflischen, in das Thierische hinüberspielenden Physiognomien bezeichnet. So sagt er selbst von einem Bilde, welches vorzugsweise die zusammengelaufene Bürgerschaft der Stadt Bern bei Einlieferung eines Rebellenhäuptlings im Jahre 1653 darstellen soll: „der Künstler hat sie gezeichnet scharf und schneidend vom plumpsten Fexen aufwärts bis zur mephistophelischen Fratze".

Wort und Bild ergänzen, Zeichner und Schreiber verstehen sich in diesem Kalender. Für den ersten Jahrgang sind Bilder aus dem Bauernkriege vom Jahre 1653 — einem über die Kantone Basel, Solothurn, Bern und Luzern sich erstreckenden Aufruhr — gewählt. Zu einer Kritik über das Geschichtliche wäre eine bloße Kalenderbearbeitung nicht geeignet, nur einige Pröbchen, wie dergleichen zu Nutz und Frommen der Gegenwart ausgebeutet wird. Daß z. B. auf der Tagsatzung die Stände sich gegenseitig Hülfe gegen Aufruhr verhießen, wird „ein Bund der Regierungen gegen das Volk" genannt. Daß Solothurn weniger entschieden auftrat als andere Stände, wird zum Theil wohl aus Gutmüthigkeit, zum Theil aber „aus winziger Regentenpfiffigkeit" erklärt. Bei jeder Gelegenheit werden die Regierungen als zweizüngig, wortbrüchig, treulos, blutdürstig, die Verschwörungen der Bauern als rechtmäßige, alteidgenössische Handlungen dargestellt, wie auch damals im Entlebuch drei jungen Burschen, die einen luzernischen Schuldenboten, welcher Schulden eintreiben sollte, mit rücklings gebundenen Händen, einem Zaum von Weidenruthen in dem Mund, hölzernen Klammern an Nase und Ohren und einem Strohkranz auf dem Kopf mit Trommeln und Pfeifen herumführten, die Namen der Stifter der Eidgenossenschaft beigelegt wurden. Das Stanzer-Verkommniß, welches Privatfehden der Cantone gegen einander für immer beseitigen sollte, wird (wie das seit 1830 hundertmal behauptet worden ist) ein Bund der Regierungen gegen die Unterthanen genannt. Dem Bauernaufstand gegenüber heißt das Gericht gegen die Häuptlinge ein „Herrenaufstand". Wegen einigen Irrungen in Betreff der Kriegskosten heißt es: „das Geld stand höher im Preise als Unterthanenblut". — Im Jahrgang 1840 wird die Geschichte des Bauernkrieges fortgesetzt. Da liest man: „das Bauernblut bei Mellingen hat die Aristokratie gedüngt, daß sie so üppig fortwuchern konnte". „Dieses Blut ist für die Volksfreiheit verspritzt worden". Eben jene drei Telle lauerten später den luzernischen Rathsherrn, welche den neuen Landvogt des Entlebuchs nach Schüpfheim begleitet hatten, in einer hohlen Gasse

auf, verwundeten den Schultheiß Dulliker, und tödteten einen der Rathsherren. Als die Thäter durch Soldaten gefangen werden sollten, vertheidigten sie sich mit Steinen und Schwertern von einem Dache und mußten heruntergeschossen werden: „ihre Namen aber werden in der Geschichte fortleben, denn ihre Tapferkeit hat sie geadelt“. Früher sagt uns bei der Benennung der drei Tellen eine Anmerkung: „Eine der schönsten Erscheinungen des Bauernkrieges ist die große, tiefe Erinnerung an den alten Bund, die durch den ganzen Aufstand hindurch ging und gleichsam die Weihe desselben war“.

Die gleiche Gesinnung zieht sich durch den Bericht über „den Hörner und Klauen Streit auf der Landsgemeinde von Rothenthurm, den 6. Mai 1838.“ Das Bild stellt eine förmliche Schlacht vor, die in dieser Ausdehnung und Grimmigkeit eben nicht statt gefunden hat. Alle Schuld wird auf die Hornparthei geworfen; von den unabläßigen Aufhetzungen aber, welche von Luzern aus betrieben wurden, natürlich nichts gesprochen. Die Häupter der Klauenparthei sind sammt und sonders die ausbündigsten Ehrenmänner, die der andern, als der Gegenparthei, nothwendig auch das Gegentheil. „Die Jesuiten fanatisirten ihre Schüler“ — deren sie damals, als kurz zuvor angekommen, erst noch wenige hatten. Die Geistlichen der Hornparthei sind fast insgesammt Zeloten und Fanatiker. Daß bei der ersten Abstimmung die Klauenparthei 500 Hände mehr erhob als die andere, mag wahr seyn; daß aber viele von derselben beide Hände erhoben, viele Fremde mit aufhoben, aus den benachbarten Orten am Zürichersee viele geworben worden waren, wird nicht gesagt. Nicht nur daß die Hornparthei die Prügelei eröffnet habe, sondern daß ihre obrigkeitlichen Personen hiezu den Wink ertheilt hätten, wird mit frecher Stirn behauptet. An die 100 Klauen sollen verwundet worden seyn, mehrere tödtlich, von den andern nur wenige; jenes ist so wenig wahr, als so vieles andere, was einzig in der Absicht angeführt ist, um die radicale Parthei durch den auf die andere geworfenen Schatten in helleres Licht zu setzen.

Noch bestimmter tritt dieß heraus in dem Bild, welches der Erzählung von dem Ereigniß in Zürich unter der Aufschrift „der Züriputsch *) vom 6. September 1839“ beigegeben ist. Menschliche Gestalten haben nur die einhauenden Dragoner und ein paar lauernde Offiziere der Regierungstruppen; auf den Gesichtern des Volkshaufens und

*) Putsch, ein Schweizer-Provinzialismus für ein unerwartetes Zusammenstoßen, einen unüberlegten Anlauf, unbesonnenen Streich.

namentlich einiger in dem Text bezeichneten Mitglieder des Glaubenscomités sind Dummheit, Feigheit, Beschränktheit, Heuchelei, Verschmitztheit in leserlichen Zügen geschrieben. Die Erzählung wäre eines Brutal-Radicalen und des Moniteurs dieser Art Leute, des Republikaners, vollkommen würdig. Die vorigen Machthaber sind dem Kalenderschreiber (und mit ihm vielen demokratischen und demagogischen Absolutisten) eine gerechte, großartige, würdige Regierung, das Glaubenscomité eine Handvoll bornirter Köpfe oder Intriguanten, Insurgenten oder Reactionäre; der Aufruhr von 1653 ist eine der schönsten Erscheinungen in der Schweizergeschichte, diese Erhebung hingegen „ein stumpfsinniges brutales Zertreten der edelsten Geistessaat, ein ansteckender Wahnsinn, eine Epidemie der Ueberschnappung.“ In der ursprünglichen Organisirung der Bewegung habe nur ein Blinder den planmäßigsten Hochverrath nicht ersehen können. Durch den Aufruf zu Gemeindeversammlungen habe die Gegenregierung (Glaubenscomité) verbrecherisch in den Staatsorganismus eingegriffen. Die Bürgerschaft von Zürich erscheint als eine Masse Verräther, wogegen die Studenten „in heldenmüthiger Begeisterung Waffen verlangten, um der Bürgerpflicht, um dem Eid zu folgen, den jeder wahre Eidgenosse im Herzen der gesetzlichen Ordnung geschworen.“ Auch hier muß wieder die Parthei, welche auf alle Weise lächerlich und verhaßt gemacht werden soll, zuerst geschossen haben. Rahn-Escher und Pfarrer Hirzel werden moralisch völlig zertreten, Hegetschweiler mit ein paar Worten ins Zwielicht gestellt, das Volk als feig, dumm und viehisch verhöhnt, „die heiligen Schaaren machten die Kirchen zu Kasernen, und aßen und zechten darin vollauf und stießen an auf das Wohlergehen des Glaubens und der Religion.“ — „Im Namen der Religion sollte einem Wirth das Haus über dem Kopf abgebrannt werden, des Wirths Wein löschte die Glaubenswuth.“

Unter den kleinern Anekdoten befindet sich eine (mit einem infamen Bild), welche wenigstens aufrichtig einen Theil der Bestrebungen der Parthei ausspricht, von welcher unser Kalendermacher als betriebsamer Wortführer anerkannt werden kann. Von drei fürwitzigen Abbé's fragte einer einen sehr geschickten Schlossermeister: „Könnt Ihr nicht auch eine Maschine machen, die für uns die Predigt studirte und uns so das Predigtstudiren ersparte?“ — „„Die ist schon erfunden und gemacht, und wenn sie noch 20 Jahre im Gang ist, werdet Ihr es sehen — das sind die Schulen!““

Von diesem Kalender wurden für das Jahr 1839 15000 Exemplare abgesetzt; im December 1839 war eine Auflage von 25000 Exemplaren für das Jahr 1840 bereits vergriffen und mußte bei fortwährend star-

ker Nachfrage eine zweite veranstaltet werden. In gleichem Maaße nahm ein zu Luzern herauskommender Kalender, „christlicher Hausfreund“ genannt, dessen Inhalt durch Einwirkung auf Religiosität, Moralität und Pietät bei dem Volk seinem Titel entsprechen wollte, immer mehr ab. — Behaupte man noch, der guten Presse stehe ein ebenso weites Feld der Wirksamkeit offen als der schlechten, ja sie sey stark genug, das durch jene verbreitete Gift wenigstens zu neutralisiren! Sie selbst wird ihre Unzulänglichkeit, in diesen Regionen dermalen etwas bewirken zu können, sowohl durchblicken, als eingestehen.

Indeß dürfen die Freunde und Förderer der guten Presse den Muth nicht sinken lassen, noch weniger in ihrer Thätigkeit ermatten. Eine Sache ist erst dann unwiederbringlich verloren, wenn die Vorkämpfer für dieselbe das Feld geräumt, sich für überwunden erklärt haben. Schon aus dem Ueberblick über den historischen Gang der Sache geht einige Hoffnung und damit einiger Trost hervor. Verderbniß und Besserung steigen nach ziemlich gleichmäßigen Gesetzen von den höchsten Regionen allmählig in die Niederungen herab; es dauert lange bis das eine oder das andere in diese sich gesenkt hat. Was jetzt der untersten Masse geboten wird, nur nach ihrem Geschmack und auf ihren Appetit zugerichtet und auf dessen Wirkungen berechnet, das wurde vor etwa zwei Menschenaltern in anderer Form, mit einigen andern Zuthaten gewürzt, den obern Reihen geboten, wie dieß auch jetzt noch geschieht und begierige Gäste hier wie dort findet.

Aber vor zwei Menschenaltern war dagegen die gute Presse ein klein winziges Ding, beinahe von Niemand beachtet, an dem man nur unter höhnischem Vornehmthun vorüberging. Jetzt ist das kleine Ding erstarkt, es ist bei dem guten Ton und den feinen Weltmanieren in die Schule gegangen, ohne dadurch an seinem innern Wesen etwas einzubüßen, und nun sieht es sich in höherer Gesellschaft bereits wohl gelitten und findet hie und da Gehör, wo man ehedem nichts von ihm wissen wollte, gewinnt immer mehr Gelegenheit zu offenbaren, wessen sein Herz voll ist, und mag es wahrnehmen, daß man ihm doch nicht so ganz ungerne zuhorcht, und nicht mehr seinen Winken und Warnungen und treuherzigen Erinnerungen ein mitleidiges Achselzucken entgegenstellt. Die gute Presse hat in den höhern Regionen sich wieder Anerkennung und ein nicht unbedeutendes Gebiet errungen; und wenn sie auch dasselbe nur langsam, nur Schritt für Schritt, nur unter stetem Kampf gegen ihre Widersacherin erweitern kann, so läßt sich für die Zukunft doch eher erwarten, daß dieses, als befürchten, daß das Gegentheil geschehen werde. Ist ihr aber dort wieder fester Boden

und Wirksamkeit gesichert, so wird sich diese allmählig auch weiter hinab erstrecken. Viele zwar der Zeitgenossen dürften dieses nicht mehr erleben; wer aber möchte nicht freudig, wie Simeon, die Morgenröthe eines schönern Tages begrüßen, wenn er auch fühlt, daß derselbe mit seiner vollen Klarheit für ihn nicht aufgehen werde?

Da der wackere Schweizer über seine heimische Landplage also seinem Herzen Luft gemacht, müssen wir auch vor der eigenen Thüre kehren, und auch über unsere Landschäden uns vernehmen lassen. Wir wählen dazu, unter Vielem aus dem gleichen Gebiet ein Gegenstück, — den deutschen Volkskalender 1840, herausgegeben von F. W. Gubitz, mit hundert und zwanzig Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt, — uns heraus, um über ihn unseres Herzens Meinung kund zu geben. Hier geht's freilich nicht über politische Gegenstände unsanft her; das würde man bei einem hohen Polizeiministerium sehr übel vermerkt haben; Spandau würde seine Thore öffnen, und den Kalendermacher sanft innerhalb seiner Mauern betten. Also wird die hohe Obrigkeit in Ehren gehalten; da diese aber jetzt mit der Kirche in Irrungen verwickelt ist, so nimmt man für die Eine gegen die Andere Parthei; da ist der Rücken gedeckt, die Feigheit darf nicht Sorge tragen, und die bewiesene Loyalität kann vielmehr Anspruch auf Ehre und Würden und viel Anderes machen. Das muß aber so verstohlen zwischen Tag und Dunkel angestellt werden, damit dem Rühmen von Mäßigung und Duldung kein Eintrag geschehe: dann und wann einen Stein gegen sie geworfen, da und dort hinter dem Busche her auf das Feindesvolk gefeuert, die eigentliche Meinung zart versteckt, dabei immer von Liebe und Geistesfreiheit geredet und gebiedermännert, gewindbeutelt; das führt, ohne großes Aufsehen, doch zum Ziele. Also, nachdem der Kalendermann den guten, deutschen Bürger und Landmann, der auch wohl gern einmal gewichste Stiefel trägt, belehrt, wie er sich eine gute Wichse selbst bereiten kann; und wie er es anzufangen, um mit herrlichen gebackenen Kartoffeln den begehrlichen König des Leibes, den Magen, zu füllen, läßt er sofort, auf den Flügeln der Begeisterung sich erhebend, vier holzgeschnittene Mönche und drei Meßbuben p. 3 „der Christen Lied für alle Zeit" aus vollem Mund anstimmen. „So wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen!" Refrain: „laßt uns einig seyn! Wieder: die heilige Duldung gelt allein! — Protestant und Katholik geh'n Hand in Hand! — In der Eh thut nicht verschiedner

Glaube weh! In Lieb ist jeder Glaube rein!" Diese Texte werden nun im Folgenden weiter ausgeführt.

Zuerst über: laßt uns einig seyn! die Predigt „über Martin Luther", „den Mann deutscher, unerschütterlicher Kraft und Derbheit, der, von Gott berufen und auserwählt, das verhöhnte, in Staub getretene und vierzehn Jahrhunderte lang dem durstigen Volke verschüttete Wort Gottes, den reinen Quell der Seligkeit, einer ganzen Welt eröffnete, als Labung und Erquickung für die in geistiger Sklaverei abgematteten Gemüther. Er übersetzte das Wort Gottes zum erstenmale vollständig ins Deutsche, und gab uns so den ewig lebendigen Quell unserer Freiheit, die in Gott ist; unseres zeitlichen und ewigen Wohls, welches in den Worten des Evangeliums uns geboten wird. Luther ist der Grundstein, der Schöpfer eines starken, rüstigen, freien Glaubens und eines Lebens, wie es im Preußenlande und in andern deutschen Landen zur herrlichsten Blüthe ausgebildet ist." Darum das Denkmal in Wittenberg und die Reformationsfeiern allerwärts. Damit es nun dieser brillanten Lichtparthie nicht am nöthigen Schatten fehle, wird dem edeln Augustiner Mönche, der neben Sonstigem auch die Birnen wachsen gemacht, der sie stehlende Bettelmönch in einem andern Holzschnitte p. 110 entgegensetzt, in Allem ganz wie ein Veit-Weberischer Gramsalbus ausstaffirt; bedeutend dick, weil er „sein Gehirn in den Bauch wirft" wie Andere etwa den Bauch ins Gehirn; sehr dumm, „weil er den Gehorsam so weit treibt, daß er keinen vernünftigen Gedanken in seinen Schädel aufzunehmen wagt." Neben dem Mönche ist er auch ein geheimer Jesuit, also sehr pfiffig und verschlagen; aber doch sieht der Esel, auf dem er sitzt, offenbar viel gescheidter, kluger und gelehrter aus, als sein Reiter. Um diesen aber ganz kennen zu lernen, müssen wir erst wissen, „daß die Bettelmönche Kinder des Geistes im Mittelalter sind (sic), wo man glaubte, der Himmel sey nur zu gewinnen, wenn man die Erde verliert, durch Beten ohne Arbeiten und nutzlose Martern. Deshalb entstanden unter Anderen die Bettelmönche, von denen vier Orden, die Franziscaner, Dominicaner, Augustiner-Eremiten und Carmeliter von Papst Gregor X. auf der Versammlung zu Lyon 1227 sanctionirt wurden. Sanctionirt, d. h. die Faullenzerei und Bettelei der Bettelmönche ward für etwas Heiliges und Gott Wohlgefälliges öffentlich anerkannt. Von da mag nun das alte Sprichwort stammen:

„Des Bettelpacks heil'gen Behütern,
Barfüßern, Dominicanern, Augustinern und Carmelitern,
Gehört die Welt mit allen ihren Gütern."

„Sie hatten das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt, d. h. sie durften weder den Beutel noch das Geld haben, sondern mußten sich Alles betteln; sie durften kein Mädchen in die Wangen kneifen und nicht heirathen; sie durften keine eigenen Gedanken im Kopf haben, sondern nur das steif und fest glauben, was man in Rom zu erlauben beliebte.“ — — Wie das Geprahle unter Nro. 1 zu nehmen läßt sich weiterhin am besten beurtheilen nach dem Conterfai des prächtigen großen Pallastes Klein Glinike p. 56, der, beim Lichte besehen, nur ein zierliches Landhaus eines wohlhabenden Privatmannes ist; die Wahrheit von Nro. 2 aber steht auf der Höhe der Erzählung Nro. 166, nach der Moriz Faber Ehrenbreitstein in der Belagerung vertheidigte; die hochgeborne Eveline D'Aubigny mit ihrem Gatten und Sohne nahe zum Tode mit der Garnison darin verhungerte; und zuletzt durch einen nach Thal Ehrenbreitstein abgeschossenen Stein die Festung befreite; da in der Wahrheit Faber dort nicht um diese Zeit befehligte, und weder die Garnison noch die hochgeborne Eveline hungerte, und der nach dem mitbelagerten Thale nicht abgeschossene Stein auch die Blokade nicht aufhob. Nichts destoweniger haben die vier Mönche, die den Reigen vorne singen, nachdem sie die Maskerade und den bisherigen Müßiggang aufgegeben, und gethan, wie Luther zuvor gethan, sich beeilt, die Kutte abzuwerfen, und man findet sie p. 37 in der neuen Umkleidung wieder als Hofjuden, Hofcanonisten, Kalendermacher und Zeitungsschreiber; während die drei Meßbuben als Berliner Gamins in andern Holzschnitten herumlaufen. Den vier Demaskirten beigefügt ist dann die Geschichte von dem Hute zur Erklärung des andern Spruchs: „Duldung gelt allein! Katholik und Protestant geh'n Hand in Hand!“ Da heißt es: „Jedes Menschenalter zieht den alten Adam aus und einen neuen an, und setzt auch immer einen neugeformten Hut dazu auf.“ „Zuerst verehrte man Gott in Steinen und Bildern, von Menschenhänden gemacht, dann kam Christus auf die Erde herab, und lehrte uns den unsichtbaren Gott im Geiste und in der Wahrheit verehren. Aber bald maßten sich Bischöfe und Priester an, Gott allein zu kennen, und dem Volke Gott und sein Wort zu verschließen. Da kam Luther, und schloß allen Menschen das Wort Gottes und den Himmel auf“ u. s. w. Da capo dal segno. — Wieder ein neuer Hut, der Freiheitshut, und ein Kampf zwischen dem freigewordenen und davon trunkenen Volk und seinen Herrschern. — Da wird nun ziemlich viel Blut vergossen, bis sich Preußen ruhig, kräftig, stark, friedlich seit 1823 zu einer constitutionellen Monarchie erhebt und das Reformationsjubelfest gefeiert wird, wobei freilich viele Altlutheraner aus-

wandern, was jedoch „ein starker Irrthum ist und eine Verkehrung des Strebens unserer Zeit.“ „Ein edler in seinem Leben, Thun und Treiben christlicher Katholik ist ein Christ, und ein christlicher Protestant ist ein Christ, jeder christliche Mensch der vierundfünfzig christlichen Secten ist ein Christ,“ man kehre sich nicht an den Hut, den er trägt. Das Alles ist nach der Melodie des beliebten Volkslieds abgesungen: Es ist mir Alles eins, — hab ich Geld oder keins.

Endlich folgt zur Paraphrase des Textes: „in der Eh, thut nicht verschiedener Glaube weh! in Lieb ist jeder Glaube rein!“ die larmoyante Erzählung p. 13, die Ohrenbeichte. Mariechen, das sonst heitere, lustige, harmlose Kind, am alten, heiligen Rhein ist sinnig, still und nachdenkend geworden. Die Mutter studirt am feinen, eirunden Gesichtchen des Töchterchens, was doch das zu bedeuten habe; was wirds seyn, Mütterchen, ein junger protestantischer Doctor der Philosophie, der schräg gegenüber wohnt, von der Sorte, die für die rheinischen Mädchen schlechterdings unwiderstehlich ist. Der also hat's dem Mariechen angethan. Bei gemüthlichem, innnigen, freundlichen Wetter entdeckt die Mutter dem Vater, einem ehrbaren Bürger und Glasermeister, die Entdeckung, die sie gemacht; der Doctor kömmt zufällig dazu, und wird auf eine Butterbemme zu Glasermeisters eingeladen. Die vier Augen begegnen sich über den schinkenbelegten Butterbrödchen, und vereinigen sich blitzartig, daß sie keine Macht weder im Himmel noch auf der Erde trennen konnte. Nach vier Wochen Jubilo bringt der Doctor dem Schwiegerpapa die zur Trauung nöthigen Zeugnisse; der schaut hinein: Mutter, 's ist ein Protestant! — Mutter und Tochter wie vom Schlage gerührt: — „Fort Ketzer, fort! sie betreten mein Haus nicht wieder.“ — Also die klare Verzweiflung, Mariechen wird wieder abständig und bleich. Am Abend, wahrscheinlich nachdem sie zuvor eine Messe gehört, geht sie zum Beichtstuhle und beichtet, „wie es Vater und Mutter befohlen, die schwere Sünde, einen Protestanten geliebt zu haben.“ Nichts weiter, fragt der Geistliche? „Mariechen aber erhebt die gefalteten Hände und zittert und lispelt kaum hörbar: Ach ich lieb' ihn ja noch, ich lieb ihn ewig und werde sterben müssen.“ Der Geistliche, dießmal kein Gramsalbus aus den Sagen der Vorzeit davon gelaufen, sondern „ein ehrwürdiger Greis mit hoher, klarer Stirn und leidengefurchten Wangen,“ der eben aus dem Freiherrn von Sandau in den Beichtstuhl gestiegen, weiß schon Bescheid, „ein großes Weh seiner Jugend,“ das Cölibatsweh wacht wieder auf, und er absolvirt. Mariechen sinkt in Ohnmacht, und wird in einer Sänfte unter Begleitung des Geistlichen nach Hause getragen; der Doctor aber stürzt der Sänfte nach und

bringt die Leblose mit heißen Küssen in's Leben zurück. Nun spricht er Flammenworte zu den Aeltern über den Frevel, den sie an Gott begehen, der die Liebe selber ist, und über die Liebe, die weder katholisch noch protestantisch, sondern vernünftig ist. Schluchzen der Mutter, ein paar große Thränen im Auge des Vaters, ein paar andere in den alten Augen des Geistlichen thun das Uebrige; er segnet sie mit dem Paraclet, der protestantische Geistliche aus dem Nachbarstädtchen vollzieht nach vierzehn Tagen die Trauung in Gegenwart des katholischen Geistlichen, und alles ist fröhlich und vergnügt.

So dieser pfiffige kirchliche Radicalism im Gegensatze mit dem massiv plumpen politischen, wie er sich dort in der Schweiz gerirt. Während die radicalen Freiheitsmänner letzterer Art mit Spießen und Stangen und Morgensternen angezogen kommen, und in ihrer Brutalität Alles mit der Wagendeichsel niederzurennen und unter die Füße zu treten drohen; haben diese kirchlichen Gleichheitsprediger und Levellers andere, wie sie meinen, klügere Weise angenommen. Zu jener brutalen Art des Auftretens gehört doch noch eine gewisse wenn auch plumpe Kraft und kecker Uebermuth, die diese matten, leeren, hohlen, feigen, abgestandenen Gesellen nicht aufzubringen wissen; sie kommen daher leise auftretend auf weichen Socken, überall vorsichtig sich umsehend, herbeigeschlichen, wie ein schlüpfriges, buntgeflecktes Schlangengezücht das Volk umkriechend und umschwänzelnd, dem sie ihre guten Dienste zugedacht. Während sie mit dem Fuchsschweif ihm den Kotzen streichen, wird jedes Wort in den ekelsüßen sentimentalen Syrup, den sie in einer Blase neben der Giftblase mit sich führen, eingetaucht; und ist es dann recht triefend von der Klebrigkeit aus der Tauche hervorgegangen, dann werden den Hörenden die Ohren damit eingesalbt, und Alles darauf noch mit Edelmuth, schönen und patriotischen Gesinnungen und deutscher Biederherzigkeit tüchtig überpudert. Und während sie aufs emsigste mit dieser Arbeit beschäftigt sind, schneiden sie die allerverschmitztesten Gesichter, lächeln sich einander glückselig der gelungenen Listen wegen an, winken sich einander zu, und bohren wohl auch dem Candidaten, dessen sie sich angenommen, wenn er wegsieht, hintennach einen Esel, weil er, wie sie meinen, ihren versteckten Sinn tölpisch nicht erkannt. Denn die schlauen Leute haben die Einfalt, zu glauben, daß, wenn sie den Mannequin, den sie vor ihrem Schreibtische aus Lumpenbrei und Pappe sich geformt, und den sie mit dem Namen des katholischen Volks getauft, recht besalbten und bepuderten, und mit Stecknadeln voll gesteckt, wie die Hexenmeister vor Alters gethan; dann auch das wirkliche, leibende und lebende katholische Volk das Alles mitfühle und erführe, und

durch ihren Firlefanz behert, ihnen gewonnen sey. Aber dieß Volk schaut mit unbeschreiblichem Ekel und Abschen auf das Thun des Gezüchtes, wo es zur Kenntniß davon gelangt; seinem gesunden Sinn widert dies elende Gebräu versessener Stubenhocker und abgetragener Geistessiechen. Das dem so sey, wenn auch nicht in der Schweiz, doch am Rhein, wie wir rühmlich erwähnen müssen, hat eben dieser Calender, der uns hier, noch lange nicht der schlimmste, für vieles seiner Art einstehen muß, erfahren; in Coblenz sind einem Buchhändler, der sich mit seinem Debit befaßt, in diesem Jahre eine bedeutende Zahl Exemplare desselben sogleich remittirt worden, mit der Erklärung: man wolle sich mit dem Quarke nicht besudeln. Das ist gute und gerechte Volksjustiz; sie muß fortan allgemein gegen die ganze elende Literatur dieses Gelichters ausgeübt werden. Wie um jenen Geistlichen in Irland her das dortige Volk in Begeisterung schaarenweise zu dem Gelübde sich vereinigt, dem Genuße des Branntweins zu entsagen; so muß das katholische Volk allerwärts gemeine Sache zur Ausrottung dieser Schnappsliteratur aus seiner Mitte machen; und dieser Zweck wird am vollkommensten erreicht, und die sie bereitenden Sudelköche werden am empfindlichsten gestraft, wenn es Ehrensache wird, nicht mehr in ihren Kneipen einzusprechen, und den Kauf ihrer Präparate, — nicht bloß jener der gesüßten, schleimigen Art, wie sie hier geboten wird, sondern alles dessen, was aus solchen Sudelküchen hervorgeht, und in welcher äußeren Form es sich zeigen mag, vom Jahreskalender bis zur Zeitung und zum Tagesblatt hinab, — gänzlich einzustellen. Es wird von Vielen schon längst stillschweigend also gehalten, dies darf nur durch den Beitritt der großen Mehrheit der Uebrigen zur allgemeinen Maxime werden, um seinen Zweck vollkommen zu erreichen. Es ist an den Rheinländern und Westphalen, darin mit gutem Beispiel dem übrigen katholischen Teutschland voranzugehen, damit dieser geistigen Pest endlich einmal gründlich gewehrt werde. Es würde eine öffentliche Protestation des katholischen Volks gegen jene Giftmischerei seyn, die fort und fort ungescheut, und jetzt schamloser als je getrieben wird. Da von da, wo die Abwehr kommen sollte, keine Abhilfe ist, so kann dem Uebel nur durch ein Interdict, von unten herauf, gründlich abgeholfen werden, das es zurückwirft auf jene Gegenden, von denen es ursprünglich ausgegangen, und wo es eben nicht mehr viel zu verderben findet. Jeder vernünftige Mann hat Beruf und Recht und Pflicht hier einzuschreiten, die Geistlichen zumeist; das Volk wird überall sich willig finden.

(Fortsetzung folgt.)

XV.

Zeitläufte.

Die revolutionären Complotte der neuern Zeit, und die darüber in Deutschland gepflogenen Untersuchungen.

Nach einer sechsjährigen Wirksamkeit hat die, in Frankfurt niedergesetzte Bundes-Centralbehörde die Hauptergebnisse der gerichtlichen Untersuchung öffentlich bekannt gemacht, welche zur Enthüllung der revolutionären Complotte unsrer Tage in drei und zwanzig deutschen Bundesländern geführt worden ist. — Was sich mit strenger Pflichttreue, umsichtiger Wachsamkeit und rastlosem, unermüdetem Eifer der Behörden in dieser Angelegenheit leisten ließ, ist geschehen. Die vor uns liegende „Darlegung der Hauptresultate aus den, wegen der revolutionären Complotte der neuern Zeit, in Deutschland geführten Untersuchungen" bezeugt, daß Polizei und Gerichte innerhalb des Kreises, welchen ihr Beruf ihnen anwies, gethan haben, was mit den, ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu thun möglich war. Zugleich lernen wir aus demselben Berichte den ganzen Umfang der Gefahr kennen, von welcher Deutschland sich bedroht sah, einer Gefahr, deren Dringlichkeit und Größe nur ein kindischer Leichtsinn verkennen, nur ein böser Wille absichtlich verkleinern könnte. Ist die drohende Wolke jetzt spurlos vorübergezogen? werden die redlichen Bemühungen der Frankfurter Centralbehörde von besserm Erfolge gekrönt werden, als die vieljährigen, gewissenhaften Nachforschungen der Commission, welche zu ähnlichem Zwecke, eine lange Reihe von Jahren hindurch, in Mainz versammelt war? — Hierauf antwortet die Schlußbemerkung der Darlegung: „In drei und zwanzig deutschen Bundesstaaten wurden gegen über 1800 Angeschuldigte die Untersuchungen geführt, deren Hauptresultate in größeren Zügen in der vorstehenden Darlegung enthalten

sind. Wegen der Verschwörung zum Attentat vom 3. April 1833, wegen Theilnahme an hochverrätherischen, burschenschaftlichen Verbindungen, wegen Theilnahme am Männerbunde und an dem „jungen Deutschland“ sind gegen eine Anzahl Individuen Todesurtheile richterlich gefällt worden, durch landesherrliche Gnade aber nicht zur Vollstreckung gekommen“.

„Daß die zur Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, zum Angriff auf jedes Recht, der Fürsten wie der Unterthanen, der Krone wie des Privateigenthums, entschlossene Parthei durch den Ernst der Gerichte zur Besinnung gebracht worden sey, das kann nicht behauptet werden. Die Darlegung zeigt, daß zum Theil während des Laufs der Untersuchungen, und während die Urtheile ergingen, das Treiben nicht nur fortgesetzt worden ist, sondern sich gesteigert hat. Unausgesetzt wird auf dasselbe Ziel hingearbeitet“.

„Bedeutung hat die Parthei nur, wenn ihr Wesen nicht erkannt wird, wenn ihr Streben in einer, aus der Unkenntniß der Thatsachen hervorgehenden Gleichgültigkeit gegen sie ihren Stützpunkt, wenn die über ihre Zwecke von ihr absichtlich und von anderen irrthümlich verbreitete Täuschung Eingang findet. Zerfallen aber wird sie in ihre Nichtigkeit, wenigstens mit ihren Plänen auf das Vaterland, wenn das deutsche Volk die Augen nicht von ihr wegwendet, sondern selber sieht, wer sie ist, und was sie will, und ihr die Kraft seiner verurtheilenden Gesinnung entgegensetzt“.

Wir glauben im Sinne dieser hohen Behörde zu handeln, wenn wir den, mit so ausgezeichnetem Talent verfaßten Bericht über jene traurigen Begebenheiten mit einigen Bemerkungen begleiten. — Auch wir wünschen dringend, daß unsre Leser ihre Augen nicht nur nicht von jenen Thatsachen wegwenden, sondern sie mit rechter Aufmerksamkeit und gebührendem Nachdenken in Erwägung ziehen, dabei aber auch ihren Blick auf einige Parthien richten möchten, welche in ein helleres Licht zu setzen, leider! nicht die Absicht des Verfassers der „Darlegung“ gewesen zu seyn scheint, dem es gewiß nicht an

reichhaltigen und interessanten Materialien zu solchem Zwecke gefehlt hätte.

In den Complotten, welche den Umsturz aller deutschen Regierungen und eine durchgreifende, politisch-sociale Revolution unsers Vaterlandes zum Zweck hatten, begegnen wir einer Parthei, welche nicht durch materielle Beschwerden, sondern durch verderbliche Doctrinen und irrige Ueberzeugungen getrieben wird. Es ist eine geistige Strömung, welche in diesen Umtrieben, in diesen sich immer wieder erneuernden, geheimen Bünden zu Tage tritt. Und was noch betrübender ist, ein großer Theil der studierenden deutschen Jugend, der Blüthe und Hoffnung der Nation, scheint der Lehre des Unheils verfallen. Nach den Aufschlüssen, welche uns die „Darlegung" bringt, ist eine Studentenverbindung, die allgemeine deutsche Burschenschaft, der eigentliche Heerd und Kern des gesammten, revolutionären Treibens gewesen. Erst später hat dieß, in naturgemäßer Entwicklung, in andere Regionen des Lebens hinübergegriffen, und verwandte Elemente aus andern Ständen und Lebensrichtungen an sich gezogen. Ursprünglich aber war dieser Geist der Zertrümmerung und des Haßes gegen den politischen Bestand der Dinge theoretischer Natur. Von den Universitäten ausgegangen, hat er sich, in demselben Maaße als er hier erstarkte, durch den allmähligen Uebertritt der Studierenden in's bürgerliche Leben, auch in immer weitern Kreisen der Stimmung des deutschen Volkes mittheilen, und dann, aus dem Leben und der öffentlichen Meinung mit verstärkter Gewalt wieder in jene Werkstätten der Wissenschaft zurückkehren müssen, von wo er seinen Ursprung genommen. Dieß ergiebt sich unabweislich aus den höchst interessanten Notizen, welche der amtliche Bericht über die Geschichte der revolutionären Gesellschaften mittheilt. „Die ersten burschenschaftlichen Verbindungen haben sich in den Jahren 1816 und 1817 in Jena, Tübingen, Heidelberg und Halle gezeigt *). Schon im October 1818 traten von vierzehn Uni-

*) Nicht auch in Berlin? Wir glauben gehört zu haben, daß be-

versitäten die Burschenschaften zu einer gemeinsamen Verbindung, der „allgemeinen deutschen Burschenschaft" zusammen, und vereinigten sich zu einer Constitution. — — — Als im Frühjahr 1819 in Folge der Bundesbeschlüsse äußerlich die Auflösung der Burschenschaften erfolgte, bestanden dieselben bereits auf allen deutschen Universitäten, mit Ausnahme von Wien, Prag, Landshut und Göttingen. Schon im folgenden Jahre traten" (trotz der Karlsbader Beschlüsse!) „die Verbindungen an vielen Orten wieder förmlich zusammen und vergrößerten sich, bis der Ernst der Untersuchungen, veranlaßt durch die Entdeckung des Jünglingsbundes, die Auflösung der Burschenschaft im Jahre 1824 zur Folge hatte". — Bis zu dieser Zeit, berichtet die Darlegung, war das Streben der Burschenschaft keineswegs hochverrätherisch gewesen, „jedoch das revolutionäre Treiben in dem Grade genährt worden, daß viele Mitglieder derselben (in Jena, mit Ausnahme eines einzigen, der ganze engere Verein), dem vorgedachten, die offene Empörung bezweckenden Jünglingsbunde auf die erste Aufforderung beizutreten, kein Bedenken trugen". Damals wurden freilich die Burschenschaften neuerdings „aufgelöst", aber schon im Jahre 1827 zeigten sich neue Spuren derselben. Jetzt machte sich eine Spaltung unter den Mitgliedern in Betreff des Zweckes der Verbindung bemerklich. „Die einen legten dieser eine mehr praktisch-politische, und in der Steigerung der letzten Zeiten entschieden revolutionäre Richtung nach Zweck und Mitteln unter; die anderen hielten an der ursprünglichen, mehr auf die Gesinnung wirkenden Richtung der Verbindung. Jene nannten sich Germanen, und verspotteten das Wesen dieser, welche sich den Namen „Arminen" beilegten, als ein „deutschthümlich pietistisches". Am schärfsten, und erwiesener Maaßen völlig der Wahrheit getreu, hat ein Theilnehmer den Gegensatz dahin bezeichnet:

---

reits im Jahre 1817 die dortige Burschenschaft im lebhaftesten Wechselverkehr mit dem Turnwesen gestanden habe, welches von dort aus seine Fäden über ganz Deutschland zog.

„Hinsichtlich der Tendenz“ — sagt er — „wollten die Germanen die politische Einheit Deutschlands, die Arminen die ideale Einheit. Hinsichtlich der Mittel wollten sich die Arminen nur vorbereiten durch wissenschaftliche, sittliche und körperliche Ausbildung, die Germanen aber sich auf diese Mittel nicht ausschließlich beschränken, dabei aber auch wirken, wann und wie es sich träfe. Hinsichtlich der Form wollten die Arminen eine Allgemeinheit, die Germanen aber Renonçen oder einen weitern Verein, im Gegensatz eines engern Vereins.“

„Germanen und Arminen waren nicht gesonderte Verbindungen, sondern verschiedene Partheien, welche, sich bekämpfend, dahin strebten, eine jede ihre Grundsätze als die ausschließlichen theils der einzelnen Burschenschaft, theils des allgemeinen Verbandes, geltend zu machen. Jede dieser Partheien betrachtete sich als die wahre Burschenschaft, und schloß sich, wo sie die Oberhand behielt, als solche ab. Diese Streitigkeiten machen einen wesentlichen Theil der Verhandlungen auf den fünf Burschentagen aus, welche vom Bamberger (Sept. 1827) bis zum Frankfurter (Sept. 1831) inclusive bekannt geworden sind.“

Aus dem letztern Umstande, daß die Burschenschaft ungestört fünf Burschentage abhalten konnte, haben Manche den Schluß ziehen wollen, daß entweder die localen, zur Beaufsichtigung gerade dieser verderblichen Richtung eigends bevollmächtigten Beamten von diesen, mit vielfachen Reisen verbundenen Umtrieben fünf volle Jahre lang nichts gemerkt, oder daß sie allmählig die Ansicht gewonnen hätten, der studierenden Jugend seyen um gewisser anderer Zwecke willen, die man damit zu erreichen hoffte, Erholungen solcher Art wohl zu gönnen. — Wie dem in Wahrheit sey, das zu untersuchen, ist nicht unsers Amtes, und wir überlassen die weitern Folgerungen aus jedem von beiden Gliedern dieser Alternative unsern Lesern. —

Unter solchen Umständen geschah nach der Julirevolution

was nicht ausbleiben konnte. Die Burschenschaften traten, wie sich die Darlegung ausdrückt, in Verbindung „mit Personen, die dem bürgerlichen Leben und in diesem einer bestimmten Parthei angehörten.“ — Liberale Deputirte verschmähten nicht, ihre Meinung für das verwandte Streben der Jugend an den Tag zu legen. Auf dem Frankfurter Burschentage (Sept. 1831) wurde beschlossen: „die Burschenschaft solle eine Revolution zwar nicht erregen, an einer im Einklange mit den burschenschaftlichen Zwecken ausbrechenden aber Theil nehmen.“ „Ferner wurde,“ sagt die Darlegung, „die Bezeichnung der Burschenschaft als einer „christlich deutschen“ aufgegeben, und auch Juden der Zutritt gestattet, und endlich wurden zwei von der Jenaer Verbindung ausgehende Anträge angenommen; der eine dahin gerichtet, unter bestimmten Zeichen von Seiten der Burschenschaften den Zweck fördernde Aufsätze in Journale, namentlich die deutsche Tribüne, den Hochwächter, den Casseler Verfassungsfreund zu liefern; der andere eine Aufforderung an die von der Universität Abgehenden enthaltend, sogenannte Philistervereine zu stiften und sie mit der Burschenschaft in Verbindung zu setzen, welche zu diesem Zwecke die engeren Vereine beibehalten, oder, wo diese noch fehlten, solche bilden solle“

Aus diesem in's bürgerliche Leben hinüberspielenden, burschenschaftlichen Treiben ging endlich der blutige Frankfurter Aufstand vom 3. April 1833 hervor, der zu einer ausgedehnten Untersuchung und in deren Gefolge zur Niedersetzung einer Centralbehörde in Frankfurt Veranlassung gab, von deren Schlußbericht eben hier die Rede ist. Wir verweisen unsere Leser auf diesen, sowohl was die merkwürdige Geschichte jenes Aufruhrs, als was die weitern Verzweigungen der Verschwörung betrifft.

Nach diesen Thatsachen wird schwerlich noch Jemand in gutem Glauben bezweifeln, daß die deutsche Burschenschaft, wenn auch nicht das einzige, so doch das hauptsächlichste Mittel und Werkzeug der beabsichtigten Umwälzung Deutschlands,

und zugleich die Wetterstange war, an welcher das elektrisch-revolutionäre Fluidum von Generation zu Generation weiter geleitet wurde, bis es zuletzt einen großen Theil der deutschen Jugend durchdrang. Wir wollen im Nachfolgenden einige streng historische Data zur Charakteristik dieses Geistes und zur Geschichte seines Ursprungs und seiner Entwickelung liefern.

Für jeden unbefangenen, in das Geheimniß des Bündlerwesens nicht eingeweihten Zuschauer ist es gewiß eine nahe liegende Frage: woher hat eine Verbindung, die beinahe ein Vierteljahrhundert der vereinten Bemühungen aller deutschen Regierungen spotten, die in einem so weiten Kreise, einen so tief greifenden Einfluß auf die Gesinnung der gebildeten Stände Deutschlands gewinnen konnte, und welcher gegenüber nach dem eigenen Bekenntniße der „Darlegung" die Machtmittel des heutigen Staatsthums ihre Wirkung verloren zu haben scheinen, woher hat diese Verbindung ihren Ursprung, ihre Einrichtungen, ihre Gesetze? woher hat sie jene ursprüngliche, falsche Geistesrichtung erhalten, welcher sie, als einer heilig gehaltenen Ueberlieferung, bis auf die jüngsten Zeiten treu geblieben ist?

Die Geschichte aller neuern, geheimen politischen Verbindungen in Deutschland weist, in historischer, wie in geographischer Beziehung, auf einen gemeinsamen Anfangspunkt zurück. Preußen ist das Land, von wo aus jenes Netz zuerst über Deutschland ausgespannt wurde; — die Zeit, in der das Bündlerwesen entstand, ist die Periode, wo die sprüchwörtlich gewordene, übertriebene Siegeshoffnung, aus welcher der Feldzug von 1806 hervorgegangen, der betrübenden Wirklichkeit Platz gemacht, und die gekränkte Eitelkeit selbst zu den abentheuerlichsten Mitteln gegriffen hatte, die Scharte auszuwetzen. — Unter diesen war die geheime Verbrüderung des Tugendbundes nicht nur einer der wichtigsten Hebel der s. g. Reformen in Preußen, sondern gleichzeitig der moralische Mittelpunkt einer weitaussehenden Umwälzung, in welche eine gewisse Parthei in Preußen ganz Deutschland hineinziehen wollte.

Auch die vorliegende „Darlegung“ berührt, mehr durch eine zarte Andeutung als durch umständlichere Aufschlüsse, diese gemeinschaftliche Wurzel des dermaligen Unkrauts. Der Name des Bundes, der für die jüngere Generation in Preußen beinahe ein Gegenstand scheuer Ehrerbietung geworden, wird nicht genannt. „Als das Joch der Fremdherrschaft auf Deutschland lastete,“ sagt die Darlegung, „schlossen sich Männer und unter ihnen viele, welchen Ehre und Heil ihres Vaterlandes ernst am Herzen lag, in geheimen politischen Verbindungen an einander, in denen bei der entschiedenen Richtung gegen den äußern Feind, der sonst von ihnen schwer zu trennende, für die Ruhe der Staaten bedrohliche Charakter nicht hervortrat. Bei dem Beginne des Kampfes gab es nur ein Ziel; ganz Deutschland, Fürsten und Völker, stand gegen den gemeinsamen, äußern Feind. Wie nach dem Siege das aus seinen Fugen gerissene Vaterland im Innern sich gestalten sollte, davon lenkte der Ernst des Krieges die Gedanken ab.“ — Wir haben uns einigermaaßen überrascht gefühlt, in einer offiziellen Darstellung der Untersuchungen gegen die geheimen Verbindungen unsrer Tage, einer Apologie des Bundes zu begegnen, der notorisch die Quelle und der Ursprung aller dieser Umtriebe ist, und unser Erstaunen wuchs, als wir diese offizielle Rechtfertigung des Tugendbundes mit einigen, aus andern Quellen bekannt gewordenen, weiter unten zu erwähnenden Umständen verglichen, die zu beweisen scheinen, daß „der Ernst des Krieges“ die Gedanken der Geheimbündler ganz und gar nicht von der Beschäftigung mit einer Constitution für das zu restaurirende Deutschland abgelenkt hatte. — Allein wenn die „Darlegung“ versichert, daß dieses Treiben keinen „für die Ruhe der Staaten bedrohlichen Charakter“ gehabt, und daß ein solcher allein und ausschließlich den spätern Umtrieben beigewohnt habe, die aus der vom Tugendbunde ausgestreuten Saat aufgegangen waren, so wäre es augenscheinlich eine frevelhafte Anmaaßung, diesen Ausspruch einer Behörde, die so vollständig unterrichtet seyn

muß, im geringsten bezweifeln zu wollen. — Wir beschränken uns daher auf einige nachträgliche Notizen über den Tugendbund, die wir der „Geschichte der geheimen Verbindungen unserer Zeit“ (Leipzig 1831. Heft I.) entlehnen, einem Buche, welches theils durch die Actenstücke, die der Verfasser benutzt hat, theils durch die darin unverholen ausgesprochene Grundansicht des liberalen Preußenthums, — fanatischen Haß gegen Adel und Kirche, — als historisches Document nicht ohne Werth ist. Die Stiftung des Tugendbundes wird hier in folgender Weise berichtet: „Preußen, auf die Hälfte seiner Größe zurückgebracht, im Innern ganz erschöpft, suchte jetzt durch geistige Entwicklung zu ersetzen, was ihm an materiellen Kräften genommen worden war, daher von oben herab die nothwendigen Fortschritte zum Bessern nach den Erfordernissen der Zeit angeordnet wurden, welche in andern Staaten den bevorrechteten Klassen abgetrotzt worden waren, die stets das Gute aufhalten, sobald es nicht ihren Ansichten entspricht. Was im Glück nicht möglich geworden war, die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern erfolgte jetzt bereits am 9. October 1807, welchem bald die Freiheit der Städte und die Aufhebung der Klöster folgte. Freilich war dieß den Ansichten Vieler entgegen; aber die Männer, welche damals in Königsberg die Noth an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte, meist Schüler des bekannten Lehrers der Staatswirthschaft, des Professor Krauß, verbanden sich, durch Verbreitung von unbefangenen Ansichten im Volke, diese Regeneration im Staate fester zu begründen.“ — Im Jahre 1808, berichtet dieselbe Quelle weiter, stellten zehn kräftige Männer die Statuten des Tugendbundes und den Zweck desselben näher fest. Der letztere wurde (auf dem Papiere) in zehn Punkten, ganz unverfänglichen, ja löblichen Inhalts ausgesprochen; einer derselben lautete dahin, „daß man der Polizei, wo diese nicht ausreichen kann, jedoch stets nur mit ihrem Vorwissen, an die Hand gehen wolle.“ Ein Plan, gegründet auf so anerkennenswerthe, unter den obwaltenden, betrübenden Umstän-

den doppelt erfreuliche Gesinnungen, konnte höchsten Orts nur mit Vergnügen genehmigt werden, und es begannen die Arbeiten zur Umschaffung Preußens nach den Idealen der Zeit.

„Die Idee des Vereins," fährt unsere Quelle fort, „war ein vollkommener Staat, gegründet auf die durch Intelligenz erzeugte, höchst mögliche Sittlichkeit seiner Bürger. Diese Idee stand den Stiftern des Vereins und den thätigen Mitgliedern desselben klar vor der Seele, und nur der, welcher weiß, daß man bei Stiftung der Gesellschaft davon ausging, und daß man in diesem Sinne arbeitete, der wird den Verein zu würdigen im Stande seyn."

„Bald breitete sich der Verein über ganz Preußen aus, und bald waren in allen bedeutenden Orten Töchtervereine entstanden, in welchen man sich besprach, Ausarbeitungen machte, und die oben angegebenen Zwecke mit eigener Aufopferung zu befördern suchte. Hierdurch wurde der Adel und der Offizierstand mit dem Volke mehr befreundet und manche Reibungen ausgeglichen. — — — Es schien als sollte das Wesen der Freimaurerei ins Leben treten. Wenigstens wenn in Frankreich der Jakobinerklub die Maurerei zum Schlechten anwandte, so hat der Tugendbund nur das Gute daraus hergenommen."

„Der Tugendbund hatte keine politische Tendenz in seinem ersten Entstehen, wenn auch im Hintergrunde der Zweck lag, den Staat vor einem zweiten solchen Unterliegen zu schützen. Aber es war natürlich, daß Verbindungen zwischen Mitgliedern dieses Vereins in Preußen und in den davon abgetretenen Provinzen entstehen mußten, und so bildeten sich im Königreiche Westphalen ähnliche Vereine, welche eben so natürlich zugleich den directen Zweck hatten, das Napoleonische Joch abzuschütteln. Dieser aber erhielt Nachricht davon, und so wurde auch bald nach der Rückkehr des Königs nach Berlin im Jahre 1809 der Tugendverein auf Napoleons Verlangen aufgehoben; der Minister v. Stein geächtet, und der jetzige Generalconsul Dr. Koppe als Staatsgefangener nach

Frankreich gebracht. Jedoch wenn auch der Tugendbund in Preußen formell aufgehoben war, wirkte er doch noch nachher bedeutend fort. Eins seiner Mitglieder sagt in der 1806 zu Berlin erschienenen Darstellung des Tugendvereins darüber Folgendes“:

„„„Der Geist und das Wesen des Vereins dauerten fort; denn diese zu vertilgen wäre unmöglich gewesen; was auch durchaus des Königs Wille nicht war. Der Verein hatte einen guten Sinn im Volke erhalten, er hatte die Gemüther zum Guten geleitet; hatte das Streben der Geister nach moralischer Kraft, was früher nur dunkles Ahnen war, zur klaren Idee erhoben und eine Größe in dem Herzen der Nation geweckt, die das Unglück und die Schmach, womit uns die Wälschen überschütteten, mit einer stillen Würde trug, harrend einer Umwandlung der Dinge, die nach der Ueberzeugung eines Jeden endlich eintreten mußte.“““

„Desto mehr verbreitete sich dieser Bund, dessen Wirken erst später recht sichtbar ward, (worüber wir auf die weiter unten folgenden Abschnitte verweisen), natürlich im Geheimen im übrigen Deutschland, welches damals bis auf die österreichischen Erblande ganz zum Rheinbunde unter Napoleon's Dictatur stand. Dort konnten diese geheimen, gewissermaßen indirect vom Tugendverein ausgehenden Verbindungen natürlich nur mit einer Tendenz für Preußen bestehen, in so weit sie auf ehemals preußischem Boden Wurzel schlugen. In den, früher andern Fürsten angehörigen Landestheilen konnte die Uebereinstimmung nur in dem Widerstande gegen Napoleon statt finden. Aber die Frage: was soll nachher geschehen? mußte natürlich jedem sich aufdringen, und so kam es dann, daß der Gedanke an eine zu bewirkende Einheit von Deutschland entstehen mußte. Denn wie konnte man von dem Osnabrücker erwarten, daß er seinen ehemaligen Bischof wieder zurückwünschen sollte, wenn die Franzosen vertrieben wären; so wie von dem mediatisirten Unterthanen des Herzogs v. Looz zu Rhina-Wolbeck, daß er seinem erst seit 1803 erhaltenen

Herrn die Souverainetät erkämpfen, oder sein altes Domcapitel zu Münster wieder einsetzen sollte?"

Gleich nach dem Frieden von 1815 begann das Gerücht von der Fortdauer jener geheimen Verbindungen sich in immer weitern Kreisen zu verbreiten, und immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. — Aus dem Gebiete der, bei den höchsten Behörden angebrachten Denunciationen zog es sich hinüber in die Sphäre der Pamphlets. Des geheimen Justizrath Schmalz berufene Broschüre gab das Signal zu den Entgegnungen Schleiermacher's und seiner Freunde, deren sichtliche Erbitterung nicht geeignet war den Sturm zu beschwören. — Das Urtheil der öffentlichen Meinung schwankte; da erschien die königliche Kabinetsordre vom 6. Januar 1816, welche fernere Nachforschungen verbot und über die politischen Verbindungen jener Zeit eine umfassende Amnestie aussprach. Ein in der oben erwähnten „Geschichte der geheimen Verbindungen" (S. 155) mitgetheiltes Erkenntniß eines preußischen Gerichtshofes aus dem Jahre 1819 äußert in seiner Beurtheilung der Strafbarkeit des aus dem Tugendbunde hervorgegangenen „deutschen Bundes" Folgendes:

„Es ist dabei ferner nicht zu übersehen, daß die Regierung einen andern dergleichen Verein, den Tugendbund, welcher fast gleichzeitig entstand, und durch gleiche Motive seine Existenz erhielt, dessen Endzweck mit der Tendenz des deutschen Bundes, wenigstens wie letztere nach dem Vorstehenden durch die Untersuchung als ermittelt angenommen werden muß, übereintraf, als ein wirksames Mittel zur künftigen Rettung des Staats nicht nur duldete, sondern selbst zu nähren und zu befördern suchte, mithin dadurch die Strafbarkeit von dergleichen Unternehmungen stillschweigend aufhob. In der königlichen Verordnung wegen der angeblichen geheimen Gesellschaften vom 6. Januar 1816 pag. 5 der Gesetzsammlung vom Jahre 1816 ist in jener Beziehung ausdrücklich gesagt: als das Vaterland durch Unglücksfälle hart betroffen, in gro-

ßer Gefahr war, haben Wir selbst den sittlich-wissenschaftlichen Verein genehmigt, welcher unter dem Namen des Tugendbundes bekannt ist, weil Wir ihn als ein Beförderungsmittel des Patriotismus und derjenigen Eigenschaften ansahen, welche im Unglück die Gemüther erheben und ihnen Muth geben konnten, es zu überwinden."

„Es ist hierin der königliche Wille ausgesprochen, daß die zu jener Zeit durch die Gefahren, in denen sich das Vaterland befand, erzeugten und zur Beförderung des Patriotismus, so wie zur Ermuthigung des Volkes abzweckende Verbindungen einzelner Unterthanen im Staate als strafbare Unternehmungen nicht sollten erachtet werden."

Nach diesem gerichtlichen Ausspruche sind also, wie sich von selbst versteht, alle heutigen Nötizen über die Bünde jener Zeit nur noch in sofern von historischem Interesse, als sich aus dem damaligen Treiben die spätern Erscheinungen erklären lassen. Das erste nicht zu bezweifelnde Factum, welches uns hier begegnet, ist die Fortdauer jener Gesellschaften über die Aufhebung des Tugendbundes hinaus, bis in die Periode nach dem Frieden. — Eine zweite Thatsache ist, daß den damaligen Geheimbünden genau dieselben Tendenzen Schuld gegeben wurden, welche die „Darlegung" an der Burschenschaft nachweist. — Die oben citirte Schrift giebt in dieser Beziehung (S. 104 u. ff.) höchst interessante Auszüge aus den Acten der Ministerial-Untersuchungs-Commission, welche im Jahr 1819 in Berlin niedergesetzt war. — Ein Zeuge sagt uns: eine der Verbindungen, welche sich nach der Auflösung des Tugendbundes gebildet habe, „verband mit dem Zwecke der Befreiung Deutschlands von den Franzosen, noch die Tendenz der Vernichtung aller deutschen Fürsten mit Ausnahme des Königs von Preußen, der zum Kaiser von Deutschland ernannt werden sollte, eine liberale Verfassung einzuführen, zu Folge welcher es keinen Adel, keine stehenden Heere, keine Accise, keine Privilegien geben sollte. Ihr Streben ging vorzüglich, da sie für ihre Generation auf die Aus-

führung dieses Planes verzichteten, darauf hin, die Jugend dafür zu erziehen — Turnen — und ihre Phantasie zu reizen. Ein großer Theil der damals in Berlin gebildeten Jünglinge war in ihr System eingeweiht."

Eine andere Verbindung dieser Art habe den Zweck gehabt: „die Jugend Deutschlands in kleine Gemeinden zu theilen, jeder einen Vorsteher, der sie bearbeiten müsse, zu geben, um ein republicanisches Deutschland mit einem Wahlkaiser dadurch von selbst entstehen zu lassen, wenn die Jugend heranwüchse."

Ein anderer Zeuge äußert: „Wenn dereinst aller Orten im deutschen Vaterlande freie Eidgenossenschaften fest gegründet wären; so stürzten von selbst alle monarchischen Verfassungen in sich selber zusammen. Die Hülle bräche und der junge deutsche Freistaat träte wie ein schöner Schmetterling hervor. Ein langsames, ruhiges, verborgenes Wirken führe zum Ziele. Da aber Alles so sehr in Schwäche darniederliege, so müßte die Jugend an Seele und Leib gestärkt werden. Deßhalb suchte man besonders Lehrer der Jugend für den Bund zu gewinnen, aus denen derselbe damals größtentheils bestand, und Jugendlehrer waren auch die Häupter N. und Fries."

„Turnplätze, Fechtböden, Schwimmanstalten sollten zu dieser Kräftigung hinwirken, auch die Jugend sollte den Unwerth der bestehenden Verfassung kennen und das Bessere liebgewinnen lernen".

Eins der merkwürdigsten Stücke ist der Bericht, den der damalige höchste Chef der Polizei, geh. Staatsrath v. B., am 25. October 1812 an den König erstattete. —

„Es ist aus den mir zu Händen gekommenen Nachrichten ungewiß, ob der auf Ew. königl. Majestät Befehl 1809 aufgelösete sogenannte Tugendbund, oder eine im südlichen Theile von Deutschland entstandene Verbindung, deren in den Jahren 1809 und 1810 die öffentlichen Blätter gedachten, oder endlich ein ganz eigner Antrieb die Veranlassung dazu gab,

daß am 14. November 1810 mehrere — hier zu einer geheimen Verbindung zusammentraten, welche in dem über die Verhandlungen derselben in Chiffern geführten Tagebuche der deutsche Orden genannt wird. Der lächerliche und kaum glaubliche Zweck dieser Verbindung war der, zur Ueberwältigung der Uebermacht Frankreichs, eine deutsche Republik zu stiften, und theils durch die Bearbeitung erwachsener Menschen, theils durch Erziehung und Bildung einer kraftvollen Jugend, nützliche Bürger dieser Republik zu schaffen. Die Mitglieder wurden bei ihrer Aufnahme eidlich verpflichtet und Eidgenossen genannt; Grade waren in dieser Verbindung nicht vorhanden. Von der ganzen Versammlung, die in kurzer Zeit ziemlich zahlreich ward, wurden in gewissen Perioden, und bei den mehrmals monatlich stattfindenden Zusammenkünften, nur neue Mitglieder zu periodisch wechselnden Aemtern erwählt, die übrigen Mitglieder rangirten nach den Nummern unter sich".

„Nachdem diese Verbindung in Berlin constituirt war, bildeten sich allmählig, und namentlich in Gransee, Colberg, Stargart, Werthheim am Main und Königsberg in Preußen ähnliche Vereine, die unter Direction des Berliner standen, aber keinen guten Fortgang hatten; sondern sich bald wieder auflösten. In den preußischen Staaten erhielt sich die Verbindung nur in Berlin kräftig. Nach dem Versiegen der Gruner'schen Geldquellen, nach Beschlagnahme der Bundespapiere und dem Bekanntwerden der Mitglieder, scheint diese Verbindung jede besorgliche Bedeutsamkeit verloren zu haben".

Es würde zu weit führen, wenn hier die Gründe entwickelt werden sollten, warum im Jahre 1819 die preußischen Gerichte auf diese merkwürdigen Anzeigen kein Gewicht legten. — Die volle Glaubwürdigkeit mancher der Angeber, die früher selbst als Werkzeuge in den Händen Höherer bei Errichtung jener geheimen Bünde gedient hatten, wurde bezweifelt. Manche jener Anzeigen waren in der That als zu unbestimmt und nicht auf eigner Wahrnehmung beruhend, nicht

geeignet, den gesetzlich erforderlichen Anschuldigungsbeweis zu liefern, wo es sich um Verurtheilung bestimmter Personen handelte. Auch mochte die Leidenschaftlichkeit der Reaction, welche vergaß, in welches Verhältniß sich die Regierung selbst zur Zeit der Noth zu den geheimen Gesellschaften gestellt hatte, und die gesetzlose Gewaltsamkeit, deren man sich, als die rückläufige Bewegung eintrat, gegen hochverdiente Männer zu Schulden kommen ließ, — die urtheilenden Richter zu doppelter Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit in der Würdigung der vorgebrachten Beweise veranlaßt haben. Endlich gab der oben citirte Ausspruch des Königs einen natürlichen Anhaltspunkt. Man nahm an, und gewiß mit Recht, daß die denuncirten geheimen Bünde in dem Amnestiegesetze vom 6. Januar 1816 mit inbegriffen seyen. — Für unsern Zweck sind alle diese Unterscheidungen und Motive in sofern völlig gleichgültig, als es hier weder auf Anschuldigung noch auf Rechtfertigung bestimmter Personen, sondern lediglich darauf ankömmt, die Entstehungsgeschichte der Burschenschaft aufzuhellen, deren Wurzel die obigen Zeugnisse deutlich erkennen lassen.

Unmittelbar nach der hier bezeichneten Katastrophe, deren Ergebniß die so eben angeführte königliche Verordnung war, trat nämlich die allgemeine deutsche Burschenschaft in's Leben. — Sie verfolgte von nun an dieselben Zwecke in der Studentenwelt, für welche der Tugendbund früher im Bereiche der Staatsdienerschaft gearbeitet hatte, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese, heute mit so gerechter Strenge verfolgte akademische Verbindung einfach als den, in das Studentenleben geworfenen Tugendbund definiren. Wer die „Darlegung" mit Aufmerksamkeit liest, wird sich über die merkwürdige Uebereinstimmung nicht täuschen können, welche zwischen den Tendenzen der Burschenschaft und jenen Grundsätzen herrscht, zu denen sich die Filialvereine des Tugendbundes bekannten. — Ein unumwundenes Geständniß hat in dieser Beziehung bekanntlich Herr Grashof, dermalen königs

lich preußischer Consistorialrath in Köln, abgelegt *). — In einer am 3. Mai 1813 in der „literarischen Gesellschaft“ zu Prenzlau gehaltenen Rede liegt der Beweis, daß der Ernst des Krieges die Gedanken jener Gesellschaften keineswegs davon abgelenkt hatte, wie nach dem Siege das aus seinen alten Fugen gerissene Vaterland sich im Innern gestalten solle. „Es ist nicht zu erwarten“, sagte damals Herr Grashof, „daß unter den jetzigen deutschen Fürsten Einer sey, der nach geendigtem Kampfe vergessen könnte, was er seinem Volke verdankt; und wäre Einer unter ihnen, der es vergäße, so wird eben dieses Volk, das jetzt sein Leben für ihn aufs Spiel setzt, so werden alle Völker Deutschlands über ihn richten; denn es ist ihnen die Sprache, es ist ihnen die Kraft wieder gegeben. — — — — — — — — Und überall wird, was das deutsche Volk will, auch der Wille seiner Fürsten, auch der Wille seines Kaisers seyn; denn nur das frommt den Fürsten, was der Wille seines Volkes ist“.

Um diesen, die Fürsten unbedingt verpflichtenden Willen des Volkes zu finden, bringt Herr Grashof eine Einrichtung in Vorschlag, die mit den Constitutionen, welche man später unter den Papieren der Burschenschaft fand, und die ein Hauptfundament zum peinlichen Verfahren gegen diese Studentenverbindung lieferten, eine merkwürdige Familienähnlichkeit hat.

„Das ganze deutsche Reich werde in Bezirke, Gaue und Kreise eingetheilt. Bei dieser Eintheilung komme die Verschiedenheit der Staaten nicht in Betracht. Nur was am besten gerundet ist, werde mit einander verbunden, und jemehr dabei die Unterthanen verschiedener Fürsten in Berührung kommen, desto mehr wird es dienen, die unselige

*) „Aus meinem Leben und Wirken“ S. 277.

Trennung der deutschen Nation aufzuheben. Eine Zahl von etwa 2000 Seelen macht einen Unterbezirk, zehn derselben einen Oberbezirk; zehn der letztern machen einen Gau, und zehn Gaue einen Kreis. Die Eintheilung wird leicht so zu treffen seyn, daß nicht ein Dorf unter verschiedene Bezirke, eine Stadt unter verschiedene Gaue oder gar Kreise vertheilt werde. In jedem Unterbezirk werden zehn Gemeindeglieder durch Stimmenmehrheit zu einem Unterbezirksrathe gewählt; jeder derselben stellt einen Repräsentanten zu einem Oberbezirksrathe; jeder der letztern wählt einen Abgeordneten zu einem Gaurathe; jeder Gaurath sendet ein Mitglied zu einem Kreisrathe, und der Kreisrath wählt einen Verordneten zum Reichsrathe. Es ist nicht nöthig, daß die Wahl für den obern Ausschuß gerade ein Mitglied des untern treffe; wenn nur in alle durchaus rechtschaffene Männer von erprobtem deutschen Sinne, von dem Oberbezirksrathe an zugleich Männer von wissenschaftlicher, und in den Reichsrath Männer von vielseitiger Bildung gewählt werden. Jeder Abgeordnete zu einem obern Ausschuß muß mit den innern und äußern Verhältnissen des Bezirkes, Gaues und Kreises, den er vertritt, auf das genaueste bekannt seyn". — — — — — — — — — „Der Zweck dieser ganzen Einrichtung soll vorzüglich dahin gehen, einen Vereinigungspunkt aufzustellen, in welchem Jeder, auch der Geringste im Volk, seine Wünsche über das Gemeinwohl des deutschen Vaterlandes zur Sprache bringen, in welchem die ganze Nation ihren Willen äußern, und durch welchen sie wieder auf ihre einzelnen Theile zurückwirken könne".

Wir wollen nicht darüber entscheiden, ob dergleichen Entwürfe in den Händen und in den Köpfen junger, unbesonnener Leute gefährlicher und strafbarer sind, als wenn sie von gesetzten, ruhigen, gestandenen Leuten in Amt, Brot und Würden gehegt werden, welche, wie Herr Grashof, schon wissen werden, wie weit sie ohne eigene Gefahr gehen dür=

fen, und wo und wann ein geschicktes Drehen des Mantels nach der veränderten Richtung des Windes nothwendig ist. — Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Herr Grashof, seiner ganzen Gemüthsart nach, nicht für die allgemeine deutsche Republik stimmte, sondern nur „die deutsche Kaiserwürde dem Kräftigsten, dem Weisesten, dem Edelsten unter den deutschen Fürsten zuerkannt“ wissen wollte. — Daher versteht es sich ferner von selbst, daß Herr Grashof nicht im geringsten Willens war, die Erndte zu theilen, als die Saat heranreifte, welche die „literarischen Gesellschaften“ ausgestreut hatten, mit denen Preußen seit dem Jahre 1808 übersäet gewesen. Hören wir ihn selbst. „Was anfangs unglaublich erschien, fand sich durch tiefer greifende Untersuchungen bewahrheitet. Der im Entstehen der Burschenschaft so ehrenwerthe Zweck derselben war zu verrätherischen Umtrieben gemißbraucht; der so heilsame Einfluß der Leibesübungen auf die Gesammtbildung der Jugend hatte in manchen Turnplätzen eine verderbliche Ableitung zu ganz heterogenen Zwecken gewonnen, und beiden Aeußerungen jugendlicher Kraft und Thätigkeit mußte auf Schulen so lange Einhalt gethan werden, bis der fremde Geist, der aus verborgenen Schlupfwinkeln in ihnen aufgestiegen war, werde verraucht seyn, wozu bei den Burschenschaften wegen des ihnen eigenthümlichen Heerdes Eine Generation kaum hinzureichen scheint. Beide Ideen gehören übrigens zu den liberalen, deren Verbreitung, in soweit sie sich unbescholten erhielten, ich in meinem Wirkungskreise gern beförderte, auch darin bis zu jenem Wendepunkte von oben herab eher unterstützt, als gehindert wurde“.

Dergleichen Züge dürfen nicht untergehen; sie bilden eine nothwendige Beilage zu jeder Darlegung der spätern revolutionären Complotte. Recht beherzigt möchten sie vielleicht auch das Räthsel lösen helfen, wie die Burschenschaft auf gewissen Universitäten fast ein Vierteljahrhundert lang den Bundestagsbeschlüssen trotzen konnte.

Uebrigens kann nicht davon die Rede seyn, Herrn Graßhof, das bekannte Rüstzeug des Protestantismus gegen die katholische Kirche in Rheinpreußen, irgend einer staatswidrigen Gesinnung bezüchtigen zu wollen. Das sey ferne von uns! Im Gegentheil, wir zweifeln nicht, daß er, nöthigenfalls platt auf dem Boden liegend, zu allen Zeiten den, der Gewalt über ihn hat, verehren wird, und wollen seiner Rechtfertigung gegen jedweden möglichen Verdacht hier noch bereitwillig einige Zeilen widmen. In einer Rede, die er am 3. August 1812 in derselben „literarischen Gesellschaft" zu Prenzlau hielt, heißt es: „Preußens Völker sind noch dieselben, „die sie unter Friedrich waren. Wenn die Umgebungen „nicht mehr dieselben sind; wenn unter einer benachbarten „Nation ein großer Mann aufstand, das Unrecht zu „rächen, das ihr eine Folge schwacher Könige gebar; wenn dieser Mann, um einen großen Plan durchzusetzen, mit den Waffen in der Hand, Europens Continent Gesetze vorschreibt: so lag es nicht an uns, ein Schicksal abzuwenden, das zu sichtbar von einer höhern Hand geleitet „wird. Danken müssen wir es dem Könige, der sich diesem „Schicksal unterwarf; der dem mächtigen Nachbar die „Hand bot zu einem Bunde, welcher mit der Freiheit der Meere die Wohlfahrt der Nationen des „festen Landes wieder herstellen soll".

„Und ist dieses Ziel zu erringen; dürfen wir an der „Reinheit dieser Absichten, an der Zweckmäßigkeit der dazu „gewählten Mittel nicht zweifeln: wer sollte dann sich nicht „freuen, dazu mitgewirkt zu haben; wer sollte nicht gern einen Theil seiner Kräfte, seines Vermögens, seiner Bequemlichkeit, seiner Vergnügungen, seiner Ruhe opfern, um seine „eigene Wohlfahrt, um die Wohlfahrt seiner Kinder und vieler Millionen seiner Brüder für die Zukunft zu begründen, „zu sichern"!

„Daß es aber möglich sey, dieses Ziel zu erreichen, wenn „alle Mächte des festen Landes nach Einem Plane handeln,

„läßt keinen Zweifel. Kehren wir nur zurück zu einer ein-
„facheren Lebensart; lernen wir nur die Kräfte unseres Lan-
„des und unsre eignen Kräfte kennen, lernen wir nur sie be-
„nutzen: so bedürfen wir Englands nicht, aber Eng-
„land bedarf unser. — Schwerer möchte es seyn, denen
„zu antworten, die an der Reinheit dieser Absichten zweifeln,
„die in diesen mächtigen Anstrengungen nur ein Spiel des
„Ehrgeizes und der Eroberungssucht erblicken. Doch — so
„schwer es auch seyn mag, die geheimsten Triebfedern eines
„Fürsten zu erspähen — so sehr wir auch Gefahr laufen, in
„in diesem Urtheil unsere Moral an die Stelle der Politik zu
„setzen: so dürfen wir doch nur einen unbefangenen Blick auf
„die Begebenheiten des letzten Jahrhunderts werfen, um in
„den Schritten dieses Helden, den Europa an-
„staunt, um in seinen Verordnungen, in seinen
„Kriegserklärungen, in seinen Friedensschlüssen
„die Folgerichtigkeit zu bemerken, die nur aus dem Einen,
„deutlich genug von ihm ausgesprochenen Plane fließt: der
„Uebermacht und der Willkühr Gränzen zu setzen,
„womit England seit langer Zeit das übrige Eu-
„ropa besteuert und entkräftet hat. Lassen wir uns
„durch unser eigenes Unglück nicht irre machen, diesen Ge-
„sichtspunkt zu fassen und festzuhalten; es ist ja der einzige,
„der uns einen heitern Blick in die Zukunft thun läßt; es ist
„ja auch der, den unser König gefaßt hat! Ihm wollen wir
„vertrauen"!

Und am 3. Mai 1813, neun Monate später, declamirte Herr Grashof: „Nun sind wir erwacht, und fürchterlich ist das Erwachen des Löwen, der seine Fesseln zerbricht. Den Henker, der ihn für schnöden Gewinn dem Spotte der gaffenden Menge Preis gab, wird er mit seinen Klauen angreifen, er wird ihn mit den Zähnen zerfleischen". — Wiederum am 24. April 1815 sagte derselbe Mann in einer Rede bei Eröffnung des Gymnasiums zu Köln: „Daß vor dem Namen eines Harmodius und Aristogiton, eines Thrasybul, eines

Brutus und Cassius alle Tyrannen zittern müssen, war ihm, dem großen Tyrannen, nicht entgangen, und Roms ersten Consul hatte Frankreichs erster Consul fürchten gelernt. Darum sollten diese gepriesenen Namen in keiner Schule des französischen Reiches genannt werden; darum mußten die Schriftsteller und die Geschichte des Alterthums den Schriftstellern und der Geschichte Frankreichs weichen. Und gemiethete Söldlinge auf deutschen oder entdeutschten Kathedern entblödeten sich nicht, laut die große Lüge zu verkünden, als biete die Regierung Napoleon's mehr Stoff zur Erweckung großer Gesinnungen, zur Anregung für große Thaten dar, als die ganze Geschichte des gepriesenen Alterthums".

„Ueber eine solche Frechheit wollen wir jetzt den Schleier ziehen. Ob sie auch auf Kölnischen Lehrstühlen vernommen worden sey, weiß ich nicht, und mag ich nicht wissen; geboten wurde sie wenigstens von oben herab. Aber wenn auch von Ihnen, meine Herren, die Sie an den bisherigen Collegien dieser Stadt als Lehrer arbeiteten; wenn auch, was ich gern glaube, keiner von Ihnen einer so tiefen Entweihung des ehrwürdigen Alterthums sich schuldig gemacht hat: so waren Sie doch durch Gesetze verurtheilt, mit größerer oder geringerer Nachgiebigkeit im Geiste der Pariser Universität zu lehren, zu erziehen. Ihnen wurde oft angerechnet, was nicht Ihre Schuld war; von Ihnen oft mehr gefordert, als Sie geben durften. Wenn daher manchem deutschen Biedermann, der auf vaterländischem Boden kein Vaterland mehr fand, das Herz geblutet haben mag, indem er den Sohn Ihnen zuführte; wenn unter den deutschen Frauen dieser Stadt so manche mit Kummer auf den Liebling herabsah, der unter Ihren Händen in ein undeutsches Gewand gekleidet ward: so treffe die Schuld nur Den, durch den Sie selbst gezwungen waren, der vaterländischen Sitte zu entsagen"! —

Endlich am 2. August 1832 apostrophirt immer derselbe Herr Grashof die Männer von Hambach folgender Gestalt:

„Durch euer Geschrei, ihr betrogenen und betrügenden Volksredner, bei den in unsrer Nähe gehaltenen Volksfesten, die zu einer Volkstrauer geworden sind, durch euer Geschrei werdet ihr einen Zustand nicht hervorzaubern, der nur allmählig, der nur sehr vorsichtig herbeigeführt werden kann“. — Freilich! freilich! nur vorsichtig, nur still, nur langsam! nehmt Euch ein Exempel an den Männern des Tugendbundes! Bis aber der große Moment gekommen seyn wird, wo die Hülle von dem verschleierten Bilde fällt, wird Jeder, der lange leben und es sich wohl seyn lassen will auf Erden, gut thun, die Anwendung zu beherzigen, welche Herr Grashof (S. 346) in derselben Rede von den drei göttlichen Tugenden macht: „Wir glauben an unsern König, wir hoffen auf unsern König, und eben darum lieben wir ihn“. —

Es ist gut, diese Missionäre der protestantischen Aufklärung von Zeit zu Zeit etwas näher in's Auge zu fassen. Auf manche dunkle Parthien der Gegenwart fällt dadurch nicht selten ein ganz unerwartetes Licht.

XVI.

Zeitläufte.

Die revolutionären Complotte der neuern Zeit, und die darüber in Deutschland gepflogenen Untersuchungen.

Zweiter Artikel.

Wir haben in einem frühern Artikel nachgewiesen: daß die Burschenschaft, der Kern und das Centrum der revolutionären Bewegungen in Deutschland, nichts als eine Fortsetzung des Tugendbundes war, der unter die Maske einer unschädlichen Studentenverbindung gesteckt, und gleichzeitig in eine Stellung gebracht werden sollte, wo er in nicht gar langer Frist die gebildeten Stände Deutschlands mit seinem Hauche durchdrungen haben mußte. — Belehrt uns nun die, in Frankfurt erschienene „Darlegung der Untersuchungen wider die revolutionären Umtriebe in Deutschland," daß der Zweck der Burschenschaft kein anderer gewesen: als die Verwandlung des gesammten Deutschlands in einen revolutionären Gesammtstaat zu bewirken, der nach Einigen eine reine Republik, nach Andern ein phantastisches Wahlkaiserthum seyn sollte, — so liegt eine Frage nahe, in Hinsicht welcher wir uns wundern, daß sie nicht schon längst aufgeworfen worden. Wie verhielt sich — da Indifferenz hier undenkbar ist, — das revolutionäre Treiben zu den in Deutschland bestehenden religiösen und kirchlichen Verhältnissen? — auf welchem confessionellen Grunde und Boden stand dasselbe, in seinem Ursprunge wie in seinem Ausgangspunkte? wie sollten die kirchlichen Beziehungen des neuen Reiches gestaltet seyn, von welchem die pseudo-deutschen Chiliasten träumten? —

Auch auf diese Fragen haben uns die officiellen Berichte bis jetzt keine Antwort gebracht, was um so mehr zu bedauern ist, als den untersuchenden, wie den urtheilenden Behörden die reichhaltigsten Materialien hierzu nicht fehlen dürften. — Sollte vielleicht die katholische Kirche, oder der Jesuitenorden, oder etwa der Papst in die revolutionären Umtriebe verwickelt gewesen seyn? da man doch von dem letztern verkündet hat, daß er die Fackel der Zwietracht am Altare anzünde! und sollte vielleicht, bloß aus Schonung gegen die eben besagten Corporationen und geistlichen Autoritäten, diese Seite der Sache mit Stillschweigen übergangen seyn? — Wir wollen sehen, was sich aus den uns zugänglichen Quellen als historische Wahrheit herausstellt. Auch die Meinungen haben ihre Genealogie. Wir wollen sehen, wer die Ahnherren des dermalen in Deutschland neu entzündeten Hasses gegen die Kirche, und die Erfinder des Systems der Unionen und Fusionen sind!

Unter den Büchern, welche von den Adepten des Turnwesens und der Burschenschaft als symbolische Schriften ihrer politischen Religion verehrt wurden, steht „das deutsche Volksthum“ von Friedrich Ludwig Jahn oben an, dessen persönlichen Antheil am Tugendbunde und an der Stiftung der Burschenschaft wir als notorisch und von keiner Seite her bestritten voraussetzen dürfen. — Es gebricht uns an Raum zu einer ausführlichen Kritik jener Schrift, deren Vorrede vom 14. October 1808 datirt ist. — Einige tiefe Wahrheiten mit großen Irrthümern, eine unleugbare Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit der Gesinnung mit vieler Eitelkeit und Schiefheit der Anschauungsweise des Lebens, eine ächte Liebe des deutschen Vaterlandes mit engherzig preußenthümlicher Ueberhebung und Beschränktheit verschmelzend, und alle diese Elemente zu einem Ganzen zusammenknetend, ist dieses Buch ein treues Abbild dessen, was später als sogenanntes altdeutsches Wesen, etwa ein Jahrzehent und länger, auf Universitäten und Gymnasien spukte. Der von vornherein faule und

wurmstichige Fleck dieser angeblichen Deutschheit, aus der sich alle übrigen Thorheiten und Verbrechen dieser Richtung consequent entwickelten, ist aber deren kirchliche und confessionell=religiöse Seite. — Es verlohnt sich der Mühe, von diesem Standpunkte aus das erwähnte Buch von Jahn näher in's Auge zu fassen. — Der Protestantismus, aufgefaßt aus dem Standpunkte eines hochmüthigen Zeloten, der selbst nicht weiß, was er will, und deshalb in dem „finstern Hasse des Papstthums," in dem er aufgesäugt worden, das Wesen seines Glaubens sucht, ein solcher Protestantismus ist ihm von vornherein die spezifisch deutsche Religion. „Bei der deutschen Kirche, worin ich geboren und erzogen, bleibe ich stehen; Vaterlandsliebe ehrt den Glauben der Väter." — Darauf giebt er zu: daß die „evangelisch=lutherische Kirche" kranke, jedoch „mehr am äußern Seyn, als am innern Wesen." — Dem sey jedoch abzuhelfen, meint er. „Hier rufe ich den größten deutschen protestantischen König an, Friedrich Wilhelm den Dritten, als Wiederhersteller und Besserer." (Deutsches Volksthum S. 103). — Ueber die Art und Weise dieser „Besserung" kommen inhaltschwere Winke in diesem, vor mehr als dreißig Jahren geschriebenen Buche vor, die da klar machen helfen, aus welcher Quelle manches geflossen, was seitdem geschehen ist, und heute mit verdoppeltem Eifer durchgesetzt werden soll. „Liebe ist der Geist des Urchristenthums und Liebe trennt nicht, Liebe vereinigt. Muß denn die alte Scheidewand der Hauptbekenntnisse immer wieder von Neuem gebaut, und die Trennungslinien der Nahverwandten in's Unendliche vervielfältigt werden? Nunmehr haben ja überall in Deutschland die drei Partheien gleiche Duldung; sie sind ja auch in den wesentlichsten Hauptlehren einverstanden. Warum kann denn ihr Uebereinstimmendes auch nicht in den kirchlichen Büchern einerlei seyn? Besonders, was den Menschen bloß als solchen, als Bürger des Staats, als Theil des Vaterlandes angeht. Ich meine

13 *

im Lehrbuche des Christenthums und im Gesangbuche. Sollte nicht Ein deutscher-katholischer, Ein deutscher-reformirter, Ein deutscher evangelisch-lutherischer Katechismus ein stärkere Wirkung äußern? — — — Sollten nicht drei, nach solchem Plane gesammelte Gesangbücher das gesammte deutsche Volk mehr erwecken, erheben, vereinigen? Sollten nicht Lehre und Lied, aus Einer Quelle abgeleitet, zusammenfließen und die Predigten mit beiden?" So alt ist also schon der Plan einer Religionsmengerei im Großen, dessen Verwirklichung in unsern Tagen an der Widerstandsfähigkeit der katholischen Kirche scheiterte, die damals schon (und zwar von dieser Seite her!) zu einer deutsch-katholischen, vermeintlich volksthümlichen, umgewandelt werden sollte! — Doch war dieß nicht der letzte Zweck. — Es war die constante Lehre der Parthei, die Jahn bereits offen aussprach: Protestantismus ist Urchristenthum. — Er wirft die Frage auf: „Warum nur unter den Deutschen die ersten Wiederhersteller des Urchristenthums entstanden?" und versichert: daß Luther „ein ewiger Ehrenmann unter den Völkerheilanden und den Großgeistern seines Volkes bleibe, selbst bei seinen Glaubensgegnern." Daher sey er „für das gesammte deutsche Volk ein Raummacher, Wecker, Lebenserneuerer, Geistesbeschwinger, Ausrüster mit der edelsten Geisteswehr, Herold eines künftigen Bücherwesens, und der Erzvater eines dereinstigen deutschen Großvolkes, durch das aufgefundene Vermächtniß einer Gemeinsprache." *) Daher auch, im Geiste Luthers, der ungerechte, bittere Haß gegen die katholische Kirche, und insbesondere gegen ihr Oberhaupt, der sich durch das ganze Buch zieht. Diese antikirchliche Richtung war und

*) Daß Luther der Schöpfer des heutigen Hochdeutsch sey, war damals noch eine Lieblingsmeinung mancher Protestanten. Heute ist diese Chimäre auch wohl schon von den Unwissendsten aufgegeben.

blieb fortan die andere Hälfte des politischen Treibens derselben Parthei, die seitdem, je nach den Verhältnissen, bald die eine, bald die andere Seite nach außen gekehrt, und bald als protestantischer Zelotismus die Kirche, bald als liberale Demagogie die fürstliche Herrschaft und den Staat befehdet hat.

Kurz nach der Stiftung der Burschenschaft setzte ein merkwürdiges Ereigniß den von Haus aus protestantischen Charakter derselben in das klarste Licht. — Die Burschenschaft bemächtigte sich der Idee des dreihundertjährigen Gedächtnißtages der Kirchenspaltung, und feierte diese Begebenheit in einer Weise, die zwar nicht dem Geiste des Luther entsprach, der nach dem Scheitern der ursprünglichen, mehr demokratischen Umwälzungsplane der dienstwillige Diener der unumschränkten Gelüste der Staatsgewalt geworden, und die Mahnungen der fürstlichen Gewissen mit theologischen Gutachten zu beschwichtigen gehorsamst beflissen war, — sondern jenes Luther, der mit Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen verbündet, trotzig das Panier der Empörung aufgesteckt, und seine Anhänger aufgefordert hatte, ihre Hände im Blute der Priester zu waschen. — Die Lieder und Reden der Parthei knüpften die jetzt beabsichtigte Umwälzung unmittelbar an jene Periode der Trierischen Fehde und der ersten Zuckungen des Bauernkrieges. — Aus der Fluth der Broschüren und Schriften, welche die Wartburgfeier begleiteten und sammt und sonders das eine Thema abhandeln: daß die kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts heute durch eine politisch-sociale Revolution vollendet werden müsse, heben wir hier der Kürze halber bloß jenen Aufsatz hervor, in welchem Carl Ludwig Sand, derselbe, welcher später durch seinen Meuchelmord an Kotzebue einen welthistorischen Namen erlangte, sich über Zweck und Bedeutung der Burschenschaft wie der Wartburgfeier aussprach. *) „Unsere jetzige Zeit ist reich an

*) „Zum achtzehnten des Herbstmonats (?) im Jahr nach Christo 1817 auf der Wartburg."

hohen Gaben und Gnaden und muß zusammengestellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der Geschichte des Menschengeschlechts. Laßt sie uns vor Allem vergleichen mit jenem hervorleuchtenden deutschen Kampfe zur Wiederherstellung und Reinigung des Christenthums und unsers frommen Glaubens. Laßt uns hieraus erholen: Aufruf, Rath und Zuversicht. Heute liegt uns mehr vor eine wissenschaftlich=bürgerliche Umwälzung." — Alles was der Idee der Burschenschaft widerstrebt, ist ihm demnach „papistisch und landsmannschaftlich." „Urfeinde unsers deutschen Volkes waren von jeher: die Römer, Möncherei und Soldaterei. Wie einstens auf Athanasius die ganze große Sache der christlichen Kirche und des Glaubens beruhte, wie vor 300 Jahren der stille Bruder Martin dazu berufen war, die dichten Nebel zu durchbrechen und dem reinen Lichte einen Weg zu bahnen, so konnte auch jetzt die allgemeine Beseligung nicht von den Obern herabkommen. Einzelne hervorleuchtende Männer hatte Gott als Stammhalter unsers deutschen Volkes erstehen lassen, und von ihnen und einigen Jünglingen höherer Art fluthete der schöne Geist aus; die Fürsten wußten, daß wenig zu rathen. — Die Hauptidee für unser heutiges Fest ist der von unserm Luther, dem edlen Kerne unsers deutschen Volkes, auf die heilige Schrift begründete Satz: Wir sind allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht. 1 Petri 2, 9. „Ihr seyd ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich." Das heißt durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben sind wir alle geistlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüstige Diener des Herrn, dem Höhern, Göttlichen geweiht sind, so ist auch unter uns allen kein Unterschied, denn der um des Amtes oder Werkes halber; wir sind allesammt geistlich frei und gleich! Amen."

In demselben Sinne dichtete Follen:

„Dich sing ich wohl Luther! leise und laut,
Den begeisterten Redner zum Volke,
Der die Wahrheit umfaßte, die Himmelsbraut,
Wie der Sturmwind die glühende Wolke;
Du Glaubensflamberg, du Freiheitsdolch,
Auf das Pfaffengewürm und den römischen Molch!“ *)

Hatten, wie in einem frühern Artikel nachgewiesen worden, die von dem Geiste des Tugendbundes erfüllten Gesellschaften bereits die künftige, kirchliche Verfassung des neudeutschen Reiches zum Gegenstande ihrer Erörterungen gemacht, **) so konnte es nicht fehlen, daß unmittelbar nach dem

*) Zwanzig Jahre später haranguirte mit diesen Versen ein Polizeikommissär die Einwohner von Cleve, und veranlaßte dadurch einen Pöbelaufstand, der an den Schuldigen mit schwerer Strafe geahndet wurde. — Nach Sand's That waren die Follen'schen Lieder Gegenstand vielfacher Untersuchungen geworden.

**) Der unsern Lesern bereits hinreichend bekannte Herr Grashof sagte in einer schon früher erwähnten Rede, die er am 3. Mai 1813 in der „literarischen Gesellschaft“ zu Prenzlau hielt, Folgendes: „Schwieriger als alle Vereinigung möchte die der Religionen seyn. Obgleich wir uns Alle Christen nennen, so ist es doch noch nicht gar lange her, daß diese Christen einander wegen abweichender Meinungen ärger verfolgten, als sie je von den Heiden, oder die Juden von ihnen verfolgt worden sind. Zwar sind wir einander näher gekommen; und das läßt erwarten, die Zukunft werde uns einmal ganz wieder vereinigen, wie wir ursprünglich Eins waren. Allein für jetzt möchte der Zeitpunkt wohl noch nicht da seyn, wo wir zu einer solchen Vereinigung einen Versuch machen dürften. An vielen Orten trifft die Berührung kaum noch die Oberfläche; im Innern gährt noch der alte Groll, und droht bei der geringsten Gefahr der Beeinträchtigung in hellen Flammen auszubrechen. Möchte doch selbst unter den beiden protestantischen Kirchen diese Entfernung der Gemüther noch größer seyn, als die vielen trefflichen Beispiele gegenseitiger Duldung es sollten vermuthen lassen. Möchte doch

Wartburgsfeste die, in den engern Vereinen der Burschenschaft berathenen Constitutionsentwürfe für Deutschland eben-

---

die geringste Aufopferung, die von Einer Seite gemacht werden soll, nur zu leicht eine gänzliche Trennung wieder herbeiführen."

„Käme es nur auf eine Vereinigung in Hinsicht der äußern Religionsgebräuche an; so würde die Annäherung viel leichter seyn. Wir Protestanten sehen es immer mehr ein, daß wir in dem, was bei der äußern Gottesverehrung das innere Gemüth, was vorzüglich die Phantasie ergreift, den Katholiken nachstehen, daß wir im Einzelnen mehr den Verstand, als das Herz befriedigen. Wir würden also vielleicht ohne große Schwierigkeit dahin zu bringen seyn, den katholischen, wenigstens den anglicanischen Religionsgebräuchen zu folgen; diese würden einige ihrer grellen Auswüchse fahren lassen, und wir wären gleich gestellt. Aber es trennen uns Meinungen; Meinungen, die so feste Wurzel gefaßt haben, daß sie keiner Gewalt weichen. — Da unsere literarische Gesellschaft mehrere würdige Geistliche unter ihren Mitgliedern zählt: so wäre es wohl zu wünschen, daß diese einmal diesen Gegenstand zum besondern Vorwurf ihrer Untersuchungen machen, und die Resultate derselben in unsern Sitzungen vorlegen möchten. Ob diese Annäherung der Confessionen zur Erhaltung der deutschen Einheit nothwendig sey, wer möchte daran zweifeln? Wer möchte da wahre brüderliche Eintracht erwarten, wo noch der Deutsche den Deutschen als seinen gebornen Gegner betrachtet, dessen Gemeinschaft zu meiden sein Gewissen ihm gebietet? Und liegt denn nicht die Erfahrung deutlich genug vor unsern Augen, daß gerade seit der Reformation das Interesse Deutschlands so mannigfaltig gespalten und geschieden ist? daß wir gerade seit dieser Zeit aufgehört haben, Ein Geist und Ein Körper zu seyn? — Ob diese Annäherung der Confessionen möglich sey, das überlasse ich, wie schon gesagt, Andern zur Beurtheilung. Viel ist — das läßt sich nicht leugnen — durch den Geist der Zeit vorbereitet; aber mehr noch bleibt zu thun übrig. Wäre von dem deutschen Kaiserhause ein entscheidender Schritt zu dieser Vereinigung zu erwarten, dann möchte sie leichter seyn; das Beispiel des Fürsten wirkt zu mächtig auf die Nation. — Indessen was die Gegenwart nicht vermag, wird die Zukunft ver-

falls die Grundzüge des künftigen Rechtes der neuen deutschen Kirche feststellten. In einem zu Gießen verfaßten, und im Winter 1817 bis 1818 dort im engern Vereine der Burschenschaft förmlich discutirten Entwurf der „Grundzüge für eine teutsche Reichsverfassung" heißt es:

§. 10.

„Weil die Glaubenslehre Christi rein von Lehrsätzen (Dogmen), welche die Bewegung des menschlichen Geistes binden, eine Glaubenslehre der Freiheit, Wahrheit und Liebe, sonach mit dem ganzen Wesen des Menschen zusammenstimmt; so ist sie zur Glaubenslehre des Reichs aufgenommen. Ihre Quelle, aus der jeder Bürger unmittelbar schöpft, ist das N. T., die einzelnen Glaubensfecten lösen sich in eine christlich-deutsche Kirche auf; andere Glaubenslehren, welche den Zwecken der Menschheit zuwider sind, wie die jüdische, welche nur eine Glaubensart sind, werden in dem Reiche nicht geduldet. An dem öffentlichen Gottesdienst nimmt jeder Antheil, der Bedürfniß fühlt. Glaubenszwang ist überall nicht; die Hausandacht ist ungestört".

§. 11.

„Als Beamte für die Kirche sind in jeder Gemeinde die Geistlichen, bei deren Anstellung, außer den allgemeinen Erfordernissen bei jeder Stelle, noch das hinzukommen muß, daß die Gemeinde nicht widerspreche, d. h. nicht erkläre, daß sie zu diesem Geistlichen kein Zutrauen haben könnte. Die Geistlichen sollen, als Muster und Lehrer des reinen Christenthums,

---

mögen. Sorgen wir nur bis dahin, daß die verschiedenen Völker deutscher Nation in der unmittelbaren Berührung, in welche jetzt der gemeinsame Kampf für ein gemeinsames Gut sie bringen wird, erhalten werden; sorgen wir nur dafür, daß irgend ein gemeinschaftliches Interesse sie immer enger an einander knüpfe, und wir werden den Zeitpunkt der Vereinigung vielleicht schneller herbeiführen, als wir es ahnen könnten".

ihren Gemeinden den wahren Glauben der Wahrheit, Freiheit und Liebe, der Gleichheit aller, und der Verherrlichung der Menschheit im Volke mittheilen, und im Verein mit den Kirchenältesten auf Zucht — und Ordnung halten. Zur Berathung über das allgemeine Beste, in kirchlicher Hinsicht, dienen dreierlei Kirchenversammlungen".

I. „Sprengel-Versammlungen,

gebildet aus Geistlichen und Kirchenältesten eines Sprengels, zu zweifachem Zweck! a) Beschlüsse über das kirchliche Wohl des Sprengels, unter Mitwirkung des Amts-Vogts zu fassen, diese werden der versammelten Sprengel-Gemeinde zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt; andererseits vom Vogte aber an den Gaurath einberichtet; — b) unter richterlicher Leitung des Amtmanns sollen sie ein Rügegericht hegen, und zwar in jeder Gemeinde".

II. „Gau-Kirchenversammlungen,

jährliche Versammlungen der von jeder Sprengel-Gemeinde dahin abgesandten Geistlichen, zur Berathung der Gau-Kirchensachen unter Aufsicht des Gauraths. Die Beschlüsse werden, nebst dem Bericht des Gauraths, dem Reichstag zur Genehmigung, Verwerfung oder Abänderung eingesandt, wie auch vom Gaurathe sogleich an den Reichstag berichtet. Glaubt eine Gau-Kirchenversammlung eine Reichs-Kirchenversammlung nöthig, so hat sie solches beim Reichsrathe, und, wenn es hier nicht verlangt wird, beim Reichstage zu erwirken. So entstehen:

III. Reichs-Kirchenversammlungen,

unter Aufsicht des Reichsrathes, gebildet aus den, von der Gau-Kirchenversammlung gesandten Geistlichen zur Berathung des Reichs-Kirchenwesens. Die Beschlüsse werden, nebst Berichten des Reichsrathes, dem Reichstag zu Ja und Nein vorgelegt. — So entstehen Reichs-, Gau- und Sprengel-Kirchen-Ordnungen".

Nach diesem, auf Thatsachen gegründeten Nachweis, wo-

her der Kampf gegen die römisch-katholische Kirche und das Streben zur Gründung einer deutschen, die bisher getrennten Confessionen umfassenden Religionsgesellschaft entstanden sey, — bleibt uns nur noch zu zeigen übrig, welche Gestalt eben diese consequent festgehaltenen Plane, in dem neuern demagogischen Treiben, seit 1830 gewonnen haben. — Auch dieses stand, von der kirchlichen Seite angesehen, lediglich auf dem Gebiete eines fanatischen Protestantismus, berief sich fortwährend auf Luthers Beispiel, und betrachtete die zu veranstaltende, politische Umwälzung lediglich als die letzte Vollendung der kirchlichen Revolution des sechszehnten Jahrhunderts. „Herrliche Werke der sinnigen Andacht unsrer bessern Väter", — sagte Wirth auf dem Hambacher Feste — „prangten dereinst in diesen reichen Gauen. — — — Noch steht die Kirche dort, wo ein Luther gepredigt, noch zeigt sie das Bild des Reichstages, vor welchem er, der muthige Glaubensheld, den Herrscherstab des Pfaffenthums, der Unwissenheit und geistigen Bedrückung zerbrach, und die Freiheit des Gewissens und der Forschung für immer errang, aber noch steht der römische Despot mit deutschen Fürsten in Vertrag und Bund, und noch ist kein politischer Luther auferstanden, der das Scepter zerbreche der absoluten Könige, der die Völker erlöse von der Schmach der politischen Knechtschaft". Dann weist er nach Worms, „wo Luther im Angesicht des Reichstags dem verketzernden Priesterthum Trotz bot", und schilt Frankfurt „den Sitz des politischen Vaticans, aus welchem der Bannstrahl herabzuckt, wie irgend ein freier, ein deutscher Gedanke sich hervorwagt". — Dieß Lob der Empörung gegen die Kirche, dieser Todhaß gegen die höchste, geistliche Autorität ist der immer wiederkehrende Ton, der sich durch alle jene Lieder, Zeitungen, Broschüren, Flugschriften und Reden zieht. — „Vielleicht verdient aber der Ton", sagt Wirth in seiner Vertheidigungsrede vor den Assisen von Landau, „in welchem wir

den geistigen Kampf zur Wiedergeburt des Vaterlandes führten, und namentlich die Wahl des Ausdrucks und die Heftigkeit der Vorwürfe gegen die Fürsten, die Verurtheilung? Auf diesen Einwurf will ich Luther antworten lassen: „Aergerniß hin, Aergerniß her“, sagt der Reformator, „Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen mag; wo nicht, so soll ich meiner Seele rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt. Frei bekennen und öffentlich predigen das Wort, ist das höchste Werk im christlichen Leben, daran muß man wagen Leib und Leben, Gut und Ehre. Denn recht glauben und wohl leben, heimlich und bei ihm selber, ficht der böse Geist nicht so hart an; aber wenn man will heraus fahren, dasselbe bekennen, predigen und loben, auch den andern zu gut, das mag er nicht leiden. Ein sicher Gewissen, das seiner Sache gewiß ist, fitzelt und fetzelt nicht; es sagt dürre und frisch heraus, wie es an ihm selber ist. Wenn der Teufel so klug wäre, und schwiege still und ließe das Evangelium predigen, so würde er weniger Schaden haben. Denn wenn das Evangelium nicht angefochten wird, so verrostet es gar, und hat Ursach, seine Gewalt und Kraft an Tag zu geben“. — So spricht Luther, und liefert uns dadurch die schlagendste Rechtfertigung des Tones unserer Reden und Schriften“.

Alle jene Aeußerungen beweisen, auf welchem kirchlichen Boden die revolutionären Erscheinungen der jüngstvergangenen Zeit gewachsen waren. — Noch wichtiger aber ist folgende Stelle aus einer zu Straßburg im Jahre 1832 erschienenen revolutionären Broschüre: „Ideen zum Entwurfe einer Verfassungsurkunde für Deutschland“.

§. 198.

„Die Kirche ist keine Gesellschaft, sondern ein Institut, und steht unter dem Staate. Die deutschen Einzelstaaten erkennen kein fremdes Kirchenoberhaupt ferner an. Alle päpstlichen Concordate sind, soweit sie Kirchliches betreffen, null

und nichtig. Die Geistlichen sind Staatsdiener und stehen unter dem Cultministerium. — Sie sind, wie Juristen und andere Beamte unabhängig, und können nur durch richterlichen Spruch ihres Amtes entsetzt werden. — Sie schwören dem Staate den Beamteneid". —

§. 199.

„Dem Staate stehen mithin (als jura *circa* sacra) das placet regium, das jus inspectionis secularis und das jus advocatiae, nicht aber das jus reformandi zu".

§. 200.

„Die Kirche und ihre Diener genießen hingegen alle Rechte, welche andere Institutionen (des Rechts, der Administration u. s. w.) und deren Diener genießen".

§. 201.

„Die Kirche hat kein Vermögen, so wenig wie andere Institute. — Ihre Diener besoldet der Staat".

§. 202.

„Es giebt keine Staatsreligion. Jede Religion und Kirche ist im Staate ohne Einschränkung erlaubt, welche sich zu einem Gotte bekennt, und keine unsittlichen und immoralischen Ceremonien beobachtet; in welchem Falle auch nur letztere verboten werden können".

§. 203.

„Der gesetzgebende Körper als solcher ist erhaben über jeder positiven Religion, und seine Mitglieder können als Privatpersonen jeder Confession zugethan seyn".

§. 204.

„Demnach sind die Juden und Mahomedaner emancipirt, vorbehaltlich der politischen Lehren und Rechte im Talmud und Koran".

§. 205.

„Der Cölibat ist aufgehoben".

§. 206.

„Die Klöster und Orden sind aufgehoben. Ihr Vermögen, als von der Nation herrührend, fällt an dieselbe als

Nationalgut zurück. Die Mönche und Nonnen genießen ein reichen, lebenslänglichen Pension, und können, wenn sie wo len, im Klostergebäude verbleiben und ihre schwärmerische A dacht fortsetzen, welches mithin erst nach dem Ableben derse ben dem Staate anheimfallen kann. Neue Klöster dürfe nicht errichtet werden".

§. 207.

„Der Staat schlägt für die Besetzung der Stelle eine Geistlichen drei Candidaten vor, aus denen die Gemeine ei nen zu wählen hat". Hierzu fügt der Verfassungsentwu folgende Anmerkung:

1) „Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat".

„Das Verhältniß der Kirche zum Staate scheint von ei nem Zeitraum zum andern stets einen wesentlich ander Charakter anzunehmen. — In der Theokratie waren Kirch und Staat identisch, und da es Gott selbst war, welcher durc den Mund seiner begeisterten Priester redete, so mußte di Kirche — als von Gott ausgehend, als ein prius (Erstes) betrachtet werden, dem der Staat als ein posterius folgte. — Natürlich stand hier die Kirche über dem Staate, und all Gesetze hatten nur in sofern Gültigkeit, als sie sich an die (positive) Religion lehnten. — Da sich Kirche und Staat trennten, beide sich als zwei Gesellschaften betrachteten und ihre verschiedenen Oberhäupter hatten, da entstand die Frage, welche Gesellschaft der andern untergeordnet, oder ob sie etwan coordinirt wären. Diese Frage ward historisch und factisch verschiedentlich gelöst, und wird jetzt philosophisch oder theoretisch von den neuesten Publicisten, und selbst den meisten Geistlichen dahin entschieden, daß die Kirche unter dem Staate stehen solle, und das Staatsoberhaupt zugleich das Oberhaupt der Kirche seyn müsse, wie es das Oberhaupt der Justiz, der Administration, des Militärs u. s. w. ist".

„Hieran ist nun wohl nicht mehr zu zweifeln. — Auch macht es keinen Unterschied, von welcher Kirche, ob von der katholischen, der protestantischen oder jüdischen u. s. w.

die Rede sey, da die reine Religion nur eine seyn kann; wie es nur ein Recht, eine (zweckmäßige) Verwaltung geben kann, obschon im Staate mehrere Gesetzbücher, mehrere Provinzialverwaltungsobservanzen — und mehrere Kirchen existiren können. Das Staatsoberhaupt steht über aller und jeder positiven Religion".

„Damit ist nun aber das Verhältniß der Kirche zum Staate noch nicht vollständig berichtigt. — Es fragt sich noch immer: Soll die Kirche eine Gesellschaft, oder soll sie ein Staatsinstitut seyn? — Ferner: ist die Kirche als eine eigenthümliche, besondere, von allen übrigen Gesellschaften im Staate wesentlich verschiedene, oder als eine Art Privatgesellschaft zu betrachten"?

„Begreiflich sind alle drei Verhältnisse möglich und denkbar; es fragt sich nur, welches Verhältniß das zweckmäßigste ist, d. h., welches eigentlich Statt haben soll? Der Zweck der Kirche ist religiöse Freiheit, d. h. Freiheit von allen Fesseln des Un= und Aberglaubens, des Hasses, der ihm verwandten Affecte, der Intoleranz; — Erweckung der Liebe zu Gott, zu allen Menschen, zu allen Wesen; — Tugend. — Ist die Kirche eine Privatgesellschaft, so hat jede Gemeine das Recht, ihre Priesterschaft zu wählen. Eine abergläubische, fanatische Gemeine wird daher einen noch fanatischern Priester wählen, mithin, statt in der religiösen Freiheit Fortschritte zu machen, darin Rückschritte thun. Folglich darf die Kirche keine Privatgesellschaft seyn. — Ist die Kirche eine große, durch den ganzen Staat verzweigte, eine (Kirchen=) Gesellschaft, so hat sie das Recht, ein Kirchenoberhaupt zu wählen, auch Behörden (Consistorien) und Versammlungen (Synoden) zu bilden. In diesem Falle muß schlechterdings eine Priesterherrschaft entstehen, denn Priester (irgend einer Confession) sind es ja, welche in den Consistorien und in den Synoden sitzen. — Wie im ersten Falle demnach die Kirche eine rein demokratische Verfassung hatte, wo der fanatische Pöbel die Souverainetät in geistlichen Dingen besaß, so bildet sie

in diesem Falle eine Priesteraristokratie, wo die Souverainetät den beamteten Priestern zuständig ist, und die nothwendig vorerst zur Intoleranz, zu geistlichen Stiftungen und Dotationen, zur Autoritätsreligion, ja zur Verdammung der Andersdenkenden und zur Inquisition führen muß“.

„Demnach soll die Kirche keine Gesellschaft, sondern ein Staatsinstitut, und zwar ein monarchisch-demokratisches Staatsinstitut seyn, wie ich dasselbe in der Verfassungsurkunde in Umrissen angedeutet habe. — Es ist besser, noch eine Zeitlang die, aus der Tendenz mancher Regierungen zum Obscurantismus entsprießenden Mängel dieses Systems zu tragen, als ein Institut zu gründen, welches, wenn auch für den Augenblick zweckmäßig, doch den Keim zu Rückschritten in der religiösen Aufklärung in sich tragen muß“.

Wenn diese heute längst vergessenen Entwürfe kein anderes Interesse hätten, als daß sie Blasen im Gehirne eines tollhäuslerischen Jakobiners waren, so möchte es der Mühe nicht verlohnen, die Aufmerksamkeit unsrer Leser neuerdings darauf zu lenken.

Aber eben diese Projecte gewinnen für unsre Zeit eine erhöhte Wichtigkeit, wenn man den einfachen Gesichtspunkt in's Auge faßt: daß genau dieselben Vorschläge, welche damals eine von allen Polizeien Europa's verfolgte, friedbrecherische Rotte wagte, — heute von einer ganz andern, angeblich streng-legitimen und im eminenten Sinne monarchischen Seite her, fast mit denselben Worten gethan werden. — Die Herren Grashof, Augusti, Marheinecke, und hinter ihnen die Leipziger allgemeine Zeitung und die Legion der namenlosen Schriftsteller, welche die Staatssuprematie über die katholische Kirche verfechten, predigen, was das Verhältniß des Staats zur Kirche betrifft, kein anderes Evangelium, wie die Männer von Hambach. Nur in sofern hat sich das Blatt gewendet, daß sie für sich den Lohn der tugendhaften Legitimitätsfreunde in Anspruch nehmen, uns Katholiken aber heute als die rebellische Rotte Korah und Dathan

schmähen, gegen welche die heimliche und öffentliche Polizei ihres Amtes zu warten angerufen wird.

Aus den hier beleuchteten, thatsächlichen Verhältnissen, deren Notorietät Niemand bestreiten kann, erlauben wir uns einige bescheidene Folgerungen zu ziehen:

Die revolutionären Complotte der jüngst vergangenen Zeit hatten einen doppelten Zweck: die politische Umwälzung, welche sie beabsichtigten, ging mit der zu bewerkstelligenden Kirchenrevolution Hand in Hand. — Letztere war hauptsächlich auf den Sturz der katholischen Kirche in Deutschland berechnet. — Eine solche, das katholische Volk in seinen Grundtiefen aufregende Kränkung seiner heiligsten Rechte sollte das vornehmste Mittel der beabsichtigten, politischen Verwirrung werden, als deren letztes Resultat, die allgemeine deutsche Republik im Hintergrunde stand.

Als im Jahre 1832 nach dem Tage von Hambach die politischen Plane scheiterten, sagten tiefer blickende Männer (worüber wir merkwürdige Citate beibringen könnten) voraus: daß jetzt die politische Revolution nach und nach zurück, dagegen die andere, auf kirchliche Umwälzung abzielende Seite des Planes in den Vordergrund treten werde. —

Wer mit gesunden Sinnen begabt ist, frage sich heute: ob diese Vorhersagung eingetroffen sey? und sehe dann zu, welche Bundesgenossen die revolutionäre Parthei auf ihrem Wege gewonnen hat.

Sie hat sich an diejenigen gewendet, von denen sie wußte, daß sie, trotz aller politischen Abneigung, trotz aller Pflege des „monarchischen Princips“, mit ihr im Hasse gegen den katholischen Glauben im innersten Herzen einig waren. Selbst diejenigen, die vielleicht der politischen Verführung widerstanden hätten, wurden schwach befunden, als der Glaubenshaß gegen den Papst und die Kirche an die Pforte ihres Herzens klopfte. — Um dieses gemeinsamen Hasses willen wurde den sich anbiedernden Demagogen ein republicanischer Anflug freundlich zu Gute gehalten, und früher schon auf manchen Univer-

stätten die, zum größten Theile aus protestantischen Theologen sich rekrutirende Burschenschaft fast ein Jahrzehent lang geduldet. Gab sie doch Bürgschaft für den antikatholischen Geist der studierenden Jugend. Auch zu Bonn (wie wir aus der offiziellen „Darlegung“ S. 18 sehen) bestand eine solche Verbindung, die zum Verbande der allgemeinen Burschenschaft gehörte. Sollte für den Verfasser „der Wahrheit in der hermesischen Sache“ das allein ein Geheimniß gewesen seyn, was damals in Bonn die Spatzen von den Dächern zwitscherten? Sollte er nie ermittelt haben, wer damals wohl der Burschenschaft den schlauen Rath gegeben, den 3. August mit Fackelzug, Commers und loyalen Toasts zu feiern, weil dies zur Beseitigung der gegen sie gehegten Vorurtheile diene? — Heute ist die Allianz zwischen der revolutionären Tendenz und dem antikirchlichen Absolutismus unverholener als je eingestanden. Jene hat einstweilen ihre sansculottischen Manieren, dieser, für jetzt, den Haß gegen den Liberalismus und die Furcht vor den Demagogen bei Seite gesetzt. Beide haben sich im Kriege gegen den katholischen Glauben und dessen Freiheit die Bruderhand gereicht. Wir wollen in einiger Zeit Nachfrage halten, wer bei Eingehung dieser Societät der Betrogene gewesen sey.

XVII.

Das Leben in Frankreich.

Beobachtungen eines Reisenden.

Erster Artikel.

Wer hat einen Blick in die Geschichte der Menschheit geworfen und nicht wahrgenommen, daß Leben und Tod, der geistige und der leibliche, sich in den Völkern bekämpfen, wie in dem Einzeln? Ein Baum, ein wahrer Stamm- und Geschlechtsbaum, war daher bei manchem Volke des Alterthums das äußere sichtbare Symbol seines inneren Lebens. Er stand auf dem Capitol in Mitte des Stammes; in seinem Schatten ruhte das Land, und die Sage knüpfte sein Aufkeimen an den Urbeginn der Nation. Von heiligen Händen mit heiliger Ehrfurcht gepflegt, hafteten auf ihm die Augen des umwohnenden Volkes; und wenn er in der Morgensonne des Frühlings grünte, dann grünte Vertrauen und Hoffnung in allen Herzen; wenn er aber dahinwelkte, wenn seine Wurzeln eine Beute giftiger Würmer wurden, wenn sein Stamm moderte, seine absterbenden Aeste ihr saft- und farbloses Laub verloren, und der Blitz, der heilige Strahl des zürnenden Gottes, aus dem finsteren Himmel niederschlagend, seine Krone zerschmetterte; dann bebte das Herz des Volkes, es hob ringend die Hände zum Himmel und senkte verzweiflungsvoll den Blick zur Erde, wo es das Grab vor seinen Füßen und jenseits die Nacht ewiger Vergessenheit sah.

Das Christenthum, die Erfüllung des alten Gesetzes, hat die Völker von der alten Zaubermacht der Natur befreit und die heidnische Symbolik geendet. Die Art seiner Apostel

hat die heidnischen Lebensbäume der Völker, an die ihre Seele gebannt schien, und vor denen sie anbetend niederknieten, gefällt und dem Feuer preisgegeben, auf daß ein neuer, geistigerer und freierer aus ihrer Asche im Strahle des neuen Lichtes aufgrüne, der aber nicht minder in seinen irdischen Wurzeln den Gesetzen alles irdischen Lebens unterworfen ist.

Die, welche in der Politik nur Zahl und Gewicht anerkennen; die, welche die Stärke einer Nation, von ihrem moralischen Zustande abstrahirend, nur nach der Größe ihrer Budgets und der Zahl ihrer Bajonnette berechnen, sehen freilich die Lehre von dem inneren geistigen Leben der Völker, dem ihr zeitliches und leibliches in innigster Sympathie untergeordnet ist, als eine mystische Fiction überspannter Gemüther an; und doch ist die Geschichte da, die ihnen mehr als ein tragisches Bild vorhält, wie das Materielle mit dem Ideellen steht und fällt. Die Beispiele davon sind in Aller Gedächtniß, und kaum bedarf es der Erinnerung daran. Als die Idee erloschen war, welche die Römer zum Aufbaue ihres Weltreiches begeisterte, ging da nicht auch ihre materielle Existenz zu Ende? Das moralische Leben war erstorben, und die unumschränkten, vergötterten Imperatoren bemühten sich vergeblich, dem entnervten Körper des Seelenkranken durch materielle Medicamente neue Kraft zu verleihen. Wie sie auch die Civil- und Militärgewalt so oder anders abwogen, die Administration der Provinzen organisirten und reorganisirten, und das erlöschende Feuer auf den Altären der alten Götter und die Disciplin im Herzen ihrer Soldaten durch strenge und milde Gesetze neu zu erwecken suchten; der Leichengeruch, der alle Glieder des weiten Reiches erfüllte, wurde stärker, und die Auflösung ging unaufhaltsamen Schrittes jenem Ziele entgegen, das der bekümmerte Geist des größten römischen Geschichtschreibers geahndet, als er im Hinblicke auf die ungebrochene Naturkraft der germanischen Völker, die der Begründung des Christenthums dienen sollte, von den prementibus imperii fatis sprach. Sie, die todesmuthigen Söhne

der germanischen Urwälder, der Feuer- und Bluttäufer auf dem Leichenfelde der Schlachten, die als Sieger das entkräftete Reich leiblich verjüngen sollten, empfangen von diesem selbst das Sacrament geistiger Verjüngung; und der stolze Sicamber beugt auf den Stufen des Altares vor dem römischen Priester zur Friedenstaufe den Nacken, ein ewig denkwürdiges Symbol der Verknüpfung und Wechselwirkung des geistigen und leiblichen Lebens der Völker.

Und wir selbst, sind wir nicht in diesem Augenblicke Zeugen eines ähnlichen tragischen Schauspieles, wo ein Reich, vor dem die Welt einst gezittert, seiner Auflösung vor Aller Augen entgegen geht. Gerade in solchen Momenten des Entschwindens aber, in den letzten Todeskämpfen, offenbart es sich, welch inneres Leben die Völker bewegt. Oder welcher Zug von dem Bilde eines Sterbenden fehlt dem Anblicke, den uns das Reich darbietet, das des Propheten Schwert in der Stadt Constantins, auf dem umgestürzten Kreuze, gegründet. Nie in seinem Leben hatte der Patient so viele und so besorgte Freunde, als gerade jetzt in seiner Todesstunde. Als Consilium medicum umstehen die Pentarchen sein Krankenlager; sie erkundigen sich stündlich nach seinem Wohlbefinden; sprechen leise; treten leise auf, um den Geschwächten nicht anzugreifen und aufzuregen. Dabei berathen sie sich über seine Heilmittel, ordnen Amputationen und Aderlässe an, und geben ihm excitirende und calmirende Mittel. Alles dieß geschieht gratis. Nur wenn die Krankheit bedenklicher wird, schütteln sie schweigend den Kopf und werfen einen spähenden Blick auf die Erbschaft, die sie, ohne die Lippe zu öffnen, mit ihren Blicken sich einander streitig machen. Bei dem Kranken seinerseits wechseln Sopor und Delirien mit Fiebern und Convulsionen. Hat er einen scheinbar ruhigen Tag, so folgt eine unruhige Nacht. Ein Glied nach dem andern versagt treulos den Dienst, das Leben zieht sich in die innersten Organe zurück, wo es im innern Kampfe sich aufreibt. Der Puls geht nur noch schwach; da rafft er sich aber wieder einmal plötzlich

zusammen; allein es ist nur ein Fieberfrost, der ihn rüttelt und schüttelt, das Schwert des Propheten entfällt seiner Hand, und er sinkt in seine alte, hülflose Ohnmacht zurück. Mit der Seele des Unglücklichen steht es wie mit seinem Leibe. Bald gedenkt er des Gottes seiner Jugend, und er möchte zu dem alten Glauben zurückkehren; aber Allah ist taub und hört sein Flehen nicht. Bald greift er, wie ein Verzweifelnder, nach jedem neuen Hoffnungsschimmer. Da ihn das alte Leben an den Rand des Grabes geführt, so möchte er ein neues beginnen, und sich von dem alten Gott lossagen. Es ist aber nur Seelenschwäche und Todesfurcht, die ihn dabei bewegt, und so kann ihm auch diese Bekehrung nicht helfen. Die Todesschwäche bleibt, der Halbmond sinkt, und die Aerzte sehen sich genöthigt, dem Sterbenden das entweichende Leben nur noch durch Moschus künstlich zu fristen.

Wohl ist dies Schauspiel des verscheidenden Moslemism's geeignet, in den Herzen der Zuschauer ernste Betrachtungen und bedeutungsvolle Erinnerungen zu erwecken. Zuerst der Schauplatz, die Stadt des ersten christlichen Kaisers, später die Metropole des schismatischen Reiches der Griechen, dem der Halbmond succedirte. Dann der Sterbende, der alte Erbfeind der Christenheit, der zweimal mit starker Faust an den Thoren Wiens angeklopft, und der sich nun genöthigt sieht, von den christlichen Mächten die Erhaltung seines Lebens zu erflehen. Und unter diesen christlichen Pentarchen der Repräsentant jener von dem Halbmond besiegten, dissentirenden Kirche, der schweigend und kalten Blickes im Hintergrunde in den Mantel des Nordens eingehüllt steht, und ruhig den Augenblick des Verscheidens abwartet, um zur gelegenen Stunde ein griechisch-slavisches Konstantinopel dem katholischen Rom entgegenzustellen.

Doch es liegt noch ein anderer Gedanke für uns näher. Bei dem Anblicke eines Sterbenden pflegen die Umstehenden wohl einen Blick auf ihr eigenes Leben zurückzuwerfen, und ihr eigenes Lebenscapital von Gesundheit und Kraft zu über-

schlagen, mit dem sie der Zukunft entgegen gehen. Wie ist es nun da um das europäisch=christliche Leben beschaffen? Jene Mächte, die das Krankenlager umstehen, welche Wunden zehren am Marke ihres Lebens, und was haben sie ihnen entgegenzusetzen? Wer ihnen der Reihe nach den Puls fühlen wollte, dem würde es vielleicht nicht an Grund zu mancher ernsten Besorgniß mangeln. Wollten wir z. B. mit jener Macht, die starken Armes beide Welten umfaßt, mit England beginnen; wie viele bedenkliche Symptome innerer Zerrüttung bei äußerem Flore bieten sich hier dem oberflächlichsten Blicke dar. Der verzweifelte Kampf seiner Hochkirche mit der katholischen Kirche und den dissentirenden Secten, und aller insgesammt mit Rationalismus und Indifferentismus; der Hader seiner Aristokratie und Demokratie, seiner Grundbesitzer und Fabrikbesitzer, und die bedrohliche Befehdung beider durch die Nichtsbesitzenden; der Zwiespalt seiner heimischen Interessen und seiner unermeßlichen auswärtigen Besitzungen. Die Betrachtung dieser und ähnlicher Erscheinungen jedoch, an denen es leider auch bei den übrigen Repräsentanten des europäisch=christlichen Lebens nicht fehlt, wollen wir einem Andern überlassen, und dafür den Blick des Lesers ungetheilt jener Nation zukehren, deren Fürsten, die Nachfolger des stolzen Sicambrers, sich einst die ältesten Söhne der Kirche und die allerchristlichsten Könige von Frankreich nannten; während ihr gegenwärtiger Mandatair, der König der Franzosen, im Namen der Volkssouverainetät, in der orientalischen Frage den Einfluß seiner Nation und ihrer Lebenskraft in der Entwicklung des europäischen Lebens geltend macht. Wir wollen hier Beobachtungen mittheilen, die wir in der Mitte des Volkes selbst gemacht. Allen engherzigen nationellen Vorurtheilen fremd, werden wir das Gute mit freudiger Anerkennung, wo es uns begegnet, voranstellen, ohne die dunkeln Schattenseiten zu verschweigen. Vorzugsweise haben wir jedoch unser Augenmerk hiebei auf jene Keime gerichtet, die, fern von dem Geräusch der Welt, noch im stillen verborgenen Schooße der Erde ihre Triebkraft

entfalten, und von denen, im Guten und Bösen, wahrscheinlich das Schicksal der Zukunft abhängt. Wir haben nicht die Prätension, irgend wie ein vollständiges Bild des Volkes zu geben, vielleicht aber wird durch unsere Bemerkungen in das Innere des französischen Lebens hier und da ein Lichtstrahl fallen, der das Urtheil über das Ganze auf eine überraschende Weise modificiren dürfte.

Wenn jedoch von nationalem Leben die Rede ist, so fragen die Skeptiker: was macht denn eigentlich das Leben einer Nation aus, wann kann man sagen, daß sie wirklich lebt? Was entscheidet über ihre Lebensfragen und über das, was sie durchlebt und erlebt hat, das heißt, was in ihr Mark und Blut, in ihr innerstes Leben übergegangen und ihm angeeignet worden, und über das, was in ihr abgelebt ist und sich überlebt hat? Was, fragen sie weiter, ist der Tod einer Nation, und was bringt ihr der Tod? wer entscheidet über das, was in ihr dem Tod unwiederbringlich anheimgefallen ist, und was wieder neu belebt werden kann, und ob ihr noch jugendliche Lebenskräfte übrig geblieben sind, oder ob sie entkräftet und lebensmüde am Rande des Grabes steht?

So fragen sie und streiten sich über die Antwort: denn die Pathologie und Therapie der Völker und Staaten hat ihre verschiedenen Systeme, wie die des menschlichen Leibes; und die Staatsheilkünstler haben mit den Nationen experimentirt, wie die Anatomen mit ihren Cadavern.

Für den Christen jedoch, dem nicht nur die sichtbare Natur, sondern auch die Geschichte ein göttlicher, von der Providenz getragener Organismus ist, kann die oberste Frage, von der die Beantwortung der übrigen untergeordneten abhängt, die Frage über Leben und Tod einer Nation, keine zweifelhafte seyn.

Jedes Volk hat sein eigenes Genie, es hat ihm eigenthümlich verliehene geistige und leibliche Kräfte, die, vereinigt, eben seine Nationalität, seinen Nationalcharakter bilden. Im Verhältniß zu diesen seinen Kräften hat es auch eine eigene na-

tionale Bestimmung, vermöge deren es für seinen Theil beitragen soll, zur Erreichung des gemeinsamen Zieles aller Menschengeschichte, der Verherrlichung Gottes nämlich durch die erlöste und verklärte Menschheit. Wenn es nun sein ihm von Gott verliehenes Genie zu dieser seiner göttlichen Bestimmung anwendet; wenn es alle seine Kräfte gebraucht, und alle Vortheile, die ihm der Wechsel der Zeiten und die Natur seines Landes darbietet, dazu anwendet, um den ihm in der Geschichte und der Entwicklung der Menschheit bestimmten Platz einzunehmen; wenn es so mit vollem Vertrauen der Feuersäule des Höchsten in der Wüste des irdischen Lebens durch Jahrhunderte hindurch folgt; dann lebt es wahrhaft, und in dem Maaße, als es davon abweicht, als es seinem Genie und seiner daran geknüpften Bestimmung untreu wird, geht es seinem Tode entgegen. Da es nicht der Verherrlichung der göttlichen Barmherzigkeit durch willige Hingabe huldigen will, muß es wider Willen im großen Ganzen der Weltgeschichte zur Verherrlichung der strafenden göttlichen Gerechtigkeit Sclavendienst verrichten.

Was aber das Genie eines jeden einzelnen Volkes, und was seine individuelle Bestimmung sey, der es sein Auge unverrückt zugekehrt halten müsse, und wie diese sich im Laufe der Zeiten modificire, wie es mit dem ihm verliehenen Capitale gehaust und seiner Bestimmung in der Vergangenheit entsprochen habe, und was es noch für die Zukunft verspreche; dieß zu erkennen, ist eben die Aufgabe der christlichen Wissenschaft. Dazu stehen dem Geschichtsforscher die Blätter der Geschichte zu Gebot, in denen er prüfend die Jahrhunderte durchwandern kann; und dazu dient dem Reisenden die lebendige Anschauung, wenn er, die Thäler und Berge eines Landes durchwandernd, das Volk in seinen Städten und Dörfern, auf dem Markte und in der Kirche, in Schlössern und Hütten heimsucht, und seinem Leben und Treiben zusieht.

Dieß ist der Standpunkt, von dem aus der Reisende seinen Blick dem französischen Leben zugekehrt hat, und über

ihn hat er sich hier im Voraus mit dem Leser verständigen wollen, damit dieser wisse, was er von den folgenden Beobachtungen zu gewärtigen habe.

Nach den Begriffen, die man bei uns im Allgemeinen von dem französischen Charakter hat, werden Viele ohne Zweifel glauben, es sey nichts leichter, als diese Nation zu durchschauen und zu beurtheilen, was in ihrem Innern vor sich gehe. Allein sie irren sich, weil sie das Volk, wie es heu zu Tage denkt und spricht, nicht beobachtet haben; und daher keine Gelegenheit hatten, zu erkennen, wie sich der französische Charakter durch die Rückwirkung so mancher Katastrophen und Revolutionen wesentlich modificirt hat, und daß diese Modification gerade die Beobachtung erschwert. Man hält es für leicht, den Franzosen zu durchschauen, weil man glaubt, er trage sein Herz auf der Zunge. Und wer bei uns von Franzosen sprechen hört, denkt er nicht sogleich auch an französischen Leichtsinn, Oberflächlichkeit, Ostentation und Frivolität, an Effect und Eclat, an Champagner und Strohfeuer, an Tanzmeister und Schauspieler? Bietet uns ja die französische Sprache selbst in reichem Maaße zu einem derartigen Portraite des Nationalcharacters die Züge dar, deren feine Nüancen unsere ernster und schwerer sich bewegende deutsche Sprache nicht wiedergeben kann, weil ihr im Leben dazu die Musterbilder fehlen; wie sehr auch das junge Deutschland in jüngster Zeit sich bemüht hat, jenseits des Rheines französische Leichtigkeit und Leichtfertigkeit zu naturalisiren. Nach dieser gemeingültigen Vorstellung besitzt der Franzose einen esprit vif, gai, dégagé, alert, adroit, prompt, léger, fougeux, irréflèchi, insouciant, mobile, inconstant, turbulent, frivole, superficiel, semillant, raisonneur, conteur, inquiet, remuant, moqueur, taquin, frondeur, impatient, inflammable, pétillant, pétulant, expansif, franc, ouvert, brillant, galant, vaniteux, glorieux, vantard, bavard, hasardeux, téméraire, enthousiaste, conquérant, chevaleresque!!

Alle diese Züge können allerdings nur die Beurtheilung erleichtern; denn sie deuten mehr oder minder alle auf einen äußerlichen Charakter, der es nach Außen hin treibt; der sich aussprechen, aussingen, ausspringen, austoben und austanzen muß. Sie sind gerade das Gegentheil von einem Character, der das Bedürfniß der Stille, der Ruhe und Abgeschiedenheit zu seinem Nachdenken und Nachsinnen fühlt, um sich hier gründlich und beharrlich sein inneres Leben aufzubauen, und der eben darum schwerer zu beurtheilen ist, weil er der Außenwelt einen ernsten, besonnenen, ruhigen Blick zukehrt; der die Schätze, die sein Inneres verbirgt, hütet und sich scheut, sie der Menge preiszugeben.

Und wie Vieles ließe sich nicht dafür anführen, daß jene der französischen Sprache entlehnten Züge wirklich ein treues Bild des französischen Charakters ausdrücken. Ist darunter ein Zug, zu dem die französische Geschichte oder das, was wir von französischen Sitten und Manieren wissen, nicht glänzende Beispiele in reichem Maaße darböte? Liebt der Franzose nicht seit den Tagen Cäsars täglich Neues und Neuigkeiten? Er will sprechen oder hören, sehen oder gesehen werden. Und wird ihm nicht Alles zum Schauspiel? Wenn er nicht selbst auf der Tribüne oder der Bühne seine Rolle spielen kann, so will er wenigstens unter den Zuschauern applaudiren oder zischen; denn sein Urtheil, Alles was sein Inneres bewegt, kann er nicht zurückbehalten, er muß ihm Luft machen. Und um seine Schaulust in Bewegung zu setzen, bedarf es eben keines Weltwunders; um einen Hahn zu sehen, sagte mir noch heute einer, laufen unserer hunderttausend in Paris zusammen; und wer einen Spectakel oder eine Unruhe in den Straßen macht, der wird immer solche finden, die mitmachen, und geschähe es im Namen des Großtürken, denn meine Landsleute lieben den Spectakel des Spectakels wegen. Nicht minder bekannt ist, in welchem Grade der Franzose die Kunst besitzt, aus nichts und über nichts tausend Phrasen zu machen, und wie ihm so leicht wieder

Alles, auch das Ernsteste, zu bloßen Phrasen wird. Umgekehrt haben wir gleichfalls gesehen, wie sich Tausende und Tausende um hochklingende Worte, deren Sinn sie nicht verstanden, in den Kampf und in den Tod stürzten. Wie Kinder freuten sie sich an Bülletins und Proclamationen und Decorationen, selbst wenn sie diese Ehre mit einer Legion ohne Zahl theilten. Und der esprit français ist er nicht ganz vorzüglich ein esprit de conversation. Er liebt die kleine brillante Bijouterie des Gedankens, Wortspiele und Witzspiele, Bonmots und Calembours. Und die Sprache selbst trägt ganz diesen Charakter der Aeußerlichkeit. Sie läßt dem Gedanken nichts übrig zu entwickeln, sie ist nett, präcis, durchsichtig, leicht, glatt, abgeschliffen. Sie zwingt fast den Einzelnen, seiner inneren Individualität zu entsagen, und sich dem allgemein herrschenden, äußeren socialen Ton zu fügen; denn sie gibt ihm für jede Lage eine bestimmte Anzahl gemachter Formeln, die ihm die Etikette vorschreibt, und über die er nicht frei verfügen kann. Alle diese Eigenschaften, wie sie ein äußerliches, gesellschaftliches Leben bedarf, haben es ihr möglich gemacht, die lateinische Sprache auf die Kirche und das Studirzimmer zu beschränken, und sich den großen Fauteuil in den Kabinetten der Fürsten und Diplomaten und das Sopha in den Salons der Damen vorzubehalten. Schon die alten Druiden ließen ihre Schüler zur Stärkung ihres Gedächtnisses 20,000 Verse auswendig lernen; ein oratorischer Zug ist noch für die neueste französische Literatur charakteristisch. Das nationale Bedürfniß der Mittheilung, die Red- und Hörseligkeit des französischen Volkes hat im Mittelalter aus einfachen Balladen jene voluminösen gereimten und ungereimten Ritterromane hervorgebracht, die im Staube der Bibliotheken selbst den Schreck unserer vielleistenden Zeit bilden. Aus dem gleichen Triebe sind die vielen Chroniken, Journale und namentlich jene Fluth von zahllosen Memoiren hervorgegangen, die von Ville Hardouin an bis auf die neueste Zeit eine so reiche, beinahe den Franzosen ganz eigenthümliche

Quelle ihrer Geschichte bilden. Treu seiner Liebe für ein elegantes, glänzendes Aeußere liebt der Franzose an einem Buche einen geschmackvollen Einband. Nach diesem ist es die Fassung des Gedankens, die ihn zunächst anspricht; ist die Sprache effectreich, glänzend, rund und volltönend, so verzeiht er die Leerheit des Inhaltes; ja er kann jener nicht widerstehen, wenn ihn auch dieser abstößt.

Bei diesem Geiste, der so gern mit dem Scheine spielt; der sich selbstgefällig spiegelt und sich in seiner flinken Beweglichkeit, in seinen eleganten Formen und brillanten Farben betrachtet und belächelt; ist es etwa ein Zufall, daß gerade ein französischer Schriftsteller alle europäischen Bühnen mit den Schöpfungen seiner leichten Feder versieht, wie die Pariser Modistinnen und Schneider die eleganten Herrn und Damen, die seinen Schauspielen zusehen, mit den Werken ihrer kunstfertigen Nadel ausstatten? Und sonderbarer Weise jene Pariser Schneider, die sich dieses allgemeinen europäischen Beifalls erfreuen, sind nichts mehr oder weniger als gute, ehrliche Deutsche, die ihr Geschick und ihre Geduld nach Paris gebracht haben, um dort in die Geheimnisse der Eleganz, des savoir faire und der Façon eingeweiht zu werden. Gerade wie französische Schriftsteller in neuester Zeit die Werke deutscher Gelehrten hinübergenommen haben, um den steifen, stotternden und schlotternden Pedanten ein habit à la française anzulegen, sein verworrenes Haar zu frisiren und parfümiren, und ihm so den Eintritt in die gute Gesellschaft möglich zu machen. Denn ein wissenschaftliches Werk ernster, gründlicher Forschung ohne äußeren Schmuck und Prunk, die Wahrheit um ihrer selbst willen, fände ja hier nur wenige kalte Bewunderer.

Dieß und noch so manches Andere ließe sich dafür anführen, daß das oben gegebene Signalement in treuen Zügen wirklich den französischen Charakter bezeichne; ja wie eigenthümlich französisch diese Züge sind, würde vielleicht noch mehr durch den Contrast in die Augen springen, wenn wir ihnen

ein Bild des deutschen oder englischen Charakters gegenüberstellten. Und doch, wir wiederholen es, dies Bild ist für das Volk, wie es sich gegenwärtig darstellt, in vieler Hinsicht unrichtig. Viele von diesen Zügen sind erblaßt und in den Hintergrund getreten, andre erloschen, andere haben sich in das Gegentheil umgekehrt.

Um diese Metamorphose des Charakters recht lebendig zu fühlen, dürfen wir nur zwei Namen gegen einander halten. Wie so mancher jener Züge findet sich nicht in Chateaubriand, der Illustration des alten chevaleresken bourbonischen Frankreichs; und wie viele davon fehlen in Louis Philipp, dem Repräsentanten der france citoyenne, der Personification des Jüste Milieu, mit seiner pensée immuable und seiner balancirenden und calculirendrn Politik der Resistence.

Der Franzose trägt sein Herz nicht mehr auf der Zunge. Ein anderer Repräsentant des modernen Frankreichs, der allen Regierungen geschworen, und dessen sich alle bedient, Talleyrand, hat ihm gesagt, daß der Mensch seine Sprache habe, um seine Gedanken zu verbergen.

Der Ernst der Zeiten hat auch ihn vielfältig ernst gemacht; die blutige Schreckensgestalt der Revolution und des Despotismus, die ihm mit kalter Hand über die Stirne gefahren, hat sein Haar gebleicht und den Scherz von seinen Lippen verscheucht. Der Umsturz alles Bestehenden hat sein Selbstvertrauen erschüttert, Zweifel und Mißmuth und eine kalte, bittere Ironie haben sich seines Herzens bemächtigt. Auf den Trümmern der Vergangenheit, umgeben von den Ruinen so vieler Erwartungen und Hoffnungen der Gegenwart, sitzt er mißtrauisch, nachdenklich, in sich gekehrt, verschlossen, mürrisch, und schaut mit finsterem, zweifelnden Blicke in die Zukunft, ob ihm ein neuer Messias komme, der ihm den verlornen Glauben wiederbringe.

XVIII.

Malbergische Glossen zum Weltlauf.

Da ist jüngst das Geschrei ausgegangen, die Einwohnerschaft China's, des Reichs der Mitte, belaufe sich auf vierhundert Millionen, und mehre sich alle Tage; so daß zu befahren stehe, dem übrigen Rest des Menschengeschlechts bliebe nicht viel Anderes übrig, als sich in Zeiten in's Chinesische übersetzen zu lassen. Die Engländer, die viel mit statistischen Berechnungen sich abgeben, sind zuerst darauf gekommen; und haben, damit die Caucasische Raçe nicht gar verschwinde, sich entschlossen, dieser blattlausartigen Vermehrung Gränzen zu setzen. Da es indessen doch keine Bosheit von den dortigen Leuten ist, daß ihrer so Viele sind; so wurde die Barmherzigkeit Raths, zur Tilgung des Ueberflusses, das lindeste, liebreichste und freudenvollste Mittel zu wählen, und darum wurde das Opium ausgesucht. Wie man sonst das grausame Rattengift den Nagethieren legt, die sich nicht haben austrommeln lassen wollen; so wurden die Opiumkisten in's Reich der Mitte hineingeschmuggelt; und die Bewohner kamen nun zu Tausenden, und zu Hunderttausenden, und voraussichtlich bald auch zu Millionen, und stopften sich die Pfeifen, und schmauchten den lieblichsten und süßesten Tod, auf Dampfwolken in rosenrothen Träumen sich wiegend, und also nach abgelegter, in sich zusammenkriechender irdischer Hülle die Himmelfahrt antretend. Der Konfutsianismus indessen, bekanntlich die Religion der Civilisation und ihrer Beamten, von Hause aus zur Nüchternheit geneigt, hat diese Art der Beatification gar übel vermerkt; und seinerseits für gut befunden, den Verklärern und Seligsprechern Einhalt zu thun, und ihre Schmier-

salbe in den Koth zu rühren. Darüber ist nun ein großer Halloh, und ein Laufen und ein Rennen entstanden: die den Schmeertopf zerbrochen, die Verruchten, müssen aller Zukunft zum ewigen Exempel einer exemplarischen Strafe unterliegen; und da sie den mohnbekränzten, freundlichen Todesengel abgewiesen, nun das Schwert und die Sense des unfreundlichen Knochenmannes schmecken. Da indessen eine ferne, erstickte Stimme des Gewissens aus tiefem Brunnen sich vernehmen läßt; so wird etwas noch gezaudert, und die Rechtskundigen des Staats werden befragt: ob das Reich der Mitte berechtigt sey, die süßen Giftmischer an seinen Gränzen abzuweisen? Die Rechtskundigen, eine Art von reformirten Beichtvätern der Minister, zaudern; da geht eine Stimme draußen aus, rufend: Auf sie an, sie haben die Brunnen uns vergiftet! — Recht! mit dem weggenommenen Mohnsaft, den sie in die Wässer hineingeschüttet. Wie jene aber langsam die Instruction betreiben, und die congrevischen Raketen zur Zerstörung des letzten Restes von Christenthum im Reich der Mitte in Bereitschaft setzen, hat die Nemesis geurtheilt und gerichtet: den Giftmischern soll geschehen, wie sie gethan, sie sollen desselben süßen Todes sterben, den sie den Kindern der Nüchternheit bereitet haben. Und siehe da! Dr. Johnson hat umgezählt, und der Opiumesser und Opiumraucher finden sich fast so viel als Theetotalisten im Inselreiche; und die Lebensversicherungsgesellschaften sinnen auf Rath, den großen Verlust, den sie dadurch erlitten, künftig von sich abzuhalten; in Assam aber ist das todtmatte Volk unfähig, die projectirte Cultur der Theepflanze zu betreiben. O heilige Nemesis! thu allen desgleichen, die des Gewinnes oder politischer Absicht willen die Völker geistig oder physisch vergiften zu lassen sich nicht scheuen!

Man hat die letzte Zeit gar viel gegrübelt, wer doch der Verfasser der Pentarchie seyn möge, und im Hin- und Herfragen hat der böse Leumund bald auf diesen, bald auf jenen sich niedergelassen. Den Grüblern Allen aber ist seither eine

Stelle des Buchs entgangen, in der der Verfasser sich selbst verrathen. Er sagt nämlich p. 262: „Herr von Talleyrand erhielt die erste französische Mission nach Moskau. Sie sollte dem Cardinal Richelieu nähere Kunde bringen von dem Reiche, was hinter den Sümpfen von Pinsk und den Urwäldern von Lithauen läge. Denn der größte Staatsmann seiner Zeit (1635) wußte nur dunkel, daß im Norden ein Großfürst vom Reussenlande, Kazan und Sibirien, ein Heer der reichen Nowogorod und Pskow gebiete". Obiger Herr von Talleyrand hatte seinem Herrn wohl berichtet: nichts gleiche hier den Dingen im schönen Frankreich, nicht einmal die Erde und der Himmel! aber eine Gattung schöner Dinge scheint er doch, gleich denen im Heimathlande gefunden zu haben, die schönen Frauen nämlich. Denn ihm ist es wie dem griechischen Hercules ergangen, als diesem die Rosse entführt worden; und die scythische Schlangenjungfrau um den Preis einer Nacht sie ihm wieder zu verschaffen übernommen. Die Scythenjungfrau hatte damal, wegen der unruhigen Zeiten von ihrer alten Heimath am schwarzen Meere, tiefer in's Binnenland sich zurückgezogen; und Herr von Talleyrand hat als schöne Moskowitin im Kreml sie gefunden, und sogleich Freiens bei ihr vorgegeben. Sie hat nun das Kind der Liebe ihm geboren, das des Vaters feingeschliffene Natur mit der Mutter etwas ungeschlachter Art vereinigte; und nun die neue Linie bildend, nach und nach im Reussenlande, Kazan und Sibirien, in der reichen Nowogorod und Pskow bis nach Petersburg hin sich ausbreitend, sogar einen schwachen Nebenzweig gegen die Oder und Elbe hin getrieben. Diese östliche Linie, wie man aus obigen den geheimen Denkwürdigkeiten entnommenen Notizen sieht, eine Nebenabzweigung der Westlichen entsproßt; blüht nun im Orient, unter dem dortigen günstigen Himmel im fruchtbaren Boden, in guter Triebkraft fort, und sucht es der Befreundeten im Westlande in Allem gleich, ja noch zuvorzuthun. Das glänzende Beispiel, das ihnen der selige Bischof von Autun, ihr Vetter und Schwertmage gegeben, ist an ihnen nicht ver-

loren gegangen, und sie haben ihm aus allen ihren Kräften nachzueifern sich vorgenommen. Der Selige aber pflegte bekanntlich allnächtlich das Haupt mit dicken Nachtmützen sich zu verhüllen, damit der Witz und Geist, den er am Tage stark consumirte, nicht auch noch in der Nacht unnütz verrauchen möge. Er hatte überdem, wegen angeborner Schadhaftigkeit der Füße, die ungespaltenen Hufe mit Schlittschuhen belegen lassen, und wußte damit nun wunderleicht über das glatteste Eis daher zu gleiten. Das haben die Andern nun ebenfalls ihm nachzuthun gesucht, theils weil es die Landesart also mit sich bringt, theils weil es, wie die elfenbeinerne Schulter der Pelopiden, das Muttermal ist in ihrem Hause. Solche Leute, im rechten Monat geboren, sind zwar kalter Complexion, machen jedoch viel Glück beim Frauenzimmer. Sie sind subtilen Verstandes, haben allerlei Fünde, können meisterhaft den Drosseln die Sprenkel legen, und den Gimpeln die Leimruthen stellen. Ueber alle Vorurtheile sind sie weit hinaus, und lassen durch Gewissensscrupel sich nie berücken; darum werden sie von Solchen, die da die Ueberzeugung haben, daß mit gewissenhaften Leuten nichts anzufangen, fleißig zu Rath gezogen, und stehen sich gut dabei. Allerwärts, wo sie erscheinen, sind sie von Standespersonen wohl gelitten; haben ihre Augen in den Händen, die Hände aber überall im Spiele, und wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund ihnen reichlich über. Also von der Welt gebührend hochgeschätzt, wandelen sie auf Erden, ihr ein Licht in den Finsternissen, das die Finsternisse nicht begreifen können, die es aber begriffen haben, werden ihre Kinder und Kinder ihres Meisters. Sie solcher Weise in Ehren ergraut, erreichen ein hohes Lebensalter, und wenn zuletzt die Natur furchtsamlich naht, ihnen den ihr schuldigen Zoll abzufordern, dann ist ihr letztes Wort ein Commentar über den Text: ehrlich währt am längsten! Die zahlreiche Nachkommenschaft, ihr natürlicher und adoptirter Kindersegen, geleitet ihre Leiche leidtragend zu Grabe, und theilt sich in die Zipfel ihres Bahr-

tuches; überzeugt, der Wohlselige sey nur diesseits abberufen, um jenseits, wenn es ja ein solches jenseits giebt, auf noch höherer Rangstufe dieselbe freie Kunst zu üben. Herr von Talleyrandski ist auch mit unter den Leidtragenden gewesen, die zur Leiche gegangen; und der alte Herr, der nur mäßige Stücke auf seinen russisch-deutschen Herren Vetter gehalten, hat ihm auch nur ein mäßiges Legat vermacht. Der Bedachte aber hat die Erbschaft angetreten, und sein Pfund in der Pentarchie zum Wuchern angelegt.

Die Pentarchie hat, wie nun sattsam bekannt geworden, die ganze politische Welt auf die Pentandrie oder die Fünfmännerschaft reduzirt, indem die fünf Mächte, die allein noch zählen, zu einer gegenseitigen Lebensversicherungsanstalt sich verbunden. Weil aber nun die anderen Mächte zweiten Ranges wie eine stetige Verlockung dastehen, um die Verbundenen von der Bahn der Tugendhaftigkeit abzuführen; so hat er ernstlich darüber nachgedacht, wie dem Uebelstande abzuhelfen, und ist darauf gefallen: das lasse unfehlbar sich erreichen, wenn man immer je einen Großen mit dem Kleinen zusammenkupple, der ihn am wenigsten angehe, und an dem gar kein Vortheil, sondern nur lautere Beschwerde, Aerger, Noth und Verdruß zu gewinnen (p. 70). Wodurch er diese seine Hoffnung rechtfertigt, hat er nicht angegeben; wahrscheinlich meint er, dem stattlichen Wappenthier, wenn ihm ein solcher heraldischer Köter zur Huth anvertraut sey, werde es ergehen, wie St. Peter, als das Weib ihm ihre Geißen zu hüthen übertragen; gleich dem Apostel werde die hohe Creatur, wenn sie so der Niedern über Stock und Stein all die Tage ihres Lebens nachrenne, sich so abhetzen und abäschern, daß ihr der Appetit nach Geißenfleisch vergehe; und wenn aller Tage Abend gekommen, sie Gott flehentlich um Abnahme des Hirtenamts angehen, und sich für jede Zukunft zur Ruhe begeben werde. Darnach hat er mit größter Sagacität seine

Vertheilung gemacht, und Preußen mit der nördlichen Staatenassociation, Oesterreich mit der westlichen, Rußland mit der centralen, England mit der südlichen, Frankreich mit der östlichen wohl bedacht; und müht sich nun, den Betheiligten klar zu machen, wie süß das Joch und wie leicht die Bürde sey, die jedem zugefallen. Man sieht klar wie genau bei dieser Lösung seiner Aufgabe die vorausgesetzten Postulate sich erfüllt. Seit man in England, als Preußen von Napoleon sich Hannover schenken lassen, die vielen hunderte ihm angehörigen, mit Beschlag belegten Schiffe dem Meistbietenden lizitirt, ist Preußen für die scandinavische Halbinsel ohne Zweifel der unschädlichste Nachbar geworden, und daher sicherlich am geeignetsten, den Lappen am Nordcap ihre Rennthiere hüthen zu helfen. Wieder, was könnte erwünschter seyn, als wenn Oesterreich die Castellaney aller spanischen Schlösser übernähme, und dabei mit rühmlicher Behendigkeit die Rolle des Toreadors in den Stierhetzen der dortigen Partheien spielte; während England des Theaterwesens in Italien sich annähme, Frankreich aber die Emancipation der Frauen in den türkischen Harems sich angelegen seyn ließe. Vollends die Centralassociation in Deutschland. Wie könnten wir auch nur hoffen, oder die unbescheidene Zumuthung wagen, daß der Czar aller Reussen, ohnehin in seinem Gebiete, — das wie alle Statistiker uns belehren, an Flächenraum dem des Mondes gleichkömmt, — mit unermeßlichen Regierungssorgen und der Last der Geschäfte überladen, sich auch noch mit unseren Tracasserien behelligen; von den tausend neunhundert und neunundneunzig Untersuchungen, die bald über demagogische, bald über papistische Umtriebe alljährlich bei uns anhängig gemacht werden, Notiz nehmen; und unseren ins Colossale gehenden Unverstand überall zurechtzurichten und zu bedeuten sich mühen mögte. Und alle die Verdrüßlichkeiten sollte er übernehmen, „ohne daß es", wie die Pentarchie offenherzig gesagt, „seinem Reiche den mindesten Vortheil eintrüge; das vielmehr sich den schwierigsten Collisionen mit den andern Continen-

talmächten ausgesetzt, stets zu Land und zur See gerüstet bleiben müßte, um den Forderungen und Vorstellungen seines geplagten Herrn den nothwendigen Nachdruck zu geben; und all dies ganz und gar ohne irgend eine Machtvergrößerung, noch einen erhöhten politischen Einfluß, noch in industrieller, noch comercieller Hinsicht einen wesentlichen Nutzen zu erlangen; und um Nichts, mit Nichts, zu Nichts den ermüdendsten Anstrengungen sich zu unterziehen". Wahrlich es wäre eine Prätension von unserer Seite, die an Unbescheidenheit nicht ihres Gleichen hätte!

Hätte aber auch Rußland wirklich sich erbitten lassen; hätte jede der anderen vier Mächte ihre Bürde auf sich genommen, der Zweck wäre doch nicht erreicht; die verführerische Lockung wäre nur um ein Kleines gemindert, und bräche nur von anderswoher mit verstärkter Macht herein. Denn da hat die Natur die Caprize gehabt, den fünf Hauptmächten, welche die Geschichte hervorgerufen, fünf Welttheile eigener Fabrik beizufügen; und da kann nun der Satanas jede auf die Spitze eines Berges hinführen, zu ihr sprechend: Das Alles soll dein seyn, so du anbetend vor mir niederfällst! Dafür also hätte die Pentarchie vor Allem Sorge tragen müssen, ehe sie an die kleineren Associationen gedacht, diese größere Gefahr aus dem Wege zu räumen. Es wäre ihr ja auch ein Leichtes gewesen nach dem Prinzip des Nichtsangehens oder den Andern, deren sie bei jener Eintheilung sich gebraucht, auch diese glücklich zu vollziehen. So hätte derselbe Grund welcher Preußen Scandinavien zugeführt, auch hier Amerika ihm zutheilen müssen; während Oesterreich in Asien sich zu ergehen hinreichenden Raum gefunden; wie es für Rußland eine angenehme Abwechslung gewesen, der Kälte seines Himmels sich von Zeit zu Zeit entziehend, in den sonnengeheitzten afrikanischen Wüsteneien sich einmal gründlich zu erwärmen. England wäre durch seine Schelmencolonie in Neuholland von selbst auf Australien angewiesen; nur Frankreich zöge zuletzt den kürzeren, und müßte mit dem kleinen Däumling, dem europäischen Welt-

theil sich begnügen; könnte sich aber freilich damit trösten, daß da die Andern doch Alle meist in diesem Winkel seßhaft sind, es im Grunde Herr vom Hause bliebe, und somit nach Erfüllung alten Herzenswunsches sein Wille geschähe im Himmel und auf Erden. Indessen ist nicht zu leugnen, die großen Distanzen würden einige wenige Schwierigkeiten herbeiführen, die nicht allzu leicht zu beseitigen wären. Darum gefällt mir Wolfgang Menzels Gedanken mit den Imponderabilien viel besser, als das schwerfällige System des Pentarchen. Die dynastischen Interessen, die sich bei diesem so breit machen, werden dort zusammengeschlagen, und bilden nur eine der Federleichtigkeiten; ihnen zur Seite aber treten als ebenbürtig die Macht der Nationalitäten, die Macht des Glaubens und der Kirchen, die Macht politischer Prinzipe und die Macht der materiellen Interessen. Verwundert blicken sich freilich die Leser an, und fragen, wo denn die Intelligenz geblieben? Sie sollen sich nur gedulden und weiter lesen, da werden sie befinden, wie es einmal wieder sich recht bewährt: Hochmuth kömmt vor dem Falle. Das Weibsbild hatte die letzten Zeiten her so dick gethan und so viel geprahlt, das konnte nimmer zu gutem Ausschlag führen; nun ists ans Ende gekommen, und sieh da! wir finden die hoffärtige Dirne als Dienstmagd bei den fünf andern Herrschaften verdungen; sie muß als Pfaffenköchin der Kirche haushalten, dem Nationalruhm vorausreitend Trompeterdienste thun, den politischen Prinzipen die Schreibereien besorgen, und den materiellen Interessen die Bücher führen. Lord C. hat zur rechten Stunde Schreiber dieses an Roscoe's Wort erinnert: das wenigstens sey bei dem westphälischen Frieden gewonnen worden, daß man den Papst auf immer vor die Thüre gethan. Nun bewundere man das Walten der ewigen Gerechtigkeit; keine zwei Jahrhunderte sind seither verlaufen, und der Papst, den die hohe damalige Staatsintelligenz zur hinteren Thüre abgeführt, ist zur vordern sachte wieder hereingekommen, sitzt unter den Imponderabilien, und redet zu ihr

nen sehr ernstliche Worte, denen sie nachdenklich zuhören; dagegen wird die hohe jetzige Superintelligenz fein säuberlich zur vorderen Thüre herauspromovirt, und soll fortan den Aschenbrödel und dienstbaren Geist im Hause vorstellen. Wie dem auch sey, man fühlt sich in der Gesellschaft der Imponderabilien leicht und frei; da sie nicht ins Gewicht fallen, belasten sie den auch nicht, der sich mit ihnen abgiebt; man kann also auch ohne allzu große Unbescheidenheit an jemand die Zumuthung gelangen lassen, eines oder das andere auf sich zu nehmen, und seiner mit Huth zu pflegen. Freilich die materiellen Interessen hat man immer zu den Ponderabilien gerechnet, und zwar von der recht schweren niederziehenden Art; aber der Dampf, der Alles überwältigt und in die Höhe schnellt, hat auch das radical geändert. Die Menzelsche Abtheilung ist also der des Herrn von Talleyrandski weit vorzuziehen; sie ist besser zu handhaben und praktischer als die andere, die sich in lautere Phantasterei versteigt. Das eben, daß sein junger Neffe eine Anlage zum Phantasten habe, hat der alte Herr seiner Jugend schon angesehen, und darum auch gleich den Ausspruch gethan: daß in der diplomatischen Carrière niemal etwas rechts aus ihm werden könne. Darum hat er ihn auch in seinem letzten Willen verhältnißmäßig nur schlecht bedacht, und sterbend mit dem Segen Dans ihn gesegnet: Dann werde die Schlange am Wege und die Otter im Pfade in die Ferse des Roßes stechend, daß der Reiter rücklings stürzt. — Anspielung auf die Schlangenjungfrau.

Herr von Talleyrandski ängstet sich sehr, in was Weise, da Rußland die Centralassociation in Deutschland in keinem Punkte berührt, doch eine Verbindung zwischen ihnen zu Stande gebracht werden könne. Er meint zu Lande könne das am besten von Kalisch aus durch Schlesien nach Lobau in Sachsen geschehen; zur See aber über Lübeck und die mecklenburgischen Seestädte, wobei jedoch der sichere Hafen von Chri-

stiansöe auf Bornholm durch gütlichen Vergleich von Dänemark aquirirt werden müsse. Diese seine Sorge macht neben der grösseren: ob denn Rußland wirklich sich entschließen werde, sich mit dem Steine, an dem die alten Kaiser sich lahm getragen, zu beladen, eine gar kleine Figur. Ist erst die Hauptsache zu unseren Gunsten entschieden, dann wird das Andere sich von selber finden. Fängt man mit Dänemark und Christiansöe zu tractiren an, dann wird des Forderns und Feilschens von Seite dieser Krone kein Ende seyn; besser man geht kurz und gut den Weg, den die Schweden ehzuvor gewiesen. Königliche Majestät Gustav Adolphus landen nämlich da oder dort, etwa in Mechelnburg, und entbieten kurz und gut die Herzoge des Landes zu sich ins Lager, um Allerhöchstihnen die Schlüssel zu ihren festen Städten und Hafen abzufordern. Pacta non sunt pacta — silent leges inter arma öffnet weiter die Wege tiefer in's Land. Mäßige Lieferungen an die Heere des Protectorats sind in der Ordnung; eine kleine Plünderung von Frankfurt an der Oder oder sonst einem der dortigen Nester liegt etwas nebenan, aber was ist das dem Heil des Ganzen gegenüber? Dann wird des Herren Schwagers Liebden bedeutet: Was massen Königl. Maj. von Schweden nur herübergekommen, des Reiches Libertät zu effectuiren; deswegen seines Theils alles thun wolle, um mit seiner Armada etwas fruchtbarliches zu richten; dagegen aber sich auch versehe, daß des H. S. Liebden seinerseits mit Assistenz ihm socorrire, ihm in gelt und Prouiant zu Hilfe komme, sein Kriegsvolk mit ihm conjungire, seine vornemste bevestigte Ort ihm in Stich gebe, damit solchermassen die vires ungetailt gegen den Feind marchiada machen, und ihm einen grossen Colpo beybringen können. Die Antwort ist verweigerlich, da wird aber die Armee auf dem Werder einquartiert; die täglichen insolentien der Soldatesca, und das Elend der armen Unterthanen thun das Ihre; fehlt noch etwas, dann werden die Geschütze auf die Residenz gerichtet, und nun erfolgt die Einwilligung. Zur Freude über den Tractat wer-

den die gerichteten Stücke, neunzig an der Zahl, gelöst. Aus Versehen hat man die Kugeln aus ihnen nicht herausgezogen; sie durchfahren also die Häuser, und das wirkt, und macht den Tractat schön dauerhaft; und die beiden föderativen Staaten sind nun föderirte Staaten, und setzen das Föderationswerk auf gemeinsame Rechnung fort.

So wenn man einmal sich entschlossen, kurz und gut Gewalt zu brauchen; es macht sich, wie man sieht, alles von selbst, ohne viel Federlesens. Will man aber lieber piano auf einem Umweg gehen; dann hat die Pentarchie in einem Bilde, wie die Russen es in Polen angefangen, die Sache uns gar appetitlich vorgestellt. Sie erzählt uns nämlich p. 278 Folgendes: „Seit dem Waffenstillstand von Andruszow bis 1792 hatte Rußland nicht wider Polen gekriegt. Aber der polnische König August II. hatte Peter den Großen gebeten, ihm zum Schutz 12000 Mann russische Truppen in Polen zurückzulassen. Von diesem Zeitraum an garnisonirten allerdings fortwährend, bald mehr bald weniger russische Truppen im Gebiet der polnischen Republik. Unwahr ist indessen, daß dieselben zu irgend einer Zeit eine so große compacte Masse gebildet hätten, vor welcher sich die dreizehn Millionen polnischer Unterthanen ohne Schwertstreich hätten beugen müssen. Im Gegentheil waren die russischen Truppen in kleinen Abtheilungen fast unausgesetzt über das Land zerstreut; weswegen es auch 1794 Kosziusko so leicht geworden, die 11000 Mann Igelströms ohne eine bedeutende Macht zu zerstreuen. Nicht also in einer furchtbaren Occupationsarmee, sondern theilweise in dem gewandten und raschen Gebrauch der wenigen zertheilten Truppen, und hauptsächlich in der genauen und persönlichen Kenntniß der sämmtlichen polnischen Staatselemente lag Rußlands geheime Macht über Polen. Wie kein anderer Staat hatte Rußland die polnischen Verhältnisse nach allen Ursachen und Wirkungen hindurchforscht. Es kannte den politischen Werth oder Unwerth der einzelnen Notabilitäten der Republik vollkommen richtig, und deshalb verschwen-

bete es auch nie weder eine Drohung noch eine Belohnung umsonst. Es berechnete das Maaß des Widerstandes, welchen die Republik zu leisten im Stande war, immer treffend, und gründete auf diese richtige Rechnung seinen polnischen Primat. Es war daher mehr ein diplomatisches als militärisches Uebergewicht, welches Rußland in dem Gebiet der Republik geltend machte. — Darum empfingen auch die russischen Generäle vom russischen Gesandten in Warschau deren Befehle, und die Geschichte des damaligen Polens war nur die Geschichte der russischen Gesandtschaft an Stanislaus Augusts Hofe". — Das Alles kann die Centralassociation sich gesagt seyn lassen; sie hat nun die Wahl zwischen Gustav Adolph oder dem Orenstierna. Wählt sie den Einen, dann setzen wir hernach dem Mann vom Leder, der die Schlachten des Herrn geschlagen, den neuen Stein auf das Schlachtfeld hin. Entscheidet sie für den Andern, dann wird dem großen Patrioten, dem Manne von der Feder, der uns das einfältige Deutschthun abgewöhnt, der Seine an die Stelle des niedergerissenen Kaiserstuhles bei Rhens am Rheine aufgestellt. Herr von Talleyrandski aber ist, wie man sieht, ungemein naiv, und das war das Zweite, was der alte Herr neben der Phantastik an ihm nicht leiden konnte; und weswegen er gesagt, daß nimmer etwas rechts aus ihm werden könnte. Sein Buch ist der Regierung, deren Sache er führt, eben so nützlich geworden, wie damal Joel Jacobys Schrei der Preußischen.

Die Pentarchie weiß den verschiedenen Cabinetten ihren Beichtspiegel gar fein in den rechten Sehwinkel unter die Augen zu rücken; und da kann sich denn etwa gleich das Englische an den Worten p. 183 in ganzer Leibesfigur trefflich spiegeln. „Die Propaganda des foreign office hat keine Notiz von liberal und absolut, von dem historischen oder philosophischen, moralischen oder rechtlichen Werth der Staatsver-

fassungen genommen; sie wollte keine Revolution und auch keine Ruhe; keine große Verschwörungen, aber nirgends Zufriedenheit; etwa eine halbstündige kleine Emeute, möglichst unblutig, aber mit großem Lärm; wirkliche Gährung in den Staaten, jedoch ohne ernsthaften, folgereichen Ausbruch. Allenthalben werden diese Intriguen gegen die Regierung eingeleitet, welche ihre Autorität einigermaaßen consolidirt zu haben schien; und wo Lord Palmerston eine unabhängige nationale Stellung seines bisherigen Schützlings für möglich hielt: eben so gut gegen Don Pedro wie gegen Don Miguel, gegen die Königin Christine wie gegen Don Carlos, gegen den König von Belgien wie gegen Holland, gegen Louis Philipp wie gegen Oesterreich. Eine Unzahl von niedrigen Emissären, wiewohl nicht alles geborne Engländer, wurden in die verschiedenen Staaten zu jenen Zwecken geschickt. Die heilige Allianz beängstigte den Staatssecretär des auswärtigen Amts, sie sollte gesprengt werden; Oesterreich, Preußen, Rußland sollten sich schlechtweg hassen und bekriegen, weil es Lord Palmerston also wünschte. Man muß gestehen, daß diese Art, politische Geschäfte zu betreiben, einen ziemlich geistlosen und ordinären Charakter an sich trug, und Englands politischen Einfluß zu steigern keineswegs geeignet war".

„Hat nicht das Cabinet der Tuilerien", sagt er weiter, zum nächsten Nachbar übergehend, „so oft Belgien eine Ohnmacht anwandelte, eiligst Truppencorps zusammengezogen, und die drohendste Stellung gegen den Osten genommen? Hat man nicht von Frankreich aus bald mit den belgischen Liberalen und Freimaurern, und bald mit dem ultramontanen belgischen Clerus coquettirt und fraternisirt? Hat unter seiner Aegide die Revolution nicht die Patricierregierungen in den Cantonen gestürzt, hat es die fremden Flüchtlinge in der Schweiz nicht unter seinen Schutz genommen, ihr demagogisches Treiben befördert, den Zwiespalt der Cantone unterhalten, und die Schweiz von jedem deutschen Einflusse loszureißen gesucht? Dann aber, als der Ernst gekommen, Bern im Sti-

che gelassen, die conseilsche Affaire angerichtet, den blocus hermétique angeordnet, und durch Herren von Rumigny ein schnödes Spiel mit Wahrheit, Glauben, Treue und Recht getrieben, das seinen gewissen, wenn auch späten Rächer finden wird? Hat es nicht Ancona gegen Oesterreich zwar besetzt, aber die italienischen Regierungen durch den Polenzug nach Savoyen, und die Thätigkeit seiner Propaganda von sich weggeängstigt? Hat es nicht mit der wohlbekannten Lockpfeife dem deutschen Bunde vorgepfiffen, als es gegen die militärische Besatzung Frankfurts protestirt. Aber der Bundestag hat nach dieser Pfeife nicht getanzt, und vielmehr die französisirte Politik mit einem Dementis abgewiesen, daß ihr fortan die Lust vergehen muß, ihre Hände in die deutschen Truhen hineinzubringen? Und auf der pyrenäischen Halbinsel, was ist dort geschehen, und in den orientalischen Verwicklungen, wo man zugleich in Athen, Cairo und Constantinopel pünktlich gezahlt, und alles Mühen doch zu keinem Zweck geführt?"

Das ist schön und gut, und vor Allem theilweise sehr wahr, und die Abgekanzelten stehen ganz beschämt, und müssen die Augen niederschlagen. Aber eine Ehre ist der Andern werth; die Gescholtenen verstehen sich ihrerseits gleichfalls nicht schlecht auf Wahrsagerei und Chiromantie; und haben sie die Schmähle erst hingenommen, dann kömmt auch an sie die Reihe, die Kunst zu üben, und der guten Wahrheit uneigennütziges Zeugniß zu geben ihrerseits. Sie werden daher die tugendhafte Predigerwittwe bitten, auch ihr Fäustchen zu öffnen, und die flache Hand zur Beschauung darzuhalten; und da werden auch curiose Reden fallen, die wir hier nicht nachreden wollen, weil man wohl verpflichtet ist, nur Wahrheit zu sprechen; nicht aber gehalten, alles, was wahr ist, auszusprechen. Die süßen Schmeichelworte, die die Prätendenten gegenseitig sich zurufen, mögen lieblich zu hören seyn für die Umstehenden, weil sie dabei guter alter Sprichwörter sich erinnern; wir aber unsererseits geben auf diese Bravaden untergeordneter Agenten nicht mehr, als auf die Aufschlüsse, die der Crouy-Cha-

nelsche Prozeß in Paris geliefert. Herr St. Edme sagt: Vicomte de Persigny beim Prinz Louis ist ein schlechter Mensch, und thatsächlich ein beim Prinzen angestellter Spion der französischen Regierung. Der Herr Marquis de Crouy sagt: dieser Charles Durand ist ein Niederträchtiger, und dieser Bonaparte ein — —. Der Münzsammler Durant sagt: Charles Durand ist zu entehrenden Strafen verurtheilt worden, und hat in Deutschland während der zur Verjährung nöthigen Zeit sich aufgehalten. Unter meiner Vermittlung jedoch sind ihm Subsidien vom französischen König zugekommen, um mittelst ihrer ein französisches Journal in Frankfurt zu redigiren. Von H. Charles Durand sagen die Zeitungen: er habe offen gestanden, wie er sich die ganze Zeit her als russischer Agent in Paris aufgehalten, mit russischer Mission beauftragt, und mit russischem Gelde besoldet. Herr Ch. Durand aber entgegnet seinerseits: er sey nicht russischer Agent, die Zeitungen aber lögen. So ungescheut rühmen sich diese Leute einander ins Angesicht; es sind die Giftschwämme, die auf dem Miste der depenses secretes wachsen und gedeihen. Was man von oben herab davon denken und halten mag, ist uns unbekannt; was aber die Massen unten denken, ist kein Geheimniß, und die Folgen davon werden unsere Kinder erleben müssen, ehe dann sie alt geworden.

Geht der Pentarch etwas rauh mit den genannten Gliedern der Fünfherrschaft um, dann sind seine Sympathien dagegen mit der, die da die erste in seiner Ordnung ist, und er verfährt demgemäß mit ihr fein säuberlich. Er äußert nämlich die allergrößte Verehrung für die Beamtenhierarchie, die er die Constitution des Landes nennt, und die unter Allen in ganz Europa leicht die Gebildetste, und von den Auscultatoren und Substituten bis zur höchsten Spitze nirgend anderswo so hinaufgetrieben, eine Maschine bildet, die sich selbst erhält, sich von selbst erneut, sich selbst aufzieht, und so ih-

ren regelmässigen Gang seit langer Zeit abläuft. Wie er sie beschreibt, ist es offenbar die gleich dabei p. 231 erwähnte berühmte Windmühle, die wie sie sich selbst erbaut, so auch fortdauernd sich in Dach und Fach erhält, und überdem neben dem zu mahlenden Getreide auch den zu seinem Vermahlen nöthigen Wind sich selber fabrizirt; dieselbe, auf der jetzt die beiden Prälaten sitzen, und vom Müller sich ihren Haushalt führen lassen. Er nimmt aber nun diesen Müller gut ins Gebet, und behende wie er ist, weiß er geschickt seiner Finger sich zu bedienen, um die etwas zu heiß gerathenen Kastanien aus den Kohlen zu langen. Der Adel ist dort, sagt er nämlich, abolirt, die Vorrechte der Städte sind abolirt, die lebendige Staatsintelligenz ist allüberall, und die robuste bureaukratische Constitution, deren sich das Land erfreut, giebt ihm unermeßliche intensive Kraft. Damit kann aber das deutsche Volksleben freilich nicht bestehen, und da war denn die wichtige Lebensfrage: in wie weit der germanische, freie, heimathliche Geist gegen das conditionelle Staatliche sich geltend machen dürfe? Das wäre nun eine verdrießliche Sache, da der Prozeß gegen das altdeutsche geschichtliche Element hätte entschieden werden müssen. Aber die Intelligenz, der große Staatsfactor, hat Rath gewußt; sie hat, sagt er ironisch lächelnd, mit lobenswerther Gewandtheit den politischen Conflict in einen religiösen umgewandelt, und indem sie dem Beispiel der Aerzte gefolgt, die der Maus, welche dem Bauer in den Magen geschlüpft, die Katze nachgesendet, der höchsten Verlegenheit, welche der Bureaukratie begegnen konnte, glücklich vorgebeugt, und das Capitol gerettet. Nun legt alles sich leicht zum Ziele, die Curie hat die Larve vorschnell abgenommen; die Bureaukratie und die akatholische Sache sind jetzt ein und dasselbe. England, Schweden, Norwegen, Island, Dänemark, Holland, die Schweiz, das protestantische Deutschland, selbst das griechische Rußland stehen um die Bureaukratie für die Bureaukratie, alle geeinigt und gerüstet gegen das alte, heimathliche, historische, deutsche We=

sen (p. 261). Steht nur im Banner eingeschrieben: Auf gegen die Umgriffe der Hierarchie! alle gemüthlichen Norddeutschen werden sich sicherlich um die Fahnen der orthodoxen Kirche sammeln; die Hegelische Philosophie in dem Charakter einer abgeschlossenen Unveränderlichkeit ausgeprägt, wird mitstreiten gegen die katholische abgeschlossene Unfehlbarkeit, die Philorthodoxie wird siegen. Heil dir im Siegerkranz!

Man sollte darauf schwören, die ganze Chrie sey die Lucubration eines Substituten vielbelobter Bureaukratie, zum Behuf des Staatsexamen eingereicht; so grob gesponnen ist diese Finesse des Herrn von Talleyrandski, die sich von der Dummheit der Deutschen wirklich eine zu schmeichelhafte Vorstellung macht. Wahrlich die Allianz mit diesem Potentaten fehlte noch zu allen den brillanten Früheren, um dem Faße vollends den Boden einzustoßen.

Vielbesagter Herr hat auch über die bekannte Preisaufgabe: man soll die beiden revolutionären Partheien am Rheine, die den Erzbischof von Cöln verleitet, ausfindig machen, über ihre Entstehung, Zusammensetzung und ihre Zwecke die nöthige Auskunft geben, und alle Angaben mit den erforderlichen Documenten gründlich belegen, tiefsinnig nachgedacht, und Folgendes ists, was er über Eine derselben, die in der päpstlichen Curie ihre Residenz hat, herausgebracht; wobei wir der Raumersparniß wegen nur die leitenden Ideen angeben wollen.

Erste Sympathie mit den revolutionären katholischen Völkern durch die belgische Revolution in Rom geweckt. — Die Emancipationsbill in England, die politisch-religiösen Tendenzen Oesterreichs und Bayerns erfüllen die Curie mit Hoffnungen; nur Rußland gegenüber wird temporisirt, und die polnische Revolution mit jesuitischen Mentalreservationen gemißbilligt. — Nun Uebertritt des Papstes zu dem belgischen Volke gegen die Legitimität.. — Die längst schon am Rheine bestehende Propaganda erhält am neuernannten Erzbischof von

Cöln einen festen Halt und Stützpunkt. — Der geistigen Beschränktheit des H. v. Droste, gesteift durch unbeugsamen, geistlichen Eigensinn, wird der Caplan Michelis als Correctiv beigegeben. — Nun zieht sich die Kette von Brüssel (Robiano), Lüttich (Erzbischof v. Bommel) nach Münster (Kistemaker, Kellermann, Stolberg), Düsseldorf (Schulten, Binterim), Bonn (Windischmann, Walter und Klee), Coblenz (die bekannten Fanatiker neben Clemens Brentano, der doch bekanntlich gleichzeitig in einem Capuzinerkloster in Polen in der Verborgenheit intriguirt), Mainz (Räß, Weiß und abermals Klee), Camberg (M. Lieber), Frankfurt (Dechant Marx, Christian Schlosser, Pfeilschifter), Aschaffenburg (abermal Pfeilschifter), Würzburg (Benkert, v. Moy), Tübingen (Möhler, Lange), Speier (Weiß), Straßburg (Liebermann und wieder Räß), in die Schweiz (Geiger, Widmer, v. Haller), nach München (Sailer, Görres) hinüber, und von da in die unbekannten Landschaften des Orients zum Priester Johannes. Sitz des Großmeisters und Versammlungsort der Propaganda sind die unterirdischen Gewölbe auf Stift Neuburg bei Heidelberg, jedoch ohne Wissen des Besitzers des Raths Schlosser; die Truhe aber ist fortdauernd in Straßburg bei Liebermann etablirt. — Capaccini sondirt die Lage der Dinge. — H. v. Droste wird renitent und herausfordernd, seine Erklärung vom 31. October 1837 an den Minister von Altenstein. — Die preußische Regierung durch ihre Agenten: Nagler in Frankfurt, Graf Galen in Brüssel und Bunsen in Rom gar übel bedient. — Absichtliche und consequente Aufregung der Rheinlande durch den Papst. — Die Bannstrahlen bereit gelegt, das geistliche Schwert geschliffen, der Kriegsruf des herrschsüchtigen Priesters erschallt, die Allocution donnert über die Alpen. — Der Abbé Spinelli schreibt seinen Aufruhrbrief; da die ansehnliche Empörung an Rhein und Mosel aber nicht erfolgen will, wird Spinelli desavouirt, Belgien belobt, der Erzbischof von Mecheln zum Cardinal creirt. — Lambruschini will Rom groß machen, so oder so; erst durch die Juliordonnanzen, dann

durch Bekanntmachung der Actenstücke in der Cölner Sache. — Rheinpreußen bleibt ruhig, darum die zweite Allocution. — Nun mit Posen über Wien und Tyniec angeknüpft. — Man weiß nicht, wo bei der Maskerade im Posenschen der Pfaff aufhört, und der Ritter anfängt. — Die Curie wünscht ihren Erlaß gegen die polnische Revolution wieder zu verschlucken; darum wird die blasse Seele des Herrn von Dunin zur Standhaftigkeit in der Opposition gegen die Regierung ermuntert; Louis Philipp mit süßem Räucherwerk als allerchristlichster König beräuchert. — Die Canonisation H. von Dunin's, und die Rückbringung der Reliquien des heiligen Adalbert von München her in Aussicht gestellt. — Die Curie, in den Ab- und Zuneigungen der Völker gänzlich ignorant, erregt jedoch keine geringe Besorgniß für die Zukunft; weßwegen Oesterreich und die italienischen Staaten zumal den triftigsten Grund haben, sie zur Umkehr von dieser heillosen Bahn zu bestimmen.

Man sieht, wenn man das bläßliche Verschwörungsbildchen sich betrachtet, hier malt ein petit Titus Oates in dem Sinne etwa, wie der Cardinal von Retz le petit Catilina sich genannt. Man schaue einmal das wahrhaft großartige al Fresco an, das der kühne Engländer vor 160 Jahren in seinem popish Plot aufgestellt, um sich zu überzeugen, wie die Menschheit, stets im Sinken begriffen, endlich noch gar in die Zwergsgestalt zusammenschrumpfen wird. Da wird geschaut: der Papst in Mitte der Congregation de propaganda, wie er auf den Grund hin, daß in England und Schottland und Irland König und Volk ganz der Häresie verfallen, die Insel zum Leibgedinge des heilgen Petrus macht, und der Souverainetät über diese Königreiche sich unterwindet; sie aber sofort auf die Jesuiten und ihren General, P. de Oliva, als seinen Delegaten überträgt. Nebenan ist das neue Ministerium schon zu Rath versammelt, das der stolze Priesterkönig in England sich ernannt. Daneben unter der Doppellinde steht der Steintisch aufgerichtet, das nackte Schwert zusammt der Weidenschlinge ist aufgelegt; denn die heilige Vehme will den Blutbann be-

gen über Carl Stuart, den schwarzen Bastard von England. Darum ist der Gerichtsfrohn durch seine Länder durchgewandert, und hat den Span von der Pforte von Windsor abgeschlagen, zu drei verschiedenmalen hat er den Vervehmten vorgeladen. Fünfzig Jesuiten sitzen nun, da der Termin verlaufen, als Freigrafen zu Stuhle; die Rüger klagen an, das Gericht wird in aller Form gehegt, und Carl II. wird als Häretiker des Todes schuldig befunden. Damit nun aber die gesprochene Sentenz zur Vollziehung komme, bietet P. la Chaise, Beichtvater des Königs Ludwig XIV., 10000 Pfund. Der spanische Provinzial bietet das Gleiche; der Prior der Benedictiner legt 6000 Pfunde zu; die Dominicaner treten gleichfalls bei, bitten aber um Nachsicht ihrer Armuth wegen. Dem Ritter G. Wakeman, dem Leibarzte, werden nun aus dieser Mordtruhe 10000 Pfunde angeboten, daß er den Delinquenten vergifte; er erbittet sich aber 15000, und erhält 5000 auf Abschlag. Darüberhin werden, um 20 Guineen jeder, vier irländische Banditen gedungen, den König zu erstechen; dann noch Grove um 1500 Pf., Pickering um 30000 Messen — was, die Messe zu einem Schilling berechnet, eben so viel austrägt — erkauft, um ihn mit silbernen Kugeln zu erschiessen; Comers, der Jesuit schafft sich, der Sicherheit wegen, noch ein langes Messer an um zehn Schillinge, zu gleichem Zwecke. Fünfzig Jesuiten geben zu dem Allen, im weißen Roße zu London, sich den Handschlag, den schwarzen Bastarden umzubringen, es koste was es wolle; denn wenn er nicht R. C. römisch=katholisch werden wolle, soll er auch nicht C. R., Carolus rex seyn. Man sieht dann weiter im Conterfei, wie diese selben Schandbälge London mit 700 Feuerkugeln, auf ihre Unkosten, in Brand gesteckt; aus dem Brande aber wohl 14000 Pf. an Werth gestohlen; aus dem von Margarethhill aber an 200000, wegen welcher Profitlichkeit sie darauf beschlossen, alle vornehmsten Städte Englands mit sogenannten teurburgischen Senfpillen, die eine besonders beißende Brühe bei sich führen, in Brand zu stecken. Weiter hin prä=

sentiren sich 20000 Katholiken, bald 60000, endlich, 200000, die steifleinenen Kerle Fallstaffs, in London im Verstecke; die binnen 24 Stunden sich auf die Beine machen, und vertragsmäßig 100000 Protestanten die Kehle abschneiden werden. In Irland aber wartet die ganze papistische Bevölkerung nur des abgeredeten Zeichens, um sämmtlichen Protestanten, die Alle auf dem Todtenregister stehen, das Gleiche zu thun.

Nun möge einmal Herr von Talleyrandski neben dies kühngedachte, in wenigen großen Zügen ausgeführte Bild, sein eigenes verblasnes Machwerk stellen; und er wird selber vor seinem Frevelmuth erröthen, einem solchen Meister auch nur von ferne es nachthun zu wollen. Hätte er doch nur das Werk, das W. Bedloe, der Geselle des großen Oates, geschrieben, und das den Titel führt: „A narrative and impartial discovery of the horrid popish plot, carried on for the burning and destroying the Cities of London and Westminster, with their suburbs etc by C. W. Bedloe, lately engaged at that horrid design, and one of the popish committees for carrying on such fires“, recht gründlich studieren wollen; seine Phantasie würde dadurch Spannkraft erhalten haben, und das Buch hätte ihm Farbe und Bilder an die Hand gegeben, die ihn in Stand gesetzt, auch seinerseits etwas Erkleckliches zu leisten. Es verlohnte schon der Mühe, sich in solche Künstlerseelen zu versenken; denn wie jener alte Maler auf dessen gemalte Blumen die Hornissen zugeflogen, das dumme Thier zu vollkommener Illusion gebracht; so hatten diese Höllenbreughel den gesunden Menschenverstand, der eben erst vom alten Aberglauben reformirten englischen Nation, so vollkommen in Beschlag gelegt, daß sich keine Spur davon an ihr verspüren lassen. Sie hat Alles buchstäblich geglaubt, und gerade das Abgeschmackte darin als den rechten Beweis der naiven Wahrheit des kunstreichen Meisters sich gedeutet. Die anglicanische Kirche, die Parlamente haben buchstäblich daran geglaubt, und durch ihre Bills die aufgestellten Sätze canonisirt. Der Hof (den König ausgenommen) hat daran geglaubt, und mit

tiefster Andacht der Friedenspredigt zugehört. Die Gerichte haben ihr auf's Wort geglaubt, und Coleman (den Michelis in dieser Sache) auf's Blutgerüst gesendet; ihm dann die gedungenen Mörder zur Gesellschaft beigegeben; und weiterhin den Provinzial der Jesuiten mit fünf andern Ordensgliedern so wie Graf Stafford, den designirten Zahlmeister, gleichfalls den gleichen Weg gesendet. Mochten die Angeklagten durch 26 Zeugen ihr alibi, oder das der meineidschwörenden Ankläger beweisen; die Zeugen waren katholisch, ihnen entgegnete das Gericht: sie würden gelehrt, ihren Sinnen keinen Glauben beizumessen, könnten also kein Zeugniß geben. Zwar wird unter der folgenden Regierung dies ihr Zeugniß als gültig angenommen; und Oates, nun des Meineids in jener Sache überwiesen, von Oldgate bis Newgate und von da wieder zurück nach Tilburn ausgepeitscht und an den Pranger gestellt. Aber er überlebt die böse Zeit, und nachdem er durch das Meer von Schande durchgeschwommen, steigt er wieder im Reich der Ehre an's Land; erhält nach der Austreibung Jacobs II., und der glorreichen Restauration durch Wilhelm von Oranien, einen Jahrgehalt von 400 Pfund, um ihn für die verlornen frühern 1200 zu entschädigen; und wird endlich alt und lebensmüde zu seinen Vätern versammelt: ein leuchtend Vorbild zur Nacheiferung für Alle, die in Zukunft auf seinen Wegen zu gehen Neigung in sich verspüren. Was die Hingerichteten betrifft, sie waren todt, und niemand vermochte sie zu erwecken. Als aber bei der Verurtheilung des Oates auch das Todesurtheil des Grafen Stafford von der Pairskammer als nichtig erklärt wurde, verwarfen die Gemeinen die Bill, und Hume sagt kaltblütig: „die Zeiten schienen nicht darnach zu seyn, daß man den Katholischen eine volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und über die Protestanten einen so großen Vorwurf ergehen lassen konnte.“

Mit diesem Panorama einer der interessantesten Gegenden im Fabellande, das so täuschend ausgeführt gewesen, daß es eine ganze sonst verständige Nation in solche Raserei versetzt,

daß sie nahe daran gewesen, eine sizilianische Vesper einzuläuten, vergleiche nun einmal H. v. T. seine kleine Mondscheinlandschaft; in der der Mond nicht einmal scheint, sondern nur durch einen Mann mit der Laterne und dem Dornbusch vorgestellt wird; und die auch keine Landschaft ist, sondern ein Intriguenstück im landschaftlichen Style ausgeführt. Will er künftig in diesem Felde sich noch weiter versuchen, so muß er vor allem sich ermannen, und durch größere und kühnere Combinationen die Welt, der es wahrlich nicht an Glauben fehlt, noch auch an der Empfänglichkeit für Illusionen, überraschen und verblüffen. Die Halbheit führt zu nichts; singt Psalmen nach der Melodie von Gassenhauern, und die wieder im Chorale durch die Fistel ab; webt Zeuge im Aufzug aus Pferdehaar, im Einschlag aus Spinnweben: eins frißt das Andere auf, und es kömmt nichts Haltbares heraus; weswegen diese Art von Webung auch schon im Pentateuch verboten ist. Ihr mögt immerhin das Unglaublichste, Widersprechendste, Absurdeste vorbringen; unser Publikum hat einen Straußenmagen, verdaut Steine, und füttert sich mit der Kinderpappe, zu der es zwischen seinen Wänden sie verrieben, dick bis zur preiswürdigsten Wohlbeleibtheit auf. Aber leimt nur nicht aus Hobelspänen die Klötze, die ihr ihm zu verschlingen gebt, sondern schneidet sie aus ganzem Holze; bindet die mit etwas Oel politirten dann an ein Schiffstau fest, und werft sie kühnlich aus ins weite Meer! Ihr werdet Wunder sehen, wie gierig der Leviathan nach der Asung schnappt, und sich Euch willig gefangen giebt. Wie aber jetzt die Dinge liegen, muß die Patronatsherrschaft, Euch desavouirend, unter Seufzern rufen: Herr bewahre mich vor meinen Freunden, meiner Feinde will ich mich schon selbst erwehren!

XIX.

Französische Briefe über Rom und Assisi.

Vorwort.

Die folgenden Briefe dürften für den deutschen Leser ein doppeltes Interesse haben. Einmal das des Gegenstandes, den sie darstellen, Roms und Assisis, jener zwei Centralpunkte der katholischen Welt; dann das der Darstellung selbst, indem sich in ihr die Anschauungsweise des heutigen Frankreichs abspiegelt. Man wird darin vielleicht nicht ohne Ueberraschung wahrnehmen, wie sich der französische Geist erweitert hat, wie er aus dem engen Kreise seiner gallikanischen Nationalität zur katholischen Universalität vordringt und bereit ist, jedem seine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihr Verfasser ist E. Jourdain, ein Schriftsteller der jüngeren Generation. Wir haben sie dem Memorial Angevin entlehnt, einem französischen Provinzial-Journal, wovon wohl schwerlich jemal ein Exemplar nach Deutschland gelangt. Sie zeigen zugleich auch, welcher Umschwung sich in Frankreich vorbereitet; da man Briefen, wie diesen, in einem Provinzialblatte die Aufnahme gestattet, woran vor noch nicht gar langer Zeit kaum zu denken gewesen wäre.

Erster Brief.

Italien ist vielleicht das Land, das den falschesten Urtheilen ausgesetzt war, und in ganz Italien gibt es weder eine Gegend noch eine Stadt, die verschiedener beurtheilt wurde, als Rom. Der Grund liegt darin, weil Rom in der That gleichsam der Zusammenkunftsort aller Reisenden und das Ziel aller Reisen ist. Da nun bei dieser zahllosen Menge von Menschen, die alljährlich aus allen Theilen Europas in dieser Stadt zusammenströmt, die Ansichten, die Sitten, die Gewohnheiten und Vorurtheile unendlich sind; so darf man sich nicht wundern, wenn diese Verschiedenheit sich auch in ihren Urtheilen über die alte Hauptstadt der Welt geltend macht. Der Protestant sucht dort die Babylonierin, die der Welt den berauschenden Becher ihrer Verführung darreicht; der eifrige Katholik wallfahrtet aber dahin, um das Bild des himmlischen Jerusalems sich zu vergegenwärtigen: die Einen bringen bloß ihre Augen mit, die Anderen ihr Herz und ihren Glauben; jene suchen hier die Stadt der Vergangenheit und Erinnerungen, diese im Gegentheil die Stadt der Zu-

kunft und der Hoffnung. Neugierde führt die Einen dahin, Frömmigkeit die Andern; jene sehen Rom in dem Forum, diese im Vatican; Allen jedoch ist Rom die Stadt der Reliquien und der Monumente.

Hier hatten alle Religionen ihre Tempel, alle Jahrhunderte haben hier ihre Spuren zurückgelassen, alle Völker diesem Boden ihre Fußstapfen aufgedrückt. Hier ist jeder Stein ein Denkmal, der Staub spricht und bei jedem Schritte sieht der Wanderer gleichsam einen Schatten erstehen, der zu ihm von einem großen Ereignisse der Geschichte redet.

Wenn man die Tiber, die ihre alte, von den lateinischen Dichtern ihr beigelegte Farbe noch immer trägt, überschritten hat, so ist es die Wüste, die man betritt. Ja mehr noch, diese Wüste hat sich bis Rom ausgedehnt, und ehe man die Mauern erreicht, die Rom einst umgürteten, und die von seiner Größe zeugen, muß man die Wüste durchschreiten. Nichts mahnt hier an die Nähe Roms, als die Klausen einiger Eremiten, die keine Furcht vor den Räubern haben, weil sie nur Brod für die Nothdurft des Tages besitzen, und der Schatz ihres Herzens an sicherer Stätte in der Höhe ruht. Voll der Erinnerungen und Dichtungen des Alterthums, erwartet der Reisende an der Tiber etwas Außerordentliches zu gewahren, das ihm ihren alten Ruhm zurückrufe; gleichwie er in den Gesichtszügen eines großen Mannes das Genie seiner Werke wieder erkennen möchte, die sein Herz begeistert und zur Bewunderung hingerissen haben. Die Tiber jedoch wälzt höchst prosaisch ihre gelben Wellen durch das Land, dessen flache und nackte Ufer sie stets benagt. Ihre ganze Poesie besteht darin, von Zeit zu Zeit anzuschwellen und Zerstörung und Verwüstung in den benachbarten Ländereien anzurichten. Ihre Strömung ist sehr bescheiden und friedlich, und wollte man ihr durchaus einen Sinn unterlegen, so möchte ich sagen: sie schämte sich, daß sie nicht mehr ist, was sie ehedem war; und als sehnte sie sich zurück nach der Zeit, wo sie auf ihren Wässern die Schiffe trug, die zur Eroberung Karthagos se-

geliert, und die dem Königsvolke die Schätze und die Könige der besiegten Nationen heimbrachten. Der Boden selbst gewährt einen traurigen wüsten Anblick. Seit Jahrhunderten hat ihn der arbeitsame Mensch nicht mehr bezwungen. Nichts aber ist so traurig, als die Erde, die der Arm des Menschen nicht belebt. Nur der Mensch kann sie, wenn er ihr Fruchtbarkeit verleiht, erheitern und verschönern. Aber Alles scheint sich hier zu vereinigen, um die Bebauung der Umgegend Roms, wenn nicht unmöglich, doch äußerst schwierig zu machen. Zuerst von der Natur gepflügt und aufgewühlt, trägt dieser Boden noch immer die Spuren vulkanischer Eruptionen, die ihn einst erschüttert und zerrissen. Nichts hängt zusammen, nichts ist eben, überall Gegensätze; mehr oder minder hohe Aufwürfe; Spalten und Risse ohne Zahl, in die das Wasser einsikert und fault, und die den freien Zug von Luft und Regenwasser hindern. Daher athmet der Mensch in diesen Feldern der Verwüstung eine verpestete Luft, und wer seine müden Glieder nach Sonnenuntergang auf diesem Boden ausstreckt, um einige Augenblicke des Schlafes zu genießen, erhebt sich mit dem Keime des Todes in seinem Blute: so feindselig ist dieser Boden dem Menschen, seit er ihn nimmer bebaut. Und doch standen hier einst blühende Städte, von mächtigen Völkern bewohnt, die viele Jahre gegen Rom gestritten. Damals aber belebte der Arm des Menschen die Erde, er war stärker als die Natur, deren Zorn er, ihr Herr, entwaffnete. In dem Maaße als der wachsende Freistaat die umwohnenden Stämme bezwang, zerstörte er ihre Städte; und der entvölkerte und des Baues beraubte Boden verwilderte, und die Natur, die sich selbst überlassene, setzte sich rebellirend bald in ihr altes Recht. Hierauf, nach den Vulkanen, die der Boden in seinem Schooße beschloß, ergoß sich der schrecklichste von allen, der römische, dessen Ausbrüche während acht Jahrhunderten nicht ruhten. Wer kann sagen, wie sehr dieser Boden von jenen Heeren aufgewühlt ward, die sich hier drängten; wie sein Staub aufwirbelte unter allen

diesen Völkern, die kamen und gingen, Sieger oder Besiegte, Eroberer oder Gefangene, und unter den Hufen ihrer zahllosen Rosse.

Die Natur und der Mensch scheinen in der That sich die Hand gereicht zu haben, um den Boden, in dessen Mitte Rom ruht, zu ermüden, zu erschöpfen und zu verderben. Gewöhnt, nur siegreiche Heere zu tragen und von dem Schwerte des Eroberes getroffen zu werden, scheint er nun nichts mehr Anderes tragen zu wollen; er spottet der Wunden, die ihm der Pflug des Landmanns schlägt. Die Ausbrüche der Vulkane ruhen nun, alle sind sie erloschen; und Roma liegt so in majestätischer Ruhe, umgeben von Ruinen, welche Natur und Geschichte um sie aufgehäuft haben; gleichsam als hätten sie mit einem traditionellen Gürtel von Ruinen, Trümmern und Denkmälern jeder Zeit und jeder Art jene Stadt umschließen wollen, der vor anderen der heilige Hort christlicher Traditionen anvertraut ward; und wo der Stuhl eines Fischers Vergangenheit und Zukunft verknüpft, und allen Zeiten und allen Völkern zum einenden Bande dient: so erhaben und geheimnißvoll sind die Geschicke Roms.

Von der Tiber bis Rom begegnet der Reisende auf der Straße nur einigen Flecken, die sich mit dem Namen von Städten schmücken und welche die Wüste trennt; dann einigen zerstreuten Herbergen, deren Bewohner alle 14 Tage wechseln, so bald die verpestete Luft diese Gegenden wie mit einem Todesschleier einhüllt. Und doch ist es diese Straße, die einst das Königsvolk am meisten betreten; auf ihr eilte es zur Bezwingung der italischen Völker, auf ihr stürzte es sich über Germanien und Gallien; und sie wurde von unseren Vorfahren betreten, wenn sie nach Rom gingen, den Triumph ihrer Sieger zu schmücken. Hier drängen sich die Erinnerungen: Schlachten, Siege, Niederlagen, vernichtete Völker, zerstörte Städte, von denen keine Spur geblieben, und dann in Mitte von all diesem die christlichen Erinnerungen; die sich mit den Erinnerungen des heidnischen Alterthums so sehr ver-

knüpfen, daß der Wanderer nur einige Meilen von Rom die Stätte betritt, wo das politische Loos der christlichen Religion entschieden wurde. Es ist die Brücke des Milvius, nun Ponte Molo, wo Constantin den Maxentius schlug, dessen Leiche am folgenden Tage in der Tiber gefunden wurde. —

Es gab eine Zeit, da war Rom die Welt und das Capitol war Rom. Gegenwärtig wird das katholische Universum durch Rom vertreten und Rom ist der Vatican, jene Stadt, die den Päpsten oder vielmehr den Künsten zum Pallaste dient. Denn der gesammte Vatikan wird von Museen eingenommen; und in dieser Masse von Sälen und Gemächern hat der Stellvertreter Christi nur einige Zimmer in Besitz, die sich durch die Bescheidenheit ihrer Einrichtung, wie ihres Umfanges auszeichnen. Gold und Marmor strahlen in jenen Sälen, die den Meisterwerken antiker Kunst gewidmet sind; nichts ist gespart, um ihren Glanz zu erhöhen; während das Gemach des Papstes sich nur durch seine Einfachheit und den Mangel alles dessen, was an Luxus gränzt, bemerklich macht. Denn hier wird alles nach seinem wahren Werthe geschätzt; der Mensch gilt beinahe für nichts, die Dinge sind Alles. Vatican wurde vor Alters der Hügel genannt, wo jetzt der Pallast der Päpste steht: denn hier verkündeten die Götter ihre Orakel. Oft scheint ein prophetischer Instinkt die Namen eingegeben zu haben. Ist es nicht in der That auffallend, daß die Heiden den Ort Berg der Orakel nannten, wo einst die Orakel der Wahrheit sollten verkündet werden? Die Sache ist christlich und der Name heidnisch. Hier wohnt der Nachfolger St. Peters, umringt von den Traditionen des Wahren und Schönen, zwischen einer Bibliothek, die an kostbaren Handschriften vielleicht die ausgezeichnetste ist, und der reichsten Kunstsammlung der Welt. Hier kann er, ohne seine Schwelle zu überschreiten, sich mit den Gedanken aller Jahrhunderte unterhalten, die Geister aller Zeiten befragen, und die erhabene Schönheit des Menschen unter allen Gestalten und in allen ihren Zügen beschauen. So lebt er, wie es

dem Statthalter Christi geziemt, stets in der Atmosphäre des Wahren und Schönen; er empfängt fort und fort das Licht der Wissenschaft und des Genies, deren Strahlen über ihm convergiren, wie in ihrem Centrum. Die prachtvolle, an Büchern und Gemählden reiche Bibliothek des Vaticans ist auch der Ort, wo der allgemeine Vater, in seinem weißen Priesterkleide, dem Symbol jenes Glaubens, der nie in den Nachfolgern St. Peters erloschen, die Frauen empfängt, die ihm ihre Verehrung bezeugen wollen; und die Männer, die ihn wie ihren Vater, und nicht wie einen König zu begrüßen kommen. Es ist die lange Gallerie, die Raphael mit seinen hohen Schöpfungen ausgeschmückt, wo er in seinen Erholungsstunden am liebsten spatziren zu gehen pflegt. Wohin er blickt, begegnet sein Auge einem Meisterwerke des Großen und Schönen. Will er das heilige Opfer in der Sixtina darbringen, so steht vor ihm das Bild des zürnenden Christus am schrecklichen Tage des jüngsten Gerichtes von Michel Angelo; über seinem Haupt und zur Rechten und Linken die Mysterien des Lebens Christi, Werke der Vorgänger Raphaels, die die Welt zum würdigen Empfange dieses Genies vorbereiteten. Seinen Rosenkranz kann er vor jenem unvergleichlichen Meisterwerke beten, in dem Raphael, noch voll Glaube und Reinheit, den Tod der heiligen Jungfrau darstellt. Die Gestalten sind mit jener natürlichen und reinen Anmuth geschmückt, die dem Herzen entspringt; und man möchte glauben, vor dieser heiligen Reinheit müßte jene freche Fornarina beschämt erröthen, die nebenan im Gemälde der Transfiguration, den Blicken ihre nackten Schultern zeigt; und die erste Stelle in einem Bilde einnimmt, das die Herrlichkeit des im Lichte verklärten Christus darstellen soll. Will der heilige Vater aber, bevor er die Stufen des Altares betritt, die Mysterien, deren Feier er beginnt, mit seinen Augen zu erfassen suchen; so darf er nur seinen Blick dem Leibe des sterbenden Hieronymus zukehren, der mit Entzücken über den Leib des Erlösers, den ihm der Priester darreicht, zum Leben wieder-

zukehren scheint, es ist als ob die Liebe sein fleischloses Gebei erbeben machte, und die Freude ihn verjüngte.

XX.

Briefliche Mittheilung

aus dem Großherzogthum Posen.

Großherzogthum Posen, den 4. Jäner 1840. Die königl. Regierung zu Posen hat nach der gewaltsamen Entführung des Hrn. Erzbischofs den Kampf mit dem niedern Clerus angefangen. Der Oberpräsident hat unterm 5. Nov. v. J. eine merkwürdige Verfügung erlassen, mit welcher er die Geistlichen einschüchtern und zur Ablegung der Kirchentrauer bewegen wollte. Sein Plan gelang aber nicht; der niedere Clerus ist standhafter als die Herren bei der großen Glocke in Posen. — Die zehn Decane der Erzdiöcese Gnesen versammelten sich nach dem Empfange der Oberpräsidialverfügung vom 5. Nov. in Gnesen, und überschickten dem Oberpräsidenten das nachstehende, mit vielen Belegen ausgerüstete Actenstück, welches ich Ihnen hiermit mittheile:

Abschrift.

Auf das hohe Rescript Ew. Hochw. vom 5. d. M. fühlen wir uns gedrungen, zuvörderst ganz ergebenst zu erklären: daß es nur Sache der geistlichen Behörde seyn kann, Erlasse, welche die Andacht und den Ritus in der katholischen Kirche betreffen, ergehen zu lassen; weil dem Staate nur das jus circa sacra, keineswegs aber in sacra et ritus catholicos zusteht, was selbiger auch factisch bekundete, indem er derartige Verordnungen, z. B. um Gebet für glückliche Entbindung einer dem königl. Hause angehörigen Prinzessin, niemals unmittelbar, sondern immer nur durch die geistliche Behörde uns empfehlen ließ. Ew. Hochw. wollen sich also auch in der genannten Angelegenheit mit der hierin einzig und allein competenten geistlichen Behörde gnädigst verständigen; was uns alsdann diese heißen wird, werden wir ohne Verzug auf's Gewissenhafteste zu erfüllen keinen Anstand nehmen.

Nicht ein Theil der Geistlichen, sondern alle, wie das ganze katholische Volk sind nach der gewaltsamen Wegführung des Hrn. Erzbischofs v. Dunin nach Kolberg vom innigsten Schmerz ergriffen, welcher nach dem natürlichen Gefühle Trauer zur Folge hat

Oder sollte es etwa möglich seyn, daß gute Kinder beim Verluste ihres innigst geliebten Vaters sich freuen?! — Dies traurige Loos hat alle Katholiken im Großherzogthum Posen getroffen; deshalb ist einstimmig in allen Kirchen, mit Vorwissen der geistlichen, ebenfalls verwaisten und und weinenden Behörde, also nicht ohne obrigkeitliche Genehmigung, die Musik, das Orgelspiel und Glockengeläute, wie überhaupt jeder Ausdruck der Freude während der Andacht eingestellt.

Wie zu den Zeiten der ersten Christenverfolgung für den verhafteten Apostelfürsten still und eingezogen die Gemeinde betete, so vertreten in unserer jetzigen ähnlichen Lage bei unseren Gebeten für den Erzbischof Seufzer und Weinen die Stelle der Musik, der Orgel und Glocken, bis sich Gott unserer erbarmt und das Herz unsers Monarchen zur Herstellung unseres Oberhirten stimmt. Zu verbieten hingegen, daß die Katholiken nicht weinen, und zu verlangen, daß sie weinend sich freuen, scheint uns der göttlichen Einrichtung und der natürlichen Gestaltung des Menschen zu widersprechen; denn es ist unmöglich, in der Bedrängniß und im Kummer nicht zu weinen, da Thränen als ein natürlicher Ausdruck des Schmerzes und der Trauer wider Willen aus dem schmerzbeklommenen Herzen hervorströmen und die Richtung des ganzen Verhaltens bestimmen. Selbst das Gesicht offenbart die innere Trauer. Sollte wohl der, dessen Herz blutet, in seinem sonstigen Benehmen Freude ausdrücken? — In demselben Zustande befinden sich alle Katholiken von dem Augenblicke der gewaltsamen Trennung ihres Oberhirten von ihnen, mit dem sie von Gott vereinigt sind. Dieselbe erzeugt natürlich Schmerz und Trauer und hat das Einstellen des Orgelspieles und Glockengeläutes, als der Ausdrücke der Freude und des Wohlbefindens, und der freien Ausübung der Religion oder der uneingeschränkten Toleranz, die wir aber jetzt, wie es scheint, nicht mehr genießen sollen, zur natürlichen Folge. Denn eigentlich frägt uns die Staatsbehörde nicht mehr, was zum Wesen unserer Religion gehöre, — sondern sie will uns vielmehr selbst belehren und uns vorschreiben, was wir als zu demselben gehörig zu halten haben! — Deshalb giebt's in allen Kirchen Lauscher in Menge, welche sich's zum Geschäfte machen, anzuzeigen und zu verläumden selbst darin, was sie nicht verstehen, und jede in der Liebe Gottes gehaltene eifrige Anrede an das Volk als Aufwieglung zu deuten und zu hinterbringen. Ja, sogar in dem obenerwähnten hohen Rescripte Ew. Hochw. lesen wir eine auf's Landrecht gestützte Drohung, auf das Recht nämlich, welches das bereits mehr als anderthalb Jahrtausende unabänderlich in voller Geltung bestehende katholische Kirchenrecht schon vorgefunden hat und hei-

lig zu ehren versichert, jetzt aber eine Criminaluntersuchung uns an droht, im Falle wir nach dem letzteren den Paragraphen des ersteren en gegenlehren. Wie? — sollte es dem katholischen Geistlichen nicht e laubt seyn, katholische Wahrheiten zu lehren? — Soll er denn nic aus dem Evangelio, den Kirchenvätern und Concilien, sondern aus de Landrechte schöpfen, was er dem Volke predigen soll? —

Was die Lustbarkeiten anbetrifft, welche einige Pfarrer dem Vol untersagt haben sollen, so sind sie demselben nur widerrathen, weil s in unserer jetzigen bedrängten und kummervollen Lage nicht gut anst hen. Einen anderen Rath kann der betrübte Pfarrer seinen Pfarrkin dern nicht geben. Uebrigens sind auch sonst bei katholischen Kindtaufe keine geräuschvollen Vergnügen im Gebrauch. O daß doch heute di Regierung, der das Wohl des Volkes am Herzen liegen sollte, liebe ihren Eifer für das Güte mit dem Eifer der Geistlichen vereinigte und so gemeinschaftlich dem jetzt schon überhand nehmenden Laster de Trunkenheit und der daraus nothwendig hervorgehenden Unsittlichkeit wozu alle geräuschvollen Lustbarkeiten gewöhnlich führen, zu steuer suchte! Wie viel Gutes könnte daraus entstehen! Es geschieht abe das Gegentheil; die Civilbehörden leisten sogar, den Geistlichen zun Trotze, verdorbenen Menschen Schutz und Hilfe, denn wohlgesittet Leute werden sich wahrhaft in dem allgemeinen Kummer und Schmer nicht nach Tanzvergnügungen sehnen. Oder ist es etwa der königliche Regierung unbekannt, wie viele Menschen heute im besten Alter i Folge der Trunkenheit im Wahnsinne (delirium) ihr Leben enden? — Darf man wohl das Uebel noch nähren? —

Es ist uns unbekannt, daß Geistliche Seine Majestät den Könic von der Kanzel herab einer Ungerechtigkeit geziehen hätten. Uns is die Person des Monarchen heilig, sie kann ein katholischer Geistliche weder in seinen Kanzelvorträgen, noch auch sonst verkennen; er ist im Gegentheil gegen sie nur mit Ehrfurcht erfüllt und bemüht, dieselbe dem Volke einzuflößen. Kann man jedoch von den Kindern verlangen, daß sie, wenn ihnen der Vater geraubt wird, nicht wehklagen? — In demselben Verhältnisse stehen wir Katholiken zu unserm fern von uns gefänglich gehaltenen, gewissenhaften Erzbischofe. O wenn doch die niederen Staatsbeamten gewissenhafte und genaue Berichte erstatten wollten! O wenn doch Ew. Hochw. selbst von den Thränen und den Schmerzesseufzern während der Gebete für den Oberhirten, daß ihn Gott in seiner Standhaftigkeit stärke und erhalte, mit eigenen Augen gnädigst sich überzeugen wollten! O wenn nur Hochdieselben das nicht mehr knieende, sondern zu Kreuz liegende Volk sähen, — gewiß, Ew.

Hochw. würden sich einer Zähre nicht erwehren, ja selbst bei Sr. Majestät für uns sich verwenden, die Rückkehr unsers Erzbischofes und die rechtliche Ordnung in dem darniederliegenden geistlichen kirchlichen Geschäftsgang vermitteln.

Es mag übrigens wahr seyn, daß so mancher Geistliche in der Beklemmung seines Herzens, um das Volk zur Besserung aufzumuntern, von der Kanzel, dieser Stätte der Wahrheit, gesagt hat: daß Gott für unsere Sünden dies Kreuz uns zuschicke, daß auf Allerhöchsten Befehl uns unser Erzbischof genommen sey, obschon uns mehrmals völlige Gewissensfreiheit Allerhöchst feierlichst zugesichert worden, wie unlängst noch an allen öffentlichen Orten von Jedermann das königliche Edict vom 12. April v. J., welches uns an dem Glauben unserer Väter zu halten gebietet, zu lesen war. Es ist aber ein unabänderlicher Glaubenssatz der Katholiken, daß sie ohne Hirten nicht bestehen können. Der Diöcesanbischof ist von Gott eingesetzt, wie wir in der heiligen Schrift lesen (Act. 20, 28): „Der heilige Geist hat die Bischöfe gesetzt, zu regieren die Kirche Gottes.“ Daraus wollen sich Ew. Hochwohlgeboren gütigst überzeugen, daß die gewaltsame Abführung des gewissenhaft an der Lehre der Kirche sich haltenden Erzbischofs eine Verletzung der katholischen Religion ist. Nach göttlicher Einsetzung, durch Vermittelung des apostolischen Stuhles, ruht nämlich die ganze geistliche Vollmacht zur Beseeligung der Gläubigen in dem Diöcesanbischofe und durch diesen nur theilweise in den ihm untergebenen Pfarrern; mit seiner Entfernung also ist allen Katholiken das benommen, was sie von Gott zu ihrem Heile haben müssen. Deshalb wurden zu Zeiten der heidnischen Christenverfolgungen, wo die Katholiken noch nicht tolerirt waren, alle ohne Unterschied bedrängt; so fern sie aber tolerirt wurden, nahm man ihnen nicht ihre Hirten, wie es heute geschieht. Ew. Hochwohlgeboren wollen es also nicht übel deuten, was etwa anhängliche Geistliche, denen ihr Glaube theuerer, als das Leben ist, im Erguß ihres Schmerzes, aber ohne Verletzung aussprechen; — ohne Verletzung, sagen wir, denn wir weinen nur und predigen Buße, obschon die Lauscher uns falsch verstehen und irrthümlich beschulden.

Es mag seyn, daß einzelne Gemeinden gerne das Meßkorn entzögen; dieser Unwille offenbarte sich jedoch schon zu anderen Zeiten in vielen Pfarreien. Es können übrigens auch nur solche seyn, welche wenig religiöses Gefühl haben, und auch gegen sonstige Abgaben an den Staat murren. Es ist für uns schmerzlich, hier sogar erwähnen zu müssen, daß nicht allein einzelne böswillige Menschen den Gemeinden

jene Renitenz in der Erfüllung ihrer Schuldigkeit an die Pfarrer ei zuflößen suchen, sondern sogar Beamte sie ausdrücklich dazu von Amt wegen auffordern, und die Leistung der im göttlichen und kirchliche Rechte begründeten Verpflichtung an die Pfarrer verbieten. Heißt da nicht aufwiegeln und Revolution predigen? —

In der katholischen Kirche ist übrigens das Meßkorn keine Abga für das Glockenläuten und Orgelspiel. Mehrere Jahrhunderte vor d Erfindung und Einführung der Glocken und Orgel in den Kirchen le steten die Gläubigen diese zum Unterhalte des Pfarrers gehörige un jetzt hypothekarisch versicherte Gabe. Hat ja doch die Staatsbehörd kraft des ihr obliegenden Rechtsschutzes die Pflicht auf sich, Säumig und Widerspenstige zur Erfüllung ihrer Schuldigkeit an die Pfarrer fü seelsorgliche Dienste anzuhalten, zu welchen aber keineswegs das Gl ckenläuten und Orgelspiel, sondern die Verkündigung des Evangelii, d Darbringung des heil. Meßopfers und die Spendung der heil. Sacra mente gehört.

Wie durch die eingeführte Kirchentrauer Excesse entstehen sollten können wir nicht begreifen. Das weinende, büßende und nüchtern Volk ist der Excesse nicht fähig; solche können vielmehr durch Trun kenheit erzeugt werden. Freilich könnte es unter den jetzigen Verhält nissen, da laue Katholiken aufgehetzt werden, zu unangenehmen Auf tritten kommen, aber dann würde sich auch die Quelle der Excess ausweisen. —

Mit Schmerz müssen wir endlich hinzufügen, daß einige mit den Geiste der Provinz ganz unbekannte und den Katholiken feindlich gesinnte niedere Beamte in ihrem falsch verstandenen Eifer so weit gehen, daß sie sogar die Verordnungen der Regierung und die Moralität vergessen; während nämlich die Geistlichen ihre Pfarrkinder von Spiel und Tanz, als den nächsten Anläßen zur Trunkenheit und Sittenlosigkeit abhalten, gaben jene die sogenannten Tanzzettel nicht allein bis 10 Uhr, sondern für ganze Nächte umsonst aus. Wie wird hiedurch der heilsame Wunsch der Regierung, einstimmig mit den Behörden auf die Einführung der Mäßigkeitsvereine zu wirken, erreicht werden? —

Indem wir Ew. Hochwohlgeboren als dem Vertreter der Provinz diese unsere unterthänigste Erklärung aus dem innigsten Herzensgrunde abgeben, schließen wir gleichzeitig die demüthigste Bitte an:

„Hochdieselben wollen uns bei Sr. Majestät dem Könige die Rückgabe unsers Oberhirten gnädigst vermitteln."

Gnesen den 14. November 1839.

gez. Mit tiefer Ehrfurcht.

Sucharski, Decan des Gnesner SS. Trinitatis Kirchensprengels.
Salmonski, Decan des Kaufschwitzer Kirchensprengels.
Kalinowski, Decan des Gnievkover Kirchensprengels.
Siemigtkowski, Decan des St. Peter und Paul Kirchensprengels.
Thielmann, Decan des Nakler Kirchensprengels.
Komasinski, Decan des Exiner und Lekner Kirchensprengels.
Kinecki, Decan des Rogawer Kirchensprengels.
Kieramuszewski, Decan des Znimer Kirchensprengels.
Jasieniecki, Decan des St. Michael Kirchensprengels.

XXI.

Aus dem Leben eines Katholiken.

Erster Artikel.

Inmitten des Gewühles am Markte des widrigsten und hoffnungslosesten Lebens, inmitten des heißen Kampfes, den die Streitenden der Kirche gegen die Truggestalten des Abgrundes kämpfen, ist das Andenken an edle Todte ein ernster, wehmüthiger Trost. Es ist als ob ihr Geist in leisem Wehen zu uns redete: jenes verzehrende Treiben — wir haben erkannt, wohin es führt, und haben uns dem einzigen Quell der Ruhe zugewendet — jener Kampf — auch wir haben ihn redlich gestritten und waren treu bis zum Ende — aber der Herr ist noch treuer gewesen und hat uns mit unaussprechlichem Frieden gelohnt. Wenn wir daher heute in diesen Blättern für einen Augenblick die Gedanken unserer Leser von den Angelegenheiten des Tages hinweg auf die Ruhe eines Verstorbenen hinwenden, so geschieht es, um ihnen eine Stunde der Erquickung zu bereiten, um ihnen die milde Geistesnähe eines Mannes zu vermitteln, den eine große Zahl der Zeitgenossen mit seltener Innigkeit geliebt hat, der lange im katholischen Deutschland als ein lebendiger Mittelpunkt des Guten dagestanden, und an der noch vor seinem Tode eingetretenen Umgestaltung der Kirche unseres Vaterlandes mehr mitgewirkt hat, als es der Menge bekannt seyn möchte.

Es ist Karl Joseph Hieronymus Windischmann. Zwischen dem 24. August 1775, wo er geboren wurde, und dem 23. April 1839, der ihn heimrief, liegt eine Summe von Leid und Tröstung, von Heimsuchung und Gnade, von Erkennen und Erlebniß, von menschlich Edlem und göttlichen Führungen, wie sie selten einem Einzelnen zugetheilt zu seyn pflegt. —

Er war der Sohn eines höchst rechtlichen Anwaltes an dem kurfürstlichen Hofgerichte zu Mainz: Stephan Windischmann, der, aus armer Familie entsprossen, die Bereicherungskünste seines Standes verschmähte und seiner Wittwe, Caroline Ernestine Kolborn, und ihrem einzigen, unmündigen Kinde nichts hinterließ, als einen guten Namen. Die Mutter zog aus der Stadt ins benachbarte Rheingau, dessen alte Herrlichkeit sich dem Knaben so tief eingeprägt hatte, daß W. noch im Alter nur mit Sehnsucht von diesen Tagen sprach. Ihre einzige Stütze war ihr Bruder, zuerst Dechant bei St. Stephan in Mainz, später Weihbischof des Fürsten Primas, Karl v. Kolborn. Nach dem ersten Elementarunterrichte begann W. 1787 die Gymnasialstudien in Mainz, und bezog daselbst im Jahre 1792 die Universität, um Philosophie zu studiren. W. nahm aus der kindlichen Periode seines Lebens das so unschätzbare Fundament des Glaubens mit hinüber, welches verschüttet und entstaltet, aber nicht so leicht zerstört werden kann; die fromme Mutter, ihre Brüder, die alle dem geistlichen Stande angehörten, ihre Schwester, die im Kloster lebte, und eine Reihe gottesfürchtiger Voreltern, diese Alle waren Bande, welche den hoffnungsvollen, nach der gefährlichen Frucht der Erkenntniß strebenden Jüngling unsichtbar, vielleicht oft gegen seinen Willen, an die Kirche knüpften. Und wahrlich — solcher Bande bedurfte es. Wenn es jemals eine Zeit gegeben, die eine krankhaft ansteckende Atmosphäre in sich trug, so waren es die verhängnißvollen Jahre, in denen der junge W. zum Manne heranreifte. Neben der handgreiflichen und von ganz Europa materiell gefühlten Umwälzung der politischen Ordnung der Dinge, in die, wer kräftiges Talent und ein heißes Herz besaß, wenn ihn nicht ein Wunder zurückhielt, hineingezogen wurde — neben diesen Geburtswehen bereitete sich in dem bedächtigen Deutschland ein Umsturz des Offenbarungsglaubens vor, der tiefere und schmerzlichere Spuren im Vaterland zurückgelassen hat, als die Verheerungen der Feinde. Beide Revolutionen standen in der lebendigsten

Wechselbeziehung — die mehr praktischen Köpfe gingen ins Gewirre des Tages ein — die speculativen saßen in der Werkstätte des Uebels für die Zukunft.

Im Norden von Deutschland hatte das Erscheinen einer philosophisch-religiösen Revolution neben einstweiligem politischen Servilismus nichts Befremdliches — es war dies eine Folge der Glaubensspaltung, die früher oder später an den Tag kommen mußte. Ein besonderes und höchst merkwürdiges Gericht Gottes aber hatte auch katholische Fürsten, hatte namentlich die geistlichen Kurfürsten und Herrn mit völliger Blindheit geschlagen, und während sie mit kurzsichtiger Eitelkeit die Mäcenaten kantischer Philosophie und moderner Aufklärung spielten, bemerkten sie gar nicht, daß sie die eigenen Henker groß zogen. Keiner der Kurstaaten war in dieser Beziehung tiefer untergraben, als der mainzische — der unglückliche Erthal hatte in der dortigen Universität den eigentlichen Heerd religiöser und politischer Verschwörung gebildet, und der Coadjutor Dalberg — ein Mann, der eines bessern Looses würdig gewesen wäre, lag, ohne es wohl selbst ganz zu ahnen, in den Netzen des Illuminatismus.

Dies war die äußere Lage der Dinge, als W. in Jahre und geistige Bedürfnisse eintrat, die auch in den ruhigsten Zeiten gefährlich sind. Die Achtung vor dem Bestehenden und ein gewisser praktischer Takt hielten den Jüngling von politischen Verirrungen fern; wenn er Kenntniß nahm von den zahlreichen bestehenden geheimen Gesellschaften, so geschah es aus einem unbefriedigten Wissensdurste — sein rechtliches, grades Herz wendete sich von jedem düstern Wesen ab — dagegen trieb ihn sein regsamer Geist nach den vermeintlichen Wassern des Lebens, nach der Philosophie hin. Seine Studien in Mainz wurden bald unterbrochen durch die französische Invasion — er wandte sich daher nach Würzburg, um daselbst den philosophischen Cursus zu vollenden, und nach der Bestimmung seines Oheims, die Jurisprudenz zu studiren. Allein W. hatte schon von den Schuljahren her einen solchen

Drang zur Erforschung der Natur, daß er bald das angefangene Studium mit dem der Medicin vertauschte. Er wurde damals mächtig angeregt durch die Kielmayerischen Hefte über die verschiedenen Theile der Naturwissenschaften — sein philosophischer Sinn, der vermöge der Anlagen seines Gemüthes in dem kantischen Criticismus keine Befriedigung finden konnte, erhielt von nun an eine mehr idealistisch=realistische Richtung, die sich zum Theil unabhängig und gleichzeitig mit Schelling ausbildete. Neben diesem Interesse für die Natur in einem höhern Sinne, hatte W. von Jugend auf mit Vorliebe sich historische Kenntnisse, besonders in Bezug auf die Cultur= und Religionsgeschichte der Völker, gesammelt.

Im Sommer des Jahres 1796 machte W. sein medicinisches Examen und wurde promovirt, worauf er sich nach Wien begab, um insbesondere die dortigen großartigen Anstalten zu benützen und die Vorlesungen Johann Peter Franks zu hören. Die Anhänglichkeit ans alte Reich und an die erlauchte Kaiserfamilie, welche besonders in den Ländern der geistlichen Fürsten tief wurzelte, wurde in W. durch seinen Aufenthalt in Wien sehr genährt — mit besonderer Vorliebe verweilte er in den Gesprächen seines Alters bei dieser Periode seines Lebens; er war einer von denen, die jetzt immer seltener werden, welche die alte deutsche Zeit noch gekannt und aus ihr einen wahrhaft historischen Patriotismus gerettet hatten, gegen welchen die eisenfresserische Vaterlandsliebe der Deutschthümelei und das junge, französische Deutschland seltsam contrastiren.

Im Sommer 1797 nach Mainz zurückgekehrt, trat W. in die praktische Laufbahn ein, und begann zugleich Vorlesungen über die Medizin, mit der Aussicht, als außerordentlicher Professor angestellt zu werden — als am Neujahrstage 1798 die Franzosen zum zweitenmale in Mainz einrückten, und der Kurfürst sich dadurch genöthigt sah, seine Residenz nach Aschaffenburg zu verlegen, wohin ihm eine Abtheilung der Universität, besonders die meisten Mitglieder der theolo=

gischen und mehrere von der philosophischen Facultät folgten. W. blieb in Mainz als praktischer Arzt zurück — es hielt ihn dort ein neues Band — die Ehe, welche er im Jahre 1797 mit seiner treuen Lebensgenossin geschlossen hatte.

Die medicinische Praxis, welche W. von nun an mit großem Eifer und in einer Weise ausübte, die ihm unbedingtes Zutrauen seiner Kranken gewann, hinderte ihn nicht, sich fortwährend mit Philosophie und Geschichte zu beschäftigen, was ihn in vorzüglich enge Berührung mit Nicolaus Vogt brachte, auf dessen Empfehlung ihm eine Professur der Geschichte in Mainz angeboten wurde. W. lehnte dies jedoch ab, weil ihm die Umgestaltung der Dinge, die in Mainz vor sich gegangen, schmerzlich war, und er die Hoffnung hatte, zu seinem Fürsten berufen zu werden, an dem er mit treuer Ergebenheit hing. Dies geschah auch wirklich im Jahre 1801, wo ihn Kurfürst Erthal zum Hofmedicus in Aschaffenburg ernannte.

Auch in dieser neuen Stellung konnte er seinen Lieblingsstudien obliegen, und schon im folgenden Jahre eröffnete er naturhistorische und philosophische Vorlesungen, die ihm die angenehmste Erholung von den Mühen der Praxis waren. Erthals Nachfolger, Dalberg, übertrug ihm in Folge dessen 1803 und 1804 die ordentliche Professur der Philosophie und Universalgeschichte, mit dem speziellen Auftrage, auch die Naturphilosophie zu lehren; späterhin übernahm er auch die übrigen philosophischen Disciplinen, namentlich die Geschichte der Philosophie. W. erwarb sich in diesem seinem Wirkungskreis das volle Vertrauen eines edeln Fürsten, der ihm zu seinen übrigen Aemtern noch das eines Hofbibliothekars (1811) gab, und es war ihm zugleich die Kunst geschenkt, durch sein offenes, herzgewinnendes Wesen, durch einen geistreichen und beredten Vortrag, durch wahrhaft väterliche Sorgfalt für sie, seine Schüler an sich zu fesseln, die ihm noch in späten Jahren Beweise ihrer dankbaren Anhänglichkeit gaben. — In der reizenden Umgebung Aschaffenburgs, unter treugesinnten Freun-

den (von welchen ihm besonders der Bruder des Primas, Friedrich Dalberg, nahe stand), in der Nähe des Hüters und Pflegers seiner Jugend, des Weihbischofes Kolborn, und im Kreise einer hoffnungsvoll heranwachsenden Familie lebte W. zufrieden in der kleinen Residenz, die damals der Mittelpunkt eines geistig regen Lebens war.

Er sah noch einmal einen völligen Wechsel der Dinge eintreten; und mit tiefem Schmerz trennte er sich von dem vielgeschmähten, unglücklichen Fürsten, in dem er seinen geistlichen Oberhirten, seinen großmüthigen Gönner achtete, und von dem er nie ohne Rührung sprechen konnte, obgleich er seine Fehler einsah; es ging hier, wie anderswo — die Mißgriffe des Fürsten sah und verurtheilte jedermann, die vortrefflichen Eigenschaften des Menschen kannten nur die Näherstehenden.

W. hatte indessen äußerlich nichts verloren; die königl. bayerische Regierung bemühte sich, die bestehenden Verhältnisse aufrecht zu erhalten — die Studienanstalt dauerte fort, und W's. Verdienste um dieselbe und in der medicinischen Praxis wurden durch den Rang eines k. Medicinalrathes, der ihm verliehen ward, anerkannt. Aschaffenburg sah statt des verlornen Landesherrn in der schönen Burg am Main nun den damaligen Kronprinzen von Bayern, der mit seiner Umgebung neues Leben in die verwaiste Stadt brachte — und W. hatte das Glück, die Achtung des erlauchten Fürsten zu gewinnen.

So kam das Jahr 1818 heran. — Kein Mensch ist im Stande, auch bei einer hoffnungsreichen Gegenwart, die Vergangenheit in sich zu verleugnen, und so war es W. unmöglich, in dem neuen Boden, der ihm nur der umgewühlte alte war, frische Wurzel zu fassen; er fühlte sich nicht mehr mit derselben Unauflöslichkeit an ihn gebunden. Dazu kamen äußere Veranlassungen, die ihn allmählig an den Gedanken gewöhnten, eine ganz veränderte Lebenslage aufzusuchen.

Schon im Jahre 1816 hatte W. von Seiten des königl.

preußischen Cultusministeriums die Einladung erhalten, die Stelle eines Schulrathes bei dem k. Regierungscollegium zu Coblenz anzunehmen — er wollte sich aber von seinem betagten, väterlichen Wohlthäter Kolborn nicht trennen, und lehnte sie ab. — Durch den gleich darauf erfolgten Tod des letztern wurde auch dieses Band, welches ihn an Aschaffenburg knüpfte, gelöst, und als im August 1818 W. zum zweiten Mal ehrenvoll aufgefordert wurde, in preußische Dienste zu treten, und zwar als katholischer Professor des Systems und der Geschichte der Philosophie an der neugestifteten Universität Bonn, sowie als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission, glaubte er darin einen Wink der Vorsehung erkennen zu müssen, und schied im Herbste desselben Jahres mit schwerem Herzen von seinem geliebten Aschaffenburg hauptsächlich deßwegen, weil er bei seiner Stellung an der Universität theils einen ausgebreitetern Wirkungskreis hoffte, theils die Vollendung der Erziehung seiner heranwachsenden Söhne selbst leiten konnte.

Mit W's. Uebersiedelung nach Bonn beginnt eine neue, und zwar die wichtigste Periode seines Lebens; vordem wir aber näher auf dieselbe eingehen, sey es uns vergönnt, noch einen Blick auf seine innerliche Entwickelung während seines Aufenthaltes in Aschaffenburg zu werfen. Es wurde früher schon bemerkt, wie die Vorliebe für's Studium der Natur und die eigenthümliche Geistesanlage W's., in welcher ein tiefer, metaphysischer und poetischer Sinn für's Ideale, Uebersinnliche mit der lebendigsten, fast zu reizbaren Empfindung fürs äußerlich Wirkliche gepaart war, ihn nothwendig in dieselbe Bahn werfen mußte, auf welcher Schelling am Ende des verfließenden und am Anfange des beginnenden Jahrhunderts wandelte. Neben den physicalischen Untersuchungen, die auf W. bedeutend einwirkten, war es vorzüglich die Beschäftigung mit Plato und den Neuplatonikern, das Aufgehen der orientalischen Weisheit (welch tiefen Eindruck machte z. B. auf ihn das Oupnekhat Anquetil's), die Vertrautheit mit den bedeutenderen Philosophen und

Theosophen seit der Wiedererweckung der classischen Literatur (von den italienischen Platonikern herab bis zu Spinoza), was den Forscher anregte und ihn, wie er später gerne gestand, oft auf falsche Spuren leitete. Und wer möchte es ihm verargen, daß sein suchender und nach Wahrheit hungernder Geist von dieser Ueberwucht eines auf einmal hereinbrechenden Wissens überwältigt wurde? Wenn irgend eine Periode der Entwicklungsgeschichte der Menschheit den Charakter einer kritischen Zeit des Ueberganges aus dem Wüsten und Leeren eines wissenschaftlichen Chaos ins Licht der Wahrheit (soweit man sich derselben öffnen will) an sich trägt, so waren es die ersten Decennien dieses Jahrhunderts — eine Sündflut hatte das Antlitz der Erde in politischer und intellectueller Hinsicht verändert — es brauchte Jahre, bis man wieder festen Boden fand. — W. hat geirrt — wie viele thaten es mit ihm! — er hat die Taube, welche ihm den Oelzweig des Friedens mit Gott und seiner Kirche brachte, sehnsüchtig und mit Freuden begrüßt — wie wenige sind ihm darin gefolgt!

Um diese Zeit trat W. zuerst in größern Werken (eine Reihe früherer und späterer einzelner Aufsätze können wir hier nicht berücksichtigen) auf — die Begeisterung für Plato veranlaßte seine Uebersetzung des Timäos (1803); was er in Bezug auf die philosophische Erfassung der Natur gedacht hatte, legte er in den Ideen zur Physik (1804) nieder. In letzterem Werke ging W. zum Theil in die pantheistischen Irrthümer der Naturphilosophie ein; das christliche Element war ihm aber so unabweisbar, daß er nicht etwa in einen bewußten Gegensatz gegen den Offenbarungsglauben gerieth, sondern vielmehr das Christenthum mit dieser philosophischen Anschauungsweise vereinbaren zu können glaubte. Während dieser Zeit der Entfaltung seines Geistes war W. in lebendiger Berührung und literarischem Verkehr mit den meisten bedeutenden Zeitgenossen — Göthe, die beiden Schlegel, Schelling, Böckh, später Schleiermacher, Hegel — u. a. waren ihm mehr oder minder nahe getreten, und viele von ihnen blie-

ben auch dann noch seiner Person achtungsvoll und freundschaftlich verbunden, als sich seine Wege auf's Bestimmteste von den ihrigen getrennt hatten.

Das Senfkorn des Glaubens, das theuerste Kleinod seiner Kindheit, mußte in ihm immer mehr zum Gedeihen kommen. In einem neuen philosophischen Buche („von der Selbstvernichtung der Zeit und der Hoffnung zur Wiedergeburt 1807"), das mit großer Beredsamkeit geschrieben ist, zeigte sich bereits ein bedeutender Fortschritt zum Christlichen hin, im Gegensatze gegen die pantheistische Naturvergötterung und den selbstsüchtigen Idealismus. Diese entschiedene Richtung suchte W. auch auf dem Gebiete der Medicin geltend zu machen in der Schrift: „Versuch über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst" (1808), wenn auch in dieser wie in der vorhergenannten sich noch manche Schlacken des sich allmählig läuternden Geistes finden. Diesen Proceß sehen wir im Wesentlichen schon ganz vollendet in dem merkwürdigen und ahnungsreichen Buche: „Das Gericht des Herrn über Europa" (1814), in welchem sich vielleicht noch manche irrige historische Ansicht, aber ein tiefer christlicher Grund und Boden findet, und wo W. seine Scheidung von den falschen politischen und religiösen Richtungen der Zeit auf schärfste aussprach — er war von nun an katholisch — und stand darum von nun an in der literarischen Welt allein — wenn man den Mann auch achten mußte.

Wir haben jene Schrift eine ahnungsreiche genannt — es kann jeder sich selbst davon überzeugen, wenn er die Erfüllung vieler dort ausgesprochenen Besorgnisse in der Gegenwart erblickt. Nur eine Stelle möge hier stehen (S. 211): „Niemals können des Feindes (des Satans) Anstrengungen größer gewesen seyn, als in dieser bedeutungsvollen Reinigungszeit. Wir haben sie in seinen offenbaren Dienern deutlich genug gesehen — wir sehen sie leider noch unter jenem Volke, das er seit einem halben Jahrhundert so vielfach geplagt und versucht hat. Für den Augenblick ist freilich seine äußere Gewalt gebän-

digt, aber die in ihren Phantasien schwankenden Gemüthe stehen ihm noch allzusehr zu Gebot, und er ist schlau genug sich ins unendlich Kleine des inneren Menschen zu verbergen wenn dieser nicht bei Zeiten sich dem Glauben an den Versöhner in die Arme wirft. Wir gehen ohne diese Stärkung durch die Gnade einem Kampf, einer Zerrüttung entgegen womit in der ganzen Weltgeschichte nichts die Vergleichung aushält. Ein Großes ist geschehen: die offene Gewalt des Bösen ist zum Schweigen gebracht, man hat somit erfahren, daß durch tapferes Zusammenhalten jeder Versuch der Art vereitelt werden kann. Aber das Größte ist noch zurück — dieses nämlich: nicht blos auf die physische Kraft des Augenblicks zu rechnen, sondern dieser Kraft in der lichten Ordnung der Christenheit ihre Stelle anzuweisen". Und S. 239 sagt er noch bestimmter das Nahen einer furchtbaren Katastrophe voraus. Bedenkt man, daß das von diesem Grundgedanken durchdrungene Buch im Augenblicke des Sieges, der scheinbaren Wiederherstellung der europäischen Ordnung und der urdeutschen Hochgefühle geschrieben ist, so muß man eingestehen — es war ein tiefblickender Geist, der vom Glanze der Gegenwart nicht geblendet, die Zukunft richtig ahnete und das einzige Rettungsmittel erkannte.

Für sich selbst hatte W. von nun an diesen alleinigen Retter, Christum in seiner Kirche, mit ganzer Seele ergriffen — das ererbte Pfund des Glaubens war in ihm ein bewußtes, wiedergefundenes, von nun an unverlierbares Besitzthum geworden. Und auf welchem Wege war er dahin gelangt? Allerdings auch auf dem des Forschens und der Wissenschaft; denn sein Streben war unermüdlich, und nachdem er aus so mancher Quelle in der Natur, im fernen Osten, platonischer Weisheit und neuerer Philosopheme, unerquickt geschöpft hatte, war er zu der christlichen Philosophie des Mittelalters gelangt, und hatte dort einsehen gelernt, daß die wahre Weisheit nur im Schooße der Offenbarung zu finden sey. Aber das sind Pfade, die der Mensch äußerlich wandelt und auf

denen er der Hauptwirker ist — der innerliche Zug der Gnade schafft im Verborgenen den neuen Menschen in wunderbarer Weise.

Parallel jener wissenschaftlichen Fortentwicklung ließ Gott ihn einen inneren Läuterungsproceß durchs Leiden erfahren, welcher dem immer klarer erkennenden Geiste einen gehorsamen, gottseligen Willen bereitete. W. war von Natur einer reizbaren, weichen Constitution, welche er zwar anfangs abzuhärten bemüht war, die ihn aber bald zu größerer Sorge für seine Gesundheit zwang. Gerade in die Periode seiner gänzlichen Rückkehr zur Kirche fallen die Anfänge schmerzlicher Unterleibsleiden, die ihn nie mehr verließen; fällt eine höchst peinliche chronische Augenentzündung, die durch mehrere unglückliche Verletzungen der Augen von außen zu einem solchen Grade gesteigert wurde, daß er mit dem Verluste des Gesichtes bedroht und fast unfähig war, das Nöthige für seinen Beruf als Lehrer zu arbeiten. Im Jahre 1813 brachte ihn der Typhus an den Rand des Grabes; in der Seuche verlor er seine älteste Tochter, ein Mädchen von männlichem Geist, die ganz für den Vater und seine Gedanken lebte. Dazu kam die drückende Sorge für eine zahlreiche Familie, die sich erst später milderte.

Unter diesen heilsamen Prüfungen reifte W. zu jener christlichen Vollkommenheit, die ihn später zur Stütze und zum Vorbild Vieler machte. Das Licht der Wahrheit, welches ihm gegeben war, diente ihm nicht blos zu tiefsinnigen Speculationen über christliche Mysterien, nein er lebte diese selbst mit einer Einfachheit der Hingebung durch, die ihn, den Weltweisen und vielseitig Gelehrten, dem gläubigen Landmann gleich stellte. Von dem Augenblicke an, wo ihm das kirchliche Leben wieder ganz aufgegangen war, wurde W. ein Mann des Gebetes. In den letzten fünf und zwanzig Jahren seines Lebens konnte ihn nur Krankheit davon abhalten, der heiligen Messe täglich beizuwohnen — er war ganz unglücklich, wenn er diesen Trost nicht hatte, und mit derselben

XXII.

Niebuhr und Bunsen als Diplomaten in Rom

„Wer nicht kann, was er will, der wolle, was e
kann." Niebuhrs Lebensnachrichten. Th. I.

Wer für Deutschlands gegenwärtige Lage Begriff und Empfindung hat, und die entsetzlichen Folgen bedenkt, welche aus einer Spaltung nach religiösen Interessen entspringen können, den möchte einigermaaßen die Bemerkung trösten, daß auf keiner Seite diese Gefahr ganz übersehen wird, daß sich vielmehr jeder Theil nur in dem Bewußtseyn zu beruhigen scheint, den Ausbruch des Zerwürfnisses nicht verschuldet zu haben. Darüber erhebt sich dann die leidige Frage: wer den Streit angefangen habe? eine Frage, durch die man um nichts gefördert wird, da ein Anfang des Streites nur in der ersten Rechtsverletzung liegt, darüber aber allein gestritten wird, was Recht, was Unrecht, was Schutz des eigenen, und was Eingriff in das fremde Recht sey. Es ist solchen Streitigkeiten eigen, daß gerade dasjenige, was aus der tiefsten Ueberzeugung des einen Theiles hervorgeht, am schwersten bei dem andern Theile Eingang findet. Dieser ist von Ansichten und Bestrebungen erfüllt, welche sich aus allen Kräften dem Eindringen einer störenden Erkenntniß widersetzen; wie oft man sich auch vorsagen mag: prüfet Alles und behaltet das Beste, — so groß ist die Macht der Vorurtheile und der Partheileidenschaften: wo das Herz entschieden hat, prüfet man in Wahrheit nichts, und behält das Liebste.

Viel ersprießlicher scheint mir in solcher Lage, von der Höhe der Grundsätze herabzusteigen, und im Gebiete des gemeinen menschlichen Verkehrs den Versuch zu machen, uns in dasjenige hineinzuleben, in welches uns hineinzudenken so überaus schwer ist. Haben wir dabei das Glück, auf der Seite der Gegner Einzelne zu treffen, denen wir uns mit Achtung und Liebe anschließen können, so ist schon sehr viel gewonnen; wir wohnen in ihrem Herzen wie in Feindesland; ächte Vaterlandsliebe werden sie uns nicht rauben können, aber manche Leidenschaft mag besänftigt, manches Vorurtheil gemildert werden.

So haben mich die Lebensnachrichten Barthold Georg Niebuhrs

berührt, von welchen nun auch der dritte Band bei Friedrich Perthes in Hamburg erschienen ist. Mein Interesse an Niebuhr war fast nur das wissenschaftliche; ich schätzte ihn sehr hoch wegen seiner historischen Forschungen, und zwar noch mehr um des Geistes derselben, als um der hochbedeutenden Resultate willen. In Niebuhrs Briefen aber enthüllt sich dem Leser, zumal demjenigen, welchem seine persönliche Bekanntschaft versagt war, nicht allein manche andere Seite dieses reichen Geistes, sondern auch ein häusliches und ein öffentliches Leben, dessen Betrachtung dem Herzen nicht selten wohlthut, und durchgängig geeignet ist, das Urtheil über die wichtigsten socialen Verhältnisse unserer Tage zu erweitern.

Meine Absicht ist hier nur, eine Seite des Ganzen hervorzuheben, dasjenige nämlich, was über das Verhältniß Preußens zu dem heiligen Stuhle unter Niebuhrs und seines Nachfolgers Wirksamkeit Licht verbreitet; freilich können dabei die Persönlichkeiten nicht ganz außer Betracht bleiben. So gewiß es nämlich ist, daß in Rom alles Wesentliche nur durch Grundsätze entschieden wird, so hat doch auch Niebuhr einiges Recht, in dem Briefe vom 27. März 1818 zu sagen: daß dort „Alles durch Persönlichkeiten entschieden wird". Deßwegen kann eine tiefer eingehende Erörterung des dort Geschehenen auch nicht absehen von den handelnden Persönlichkeiten. Es ist dabei an die goldene Regel zu denken, welche ich als Motto dieser Mittheilung vorangeschickt habe, und an die Aeußerung Niebuhrs in dem Brief vom 6. Juni an Nicolovius über dasjenige, „was bei den Unterhandlungen möglich zu machen ist, und was nicht." Im Bereich des grundsätzlich Möglichen hängt in Rom allerdings sehr viel von Persönlichkeiten ab; ja sie sind wichtiger, als wir hier aussprechen mögen, dem denkenden Leser überlassend, bei Erwägung dieser Mittheilungen die Folgen selbst zu schätzen, welche aus Niebuhrs Rücktritt von der römischen Gesandtschaft hervorgegangen sind.

Ueber Niebuhr selbst, seine Persönlichkeit, seine philosophischen und religiösen Gesinnungen, seine Ansicht von Rom, und das Verhältniß Preußens zur katholischen Kirche, finden wir in seinen Briefen hinreichende Aufschlüsse. Sie zeigen ihn mitunter schwankend, leidenschaftlich, übertreibend, gegen Aergernisse heftig reagirend; im Ganzen bieten sie uns dennoch ein so einfaches, klares Bild, daß ich mich meistens nur auf die Zusammenstellung der wichtigsten Aeußerungen glaube beschränken zu können. Um zuvörderst in Bezug auf seine Persönlichkeit, von seinem religiösen Grunde, der uns hier von vorzüglicher Bedeutung ist, den Ausgang zu nehmen, muß ein Brief vom Juli 1812

an B.. dienen, den wir dieser seiner Bedeutsamkeit wegen in seinen ganzen Umfange aufnehmen.

„Alles dasjenige, was Sie gegen Kirchenvereinigung, welche au nichts anders hinauslaufen würde, als entweder auf Unterwerfung unsre Kirche unter die Herrschaft der katholischen, oder auf die Zerstörun dessen, was an dieser als substantieller Vorzug gepriesen wird; wa Sie über die Thorheit sagen, von den Ceremonien derselben Heil zu erwarten, unterschreibe ich von ganzem Herzen. Eben so eifrig pflicht ich Ihrem Unwillen gegen die angeblichen Mystiker bei, nicht wenige gegen die, bei denen aufgejuckte Gefühle herrschen, als gegen die, wel che eine ärgerliche und schändliche Komödie spielen“.

„Hingegen muß ich Ihnen gestehen, daß ich über dasjenige, wa doch auch Sie Mysticismus nennen, und über die Religionsphilosophie welche Sie als Protestantismus anerkennen, nicht so denke, wie Si es in Ihrer Abhandlung äußern“.

„Damit Sie nun aber ja nicht irre werden möchten, als maßte ich mir eine neue Art zu glauben und zu empfinden an, die ich nicht habe, also auch nicht zu haben scheinen darf, muß ich Ihnen eigentlich nur wiederholen, was, wenn ich nicht irre, in den Gesprächen gesagt ward, deren Ihre Freundschaft sich zu erinnern der Mühe werth gefunden hat. Eigentlicher Glaube, in einem viel weitern Umfange als der religiöse, ist entweder nicht jeder Natur zu haben gegeben, oder es kann durch ein disharmonisches intellectuelles Leben die Fähigkeit seines Wurzelfassens und Gedeihens vernichtet werden. Der Boden kann fruchtbar genug, aber das Klima abhold seyn. Meine intellectuelle Richtung ward früh skeptisch, auf das Reelle und Historische gewandt; begierig aufzufassen und zu ergründen, unterwarf ich meine Gedanken den Naturgesetzen, und eine eigentlich schöpferische Phantasie hatte ich in dieser Hinsicht so wenig, als ein gewaltsames Bedürfniß des Herzens über die Gränzen der Erfahrungsfähigkeit hinauszugehen, oder ich ließ beide verkommen. Ueberhaupt verschwand mir selten das Bewußtseyn eines Gedankens hinter der Anschauung seines Inhalts und Gegenstandes. Zu dieser ohne Zweifel natürlichen Anlage kam die Wirkung eines elenden Religionsunterrichts und eine sehr lebendige Beschäftigung mit dem classischen Alterthume. So kam ich erst in reiferen Jahren und mit einem historischen Studium zu den heil. Büchern zurück, die ich absolut kritisch, und, um ihren Inhalt als den Grund einer der merkwürdigsten Welterscheinungen zu studieren, las. Dies war keine Stimmung, worin der eigentliche Glaube erwachsen konnte, denn es war die des heutigen Protestantismus. Ich bedurfte keiner Wolfenbüttler Fragmente, um

die Abweichung der Evangelien wahrzunehmen, und die Unmöglichkeit, kritisch auch nur eine halbe Geschichte des Lebens Jesu sich zu entwerfen. In den messianischen Beziehungen auf das alte Testament konnte ich keine Weissagungen erkennen, und alle gedeutete Stellen höchst einfach erklären. Wenn ich aber die unermeßliche Kluft zwischen Erzählung und dem erzählten Geschehenen, hier wie bei jedem historischen Gegenstande in das Auge faßte, so störte mich das nicht weiter. Der, dessen irdisches Leben und Leiden geschildert wurden, hatte mir eine vollkommen reale Existenz und seine ganze Geschichte dieselbe Realität, wenn sie auch in keinem einzigen Punkte buchstäblich genau erzählt wäre. Daher auch das Grundfactum der Wunder, welches, meiner Ueberzeugung nach, zugegeben, oder das Unsinnige, nicht blos Unbegreifliche angenommen werden müßte, der Heiligste sey ein Betrüger, und seine Jünger Betrogene oder Lügner gewesen; und Betrüger hätten eine heilige Religion gepredigt, in der alles Entsagung ist, und nirgends auf ein Priesterregiment, nirgends auf etwas, was der Lasterhaftigkeit angenehm seyn kann, hingearbeitet wird. Was ein Wunder im strengsten Sinne betrifft, so bedarf es wahrhaftig nur einer unbefangenen und scharfblickenden Naturforschung, damit wir einsehen, daß die erzählten nichts weniger als widersinnig sind, und einer Vergleichung mit Legendenmährchen, oder den angeblichen andrer Religionen, um wahrzunehmen, welch ein andrer Geist in ihnen lebt."

„Nach diesen Aeußerungen könnte ich nun wohl Anspruch machen, ein ächter protestantischer Christ zu heißen; von einer Kirche anerkannt zu werden, die selbst die nicht aus ihrer Mitte ausstößt, welche Christus zu einem schlauen politischen Ehrgeizigen, zu einem gewandten Charlatan und Taschenspieler machen, — Menschen, welche hoffentlich nicht sterben werden ohne die Strafe einer indignirten, allgemeinen Verachtung empfunden zu haben, und die Sie, mein verehrter Freund, gewiß auch im Herzen verachten, wie milde sich auch Ihre Worte über diese Lästerer äußern. Ich selbst aber kann diesen Anspruch dessenungeachtet noch immer nicht machen, und Luther würde ihn auch nicht anerkennen: denn ich bin weit davon entfernt, einen so festen Glauben, eine so anschauliche Gewißheit von diesen Gegenständen zu haben, als von denen der historischen Erfahrung: sie sind nur immer noch in meinen Gedanken und unter ihnen, nicht außer mir und über mir."

„In dem Sinne, welchen mancher, welchen auch Ihre Schrift dem Namen Mystiker giebt, können Sie wahrhaftig auch die Reformatoren nicht von diesem Namen retten. Waren denn etwa die Ideen der Menschwerdung, der Versöhnung, der Gnadenwirkung etwas Anderes

als mystisch? Mysticismus, denke ich (abgesehen von den Narrenstheidingen, die den Namen lügen), ist nichts anderes als der Glaube, daß der Fromme, nur fähig sich nach dem Zustande des Glaubens und der christlichen Gesinnung zu sehnen und zu streben, ihn durch ein wundervolles Entgegenkommen erreicht, und wenn er dessen theilhaftig geworden, auf eine der Logik und Psychologie unerklärliche und für sie thörichte Weise Erleuchtungen des Herzens und des Geistes erlangen kann. Wer mag es leugnen, daß daraus die unsinnigste Schwärmerei entstehen kann? Wer aber kann es auch leugnen, daß Leute, deren Schuhriemen zu lösen ich nicht wagen dürfte, diesen Glauben mit einer unerschütterlichen Gewißheit gehabt haben, und daß in ihren Schriften und Thaten das Antlitz ihres Geistes leuchtet? Ein solcher Mysticismus ist allerdings so vielfacher Gestaltungen fähig, daß wer nicht erwachsen in der katholischen Kirche ihn in sich entwickelt hat, unmöglich ohne Zwietracht in sich selbst ihre Einheit herbeirufen kann. Daß er aber in der katholischen Kirche mehr Nahrung findet, als in der unsrigen, ist doch auch unleugbar. Lassen wir die Thoren, welche von Ceremonien und Opferwesen die fromme Gesinnung herzustellen anrathen, von der sie selbst keinen Begriff haben. Aber verkennen wir auch nicht, daß die katholische Kirche in vielen Dingen zum Herzen redet, wo die unsrige stumm ist: daß wir sie in ihren Lehren — ihre tyrannische Hierarchie ist eine andere Sache — nicht nach ihrer Ausartung in sinnlose, unempfundene, abgestorbene Förmlichkeiten richten müssen, daß ein ächter Mystiker, wie Fenelon, in ihr mit der höchsten Kräftigkeit leben konnte, ohne die Gefahr zu laufen, geistlich stolz und im schlimmen Sinn schwärmerisch zu werden, dem unsere protestantischen Mystiker ausgesetzt sind. Die Beichte mag für den, der es ernstlich mit sich meint, sehr entbehrlich seyn: aber für den wäre es ebenso auch die Predigt, und bleibt diese nicht jedesmal für den größten Theil der Zuhörer ohne specielle Anwendung, während jene ganz individuell ist? Sie mag an sehr unwürdige Geistliche gerichtet werden: predigen denn aber keine von demselben Schlage? Warum will man die Absolution nothwendig craß machen? Absolviren wir uns nicht selbst täglich ohne uns streuge gebeichtet zu haben? Und in welcher Gemeinschaft der Liebe lebt nicht der wahrhaft fromme Katholik durch die ganze Reihe der Seligen und Heiligen bis zu der ihn weit mehr vermittelnden Person Christi hinauf?"

„Wenn also ein sich sehnender, beängstigter, über den Tod der protestantischen Kirche und das Wachsbild, welches ihren Namen behauptet, verzweifelnder frommer Protestant einen die Schwächen sich selbst

versteckenden Blick der Liebe auf die katholische Kirche wirft, wenn er dabei sich um so leichter Illusion macht, als er vielleicht ihr Pfaffenthum nie oder nicht in seiner Ausartung sah, so sollten wir, dünkt mich, an dem kein Aergerniß nehmen."

„Allerdings muß man dem zu Wohlwollenden sagen: übertragt nicht eure Ideale auf etwas, dessen Realität ihr ja prüfen könnt! Seht wie der Geist, um dessentwillen allein ihr mit Liebe an einer sonst furchtbaren Gestalt hängen könnt, nie ihr Ganzes durchdrang, und zeigt uns, wo er denn jetzt in ihr sey, und ob nothwendig in dieser Form? Seht, wie eben das idealischere Streben, welches viele ihrer Eigenthümlichkeiten gebildet hat, wie es immer geschieht, wenn und als es entschwunden ist, nur etwas weit Schlimmeres zurückgelassen hat: wie Heuchelei und Wortgeplärr aus Ascetik, Pfaffentyrannei aus Kirchenzucht, aus Entsagung des Fleisches wilde Leidenschaftlichkeit geworden ist. Die Formen sind allenthalben da, wo noch die katholische Religion besteht; aber wenn aus den bestehenden Formen der Geist entflohen ist, wie hofft Ihr denn durch die Formen, äußerlich angepaßt, den Geist wieder zu erwecken?"

„Sollte es wohl ganz richtig seyn, daß der Verfall der Religion aus den katholischen Ländern herrühre? Eine moralische Ruchlosigkeit, die der Religion feindselig ist, hat in den welschen Ländern freilich immer bestanden, aber als national und ganz abgeschieden neben strengem Kirchenglauben, oder blindem Gehorsam, der Glaube zu seyn wähnte. So ist es ja noch heutigen Tages. Bei uns, scheint es mir, entstand die Indifferenz aus Indignation über die widerlichen Orthodoxen, welche die Mystiker, Spener, Franke u. s. w. ächt papistisch anfeindeten, mit einer Frechheit das Priesterthum geltend machend, die kein Capuziner ärger treiben kann. Ich begreife es, daß, wer unter ihrer Zuchtruthe stand, wenn er nicht Mystiker ward, sich mit bitterm Haß zur Freigeisterei wandte. Die eigentliche protestantische Freigeisterei, welche das Gebiet der Kirche erobert hat, und unter dem Namen der besiegten fortherrschen möchte, scheint mir doch ganz aus England gekommen zu seyn. Die Freimaurerei, die ebenfalls vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sich zuerst in Norddeutschland und von dort aus verbreitet, mag ihr anfänglich sehr behülflich gewesen seyn. Voltaire und die französische belletristische Philosophie ist ihr mehr behülflich gewesen, als selbstwirkend, außer bei den höhern Ständen. Diese haben aber doch im protestantischen Deutschland im achtzehnten Jahrhundert die Nationalgesinnung nicht bestimmt, sondern wir, der Mittelstand."

„Sie erinnern mit großem Recht gegen die Lobredner der katholi-

schen Ceremonien, daß die schönsten geistlichen Lieder von Protestanten gedichtet sind; in neuern Sprachen gewiß, wenigstens mit sehr einzelnen Ausnahmen. Aber sind nicht alle wahrhaft erhebende und erhabene Lieder dieser Art von Mystikern gedichtet? Ist darunter ein einziges, welches unter Vernunfttheologen Gnade finden kann; wenn er es nicht allenthalben behackt und umformt? Ganz gewiß ist es ein widerlicher Unsinn, wenn man sagt: Religion sey Poesie: denn den guten Sinn, den man dem Ausdruck geben könnte, müßte man hineintragen. Aber die Wurzel der Poesie, Herz und lebendige Anschauung, ist allerdings auch Wurzel des Glaubens."

„Ich frage mich oft, wie soll es werden? In den katholischen Ländern stirbt die Klerisei aus; niemand wird bald mehr geistlich werden können oder wollen. Bei uns haben wir die Namen und Formen und ein allgemeines dumpfes Bewußtseyn, daß es nicht richtig sey; jedermann ist unheimlich, wir fühlen uns als Gespenster bei lebendigem Leibe. Ich rede nur vom festen Lande, denn in England steht freilich das Christenthum felsenfest, eben mit den zahllosen, stets neu aufsprossenden Secten, die von Fruchtbarkeit des Bodens zeugen. Ich bin aber dabei ganz ruhig. Man wird wahrer und lauterer werden, wenn sich alles ausscheidet, was nicht von Herzen zu irgend einer der vielen Gemeinden gehört, die sich dann bilden werden. „„Aergerniß muß seyn, wehe dem, durch den es kömmt!"" — Ich möchte die todte Kirche nicht einreißen, aber wenn sie fallen soll, wird es mich nicht beunruhigen. Laß uns vertrauen, daß ein Tröster kommen kann, ein neues Licht, wenn wir es am wenigsten ahnden. Alle Schmerzen dieses Zeitalters führen uns der Wahrheit entgegen, wenn wir nur wollen." —

Wie wir also Niebuhrs damalige religiöse Ueberzeugung in diesen Aeußerungen kennen lernen, so enthüllt uns eine andere kürzere die praktische Maxime, nach der zu handeln er sich vorgenommen, sie lautet aber also: „Ich bin der Ueberzeugung streng treu geblieben, daß man Gutes nicht durch Böses und nicht durch Gemeinschaft mit Schlechten suchen darf; daß der rechtliche Mann, wenn er auch Geschick besitzt, Intriguanten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, es nicht thun muß, und daß man sich nie durch die Meinung nützlich seyn zu können, verleiten lassen darf, zu thun, wozu man sich nicht bekennen möchte." Daß er diese Maxime auch für den speciell ihm angetragenen Gegenstand der kirchlichen Verhältnisse beizubehalten gesonnen gewesen, darüber gibt jener Brief, welcher eines Gesprächs mit N. (Nicolovius?) erwähnt, uns Auskunft, es heißt nämlich dort: „Vor einer Stunde hat mich N. verlassen. — Ich habe mit ihm eine lange Unterredung ge-

habt. Zuerst über mich selbst; dann über das, was in Rom und für die katholische Kirche durchzuführen sey. — Ich sagte ihm, alles dasjenige, was der Kirche in ihrem schrecklichen Verfall wirklich im Innern abhelfen könne, liege ganz in der Sphäre der Gesetzgebung und Regierung, dergestalt daß, wenn es versäumt würde, alle formalen Einrichtungen, wobei der römische Hof nothwendig sey, nichts helfen könnten und ganz leer blieben. Dieß wäre namentlich in den rheinischen Provinzen, in Westpreußen und in Posen, eine anständige Besoldung der Geistlichkeit, da in beiden Ländern die Pfarrgüter eingezogen sind (jenseits des Rheins hat jeder Pfarrer nur einhundert und dreißig Thaler Gehalt seit dem Concordat): ein besserer Schulunterricht überhaupt, und katholische gute Universitäten (wobei die unüberwindliche Schwierigkeit obwaltet, daß Kenntniß und Fähigkeit in jener Kirche jetzt so äußerst selten mit Frömmigkeit verbunden sind —, man trifft das eine oder das andere, aber jenes äußerst selten), und dann die Wahl vorzüglicher Männer für die Domcapitel, und durch sie der Bischöfe, oder ihre Ernennung, wo sie dem König zukommt. Auch alle Beschlüsse über eine bessere Einrichtung der katholischen Kirche, zu denen die päpstliche Einwilligung nöthig sey, müßten von hier ausgehen, und würden dem Gesandten fertig gemacht zugefertigt werden. Dieser wäre nun ja schlechterdings nicht befugt dagegen zu remonstriren; dieß würde geradehin eine Verletzung seines Verhältnisses seyn. Wären die Vorschläge billig, so erfodere es wenig Geschick sie durchzuführen; wären sie unbillig, so könnte es dennoch wohl möglich seyn, sie durchzusetzen, aber wer möchte sich dazu brauchen lassen? Ueber viele Dinge, die man hier glaube erlangen zu können, dürfe man nur an H..'s Wort denken: „„„Der Engel Gabriel könne sie nicht zu Rom ausmachen. Die Negociationen zerfielen dort in zwei Classen, solche die sehr leicht, und solche die gar nicht zu erlangen wären.““ Ueberdieß wäre gewandte Unterhandlung mit Wälschen, geduldige Vorbereitung, verschlossene Beobachtung der Charakterseiten, wo man auf sie wirken könnte, eben mein Geschick nicht, und ich hätte es noch überdieß so lange nicht geübt. Ja wenn große Zwecke, große Kräfte wieder erwachten, wenn man allenthalben mit Liebe umfassen könnte wie 1813, dann würden auch alle meine Geisteskräfte wieder erwachen. Hier aber sey nichts Großes, weder zu thun, noch zu opfern, noch durch Geschicklichkeit auf geradem Wege zu erlangen. Was den Widerstand gegen römische Anmaaßungen betreffe, so brauche man dazu Niemand auszulesen: das werde jeder thun, der nicht dem Gegentheil sein Herz verkauft habe.“

Indem wir hier dem offen redenden Manne, wie er sich uns

kund giebt, in Bezug auf diese Offenheit unsern Beifall nicht versagen können, so tritt uns doch auch schon der Gegensatz der Gesinnungsweise, zu der er sich bekennt, in ziemlich klaren und deutlichen Umrissen entgegen, und wir sehen, was in den letzten Zeiten an den Tag getreten, dort schon in seinen ersten Ursprüngen aufkeimen. Von diesen Gedanken, Anschauungen und Grundsätzen erfüllt trat Niebuhr die Gesandtschaft in Rom an, die von 1816 bis zum Frühling 1823 währte. Ihm war sein Freund Brandis als Legationssekretär beigegeben. „Niebuhrs Verhältnisse zum päpstlichen Hofe," so sprechen sich seine Lebensnachrichten aus, „gestalteten sich von seinem ersten Auftreten an sehr erwünscht. Der alte Papst Pius VII., vor dessen Charakter Niebuhr eine wahre Ehrfurcht hegte, nahm ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen auf, und bewies ihm dasselbe fortdauernd; auch mit dem Minister desselben, dem Staatssecretär Consalvi, den er für einen der feinsten Staatsmänner hielt, war er stets in angenehmen Verhältnissen. Ueberhaupt rühmte er die Gefälligkeit und das Entgegenkommen aller päpstlichen Behörden, vom Anfange seines Aufenthaltes bis zu dessen Ende. In den ersten Jahren hatte er immer nur noch die laufenden Geschäfte mit dem päpstlichen Hofe abzumachen, die eigentlichen Unterhandlungen konnten nicht beginnen, weil ihm die Instructionen fehlten. Er war von Berlin abgereist, ohne sie erhalten zu haben; mit dem Versprechen des Staatskanzlers, daß sie ihm ehestens sollten nachgesendet werden. Wie lange sich dieß aber noch verzögerte, wird die Folge ergeben."

„Im Allgemeinen gefielen ihm die Römer, wie er davon im voraus überzeugt war, keineswegs. — — Sein meister Umgang oder eigentlich die meisten Mittheilungen, welche er in Rom hatte, waren, außer mit seinem lieben Brandis mit Deutschen und Engländern; — — — unter den jungen Männern, die sein Haus besuchten, war besonders der nachherige Gesandte Bunsen, der sich schon damals in Rom aufhielt, Hausfreund. Von den deutschen Künstlern schlossen sich mehrere an ihn an, unter diesen hauptsächlich Cornelius, Platner, Oberbeck, die beiden Schadows." So die Lebensnachrichten. Das finden wir bei Lesung des Briefwechsels bestätigt, nur über Bunsens Hausfreundschaft steigen uns gegründete Zweifel auf, weil Niebuhr über die Andern sehr ausführlich redend, seiner gar nicht in einer Weise erwähnt, die irgend auf besondere Freundschaft schließen lassen könnte.

In derjenigen Zeit, welche die Lebensnachrichten hier besprechen, während welcher nämlich Brandis Legationssecretär war (B. II. S. 181), stand Bunsen Niebuhr sehr fern; denn damals noch, als Bunsen in Brandis Stelle eintrat, schrieb Niebuhr in dem Brief vom 15. August

1818, indem er den Verlust des Freundes Brandis tief betrauerte „Bunsens Werth erkenne ich ganz, aber wir sind einander zu fremd, und ich habe vielleicht die Fähigkeit des Entgegenkommens verloren.“ Hiermit stimmen alle andern Aeußerungen Niebuhrs vollkommen überein; am Weihnachtsabend 1816 schreibt er von seinem Freunde Cornelius, dann von Platner, der als ein anderer Hausfreund bezeichnet wird; als Freund dieser Fremde erscheint dann Koch. Dann heißt es: „Overbeck und beide Schadows sind mir sehr lieb, und als Künstler wie als Menschen sehr respectabel, aber der Katholicismus Overbecks und des einen Schadow schließt viele Punkte von aller Berührung aus.“ Dann folgt Rauch und Thorwaldsen und zum Schluß: „Gelehrte gibt es hier jetzt nicht unter den Fremden, außer meinem alten Lehrer und Freunde Playfair aus Edinburg, auch Bunsen ist hier, und für den kann man alle Achtung haben, aber er ist gebunden durch einen Engländer, dem er Unterricht gibt.“ So auch in dem Briefe vom 16. Februar 1817: „Cornelius und Platner sind unsere eigentlichen vertrauten Hausfreunde.“ Niebuhr verbreitet sich oft mit Liebe über die Eigenschaften und Verhältnisse seiner Freunde. Von Bunsen sagt er nur in dem erwähnten Briefe: „Brandis will auf die Generation seiner Altersgenossen nichts kommen lassen, er selbst und Bunsen haben durch sich selbst ein Recht, Achtung für dieses Alter zu fodern.“ Wahrscheinlich hatte hier Niebuhr mit Brandis über den Werth der damaligen Jugend gesprochen und dieser sich dabei auf Bunsen bezogen, was Niebuhr, dem Bunsen fremd war, gelten ließ. Wie Niebuhr von unserer lieben Jugend urtheilte, zeigt eine Aeußerung aus derselben Zeit (S. B. II. S. 187).

Am 3. Juni desselben Jahres schreibt Niebuhr: „Bunsen ist mit einer Engländerin, künftig einer reichen Erbin, verlobt, und wird in kurzem verheirathet seyn.“ Bunsen wurde damals von Platner geschätzt und geachtet, in Platner aber sah Niebuhr „einen ganzen vortrefflichen Kopf und (gewiß mit Recht) einen der edelsten Menschen.“ Er sprach ihm „gewaltigen Scharfsinn und Dialectik“ zu; „seine Lieblingsstudien,“ sagt er, „sind philosophisch, daher zwischen ihm und Brandis große Intimität entstanden ist.“ Eine wichtige Veränderung erlitten Niebuhrs Lebensverhältnisse, als Brandis abging und Bunsen an seine Stelle trat. Am 13. Juni 1818 schrieb er: „Brandis verläßt mich in acht Tagen mit Bekker. — — — Ich verliere an Brandis nicht nur einen angenehmen Hausgenossen von seltener Güte, edelm Herzen und angenehmem Umgang, sondern auch einen treuen Gefährten, einen wahren Freund, der mich wahrhaft herzlich liebt, und ich erwidere ihm

dieß. Auch ist er hier allgemein beliebt, wie wenig Menschen. Ich fühle mich nun immer einsamer. Cornelius ist jetzt auf dem Lande, und geht vor dem Herbst ganz von hier nach Düsseldorf oder München." Am 26. nämlichen Monats: „Es lebt hier aber Niemand, zumal seit Brandis und Bekker fort sind, mit dem ich über das, was mir am meisten am Herzen liegt, gebend und nehmend reden könnte. Ein Berner Deputirter, Obrist Fischer, macht hier eine vorübergehende Ausnahme, und ist mir daher unschätzbar." In so hohem Grade geistreicher und inniger Mittheilung bedürftig blieb Niebuhr dennoch Bunsen, der nun in ein so nahes amtliches Verhältniß zu ihm getreten, fremd. Den Grund erkannte er selbst nicht, für seine guten Seiten war er nicht blind. Einige Tage nachher schreibt er: „Wir haben hier gestern seit meiner Ankunft den ersten Protestanten begraben, einen sehr talentvollen jungen Maler, der beim Schwimmen umgekommen ist. Unser protestantischer Todtenacker ist ein Feld bei der Pyramide des Cestius, ungeschützt gegen den Muthwillen des Pöbels, welcher alle Denkmäler, über die er Meister werden kann, auf demselben zerstört, oder entstellt und beschimpft. Nach alter Sitte darf eine protestantische Leiche erst nach Ave Maria (eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang) beerdigt werden; es war Unordnung eingetreten, und wir mußten ein paar Stunden warten in einer sehr ungesunden, feuchten Luft. Bunsen las das Begräbnißritual der englischen Kirche Deutsch, und die Feierlichkeit schien die halb wilden Arbeiter zu beschämen. Die gebornen katholischen Künstler waren alle zugegen; von den Bekehrten mehrere nicht. Der Unglückliche war ein Freund von Brandis und Bunsen. Sein Talent war glänzend."

Sechs Wochen jünger ist die Aeußerung, daß er Bunsens Werth ganz erkenne, sie sich aber zu fremd seyen. Und dieß Verhältniß scheint keine wesentliche Veränderung erfahren zu haben. Am 30. Dezember 1820 schreibt Niebuhr: „Die Entbehrung eines geistreichen, gelehrten Umgangs mag mir auch von einer Seite wohlgethan haben; ich war gewohnt, im Gespräch zu leben, und habe mich gewöhnen müssen, in mir selbst zu leben. Aber es ist doch eine traurige Entbehrung." Am 8. Mai 1822: „Wir leben hier seit einiger Zeit sehr einsam. An Cornelius verloren wir einen Freund, dessen Umgang uns erfreulich und theuer war." Und am 17. August 1822: „Im Ganzen genommen stehe ich mit den Leuten sehr gut, glaube hier sehr wenig Feinde zu haben, und viele, die sich als meine Freunde betrachten; aber zwischen allen stehe ich doch einsam dem Gefühle nach. In den letzten Jahren haben die Weltbegebenheiten noch viel mehr Trennungen verursacht, wenig-

stens das Gespräch, wenn man sich nicht ganz trennen will, sehr beschränkt."

Bunsen war Niebuhrs Secretär, also nothwendig im beständigem Verkehr mit ihm. Am 8. September 1821 schreibt Niebuhr: „Bunsens Krankheit hält noch an, und wenn er, wie wir jetzt hoffen, gerettet wird, so wird es lange, lange dauern, ehe er einigermaaßen hergestellt ist, und zum Arbeiten kommen kann. Gott erhalte ihn! So lange liegt denn natürlich auch alle Arbeit, auch die unangenehme des Abschreibens des Selbstgeschriebenen auf mir." Am 22. Juni 1822: „Markus, Bunsen und Lieber begleiteten mich." Er berichtet nun mehreres über Markus und Lieber, über Bunsen kein Wort. *) Selbst bei dem ersten Abschiede von Rom am 26. März 1823 lesen wir: „Wie wüst und trübe liegt die Erinnerung an diese Jahre in meinen Gedanken! Hier sind nur Wenige, von denen es mir schwer wird, mich zu trennen: Viele sind mir gut, und behielten mich gerne, aber das ist auch alles. Der Papst und Consalvi lassen mich ungerne ziehen." Und nach der Rückkehr von Neapel gedenkt der letzte Brief vom 11. Mai 1823 der gemüthlichen Anhänglichkeit an die Wohnung, des schönen Verhältnisses zu dem Grafen de Serre, und schließt mit den Worten: „ich gehe jetzt einen achzigjährigen Greis, der mich sehr liebt, zum letztenmal besuchen." Aber von Bunsen wieder kein Wort. Aus Florenz schreibt er gleich nachher: „Ich habe die Gesandtschaft nicht aufgegeben, das liegt im Wesen eines Urlaubes; und ohne meine Zustimmung kann man mir die Stelle nicht anders nehmen, als man es gekonnt hätte, wenn ich in Rom geblieben wäre. Allgemein nimmt man an, daß wir nicht zurückgehen werden, und dieß erweckt Sollicitanten für die Stelle; vielleicht aber machen diese Sollicitanten noch abgeneigter mich gehen zu lassen." — Der obenerwähnte Zweifel über die Freundschaft Niebuhrs und Bunsens wird sich aus dieser Zusammenstellung vollkommen gerechtfertigt finden.

Ich habe in dem Bisherigen Niebuhrs Leben nur von einer Seite aufgefaßt. Daß ich dabei mehr als die Ehre seines Charakters im Auge hatte, wird dem aufmerksamen Leser des Folgenden nicht entgehen. Ich wende mich nun zur Beleuchtung seiner Ansicht von Italien

*) Ein ähnliches Stillschweigen lastet während Niebuhrs Aufenthalt in Bonn auf Rehfues, und als dritter Ungenannter schließt sich Altenstein an. Lägen Niebuhrs Briefe uns vollständig vor, so möchten wir klarer sehen; man hat uns nur Auszüge gegeben. Auch dürfte wohl, wie Perthes sagt, noch eine geraume Zeit vergehen müssen, ehe über alles, was Niebuhr betrifft, mit völliger Offenheit und Rücksichtslosigkeit gesprochen werden kann. Vgl. z. B., was A. betrifft, Bd. II. S. 77.

und seines Verhältnisses zur römischen Kirche und zum päpstlichen Hofe. Grell spricht sich in dem Briefe an Savigny vom 17. October 1816 sein Vorurtheil gegen die Italiener aus: „In ganz Italien haben wir — mit wenig Ausnahmen zu Venedig — nicht ein einzig schönes Gesicht gesehen — wahrlich auch hier nicht; — wohl aber weit mehr Häßlichkeit, als in Deutschland. So hört man auch, was uns noch immer unbegreiflich ist — eben so wenig von Menschenstimmen, als aus Vogelkehlen Gesang: nur zuweilen ein widriges Geschrei." Dem ähnlich sagt er: „Rom ist dem alten Rom so fremd, wie Berlin;" und später: „Wenn man über den Untergang der alten römischen Zeit sich damit tröstet, daß das neue Rom christlich und katholisch geworden sey, so muß ich Lucans Trost über die Bürgerkriege anführen, daß alles dieß Blut nicht umsonst geflossen sey; denn sonst hätte Nero nicht herrschen können." Und: „hier in Italien ist der Kirchenglaube so ausgestorben, daß die Mumie bei dem ersten harten Schlage in Staub zerfallen würde." — Niebuhrs Ansichten pflegten seine ganze Seele einzunehmen. „Und wenn ein Mensch," sagt er, „von der Richtigkeit und Wahrheit seiner Weltansicht überzeugt ist, daß er darauf sterben könne, so bin ich es; ich weiß, daß ich recht sehe, wie ich weiß, daß ich existire." — Aehnliches sagt er an andern Orten. Wie großer Irrthümer er dennoch fähig war, davon soll hier nur ein Beispiel erwähnt werden. Am 4. Juli 1830 vor Ausbruch der französischen Revolution sagt er: „Da nun nach den sichersten Erkundigungen, in Frankreich zwar, so lange die jetzigen Freiheiten bestehen, ein hitziges Reden ist, aber die Theilnahme doch kaum unter die Haut dringt; da der ganze Zustand vielmehr eine sehr plagende Hautkrankheit als ein Fieber ist, so läßt sich nicht sagen, wie viel die Machthaber wagen dürften, wenn sie dreist die Formen umstießen. Man kann nicht sagen, daß zuverlässig keine Explosion erfolgte, aber ich wette viel mehr als zwei gegen Eins, daß es nicht geschähe." In der Vorrede aber zum zweiten Theil seiner römischen Geschichte zweite Ausgabe am 5. October 1830 sagt er: „als der Wahnwitz des französischen Hofs den Talisman zerschlug, welcher den Dämon der Revolution gebunden hielt," und in dem Brief vom 4. August 1830: „Ich will nicht leugnen, daß ich eher des Himmels Einfall, als eine Empörung erwartet hätte." Hiervon ließe sich mehr sagen, ich wollte nur ein Beispiel geben, wie sich das vermessene Urtheil auch der Weisen straft.

Hören wir also Niebuhr weiter: „Anfangs setzte," so schreibt er am 3. April 1817, als der Himmel ihm einen Sohn geschenkt hatte, „anfangs setzte uns der Gedanke in Verlegenheit, daß es (das Kind)

lange ungetauft bleiben müßte, da wir es um keinen Preis von einem Katholiken taufen lassen wollten.“ Am 20. Juni: „Was ich über den Glauben und den, der es wirklich ist, geschrieben habe, darauf führt mich oft das, was ich unter unsern Bekannten sehe und höre, zurück. Mehrere unter ihnen sind sehr ernstlich gläubig, obwohl mit ganz verschiedenen Abschattungen: andere sieht man auch, die die Religion gewiß zu haben meinen, und denen man doch schwerlich mehr als eine sie selbst betrügende Aneignung zuschreiben darf. Ich gehe mit denen am meisten, und beinahe allein unter den Künstlern um die zur religiösen Parthei gehören, weil die, welche ganz fromm sind, und die, welche nach Frömmigkeit streben, bei weitem die edlern und bessern, und auch die geistreichern sind, und das giebt Gelegenheit, vieles hierüber wahrzunehmen. Der einzige Cornelius scheint von Kindheit auf durch die Erziehung einer frommen und keineswegs bigotten Mutter, und durch eine ganz ungelehrte Bildung, worin die Bibel (obwohl in einer katholischen Familie) sein einziges Buch gewesen ist, gleichförmige und dauernde Gesinnungen angenommen zu haben, die in ihm so fest sind wie alle eignen Erfahrungen, und sein Katholicismus geht im Grund gar nicht weiter als der Glaube der alten Protestanten. Bei andern, die im Kathol. geboren sind, und gleichgültig erwachsen seyn mögen, scheint es mir ganz anders zu stehen. Von denen, die diese Religion angenommen haben, ist O.. ein Schwärmer und ganz unfrei, ein sehr liebenswürdiges Gemüth und begabt mit herrlicher Phantasie, aber von Natur unfähig durch sich selbst zu stehen, und keineswegs so verständig wie er poetisch ist. Ihm ist das Joch angewachsen, in welches ein andrer unsrer Hausfreunde, der den nämlichen falschen Schritt gethan hat, sich immer wieder hineinschieben muß, weil es von ihm zurückweicht. Einen andern, der im römischen Collegium ist, hoffe ich nach Deutschland zurückzubringen, und zum Protestantismus übergehen zu sehen: es ist ein aus voller Ueberzeugung getaufter Jude, der sich an den Neulehrern unter den deutschen Protestanten heftig geärgert hat; hier aber alles so scheußlich findet, daß er dem Wahnsinn nahe ist, aus Verzweiflung darüber. So traurig nun auch die Unvernunft ist, zur katholischen Religion überzugehen, so erklärt sie sich an unsern jungen Freunden auf eine Weise, die ihnen durchaus keine Schande macht: wohl aber zeigt sie, wie gänzlich viele protestantische Geistliche von allem Positiven, und vom Gewissen abgewichen sind; denn hätten diese als Lehrer ihrer Jugend ihnen das angeboten, was die Lehre Luthers war, so hätten sie sich gewiß nicht so verirrt. Weil sie aber das in dem, was in ihrer Heimath für Reli-

gion gilt, vermißten, ohne welches sie ein leerer Ballast ist, und hier den Worten nach fanden, so ließen sie sich verführen, allen hiegen Tand mitzumachen. Könnte ich meiner Verhältnisse wegen la anzeigen, wie es hier mit der Kirche steht, so möchte das vielleic frommen. — Ich habe eine sehr merkwürdige Bekanntschaft eines Trie schen Bauers gemacht, der hieher gekommen war, um vom Papst L sung von Scrupeln zu erlangen; hier aber sehr schnöde aufgenomm ist. An ihm sieht man es klar, daß die römischen Geistlichen nach i rer Ansicht sehr Recht haben, das Lesen der Bibel zu verwehren, de durch ein sehr eifriges Lesen war er dahin gekommen, nichts ande als ein sehr warmer, alter protestantischer Pietist zu seyn; er wußte di aber selbst nicht. Aber er bestand frei darauf, daß nur die Bib Quelle des Glaubens seyn könne, daß die Verschiedenheit des Gla bens nicht über die Seligkeit entscheiden könne. Er hatte in der A seiner Bildung, die ganz ungemein war, und in den Verfolgunge die er erlitten, viel Aehnliches mit Jakob Böhme; war auch Schwär mer und nicht frei von dem demüthigen Stolz der Pietisten, aber doc nur in einem sehr geringen Grade damit behaftet. An sich war e mir äußerst ehrwürdig, und ich hoffe ihn vor weitern Verfolgunge zu retten. Seine Geschichte und seine Art waren wie aus einem gan andern Zeitalter. Es ist mir nach seinem Beispiel wahrscheinlich ge worden, daß, wenn die protestantischen Geistlichen noch positiven Glau ben hätten, und die Bibel im katholischen Deutschland verbreitet würde eine zweite Reformation gar nicht unmöglich wäre." — Am 12. Jul nämlichen Jahres: „Die hohen Worte von Freiheit sind mir so wi derlich; nicht daß mir das Herz dafür nicht vielleicht mehr schlüge als denen, die sie nicht so kennen, aber es ist gerade so wie ein katholischer Gottesdienst." Im März 1818: „Ich möchte sagen, daß man ein Eutychianer seyn müsse, um Werth auf den Satz der Consubstantialität zu legen. Ein mir sehr lieber Pietist freut sich der Vereinigung, denn er sagt: wovon ich überzeugt bin, ist, daß das Abendmahl eine verheißene und wundervolle Stärkung und Erhöhung ist, wie es übrigens mit der Worterklärung zu nehmen ist, das ist mir sehr unwichtig; und so wenig es darauf ankommt, ob die Augen des Blinden mit angespütztem Sande oder womit sonst berührt wurden, so gleichgültig ist mir das Formelle des Abendmahls und die theologische Doctrin darüber. Nicht gleichgültig aber ist es, ob wir Protestanten bei dem jetzigen Verhältniß zu einer regen Mystik und zum Katholicismus getrennt bleiben oder nicht. Unsere Trennung hat es gehindert, daß ganz Deutschland protestantisch wurde, und hat das Unglück des

dreißigjährigen Krieges hervorgebracht. — Luthers Lage war eine ganz andere, und dazu nutzt historische Einsicht, um klar zu wissen, was zu einer Zeit weise war, wie das zu einer andern es nicht ist. — Das Schwerste bleibt doch, in Demuth zu wandeln und sich selbst zu behandeln.“ Amen.

In einem Brief vom 11. April 1818 sagt er: „Die hiesige Religion ist dem Unbefangenen ein Ekel.“ Am 1. Mai: „Hier, wo es darauf ankommt, junge Leute gegen die Verführung katholischer Priester zu schützen, bin ich triftig genug veranlaßt, mich mit der Theologie zu beschäftigen.“ Er hätte auch schreiben können: Hier, wo es darauf ankommt, junge Leute gegen die Verführung katholischer Priester zu schützen, bin ich triftig genug veranlaßt, Bunsens Werth anzuerkennen. Denn Bunsen hatte protestantische Theologie studirt, und gerade in dieser Zeit sehen wir Niebuhr mit ihm verkehren. Gleich am 6. Juni dieses Jahres giebt Niebuhr einen Beweis seiner theologischen Fortschritte in Bunsens Nähe. „Daß Cornelius ein gesunder Mensch ist, davon nur ein Beispiel! Den Abend nach der Kindstaufe bei Bunsens waren wir, mehrere dort; Bunsen wohnt oben im Pallast Cafarelli, und über dem Palatin; als wir nach Mitternacht auf der Loggia standen, sahen wir Jupiter funkeln, als schaue er auf seinen Tarpejischen Fels. Es waren Gesundheiten getrunken, ich sagte zu Thorwaldsen, laß uns die Gesundheit des Jupiter trinken! Von ganzem Herzen gerne! antwortete er mit beklemmter Brust. Einige stutzten, Cornelius stieß an und erwiderte uns.“ Es war ein großer Moment! In demselben Briefe lesen wir: „Durch Rauch will ich Ihnen eine Broschüre schicken, die hier ausdrücklich zur Bekehrung der jungen Deutschen bekannt gemacht ist. Kommt Schmieder, so muß er Luthers Schriften für mich mitbringen (oder über See senden), und tüchtige Schriften gegen den Papismus. Wie ekelhaft das Zeug wird, je länger man ihm zusieht, läßt sich nicht aussprechen. Jetzt haben die Bekehrer S. am Köder, einen der tüchtigsten jungen Künstler. Lieber Nicolovius, dieß ganze Leben der Künstler taugt nichts; es ist grundverderblich. Ihre ganze Lage ist falsch, sie machen hier einen vornehmen Stand aus, sie werden blind und schief über alle Verhältnisse der Welt, so dünkelvoll und eitel. Um Gotteswillen denke man daran, keinen zu lange hier zu lassen. Nur in einer mannigfach und reich geordneten bürgerlichen Gesellschaft kann ein Künstler, der nicht ein Wunder wie Cornelius, ein gesunder Mensch bleiben.“ Und daran reiht sich obige Stelle von der Gesundheit des Cornelius. „Um Gottes willen“ lasse man keinen Preußen in Rom, sonst stutzt er,

wenn Jupiters Gesundheit getrunken wird; so schwer ist es, „die jun gen Leute gegen die Verführungen der katholischen Priester zu schützen; und dennoch ist „die hiesige Religion dem Unbefangenen ein Eckel, wie Niebuhr am 11. April ausruft, eben da, wo er erkennt, da „Bunsen ein klarer und achtungswürdiger Mann ist.“ Unter diese Verhältnissen sehen wir seine leidenschaftliche Aufregung sich imme mehr steigern. „Die Bekehrungsgeschichten,“ schreibt er vierzehn Tag nach dem Bericht über die Gesundheit des alten Jupiter, „treiben am Ende auch ganz auseinander. Mit mehr Wohlwollen und einem mildern Hineindenken in individuelle Schwächen und Umstände kann Niemand dies dumme Wesen bei den Einzelnen nachsichtiger beurtheil haben als ich. Wenn sie sich aber hochmüthig machen, und wenn si rechts und links zu verführen suchen, wenn sie unvergnügt mit lieben der Nachsicht ihre Unwissenheit und Beschränktheit als höhere Einsicht aufstellen, — so wird und muß man unwillig und grimmig werden. Ein Handbüchlein von einem Abbé Martin, voll der schändlichsten Lügen gegen Luther (bezüchtigt es ihn vielleicht der Verehrung des alten Jupiter?) „und der seichtesten Angriffe gegen uns, Vertheidigung des Papismus, ist hier erschienen, und wird allen jungen Ankömmlingen eingehändigt.“ Sechs Tage später: „Liebster Jacobi, ich dürfte es vor unsern Germanischen Patrioten nicht laut sagen, was ich nicht scheue meiner Regierung zu schreiben, daß die Zerstörung der Bonapartischen Herrschaft — Sie wissen, ob ich sie sonst hasse — das größte Unglück für Rom war. Die alte wieder hergestellte Regierung konnte nicht mehr in ihrem alten Schlendrian gehen; sie mußte entweder weiser, oder noch verderblicher werden, und — jenes war unmöglich. Wohin es bei diesem Wesen kommen soll, da gar keine Aussicht auf Besserung und Hülfe ist, mag Gott wissen. Wußte ja doch Woldemar nicht, wie es bei einem relativ goldenen Zustande ohne Sündfluth oder Wunder anders werden sollte! Die Jeremiaden über das Elend Roms unter Bonaparte sind dummes Gewäsch unwissender Künstler. Das Pfaffenwesen, so wie es war und ist, mit der Wurzel auszureißen war eine nothwendige Amputation, und sie ward — meine Freunde mögen gegen mich schreien, wie sie wollen — im Ganzen mit Klugheit, Schonung und Mäßigkeit vorgenommen, das Volk ward beschäftigt und versorgt. Die Bevölkerung der Stadt ward plötzlich vermindert, aber die Uebrigbleibenden würden sich bald weit besser befunden haben, und Alles wäre auf natürliche Bahn gekommen. Die Zahl der Gebornen nahm sehr zu; die Priester durften nicht mehr den Abort gebieten oder erlauben; die der Todten nahm unglaublich ab. Die Conscription that

weh, aber gut; ein französisches Regiment war für einen Italiener eine Schule der Ehren und Sitten, wie für den Deutschen des Verderbens. Bei den vornehmern Ständen ward Lebhaftigkeit erweckt; man fing an, sich an irgend etwas zu interessiren, und es wäre unendlich viel, vielleicht für den Römer alles Mögliche gewonnen, wenn er wieder lebhaft würde. Es gab eine hübsche Anzahl Hinrichtungen ohne Priesterbegleitung, also ewige Verdammniß; anstatt daß jetzt jeder Hingerichtete nach der Meinung des Volks ganz gereinigt in den Himmel geht. Die Beamten gaben den Römern ein Muster von Liberalität und Gewissenhaftigkeit, wie die fournisseurs den Hospitalverwaltern von strenger Rechtschaffenheit und Menschlichkeit — welches alles Sie nicht mißverstehen werden." Und sonderbar in demselben Brief soll es Jacobi einen Begriff von Rom geben: daß Niemand von dem „wichtigen Ereigniß" der bayrischen Verfassung spräche, die er in einem Briefe an Savigny eine „mauvaise plaisanterie effrontée" nennt.

Grundsätzlich wichtig ist noch eine Stelle vom 1. Oct. nämlichen Jahres: „Für deutsche Aeltern ist es hier eine saure Sache, Kinder zu erziehen, man muß sie fast ununterbrochen um sich haben: denn lieber möchten sie todt seyn, als den hiesigen Menschen ähnlich werden. Das kann Niemand ohne eigne Erfahrung einsehen, und ich bitte Sie sehr, den Kopf nicht darüber zu schütteln. Wären Sie nur acht Tage ansässig und als Hausvater hier, so würden Sie sehen, wie es mit einem Volke ohne Vernunft und ohne Gewissen steht, bei dem alle egoistischen Triebe losgebunden sind. Der Unterschied ist, ob diese Triebe gutartiger oder bösartiger sind, ob sie sich zum Theil unter sich in Gleichgewicht und Ruhe bringen lassen. Wie erbärmlicher Aberglaube und völlige Unfähigkeit für Frömmigkeit das menschliche Herz verbunden zurichten, das sieht man hier: in Neapel soll es freilich noch ärger seyn, weil das Volk bösartiger ist als hier, und leidenschaftlicher. Die Leidenschaften dort, und was man hier sieht, sind so unpoetisch als möglich, sie laufen in einem Nu zur scheußlichsten Wuth. Das Beichten und die Absolutionen und Indulgenzen mögen bei einem gewissenhaften und tiefen Volk, wie die Tiroler, Gutes stiften. Hier öffnen sie den Abgrund aller Verworfenheit. Wenn man an die alten Römer zurückdenkt, welche eine Religion der reinsten Wahrhaftigkeit, der Treue und Redlichkeit beherrschte: — das kommt einem hier am allerwunderlichsten vor". Für die preußische Kirchengeschichte aber verdient der Brief an Nicolovius vom 3. Juli 1819 unsere Beachtung. „Aus dem offiziellen Briefe Schmieders und dem meinigen werden Sie sehen, liebster Nicolovius, daß unser evangelischer Gottesdienst seinen Anfang

wenn Jupiters Gesundheit getrunken wird; so schwer ist es, „die jun gen Leute gegen die Verführungen der katholischen Priester zu schützen;" und dennoch ist „die hiesige Religion dem Unbefangenen ein Eckel," wie Niebuhr am 11. April ausruft, eben da, wo er erkennt, da „Bunsen ein klarer und achtungswürdiger Mann ist." Unter diese Verhältnissen sehen wir seine leidenschaftliche Aufregung sich imme mehr steigern. „Die Bekehrungsgeschichten," schreibt er vierzehn Tag nach dem Bericht über die Gesundheit des alten Jupiter, „treibe am Ende auch ganz auseinander. Mit mehr Wohlwollen und eine mildern Hineindenken in individuelle Schwächen und Umstände kan Niemand dies dumme Wesen bei den Einzelnen nachsichtiger beurtheil haben als ich. Wenn sie sich aber hochmüthig machen, und wenn s rechts und links zu verführen suchen, wenn sie unvergnügt mit lieben der Nachsicht ihre Unwissenheit und Beschränktheit als höhere Einsich aufstellen, — so wird und muß man unwillig und grimmig werden Ein Handbüchlein von einem Abbé Martin, voll der schändlichsten Lü gen gegen Luther (bezüchtigt es ihn vielleicht der Verehrung des alte Jupiter?) „und der seichtesten Angriffe gegen uns, Vertheidigung de Papismus, ist hier erschienen, und wird allen jungen Ankömmlingen ein gehändigt." Sechs Tage später: „Liebster Jacobi, ich dürfte es vo unsern Germanischen Patrioten nicht laut sagen, was ich nicht schem meiner Regierung zu schreiben, daß die Zerstörung der Bonapartische Herrschaft — Sie wissen, ob ich sie sonst hasse — das größte Unglück für Rom war. Die alte wieder hergestellte Regierung konnte nich mehr in ihrem alten Schlendrian gehen; sie mußte entweder weiser, oder noch verderblicher werden, und — jenes war unmöglich. Wohin es bei diesem Wesen kommen soll, da gar keine Aussicht auf Besserung und Hülfe ist, mag Gott wissen. Wußte ja doch Woldemar nicht, wie es bei einem relativ goldenen Zustande ohne Sündfluth oder Wunder anders werden sollte! Die Jeremiaden über das Elend Roms unter Bonaparte sind dummes Gewäsch unwissender Künstler. Das Pfaffenwesen, so wie es war und ist, mit der Wurzel auszureißen war eine nothwendige Amputation, und sie ward — meine Freunde mögen gegen mich schreien, wie sie wollen — im Ganzen mit Klugheit, Schonung und Mäßigkeit vorgenommen, das Volk ward beschäftigt und versorgt. Die Bevölkerung der Stadt ward plötzlich vermindert, aber die Uebrigbleibenden würden sich bald weit besser befunden haben, und Alles wäre auf natürliche Bahn gekommen. Die Zahl der Gebornen nahm sehr zu; die Priester durften nicht mehr den Abort gebieten oder erlauben; die der Todten nahm unglaublich ab. Die Conscription that

ch, aber gut; ein französisches Regiment war für einen Italiener ne Schule der Ehren und Sitten, wie für den Deutschen des Verrbens. Bei den vornehmern Ständen ward Lebhaftigkeit erweckt; an fing an, sich an irgend etwas zu interessiren, und es wäre ungslich viel, vielleicht für den Römer alles Mögliche gewonnen, wenn : wieder lebhaft würde. Es gab eine hübsche Anzahl Hinrichtungen ,ne Priesterbegleitung, also ewige Verdammniß; anstatt daß jetzt jeder ingerichtete nach der Meinung des Volks ganz gereinigt in den Himel geht. Die Beamten gaben den Römern ein Muster von Liberalit und Gewissenhaftigkeit, wie die fournisseurs den Hospitalverwaltern zu strenger Rechtschaffenheit und Menschlichkeit — welches alles Sie icht mißverstehen werden." Und sonderbar in demselben Brief soll es acobi einen Begriff von Rom geben: daß Niemand von dem „wichgen Ereigniß" der bayrischen Verfassung spräche, die er in einem riefe an Savigny eine „mauvaise plaisanterie effrontée" nennt.

Grundsätzlich wichtig ist noch eine Stelle vom 1. Oct. nämlichen ahres: „Für deutsche Aeltern ist es hier eine saure Sache, Kinder i erziehen, man muß sie fast ununterbrochen um sich haben: denn lieer möchten sie todt seyn, als den hiesigen Menschen ähnlich werden.)as kann Niemand ohne eigne Erfahrung einsehen, und ich bitte Sie hr, den Kopf nicht darüber zu schütteln. Wären Sie nur acht Tage nsässig und als Hausvater hier, so würden Sie sehen, wie es mit eiem Volke ohne Vernunft und ohne Gewissen steht, bei dem alle egoiischen Triebe losgebunden sind. Der Unterschied ist, ob diese Triebe utartiger oder bösartiger sind, ob sie sich zum Theil unter sich in leichgewicht und Ruhe bringen lassen. Wie erbärmlicher Aberglaube nd völlige Unfähigkeit für Frömmigkeit das menschliche Herz verbunden urichten, das steht man hier: in Neapel soll es freilich noch ärger eyn, weil das Volk bösartiger ist als hier, und leidenschaftlicher. Die eidenschaften dort, und was man hier sieht, sind so unpoetisch als nöglich, sie laufen in einem Nu zur scheußlichsten Wuth. Das Beichen und die Absolutionen und Indulgenzen mögen bei einem gewissenaften und tiefen Volk, wie die Tiroler, Gutes stiften. Hier öffnen ie den Abgrund aller Verworfenheit. Wenn man an die alten Römer urückdenkt, welche eine Religion der reinsten Wahrhaftigkeit, der Treue nd Redlichkeit beherrschte: — das kommt einem hier am allerwunderichsten vor". Für die preußische Kirchengeschichte aber verdient der Brief an Nicolovius vom 3. Juli 1819 unsere Beachtung. „Aus dem fiziellen Briefe Schmieders und dem meinigen werden Sie sehen, lieber Nicolovius, daß unser evangelischer Gottesdienst seinen Anfang

glücklich und recht in Gottes Namen genommen hat. Der 27. Juni ist nun ein merkwürdiger Tag in der Kirchengeschichte: denn was bisher in Rom von protestantischem Gottesdienst gewesen, war nichts Kräftiges" (nichts gesundes Berlinisch-Evangelisch-Heidnisches), „der unsrige wird gedeihen. — — — Wenn nur Schmieder seine Frau hätte"! So der leidenschaftliche, aber doch ehrliche Mann — wie bei dieser Stimmung die diplomatischen Unterhandlungen gediehen, wollen wir nächstens betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Französische Briefe über Rom und Assisi.

Zweiter Brief.

Ungeachtet aller Versuche der Päpste, seit Sixtus V., Rom zu verjüngen, trägt die Stadt noch immer das Colorit des Alterthums; man sieht, daß sie vor Allem die Stadt der Vergangenheit, der Ueberlieferungen der Geschichte ist. Sie befaßt zwei ganz verschiedene Städte in sich: die heidnische Stadt und die christliche; die Stadt der Tempel, der Triumphbogen, der Säulen, der Thermen, der Basiliken, der Obelisken und Ruinen; und die Stadt der Kirchen, der Plätze, der Brunnen und Palläste. Oft vermischen sich beide Städte miteinander: das christliche Kreuz steht auf einem heidnischen Obelisken; die Säulen eines Tempels dienen einer Kirche zur Halle, oder wie beim Pantheon, ein heidnischer Tempel ist unter die Huth eines Heiligen gestellt, und wird zu gleicher Zeit nach dem Namen der Götter genannt, denen er aufgebaut, und nach dem des Heiligen, welchem er geweiht ward. Wie bedeutungsvoll erschien mir daher die Benennung Santa Maria della Minerva durch die Verbindung der zwei keuschesten Namen des

Christenthums und des Heidenthums, der Religion und der Mythe, durch diese Zusammenstellung Maria's, der glorreich erhöhten, der fleckenlosen, ohne Sünde empfangenen Jungfrau, der Mutter der unerschaffenen Weisheit, des göttlichen Logos, mit der dem Fabelreich heimischen Minerva, der Göttin der Weisheit, die in voller Rüstung dem Haupte des Olympiers entsprang. Aehnlich der vierseitigen Pforte des Janus auf dem Velabrum, nahe bei der kleinen Kirche St. Georgs, kehrt Rom eine Seite jedem Theile der moralischen Welt, jedem Gebiete der Geschichte zu. Alles hat hier mehrere Namen, zwei zum mindesten, einen heidnischen und einen christlichen.

Dieser Charakter des Alterthums, der Rom auszeichnet, tritt uns überall, selbst in den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen, entgegen. Will in Frankreich ein Kaufmann seinen Laden empfehlen, so schreibt er darüber: nouveau magazin. Umgekehrt dient zu Rom das Beiwort antico zur besten Empfehlung. So kehrt sich alles in dieser Stadt instinktartig der Vergangenheit zu. In Rom nimmt jedes Zeitalter seine bestimmte Stelle ein. Im Velabrum, von der Kapelle St. Georgs bis zu der St. Theodors, ist das Rom der Mythe und der Fabel. Dort ist die Wiege der ewigen Stadt. Dort stand der geheimnißvolle Feigenbaum, dort wurden die Zwillinge von der Wölfin gesäugt, dort zog der stadtumschließende Pflug die Furche. Dort finden sich auch die Trümmer einer unter den Königen erbauten Kloake, durch die der Unrath der Stadt nach der Tiber seinen Ausfluß nahm. Eine Cloake ist das einzige Denkmal all ihrer Macht! Weiter voranschreitend betreten wir das republicanische Rom mit dem Forum und Capitol. Und gibt es nach Golgatha, wo das Mysterium unserer Erlösung erfüllt wurde, in der Welt einen berühmtern Ort, als das römische Forum? Auf Golgatha ging der göttliche Rathschluß von dem Loskaufe und der Befreiung des Menschengeschlechts in Erfüllung, auf dem Forum wurde die Eroberung und seine Unterjochung beschlossen. Dort bereitete

sich die religiöse Einheit vor, die Einheit und die Einigkeit des Gedankens und der Liebe; hier die politische Einheit, die Einheit der Gewalt und des Gesetzes. Jerusalem und Rom, Golgatha und Forum, was gibt es Geschichtlicheres in der Welt? In dem Augenblick, wo die politische Einheit in Rom erfüllt ist, bereitet sich die religiöse in Jerusalem vor, um sich später in Rom zu entwickeln, denn von Rom aus sollten die Eroberungen ausgehen, wie von Jerusalem aus das Opfer beginnt. Nachdem Rom Jerusalem zerstört und den Tod Christi gerächt hat, hält seine Geschichte inne; seine Bestimmung ist erfüllt und ihr letztes Denkmal ist der Triumphbogen, der die Einnahme und Zerstörung Jerusalems feiert. Später vollbrachte Rom beinahe nichts mehr, als daß es Völker wieder zum Gehorsam zurückbrachte, die früher schon unterworfen waren, die aber seine Schwäche zur Empörung ermuthigte.

Und welche Welt ist das Forum! mit welcher Freude betrat ich diese berühmte Stätte, woran sich die größten Ereignisse der Geschichte knüpfen. Denn hier war das Haupt Roms, dessen Füße die entferntesten Länder betraten, und dessen Arme zu den äußersten Enden der Welt reichten, sey es um ein Volk zu unterwerfen, oder einen König in Fesseln zu legen. Von hier aus sandte die kriegerische Stadt spähend ihren Adlerblick, ob sie noch eine freie Nation gewahrte, um sie zu unterjochen, zu entkräften und der Einheit der römischen Welt einzuverleiben, jenem mächtigen Fermente der alten Geschichte, das alle überwundenen Völker verarbeitete und sie durchsäuerte, bis es sie den Eroberern völlig assimilirt hatte. Dort verkündete Rom seine politischen Orakel, von dort zogen zu ihrer Erfüllung seine Consulen und seine Dictatoren an der Spitze ihrer Heere aus. Jeder Ton dieser Stimme dröhnte bis zu den Enden der Erde, jeder Schritt dieses Riesen machte die Welt erbeben.

Man betritt das Forum, indem man das Capitol hinabsteigt. Und unter dem Triumphbogen des Septimius Se-

verus und des Titus hindurch schreitend, befindet man sich auf dem Pflaster der via sacra, die vor einigen Jahren aufgeräumt ward. Es war mir ein unaussprechlicher Genuß, diese starken, mächtigen Steine zu betreten, über die vor achtzehn Jahrhunderten die Pontifices und die Priester des heidnischen Roms gewandelt. Jenseits des Triumphbogens des Titus ist man dem Colysäum gegenüber, und links steht der Bogen des Constantin; beide Denkmäler haben, wie Rom selbst, eine doppelte Bedeutung, und gehören sowohl der heidnischen als der christlichen Geschichte an. Noch ist auf dem Triumphbogen des Titus der siebenarmige Leuchter wunderbar erhalten, wie ihn die heilige Schrift beschreibt, und man kann dieß ehrwürdige Monument als eines der schönsten Zeugnisse der Kirchengeschichte ansehen. Der Triumphbogen des Constantin ist gleichfalls ein ganz christliches Denkmal; denn er wurde nach dem Sieg errichtet, der den Triumph des Kreuzes entschied. An das Colysäum aber knüpfen sich so viele und so verschiedene Erinnerungen, daß es schwer wird zu sagen, ob es eher ein heidnisches oder ein christliches Monument ist. Hier ergötzten die Martyrer durch ihre Qualen und ihren Tod das schaulustige, müssige Volk des entarteten Roms. Man kann das Colysäum auch in der That einen Steinbruch oder einen durch Menschenhände erbauten Berg nennen. Das Colysäum und der Molo des Hadrians, gegenwärtig das Castello von St. Angelo, sind vielleicht die zwei Monumente, die den besten Begriff von der Stärke und Dauerhaftigkeit geben, die alle römische Bauten charakterisiren. Ihnen gegenüber scheint die Zeit ohnmächtig. Sechszehn Jahrhunderte sind vorüber, und man glaubt, sie seyen gestern erbaut. Sie haben zur Zuflucht und zur Burg allen Tyrannen gedient, die sich im Mittelalter die Herrschaft Roms streitig gemacht. Sie haben Stürmen und Belagerungen die Stirn geboten, ohne daß sie etwas über sie vermochten. Mehr noch, man hat sich des Colysäums wie eines Steinbruches bedient; hier wurden die Steine genommen, um Palläste zu bauen.

Der venetianische Pallast (Palazzo di Venetia), in dem gegenwärtig der österreichische Gesandte wohnt, der einst die Päpste beherbergte, und der von allen römischen Pallästen vielleicht der älteste und geräumigste ist, so daß man ihn fast eher eine Festung nennen könnte; er ward großen Theils mit den Steinen des Colysäums erbaut. Und doch steht das Colysäum noch, und doch ist es noch die großartigste und imposanteste von allen Ruinen, an denen Rom so reich und wegen welcher es so stolz ist. Hier aber endet das heidnische Rom; ein Schritt weiter, und mit dem Triumphbogen des Constantin tritt uns das Christenthum entgegen. Dort floß das Blut der Martyrer, hier das der Verfolger; dort ist das Verbrechen, hier die Strafe. So sehen wir in dem Forum, von dem Capitol ausgehend, gleichsam eine Reihenfolge von Monumenten und Erinnerungen, die mit einem ganz christlichen Erinnerungsmale endet. Ich kenne nichts so ergreifendes, als den Anblick des Forums bei Sonnenuntergang. Dieß ist ja die Stunde zum Besuche der Ruinen, denn sie sind in Harmonie mit dem schwindenden und dahinscheidenden Tage. Himmel und Erde wecken dann in der Seele die gleiche Empfindung, und halten ihr den gleichen Gedanken, das gleiche Bild vor. Die Natur muß man betrachten, wenn die Sonne aufgeht; die Werke der Kunst, wenn sie ihre Strahlen in vollem Maaße über die Erde ausgießt; die Ruinen aber wollen gesehen seyn, wenn die entweichende den Himmel mit ihrem letzten scheidenden Blicke erhellt. Zu dieser Stunde erscheint das Forum mit seinen Trümmern von Säulen, Tempeln, Pallästen, Portici und Triumphbögen dem Fremden in seiner ganzen Majestät und Größe. Man möchte es ein Grabfeld nennen, wo die größten Ereignisse der Geschichte unter den herrlichen Ruinen, die ihnen zu Denkmälern dienen, wie in einer Grabstätte begraben ruhen. Hier drängen sich Trümmer und Ruinen, wie die Gräber auf einem Leichenfelde, und der Geist, der sich hier wie im Traume verliert, weiß nicht, welchem Grabmal und welcher

Erinnerung er seinen Blick und seinen Gedanken zukehren soll, so groß ist die Fülle von Leichensteinen und Erinnerungen, die auf ihn eindringen!

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ein feierlicher Bittgang auf dem Forum in meiner Seele zurückließ. Diese weißen, schwarzen, braunen Mönche, in lange Mäntel und weite Kaputzen gehüllt, die wie Schatten unter jenen zur Verherrlichung der Eroberer erbauten Triumphbogen hindurchschritten; diese Kreuze, diese Banner, die auf derselben Stätte wehten, wohin einst aus allen Theilen der Erde Roms Reiter mit den Fahnen zusammenströmten, und von wo sie auszogen, die Welt zu erobern; dieses einfache Absingen von heiligen Litaneien, die nun die Luft erfüllten, wo einst der gebieterische, ungestüme Ruf des Königsvolkes erschollen; dieser Contrast von Vergangenheit und Gegenwart, alles dieß vereinigte sich zum lebendigsten und tiefsten Eindrucke.

Dritter Brief.

Was Rom vor Allem auszeichnet, ist seine Bedeutung als Mitte des Glaubens, der Erinnerungen und Hoffnungen der ganzen Welt. Der Eindruck, den das Herz in Rom empfängt, hängt hauptsächlich von den Empfindungen ab, die es mitbringt. Rom hat etwas Heiliges, und es verhält sich mit ihm, wie mit allem Heiligen; man muß sich demselben mit gläubigem und einfältigem Herzen nahen. Wer dagegen die Stadt mit seinen Vorurtheilen und seinen Leidenschaften betritt, wird mit noch tiefer eingewurzelten und schwerer zu besiegenden Vorurtheilen heimkehren. Das Licht wohnt hier, und dieß Licht verbrennt, was es nicht erleuchtet. Viele haben ihr Seelenheil, viele ihren Untergang in Rom gefunden. Hätte Luther nicht die römische Reise gemacht, er würde vielleicht nicht so weit in seinem Irrthume gegangen seyn. Es gibt keine Stadt, die in dieser Beziehung entgegengesetztere Urtheile erfährt. Hört man die Einen, so gibt es hier nichts, als Unwissen-

gion gilt, vermißten, ohne welches sie ein leerer Ballast ist, und e
hier den Worten nach fanden, so ließen sie sich verführen, allen hiesi
gen Tand mitzumachen. Könnte ich meiner Verhältnisse wegen lau
anzeigen, wie es hier mit der Kirche steht, so möchte das vielleich
frommen. — Ich habe eine sehr merkwürdige Bekanntschaft eines Trieri
schen Bauers gemacht, der hieher gekommen war, um vom Papst Lö
sung von Scrupeln zu erlangen; hier aber sehr schnöde aufgenomme
ist. An ihm sieht man es klar, daß die römischen Geistlichen nach ih
rer Ansicht sehr Recht haben, das Lesen der Bibel zu verwehren, den
durch ein sehr eifriges Lesen war er dahin gekommen, nichts ander
als ein sehr warmer, alter protestantischer Pietist zu seyn; er wußte die
aber selbst nicht. Aber er bestand frei darauf, daß nur die Bibe
Quelle des Glaubens seyn könne, daß die Verschiedenheit des Glau
bens nicht über die Seligkeit entscheiden könne. Er hatte in der Art
seiner Bildung, die ganz ungemein war, und in den Verfolgungen,
die er erlitten, viel Aehnliches mit Jakob Böhme; war auch Schwär-
mer und nicht frei von dem demüthigen Stolz der Pietisten, aber doch
nur in einem sehr geringen Grade damit behaftet. An sich war er
mir äußerst ehrwürdig, und ich hoffe ihn vor weitern Verfolgungen
zu retten. Seine Geschichte und seine Art waren wie aus einem ganz
andern Zeitalter. Es ist mir nach seinem Beispiel wahrscheinlich ge-
worden, daß, wenn die protestantischen Geistlichen noch positiven Glau-
ben hätten, und die Bibel im katholischen Deutschland verbreitet würde,
eine zweite Reformation gar nicht unmöglich wäre." — Am 12. Juli
nämlichen Jahres: „Die hohen Worte von Freiheit sind mir so wi-
derlich; nicht daß mir das Herz dafür nicht vielleicht mehr schlüge als
denen, die sie nicht so kennen, aber es ist gerade so wie ein katho-
lischer Gottesdienst." Im März 1818: „Ich möchte sagen, daß man
ein Eutychianer seyn müsse, um Werth auf den Satz der Consubstan-
tialität zu legen. Ein mir sehr lieber Pietist freut sich der Verei-
nigung, denn er sagt: wovon ich überzeugt bin, ist, daß das Abend-
mahl eine verheißene und wundervolle Stärkung und Erhöhung ist,
wie es übrigens mit der Worterklärung zu nehmen ist, das ist mir sehr
unwichtig; und so wenig es darauf ankommt, ob die Augen des Blin-
den mit angespütztem Sande oder womit sonst berührt wurden, so
gleichgültig ist mir das Formelle des Abendmahls und die theologische
Doctrin darüber. Nicht gleichgültig aber ist es, ob wir Protestanten
bei dem jetzigen Verhältniß zu einer regen Mystik und zum Katholi-
cismus getrennt bleiben oder nicht. Unsere Trennung hat es gehindert,
daß ganz Deutschland protestantisch wurde, und hat das Unglück des

dreißigjährigen Krieges hervorgebracht. — Luthers Lage war eine ganz andere, und dazu nutzt historische Einsicht, um klar zu wissen, was zu einer Zeit weise war, wie das zu einer andern es nicht ist. — Das Schwerste bleibt doch, in Demuth zu wandeln und sich selbst zu behandeln.“ Amen.

In einem Brief vom 11. April 1818 sagt er: „Die hiesige Religion ist dem Unbefangenen ein Ekel.“ Am 1. Mai: „Hier, wo es darauf ankommt, junge Leute gegen die Verführung katholischer Priester zu schützen, bin ich triftig genug veranlaßt, mich mit der Theologie zu beschäftigen.“ Er hätte auch schreiben können: Hier, wo es darauf ankommt, junge Leute gegen die Verführung katholischer Priester zu schützen, bin ich triftig genug veranlaßt, Bunsens Werth anzuerkennen. Denn Bunsen hatte protestantische Theologie studirt, und gerade in dieser Zeit sehen wir Niebuhr mit ihm verkehren. Gleich am 6. Juni dieses Jahres giebt Niebuhr einen Beweis seiner theologischen Fortschritte in Bunsens Nähe. „Daß Cornelius ein gesunder Mensch ist, davon nur ein Beispiel! Den Abend nach der Kindstaufe bei Bunsens waren wir, mehrere dort; Bunsen wohnt oben im Pallast Cafarelli, und über dem Palatin; als wir nach Mitternacht auf der Loggia standen, sahen wir Jupiter funkeln, als schaue er auf seinen Tarpejischen Fels. Es waren Gesundheiten getrunken, ich sagte zu Thorwaldsen, laß uns die Gesundheit des Jupiter trinken! Von ganzem Herzen gerne! antwortete er mit beklemmter Brust. Einige stutzten, Cornelius stieß an und erwiderte uns.“ Es war ein großer Moment! In demselben Briefe lesen wir: „Durch Rauch will ich Ihnen eine Broschüre schicken, die hier ausdrücklich zur Bekehrung der jungen Deutschen bekannt gemacht ist. Kommt Schmieder, so muß er Luthers Schriften für mich mitbringen (oder über See senden), und tüchtige Schriften gegen den Papismus. Wie ekelhaft das Zeug wird, je länger man ihm zusieht, läßt sich nicht aussprechen. Jetzt haben die Bekehrer S. am Köder, einen der tüchtigsten jungen Künstler. Lieber Nicolovius, dieß ganze Leben der Künstler taugt nichts; es ist grundverderblich. Ihre ganze Lage ist falsch, sie machen hier einen vornehmen Stand aus, sie werden blind und schief über alle Verhältnisse der Welt, so dünkelvoll und eitel. Um Gotteswillen denke man daran, keinen zu lange hier zu lassen. Nur in einer mannigfach und reich geordneten bürgerlichen Gesellschaft kann ein Künstler, der nicht ein Wunder wie Cornelius, ein gesunder Mensch bleiben.“ Und daran reiht sich obige Stelle von der Gesundheit des Cornelius. „Um Gottes willen“ lasse man keinen Preußen in Rom, sonst stutzt er,

wenn Jupiters Gesundheit getrunken wird; so schwer ist es, „die jungen Leute gegen die Verführungen der katholischen Priester zu schützen;“ und dennoch ist „die hiesige Religion dem Unbefangenen ein Eckel,“ wie Niebuhr am 11. April ausruft, eben da, wo er erkennt, daß „Bunsen ein klarer und achtungswürdiger Mann ist.“ Unter diesen Verhältnissen sehen wir seine leidenschaftliche Aufregung sich immer mehr steigern. „Die Bekehrungsgeschichten,“ schreibt er vierzehn Tage nach dem Bericht über die Gesundheit des alten Jupiter, „treiben am Ende auch ganz auseinander. Mit mehr Wohlwollen und einem mildern Hineindenken in individuelle Schwächen und Umstände kann Niemand dies dumme Wesen bei den Einzelnen nachsichtiger beurtheilt haben als ich. Wenn sie sich aber hochmüthig machen, und wenn sie rechts und links zu verführen suchen, wenn sie unvergnügt mit liebender Nachsicht ihre Unwissenheit und Beschränktheit als höhere Einsicht aufstellen, — so wird und muß man unwillig und grimmig werden. Ein Handbüchlein von einem Abbé Martin, voll der schändlichsten Lügen gegen Luther (bezüchtigt es ihn vielleicht der Verehrung des alten Jupiter?) „und der seichtesten Angriffe gegen uns, Vertheidigung des Papismus, ist hier erschienen, und wird allen jungen Ankömmlingen eingehändigt.“ Sechs Tage später: „Liebster Jacobi, ich dürfte es vor unsern Germanischen Patrioten nicht laut sagen, was ich nicht scheue meiner Regierung zu schreiben, daß die Zerstörung der Bonapartischen Herrschaft — Sie wissen, ob ich sie sonst hasse — das größte Unglück für Rom war. Die alte wieder hergestellte Regierung konnte nicht mehr in ihrem alten Schlendrian gehen; sie mußte entweder weiser, oder noch verderblicher werden, und — jenes war unmöglich. Wohin es bei diesem Wesen kommen soll, da gar keine Aussicht auf Besserung und Hülfe ist, mag Gott wissen. Wußte ja doch Woldemar nicht, wie es bei einem relativ goldenen Zustande ohne Sündfluth oder Wunder anders werden sollte! Die Jeremiaden über das Elend Roms unter Bonaparte sind dummes Gewäsch unwissender Künstler. Das Pfaffenwesen, so wie es war und ist, mit der Wurzel auszureißen war eine nothwendige Amputation, und sie ward — meine Freunde mögen gegen mich schreien, wie sie wollen — im Ganzen mit Klugheit, Schonung und Mäßigkeit vorgenommen, das Volk ward beschäftigt und versorgt. Die Bevölkerung der Stadt ward plötzlich vermindert, aber die Uebrigbleibenden würden sich bald weit besser befunden haben, und Alles wäre auf natürliche Bahn gekommen. Die Zahl der Gebornen nahm sehr zu; die Priester durften nicht mehr den Abort gebieten oder erlauben; die der Todten nahm unglaublich ab. Die Conscripsion that

weh, aber gut; ein französisches Regiment war für einen Italiener eine Schule der Ehren und Sitten, wie für den Deutschen des Verderbens. Bei den vornehmern Ständen ward Lebhaftigkeit erweckt; man fing an, sich an irgend etwas zu interessiren, und es wäre unendlich viel, vielleicht für den Römer alles Mögliche gewonnen, wenn er wieder lebhaft würde. Es gab eine hübsche Anzahl Hinrichtungen ohne Priesterbegleitung, also ewige Verdammniß; anstatt daß jetzt jeder Hingerichtete nach der Meinung des Volks ganz gereinigt in den Himmel geht. Die Beamten gaben den Römern ein Muster von Liberalität und Gewissenhaftigkeit, wie die fournisseurs den Hospitalverwaltern von strenger Rechtschaffenheit und Menschlichkeit — welches alles Sie nicht mißverstehen werden." Und sonderbar in demselben Brief soll es Jacobi einen Begriff von Rom geben: daß Niemand von dem „wichtigen Ereigniß" der bayrischen Verfassung spräche, die er in einem Briefe an Savigny eine „mauvaise plaisanterie effrontée" nennt.

Grundsätzlich wichtig ist noch eine Stelle vom 1. Oct. nämlichen Jahres: „Für deutsche Aeltern ist es hier eine saure Sache, Kinder zu erziehen, man muß sie fast ununterbrochen um sich haben: denn lieber möchten sie todt seyn, als den hiesigen Menschen ähnlich werden. Das kann Niemand ohne eigne Erfahrung einsehen, und ich bitte Sie sehr, den Kopf nicht darüber zu schütteln. Wären Sie nur acht Tage ansässig und als Hausvater hier, so würden Sie sehen, wie es mit einem Volke ohne Vernunft und ohne Gewissen steht, bei dem alle egoistischen Triebe losgebunden sind. Der Unterschied ist, ob diese Triebe gutartiger oder bösartiger sind, ob sie sich zum Theil unter sich in Gleichgewicht und Ruhe bringen lassen. Wie erbärmlicher Aberglaube und völlige Unfähigkeit für Frömmigkeit das menschliche Herz verbunden zurichten, das sieht man hier: in Neapel soll es freilich noch ärger seyn, weil das Volk bösartiger ist als hier, und leidenschaftlicher. Die Leidenschaften dort, und was man hier sieht, sind so unpoetisch als möglich, sie laufen in einem Nu zur scheußlichsten Wuth. Das Beichten und die Absolutionen und Indulgenzen mögen bei einem gewissenhaften und tiefen Volk, wie die Tiroler, Gutes stiften. Hier öffnen sie den Abgrund aller Verworfenheit. Wenn man an die alten Römer zurückdenkt, welche eine Religion der reinsten Wahrhaftigkeit, der Treue und Redlichkeit beherrschte: — das kommt einem hier am allerwunderlichsten vor". Für die preußische Kirchengeschichte aber verdient der Brief an Nicolovius vom 3. Juli 1819 unsere Beachtung. „Aus dem offiziellen Briefe Schmieders und dem meinigen werden Sie sehen, liebster Nicolovius, daß unser evangelischer Gottesdienst seinen Anfang

glücklich und recht in Gottes Namen genommen hat. Der 27. Juni ist nun ein merkwürdiger Tag in der Kirchengeschichte: denn was bisher in Rom von protestantischem Gottesdienst gewesen, war nichts Kräftiges" (nichts gesundes Berlinisch-Evangelisch-Heidnisches), „der unsrige wird gedeihen. — — — Wenn nur Schmieder seine Frau hätte"! So der leidenschaftliche, aber doch ehrliche Mann — wie bei dieser Stimmung die diplomatischen Unterhandlungen gediehen, wollen wir nächstens betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Französische Briefe über Rom und Assisi.

Zweiter Brief.

Ungeachtet aller Versuche der Päpste, seit Sixtus V., Rom zu verjüngen, trägt die Stadt noch immer das Colorit des Alterthums; man sieht, daß sie vor Allem die Stadt der Vergangenheit, der Ueberlieferungen der Geschichte ist. Sie befaßt zwei ganz verschiedene Städte in sich: die heidnische Stadt und die christliche; die Stadt der Tempel, der Triumphbogen, der Säulen, der Thermen, der Basiliken, der Obelisken und Ruinen; und die Stadt der Kirchen, der Plätze, der Brunnen und Palläste. Oft vermischen sich beide Städte miteinander: das christliche Kreuz steht auf einem heidnischen Obelisken; die Säulen eines Tempels dienen einer Kirche zur Halle, oder wie beim Pantheon, ein heidnischer Tempel ist unter die Huth eines Heiligen gestellt, und wird zu gleicher Zeit nach dem Namen der Götter genannt, denen er aufgebaut, und nach dem des Heiligen, welchem er geweiht ward. Wie bedeutungsvoll erschien mir daher die Benennung Santa Maria della Minerva durch die Verbindung der zwei keuschesten Namen des

Christenthums und des Heidenthums, der Religion und der Mythe, durch diese Zusammenstellung Maria's, der glorreich erhöhten, der fleckenlosen, ohne Sünde empfangenen Jungfrau, der Mutter der unerschaffenen Weisheit, des göttlichen Logos, mit der dem Fabelreich heimischen Minerva, der Göttin der Weisheit, die in voller Rüstung dem Haupte des Olympiers entsprang. Aehnlich der vierseitigen Pforte des Janus auf dem Velabrum, nahe bei der kleinen Kirche St. Georgs, kehrt Rom eine Seite jedem Theile der moralischen Welt, jedem Gebiete der Geschichte zu. Alles hat hier mehrere Namen, zwei zum mindesten, einen heidnischen und einen christlichen.

Dieser Charakter des Alterthums, der Rom auszeichnet, tritt uns überall, selbst in den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen, entgegen. Will in Frankreich ein Kaufmann seinen Laden empfehlen, so schreibt er darüber: nouveau magazin. Umgekehrt dient zu Rom das Beiwort antico zur besten Empfehlung. So kehrt sich alles in dieser Stadt instinktartig der Vergangenheit zu. In Rom nimmt jedes Zeitalter seine bestimmte Stelle ein. Im Velabrum, von der Kapelle St. Georgs bis zu der St. Theodors, ist das Rom der Mythe und der Fabel. Dort ist die Wiege der ewigen Stadt. Dort stand der geheimnißvolle Feigenbaum, dort wurden die Zwillinge von der Wölfin gesäugt, dort zog der stadtumschließende Pflug die Furche. Dort finden sich auch die Trümmer einer unter den Königen erbauten Kloake, durch die der Unrath der Stadt nach der Tiber seinen Ausfluß nahm. Eine Cloake ist das einzige Denkmal all ihrer Macht! Weiter voranschreitend betreten wir das republicanische Rom mit dem Forum und Capitol. Und gibt es nach Golgatha, wo das Mysterium unserer Erlösung erfüllt wurde, in der Welt einen berühmtern Ort, als das römische Forum? Auf Golgatha ging der göttliche Rathschluß von dem Loskaufe und der Befreiung des Menschengeschlechts in Erfüllung, auf dem Forum wurde die Eroberung und seine Unterjochung beschlossen. Dort bereitete

sich die religiöse Einheit vor, die Einheit und die Einigkeit des Gedankens und der Liebe; hier die politische Einheit, die Einheit der Gewalt und des Gesetzes. Jerusalem und Rom, Golgatha und Forum, was gibt es Geschichtlicheres in der Welt? In dem Augenblick, wo die politische Einheit in Rom erfüllt ist, bereitet sich die religiöse in Jerusalem vor, um sich später in Rom zu entwickeln, denn von Rom aus sollten die Eroberungen ausgehen, wie von Jerusalem aus das Opfer beginnt. Nachdem Rom Jerusalem zerstört und den Tod Christi gerächt hat, hält seine Geschichte inne; seine Bestimmung ist erfüllt und ihr letztes Denkmal ist der Triumphbogen, der die Einnahme und Zerstörung Jerusalems feiert. Später vollbrachte Rom beinahe nichts mehr, als daß es Völker wieder zum Gehorsam zurückbrachte, die früher schon unterworfen waren, die aber seine Schwäche zur Empörung ermuthigte.

Und welche Welt ist das Forum! mit welcher Freude betrat ich diese berühmte Stätte, woran sich die größten Ereignisse der Geschichte knüpfen. Denn hier war das Haupt Roms, dessen Füße die entferntesten Länder betraten, und dessen Arme zu den äußersten Enden der Welt reichten, sey es um ein Volk zu unterwerfen, oder einen König in Fesseln zu legen. Von hier aus sandte die kriegerische Stadt spähend ihren Adlerblick, ob sie noch eine freie Nation gewahrte, um sie zu unterjochen, zu entkräften und der Einheit der römischen Welt einzuverleiben, jenem mächtigen Fermente der alten Geschichte, das alle überwundenen Völker verarbeitete und sie durchsäuerte, bis es sie den Eroberern völlig assimilirt hatte. Dort verkündete Rom seine politischen Orakel, von dort zogen zu ihrer Erfüllung seine Consulen und seine Dictatoren an der Spitze ihrer Heere aus. Jeder Ton dieser Stimme dröhnte bis zu den Enden der Erde, jeder Schritt dieses Riesen machte die Welt erbeben.

Man betritt das Forum, indem man das Capitol hinabsteigt. Und unter dem Triumphbogen des Septimius Se-

verus und des Titus hindurch schreitend, befindet man sich auf dem Pflaster der via sacra, die vor einigen Jahren aufgeräumt ward. Es war mir ein unaussprechlicher Genuß, diese starken, mächtigen Steine zu betreten, über die vor achtzehn Jahrhunderten die Pontifices und die Priester des heidnischen Roms gewandelt. Jenseits des Triumphbogens des Titus ist man dem Colysäum gegenüber, und links steht der Bogen des Constantin; beide Denkmäler haben, wie Rom selbst, eine doppelte Bedeutung, und gehören sowohl der heidnischen als der christlichen Geschichte an. Noch ist auf dem Triumphbogen des Titus der siebenarmige Leuchter wunderbar erhalten, wie ihn die heilige Schrift beschreibt, und man kann dieß ehrwürdige Monument als eines der schönsten Zeugnisse der Kirchengeschichte ansehen. Der Triumphbogen des Constantin ist gleichfalls ein ganz christliches Denkmal; denn er wurde nach dem Sieg errichtet, der den Triumph des Kreuzes entschied. An das Colysäum aber knüpfen sich so viele und so verschiedene Erinnerungen, daß es schwer wird zu sagen, ob es eher ein heidnisches oder ein christliches Monument ist. Hier ergötzten die Martyrer durch ihre Qualen und ihren Tod das schaulüstige, müssige Volk des entarteten Roms. Man kann das Colysäum auch in der That einen Steinbruch oder einen durch Menschenhände erbauten Berg nennen. Das Colysäum und der Molo des Hadrians, gegenwärtig das Castello von St. Angelo, sind vielleicht die zwei Monumente, die den besten Begriff von der Stärke und Dauerhaftigkeit geben, die alle römische Bauten charakterisiren. Ihnen gegenüber scheint die Zeit ohnmächtig. Sechszehn Jahrhunderte sind vorüber, und man glaubt, sie seyen gestern erbaut. Sie haben zur Zuflucht und zur Burg allen Tyrannen gedient, die sich im Mittelalter die Herrschaft Roms streitig gemacht. Sie haben Stürmen und Belagerungen die Stirn geboten, ohne daß sie etwas über sie vermochten. Mehr noch, man hat sich des Colysäums wie eines Steinbruches bedient; hier wurden die Steine genommen, um Palläste zu bauen.

genheit seiner Kirche von der rechtmäßigen Behörde sich ab, und zu einer Versammlung hinwende, die eine bedeutende Zahl von Männern in sich enthält, einer Confession angehörig, in Bezug auf welche der katholische Priester gelobte: „Simulque contraria omnia atque haereses quascunque ab Ecclesia damnatas et rejectas et anathematizatas ego pariter damno, rejicio et anathematizo"? — Wenn nun aber ein Mann von Vernunft und Gewissen alle diese Fragen mit Nein beantworten; wenn er gestehen muß, daß kein katholischer Priester von den oben bezeichneten Verordnungen der Kirche und dem darauf geleisteten Eide, ohne die schreiendste Verletzung seiner beschworenen Pflicht abgehen kann, so fragen wir, welches Vertrauen können die katholischen Gemeinden auf Männer und deren projectirte Synoden setzen, welche, wie die geistlichen Bittsteller, die der Kirche geleisteten Eide also verstehen und halten? Kann der Staat die Hoffnung hegen, daß die von solchen Männern ihm gemachten Gelöbnisse werden heiliger gehalten werden, als diejenigen, welche sie der Kirche vor dem Altare geschworen haben?

Zum Andern müssen wir sodann, wenn es sich um Petitionen für Abhaltung einer katholischen Synode handelt, die Frage aufwerfen: Wer hat denn eine solche Synode, nach der Praxis und dem positiven Rechte der katholischen Kirche: (die §. 19 der Landesverfassung aufrecht zu halten garantirt) zu berufen, zu bestimmen, zu leiten? Etwa der Bischof, wie das Pontific. Rom. p. 525 sagt: „Sacerdotes et clerici universi, qui ad Synodum de jure vel consuetudine venire tenentur, conveniunt in civitate vel alio loco, *prout pontifex ordinaverit*"? — Oder etwa jene, von denen das Tridentinum sagt: „episcopos, qui in Apostolorum locum successerunt et positos, sicut Ap. ait, a spiritu sancto regere ecclesiam Dei"? — Oder vielleicht jene Metropolitane und Episcopi, welche in eine von den Canones festgesetzte Strafe verfallen, wenn sie das ihnen zustehende Recht und die Pflicht, die Synoden zu halten, verabsäumen *)? Mit nichten! Nicht an die Erzbischöfe und Bischöfe, nicht an die legitimen Behörden der v. §. 19 der V. U. garantirten katholischen Kirche sind diese Petitionen zu richten; nein! sondern an eine Versammlung, die für das katholische Kirchenrecht ein non ens ist, an die Stände des Landes müssen solche, eine katholische Synode betreffenden Bitten gerichtet werden; an solche, die vermöge ihrer Confession außerhalb des Gebietes unsrer Kirche stehen. Also will es das Kirchenrecht der Auf-

*) Conc. Trid. Sess. 24. c. 2.

klärung, das sich zwar auf das Tridentinum beruft, wo es dient, sonst aber nichts von ihm wissen will. Für den aufgeklärten Clerus in Baden enthält das ganze Tridentinum nichts, als eben die Vorschrift von „Synoden“; sie wird daher allein erwähnt, citirt, abgeschrieben, alles Andere gilt als Interpolation hierarchischer Herrschsucht.

Fragen wir drittens nach der Verfassung, nach der Art und Weise, wie eine katholische Synode gehalten werden soll; so sollte man meinen, daß die katholische Kirche in ihrem bald 2000jährigen Bestand wohl Zeit und Gelegenheit genug gefunden haben möchte, ihrem Inhalt auch die rechte Form zu schaffen; d. h. ein Institut zu ordnen, zu regeln, mit Gesetzen und Verordnungen aller Art zu umgrenzen, zu sichern und zu bestimmen, das durch so viele Jahrhunderte hindurch die Basis ihres Lebens und Wirkens in der Erscheinung bildete. Auch sollte man glauben, wenn allenfalls ein Anstand oder Zweifel über die Verfassung des Synodalwesens sich erheben könnte, so ließe sich aus den gelehrten Werken eines Thomassin, P. Benedict XIV. (de synodo dioecesana) und aus der Unzahl älterer und neuerer Canonisten wohl mit einiger Sicherheit ausmitteln, wie es bisher die Kirche mit ihren Synoden gehalten habe. Aber nicht also! Nichts, gar nichts besteht, nichts ist uns aus der alten und weniger alten Zeit gerettet worden, was einer Synodalverfassung der katholischen Kirche ähnlich wäre, als das 2te Kapitel der 24sten Session des Tridentinums über die Synoden. „Es sind die Landstände bittlich anzugehen: a) daß eine katholische Synode abgehalten werden soll; b) daß sie (die Stände) die Wahl- und Geschäftsordnung berathen und mit der Regierung bestimmen mögen“. Die Ständeversammlung also und nicht der Bischof soll bittlich angegangen werden, daß eine katholische Synode abgehalten werde; die Stände sollen angegangen werden, eine „Wahl- und Geschäftsordnung“ für katholische Synoden zu berathen, und mit der Regierung zu bestimmen. Unerhört und übernunvernünftig! Unerhört, weil hier zum erstenmal eine Versammlung um Abhaltung einer katholischen Synode angegangen wird; die in den Angelegenheiten der katholischen Kirche gerade so viel anzuordnen hat, als Papst und Bischöfe in unserm Ständesaal. Oder was würde etwa der „begehrliche oder wedelnde Liberalismus“ dazu sagen, wenn es umgekehrt jener Partei, die nach dem Angstgeschrei der Leipziger Zeitung auch in Baden „festen Fuß zu fassen“ beginnt, je beikommen sollte, den Bischof bittlich anzugehen: 1) daß ein Landtag abgehalten werden soll, und 2) daß Er mit einer Synode die Wahl- und Geschäftsordnung solch ständischer Zusammenkunft berathen und bestimmen möge? — Was aber dem

Einen recht, ist dem Andern billig. Und überunvernünftig ist jene Gesuch, weil eine Versammlung, die geschworen hat, treu der Landesverfassung die katholische Kirche in ihren Rechten, ihrer Verfassung und ihrem Bestande ungeirrt und ungekränkt zu lassen, bittlich angegangen wird, dem katholischen Synodalwesen eine Verfassung zu berathen und die Kirche damit zu behelligen. — D. h. die Stände werden angegangen, gegen Eid und Pflicht, §. 19 der Constitution als nicht vorhanden, als nicht verbindlich anzusehen; denjenigen, welche die katholischen Gemeinden in das Ständehaus sandten, damit sie unter Andern auch über die Aufrechthaltung des §. 19 der Verfassung wachten wird zugemuthet, ihn aufzugeben; nicht zu achten die vorhandene Verfassung der katholischen Kirche über das Synodalwesen, sondern eigenmächtig derselben eine Ordnung aufzudringen, die sie nicht hat und die also nicht die ihrige ist. Und wer sind die Bittsteller, die solches begehren? Es sind Priester der katholischen Kirche, die zu treuloser Verletzung der Verfassung, — die §§. 18 u. 19, den historischen, factischen und rechtlichen Bestand der katholischen Kirche, des Glaubens von zwei Drittel der Landesbewohner, nicht nur unangetastet zu lassen befiehlt, sondern ihr ausdrücklichen „Schutz" zusichert, — die Hüter dieser Verfassung selber, die ihr Hort seyn sollten gegen alle Willkühr, aufzufordern sich nicht scheuen. Wahrlich! nur eine förmliche logische Verrücktheit, und eine gänzliche Erstorbenheit alles Rechtsinnes kann solche Abgeschmacktheit erklärbar machen. Auf die Frage, wer soll die Synode anordnen und ihre Verfassung berathen? so es dessen ja bedürfte, würde eine unverdorbene Logik und ein gesunder Rechtsinn erwidern: Diejenigen, welche durch Praxis und positives Recht der katholischen Kirche hiezu gesetzt und berechtiget, und durch die Verfassungsurkunde in der Ausübung dieses ihres Rechtes so bestätiget als beschützet sind; — diejenigen, von denen geschrieben steht: „esse positos, sicut Apostolus ait, a spiritu sancto, regere ecclesiam Dei eosque esse superiores presbyteris — und: Quodsi quis omnes Christianos promiscue novi testamenti sacerdotes esse, aut omnes inter se pari potestate spiritu praeditos esse affirmet, nihil aliud facere videtur, quam ecclesiasticam hierarchiam, quae est ut castrorum acies ordinata, confundere" — (Trid. Sess. 24. c. 4). Nicht also aber die Logik und das Recht unserer aufgeklärten Pfaffen, die eine Synode nach ihrer Art verlangen. Bei diesen wird der Beruf dazu den Landständen zuerkannt, einer Versammlung von Laien, von der das Tridentinum, auf das man sich beruft, und das katholische Kirchenrecht gerade so viel wissen, als die badische Constitution von der heiligen Dreieinigkeit; ein Institut, das

in seinem Bestande von gestern und heute ist, soll einem Institut und Recht, das so alt ist als die Welt eine Wahl- und Geschäftsordnung, eine Verfassung anordnen, d. h. die Stände sollen durch eine „erleuchtete und aufgeklärte“ badische Synode die katholische Kirche in Verwirrung bringen. Eine Versammlung von Laien, deren Mitglieder zu einem nicht geringen Theile außerhalb des Gebietes des katholischen Glaubens stehen, soll die seit Jahrtausenden vorhandene Synodalverfassung der Kirche als nicht vorhanden ansehen und sofort eine neue, nach modernem constitutionellen Schnitt geformte, berathen und einführen, weil sie, die Stände des Landes, natürlich besser wissen, als die katholische Kirche selbst, welche Verfassung für ihren Glaubensinhalt die rechte sey. Die Stände und also auch diejenigen darin, die der Kirche gar nicht angehören; sollen durch Anordnen und Gebieten der rechten Form, die katholische Kirche auch in den rechten Inhalt ihres Glaubens statt der Bischöfe einführen, die sonst gesetzt sind vom heiligen Geist, zu regieren die Kirche Gottes.

Fragen wir endlich viertens: Was ist die Bestimmung, der Zweck des katholischen Synodalwesens, und insbesondere der Zweck und die Bestimmung einer hier in Frage stehenden Diöcesansynode, wie sie das historische Christenthum ins Leben rief und zugleich sich selbst in diesem Institut entwickelte und feststellte? — Wenn wir nicht den abstracten Verstand, sondern die Geschichte, die Concilienbeschlüsse, die alten und neuen Canonisten fragen, so lautet ihre gemeinsame Antwort über diesen Gegenstand dahin: Zweck und Bestimmung, die dem katholischen Synodalwesen überhaupt, und der Gedanke, der insbesondere der Abhaltung der Diöcesansynoden zu Grunde liegt, ist die Einführung und Mittheilung des von oben stammenden heiligen Geistes, der ein empfangener und mitgetheilter ist, in jenen geistigen Organismus und alle seine Glieder, den man in seiner Totalität die Kirche heißt. Diese Mittheilung des göttlichen Geistes ist historisch eine von oben nach unten hingehende Strömung, die von dem Haupte zu den Gliedern führt, von Christus an die Apostel, von diesen an ihre Nachfolger, an die Bischöfe und von ihnen an ihre Stellvertreter, die Pfarrherrn. So weit daher die historische Kunde von den Synoden und insbesondere von den Diöcesansynoden reicht, wurden dieselben von dem Bischofe der Diöcese bald ein- bald zweimal des Jahres berufen. *) Der Bischof ist es, der Zeit und Ort für die

*) Walters Kirchenrecht §. 155. Trident. sess. 24. c. 2. Die verschiedenen Concilienbeschlüsse über diesen Gegenstand lese man nach bei Thomassin. P. II. l. III. c. 73 und 74.

Synode bestimmt. Von ihm, — als dem Vorsteher der Diöcese, oder vielmehr als dem Haupte eines geistigen Körpers und seiner Glieder, von dem der ganze Körper sein göttliches Leben erwartet und empfängt, — werden die Geistlichen seines Sprengels versammelt, um den Geist, wie er sich in den höhern Organen seiner Manifestation auf dem öcumenischen Concil und abwärts auf der National- und Provinzial-Synode kundgethan hat, und zum Bewußtseyn der Kirche gelangte, auch nach unten hin in den niedern Gliedern des großen geistigen Organismus zur Verwirklichung in Amt und Leben zu bringen, *) damit

*) Mit klaren Worten, sagt Thomassin, lehrt das Concil. Tolet XVI.: „daß ein jeder Bischof innerhalb 6 Monaten nach Abhaltung des Provinzialconcils Priester und Laien, die ihm unterstellt sind, um sich versammle, um sie sofort zu einer eifrigen Beobachtung (amorem observantiamque) Alles dessen zu ermuntern und anzufeuern, was auf dem Provinzialconcil festgestellt und beschlossen wurde (quae decreta fuere). Der Beschluß des Concils lautet also: Decrevimus, dum in qualibet provincia concilium agitatur, unusquisque episcoporum admonitionibus suis infra sex mensium spatium omnes abbates, presbyteros, diaconos atque clericos seu etiam omnem conventum civitatis ipsius, ubi praeesse dignoscitur, nec non et cunctam dioecesis suae plebem adgregare nequaquam moretur, quatenus coram eis publice omnia reserata de his, quae eodem anno in concilio acta vel definita exstiterint, plenissime notiores efficiantur. Conc. Tolet. XVI. can. 7 bei Thomass. P. II. l. 3, c. 73. Ebenso wurde auf dem Concil. Lateran. IV. verordnet, daß nach alter Sitte die Satzungen (statuta) der Provinzialsynode auf der Diöcesansynode zur Nachachtung promulgirt würden: quae statuerint, faciant observari publicantes ea in episcopalibus synodis, annuatim per singulas Dioeces. celebrandis. Thomass. l. c. cap. 75, 4. — Ueber denselben Punkt lautet der Beschluß des Conc. Oscens. Hisp. „Sancta Synodus elegit, ut annuis vicibus unusquisque nostrum (episcoporum) omnes abbates monasteriorum vel presbyteros et diaconos suae dioecesis ad locum, ubi episcopus elegerit congregari praecipiat et omnibus regulam demonstret ducendi vitas cunctosque sub ecclesiasticis regulis adesse praemoneat". Thomass. l. c. cap. 73.

Betrachten wir den Inhalt einer unsrer Zeit näher liegenden Diöcesansynode, z. B. der im Jahre 1609 von Bischof Jakob zu Konstanz gehaltenen Synode, wie deren decreta 1701 von Bischof Rudolph erneuert und abermals gedruckt wurden, so enthalten diese nichts als eine Bekanntmachung und Einschärfung der katholischen Glaubenswahrheiten und Vorschriften über den Kultus an die jenem Bischofe unterstellte Geistlichkeit, wie es die concreten Verhältnisse erforderten. „Inducti sumus, sagt jener Prälat in der den Decreten vorangestellten Anrede, ut leges et constitutiones aliquas pro horum temporum conditione necessarias et salutares ex sacris Canon. et Concilii Trident. decretis depromptas colligeremus atque in Dioecesana Synodo Constantiensi mense Octobri proxime elapso

er das Leben und die Thaten der Christenheit durchdringend, die Natürlichkeit und Weltlichkeit, das Fleisch und die Welt überwinde; und also die Kirche immer mehr mit jenem Geist sich erfülle, welcher als der heilige die Menschheit allein zu läutern und zu heiligen und zu jenem Körper hinanzubilden vermag, der die Bestimmung hat, ein reines und tüchtiges Organ des ihn beherrschenden heiligen Geistes, und das medium zu seyn, in welchem als dem Endlichen das Ewige sich entfalte, in der Art, daß Alles, was der vollkommenen Erscheinung des Göttlichen im Menschlichen sich hemmend entgegenstellt, aufgehoben und getilgt werde. Der Bischof ist's, der als Nachfolger der Apostel den von Christus empfangenen Geist der Gemeinde mittheilt; nicht aus dem Seinigen nimmt er, wie auch der Sohn nicht aus dem Seinigen nahm; nicht, was sein ist, theilt er mit, sondern was er empfangen hat, was er von Christus, was er von dem Geiste, der in alle Wahrheit führet, erhalten hat, das theilt er mit. Die Körperschaft aber, der er das Empfangene mittheilt, ist seine Gemeinde. Da aber im Laufe der Zeit diese Gemeinde, dieser Organismus zur Diöcese sich erweiterte; da somit der Mittel- und Quellpunkt des geistigen Lebens in seiner endlichen Erscheinung und Beschränkung nicht mehr im Stande war, selbst alle seine Funktionen zu üben, so mußte er gleichsam sich in sich selbst theilen und in dem Maaße sich selbst erweitern und vervielfältigen, als der Organismus der Diöcese sich erweiterte, um den kleinern Organismen, die im größern sich nach der Urform des Ganzen bildeten und theilweise verselbstständigten, wiederum Mittel- und Quellpunkt des geistigen Lebens zu werden. Der Bischof mußte sich also eben so vielfach als Centrum im ganzen Organismus setzen, als dieser sich in untergeordnete kleinere Organismen mit selbstständigem Leben innerhalb des großen auseinander legte und gliederte. Dieses konnte vermöge der räumlichen und zeitlichen Beschränkung, innerhalb welcher der Geist dermalen auf Erden wirkt, nicht anders geschehen, als daß der Bischof an seiner Statt und in seinem Namen

---

celebrata vobis proponeremus, quibus tum Catholica nostra religio conservari et conservata propagari, tum perturbata cleri et populi disciplina restitui possit." Im Jahre 1701 fand es alsdann Bischof Rudolph von Konstanz ganz dem Geiste und Zweck einer Diöcesansynode gemäß, nur einfach das, was unter Jakob Gegenstand der Synode war, wieder drucken zu lassen. Constit. et Decreta Syn. Dioec. Constant. etc. etc. denuo ex Jussu Marq. Jacobi revisa et iterum praelo commissa, Constantiae 1701.

andere Individuen setzte,*) die den untergeordneten Organismen das seyen, was er selbst dem Ganzen ist, Mitte und Quellpunkt des geistlichen Lebens, woraus der Organismus das Leben des heiligen Geistes schöpfe und erhalte. Daher sind die Pfarrherrn in der katholischen Kirche als die Stellvertreter des Bischofs angesehen, sowie hinwiederum die Hilfspriester als Stellvertreter des Pfarrers.**) Sowie aber der Bischof selbst das geistige Leben nicht aus sich hat, sondern es als ein höheres, vom heiligen Geiste empfangenes besitzt, so hat auch die ganze niedere den Bischof in den kleinern Organismen, die dem großen eingefügt sind, vertretende Geistlichkeit kein eigenes geistiges oder göttliches Leben in sich, sondern der Geist, der in ihnen lebt, ist der Geist des Bischofes, als der sichtbaren Quelle ihrer Amtsgewalt, sowie der Geist des Bischofes hinwiederum der Geist des Herrn ist („Nicht ich, sondern Christus in mir"). So wenig nun der Bischof Alles aus sich selbst, aus seinem eignen Geist und Wesen, seine Amtsgewalt, den heiligen Geist, das göttliche Leben zu entwickeln vermöchte, eben so wenig auch jene die Stelle des Bischofes in den niedern, untergeordneten Organismen vertretende Geistlichkeit. Sie kann so wenig etwas wahrhaft Göttliches und Heiligendes aus sich nehmen ohne den Bischof, als dieser ohne Christus, ohne den heiligen Geist. Gleichwie die Lebensmitte aller Organe und der Organe im einzelnen Organe vertrocknet und abstirbt, wenn der gemeinsame Mittelpunkt, aus welchem das Leben aller Organe und der Organe des Organs hervorquillt, unterbunden oder gehemmt ist, also sind für die Circulation

---

*) Darum redet der Bischof die zu ordinirenden Priester also an: Tales itaque esse studeatis, ut in adjutorium Moysi et duodecim Apostolorum, episcoporum scilicet catholicorum, qui per Moysen et Apost. figurantur, digne per gratiam Dei eligi valeatis. Und preisend und bittend erhebt er sein Herz zur Quelle aller Aemter, Würden und Gewalten und spricht: — — ut cum pontifices summos regendis, populis praefecisses, ad eorum societatis et operis adjumentum sequentis ordinis viros et secundae dignitatis eligeres. — — Qua propter infirmitati quoque nostrae, Domine, quaesumus, haec adjumenta largire, qui quanto fragiliores sumus, tanto his pluribus indigemus. — — Sint providi cooperatores ordinis nostri; eluceat in eis totius forma justitiae, ut bonam rationem dispensationis sibi creditae reddituri aeternae beatitudinis praemia consequantur. — Der Ordinirte aber erwidert auf die Frage seines Bischofes: Promittis mihi et successoribus meis reverentiam et obedientiam? — Promitto. — Pontif. Rom. de ordinatione Presbyteri. — Walters Kirchenrecht §. 142.

**) Möhlers Symbolik §. 43.

und Verbreitung des geistigen Lebens die Organe und ihr Lebenscentrum todt, wenn sie abgelöst von ihren höhern Mittelpunkten und diese losgetrennt sind von dem Einen Lebens- und Quellpunkte des Geistes.

Auf dieser Idee und ihrer historischen Wahrheit ruht die ganze hierarchische Ordnung, die ganze Gliederung des geistlichen Organismus, der die eine, heilige und allgemeine Kirche heißt. Aus dieser Idee aber, und nur aus ihr kann die des Synodalwesens vom ökumenischen Concil mit dem Haupte der Christenheit an der Spitze bis zum Ruralkapitel herab mit dem Decan in seiner Mitte richtig erkannt werden. Der Strom des geistlichen und kirchlichen Lebens geht von oben nach unten; er kommt vom Himmel und steigt zur Erde nieder; er kommt von der unsichtbaren, weil geistigen Macht des göttlichen Geistes und wird real und peripherisch im großen Organismus der Kirche und in den unendlich vielen kleinen, in welche der große Organismus sich innerhalb seiner selbst gliedert, als derjenigen Gestalt, in welcher der heilige Geist in der Zeitlichkeit erscheint, das Fleisch sich unterwirft, ihm sich einbildend es umbildet, läutert und heiliget, auf daß aus dem irdischen Leibe jener unsterbliche Leib sich bilde, in welchem der Mensch dereinst Gott schauend der ewigen Seligkeit theilhaftig wird. Jeder niedere Organismus ist demnach in der kirchlichen Gliederung und im Synodalwesen dem höhern organisch unterworfen und jeder dieser Organismen, durch seinen Mittelpunkt als seiner Lebensmitte in sich selbst zusammengehalten, steht nur durch diese seine nächste Lebensmitte mit dem höhern Organismus in Berührung und Lebensgemeinschaft, während er sonst selbstständig und abgeschlossen sich gegen die bei- und untergeordneten verhält. Der niedere Organismus hat das Leben nicht in sich, sondern in seinem Mittelpunkte und dieser im höhern Organismus, dem er als Glied durch seinen Mittelpunkt eingefügt ist, und kann ebendeßhalb das Leben nicht dem Höhern und Ganzen geben, kann nur gegen das von Oben strömende Leben sich verschließen und ein selbstständiges versuchen d. h. ein krankhaftes Leben in sich beginnen, und wenn die Reaction des Totalorganismus auf den krankhaften d. h. selbstständig seyn wollenden niedern Organismus nicht dieses für sich seyn wollen überwindet oder ausstößt, das Leben des Ganzen und damit auch das eigene bedrohen und verderben. So lange aber das Leben des niedern, dem höhern eingefügten Organismus gesund ist, verhält er sich gegen diesen receptiv, nicht gegensätzlich und ausschließend; seine Activität und selbstständige Thätigkeit besteht in der Verarbeitung und Umwandlung des empfangenen Lebens in das eigene Leben und Wesen, im Individualisiren des allge-

meinen Lebens, damit es in der individuellen Gestaltung nach Unten zur bestimmten realen Erscheinung werde.

Aus diesem Allen nun begreift sich leicht die historische Gestaltung der Synodalverfassung, wie sie factisch vorliegt; es begreift sich, warum auf dem National- und Provinzialconcil (dem Zuge des geistigen Lebens von oben- nach untenhin folgend) die Beschlüsse des öcumenischen Concils verlesen, bekannt gemacht und, ohne dagegen zu reagiren, angenommen wurden; es begreift sich, warum weiter abwärts auf den Diöcesansynoden, durch den Mittelpunkt dieser Gliederung, durch den Bischof nur die Beschlüsse der allgemeinen oder Provinzial-Synode verlesen, bekannt gemacht und der niedern Geistlichkeit zur geistigen Aufnahme, Nachachtung, Verarbeitung an die ihnen anvertrauten Gemeinden hingegeben wurden; und warum ihnen kein Recht zustand, nach oben zu reagiren und dem mitgetheilten Strome des von oben kommenden geistigen Lebens sich zu widersetzen. Es begreift sich, warum vom Haupte und Mittelpunkt der Diöcese, vom Bischofe aus, — dessen Pflicht es war, seinen ihm anvertrauten geistlichen Organismus mit dem von oben empfangenen geistigen Leben zu durchdringen, diesen Geist derselben einzubilden und durch Einbildung ihn umzubilden, — auf alle und jeden diesem Geiste und der durch ihn zu bewirkenden geistigen und sittlichen Umbildung Widerstrebenden, mit aller Kraft reagirt, d. h. vom Bischofe aus auf Correction gedrungen werden mußte, und auf Emendation der den Bischof vertretenden Pfarrer, als der Mittelpunkte des kirchlichen Lebens der niedern Organismen im höhern. Denn, soweit diese nicht als reine Organe des von oben empfangenen Geistes sich verhielten, war die Strömung nach unten, nach der Peripherie zu, gehemmt, und die geistige und sittliche Umwandlung der Welt, mit der die Pfarrherrn in nächster und unmittelbarer Berührung stehen, war unmöglich gemacht. Es begreift sich daraus ferner, daß die Reactionen (Streitigkeiten) der einzelnen Geistlichen gegen einander, als das Wirken für das Ganze hemmend, gleichfalls hier beseitigt werden mußten.*) Es begreift sich, warum eine strenge Prüfung der Fähigkeit und der richtigen Ausübung der Functionen der Clerisei von Seite des Bischofes ein Hauptgegenstand der Diöcesansynoden war und seyn mußte**), weil, wo das Organ unfähig oder

---

*) In Synodo Dioec. regulae praescribebantur, quibus causae litesque omnes Dioeceseos dirimerentur. Thomass. I. 73, 5 und 75, 3.

**) Parochi quotannis quadragesim. temp. conveniant episcopum, de fide, de moribus, de administratione sacramentorum ab eo examinandi. Conc. Liptin. 743. Unusquisque presbyter, qui in parochia est, episcopo obediens et subjectus sit et semper in coenâ Domini rationem et ordinem ministerii

irgendwie schadhaft wird, es auch untauglich ist, die Functionen zu erfüllen, die es im Organismus übernommen hat; der, wo die Organe nicht mehr ihrem Begriffe gemäß fungiren, nothwendig zu Grunde gehen muß, wenn nicht entweder Heilung, oder im Falle der Unheilbarkeit Absonderung eintritt. Daraus begreift es sich endlich, warum in der Regel, besonders nach der späteren und allseitigeren Ausbildung des Synodalwesens Laien der Diöcesansynode beizuwohnen weder verpflichtet noch berechtiget waren *), weil das Concilium oder die Zusammenkunft, in der den Laien das von oben kommende Leben des heiligen Geistes mitgetheilt wird, nicht die Provinzial- oder Diöcesansynode ist, sondern jene Synode, welche Predigt, Gottesdienst, mit einem Worte (da das Ende zum Anfang zurückkehrt) Kirche heißt oder Kirchenbesuch. Wohnten Laien den Synoden bei (was namentlich gegen das achte Jahrhundert geschah), so waren dies theils nur Einzelne, theils geschah es zu besonderen Zwecken, nie aber in der Absicht und in dem Glauben, als ob ihre Anwesenheit zum Empfange des heiligen Geistes, zur Erkenntniß, Entwicklung ꝛc. der christlichen Glaubenswahrheiten erforderlich oder gar nothwendig gewesen wäre **). Es ist

---

suo episcopo reddat. Conc. Suessionens. 774. — Statuimus, ut per annos singulos unusquisque presbyter episcopo suo in Quadragesima rationem ministerii sui reddat, sive de fide Catholica, sive de baptismo, sive de omni ordine ministerii sui. Epist. Bonif. S. Thomassin. P. II. l. III. 73, 5. 74, 3. 75, 9. An der letzten Stelle heißt es: In Conc. denique Trid. communitis novo robore decretis Concil. Later. et Basil. statutum est (Sess. 24, 2) has Synodos anno quolibet celebrari. Cum hoc publicarit B. Carolus in Conc. suo IV. Mediol. multa accumulavit praestantissima monita, quae parochis potissimum instillarentur, ut singulis diebus etc. etc.

*) Plures habes conventus ab Episcopis convocatos, in quibus et laicis locus erat, potissimum vero nobilibus, quo et hi conventus distabant a synodis, ubi sedere laicis nefas erat. Thomass. P. II. l. III. c. 74, 9

**) Laici conveniebant non pauci ad hos conventus sacros triplicis generis (Univ. Provinc. et Dioeces.) cum minoribus Clericis (500 — 800), cum nullam tamen aut hi aut illi in partem venirent examinis, aut judicii causarum, aut rerum spiritualium. Vocabantur et abbates, sedebantque proximi post episcopos: sed nullo certo constare potest argumento, suffragii definitivi potitos esse. Quin ex adverso ne opinandi quidem facultate donantur in concilio Hispaniae Oscensi (598) uti nec Clerici secundi ordinis, qui pariter adsunt synodo Dioecesanae. Multo minus ergo eo utebantur jure in universalibus et provincialibus Conciliis. Thomass. l. l. 73, 3. Wenn also selbst Aebte und die niedere Geistlichkeit kein suffrag. definitivum hatten, ja theilweise nicht einmal ein votum deliberat., wie viel weniger konnte ein solches Recht den Laien zukommen.

der Kirche nie eingefallen (wie unser Programmschreiber wähnt), ihre Concilien und Synoden als moderne, constitutionelle badische Landtäge, und die darauf versammelten Bischöfe und Geistlichen als Abgeordnete des Volkes anzusehen, welches daselbst durch Laien vertreten seyn müßte, wo es sich nicht um Rechte, sondern um Gnaden, um frei von Gott verliehene Gaben des heiligen Geistes handelt. Der Sohn Gottes hat nicht unmittelbar das Volk, die Kaiser und Könige, die Reichen und Vornehmen, die Gelehrten und Weisen, sondern seine Auserwählten, die Zwölfe um sich versammelt, ihnen hat er das volle ganze Evangelium anvertraut, sie hauchte er an und sprach: „Nehmet hin den heil. Geist ꝛc. Wie mich der Vater sandte, so sende ich euch; wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, wer aber euch nicht aufnimmt, nimmt den nicht auf, der mich gesandt hat". An sie sprach er das Wort der Sendung: „Gehet hin in alle Welt und verkündet allen Völkern das Evangelium". Nicht zu der Weltlichkeit hat er solches geredet; diese war es vielmehr, die in einem ihrer damaligen Spitz- und Höhepunkte — gleichsam ominös für die ganze Zukunft — in Herodes und seinen Rechtsgelehrten und Gesetzesdeutern feindlich ihm entgegentrat und das kaum erschienene Himmelslicht auszulöschen strebte, so viel an ihr war, hätte nicht der höhere Wille und seine Fügung es verhindert.

So die alte, die katholische Ordnung; wie aber nun die Neue, die diese Leute einführen wollen? Befragen wir darüber das Programm! Ist es in diesem etwa so verstanden, daß in althergebrachter Weise auf der Diöcesan-Synode die Decrete und Beschlüsse der öcumenischen und Provinzial-Synoden zur Nachachtung bekannt gemacht werden? Will es, daß daselbst der Clerus einer strengen Prüfung seiner Amts- und sittlichen Aufführung unterworfen werde? Will es, daß ein examen rigorosum über ihre wissenschaftliche und theologische Bildung statt finde? Will es, daß hier die Streitigkeiten der Geistlichen unter sich und gegen einander zur Sprache gebracht und geschlichtet werden? Nein, von allem Diesem will es nur wenig oder Nichts. Was will sie denn eigentlich, die lichtäugige Tochter der Aufklärung, welche die heiligen Väter der Synode von Schaffhausen in illegitimer Ordnung in einer Schenke gezeugt? Umstürzen will sie die bestehende, durch die Landesverfassung garantirte Synodalverfassung der katholischen Kirche, oder sie, was gleich ist, als nicht vorhanden ansehen, und sofort an deren Stelle eine neue modern-constitutionelle Landtagsverfassung — „wie dieses ja in einem constitutionellen Lande auch nicht anders seyn kann" — gesetzt und eingeführt wissen. Die also constituirte soll dann nach dem Zweikammersystem mit der protestantischen Synode zu gleicher Zeit

sich im Lande zusammenthun; um „die wenigen noch bestehenden Differentien zwischen den beiden Landeskirchen auszugleichen, und etliche kirchliche Förmlichkeiten, wegen welcher die Völker Jahrhunderte lang sich getrennt hatten, zu beseitigen“, d. h. zu deutsch, diejenigen Dogmen der katholischen Kirche, womit sie dem Protestantismus gegenüber steht oder fällt, wegzuräumen, und somit trotz der §§. 18 und 19 der Constitution, wie Esau die Erstgeburt, „um ein Linsengericht“ wegzuwerfen. Und warum das Alles und zu welchem Zwecke? damit die frommen Väter, der Banden des Cölibats entledigt, ihre Bräute heimführen können, wollen sie die Braut des Herrn, mit ihrem Todfeinde, dem rationalen Protestantismus, zu gemischter Ehe verkuppeln, und damit dies möglich werde, dem historischen, in der Charte garantirten Protestantismus eben so Gewalt anthun, wie der Kirche. Was selbst die Macht einer öcumenischen Synode nicht vermochte, was der vereinten Macht des Papstes (der Kirche) und des Wissens nicht gelang, was der Frost des Indifferentismus und die ätzende Säure der negativen Philosophie nicht wegzuätzen vermochte, „die etlichen kirchlichen Förmlichkeiten und diejenigen Differentien“, in welche die Kirche und der Luther-Kalvinismus für immer auseinander fallen, das träumt eine badische Synode mit ihrem Munde wegzublasen! In die katholische Kirche will sie das Princip der Revolution, die Volkssouverainetät, hinübertragen, ein Princip, das ins Kirchliche übersetzt heißt: der heil. Geist geht nicht von oben, nicht vom Vater und Sohne, sondern von unten, von der Gemeinde aus, nicht von Christus, d. h. den Bischöfen, die vom heil. Geiste gesetzt sind, zu regieren die Kirche Gottes“, sondern von den Pfarrherren und Vicarien, nicht von Christus, sondern von seinen letzten Dienern; denn das Volk, nicht Christus, ist in dieser Lehre der Spender der Binde- und Lösegewalt, alle Würdeträger der Kirche sind nur Delegirte des Volkes, Papst wie Kaiser nur primi inter pares, nur die Beamten derjenigen Gesammtheit von Individuen, die in geistlicher Beziehung Kirche, in weltlicher aber Staat heißt. Der alten Ordnung galten Staat und Kirche nicht als zwei verschiedene Momente eines und desselben göttlichen Lebens, ohne welche es selbst keine Existenz hätte; vielmehr waren sie ihr göttliche Institutionen, Schöpfungen eines göttlichen, absolut freien Willens, zur Erziehung und Befestigung der Menschheit, also gesetzt, daß das Niedere in das Höhere einführe, von diesem sich durchdringen lasse, nicht aber selbst sich zum Höhern mache, und das Höhere sich dienend unterwerfe. Darum war es allerwärts in christlichen Landen anerkannt, daß nur diejenige Verfas-

fung eine echt christliche und kirchliche ist, die in ihrer zeitlichen Erscheinung jene von oben nach unten gehende Strömung des göttlichen Geistes in ihrer Gliederung ausspricht und anerkennt.

Das aber sind viel zu hohe Gedanken für die Seichtheit des Radicalismus in diesem Theile der badischen Clerisei, die zu dem Vorhaben mit dem Abschaum des kirchlichen Radicalismus, den die Schweiz in neuerer Zeit ausgeworfen, sich verbunden hält, um gemeinsam die historische Gestaltung des kirchlichen Lebens in seinem Gebiete eben so zu negiren und zu zerrütten, wie die göttliche Ordnung im Leben des Staates schon längst negirt und zerrüttet ist. Denn für diesen Geist der abstracten Subjectivität ist die objective, historische Gestaltung des kirchlichen Lebens in der katholischen Kirche, und die Ordnung, wie sie der göttliche Verstand in den realen Boden der Geschichte eingezeichnet hat, allerdings nicht bloß eine völlig unbrauchbare, sondern ihn selbst geradezu vernichtende, und so macht er dann seinerseits sich auf, um durch eine badische Synode das Wort Lügen zu strafen, in dem der Herr seiner Kirche zugesagt: „Die Pforten der Hölle würden sie nicht überwältigen"!

So steht es um diese Leute, deren schamloses Thun auf den Zustand der Diöcese schließen läßt, in der sie seit so lange her ihr Unwesen getrieben. Flüsse sind keine Länderscheiden in der geistigen Welt; der Oberrhein theilt also auch nicht moralisch die, welche diesseits und jenseits wohnen. Es sind Alemannen, die auf dem einen wie auf dem andern Ufer sitzen, dasselbe Blut, die gleiche Anlage und Sinnesweise. Und nun vergleiche man den kirchlichen Zustand der Einen mit dem der Andern. Ueber jene ist seit einem halben Jahrhundert die Revolution gegangen, und hat, abgesehen von den Plünderungen, im Wesentlichen der Kirche keine Veränderung hervorgerufen. Sie ist, wenigstens in der Landschaft, beinahe spurlos vorübergezogen; hat aber dafür, über den Strom wandernd, bei den diesseitigen Domicil gewählt, und nun sehe man, welche Arbeit sie zu Tage gefördert! Es ist der Clerus, der mit Ernst und Eifer sie dort bezwungen und ausgetrieben; es ist der Clerus, der sie dafür hier aufgenommen und gehegt, und wie wir eben dessen ein Beispiel gehabt, noch immer weiter zu fördern sich bemüht. An ihm liegt die größte Schuld des Gräuels der Zerstörung, der im Heiligthume Platz genommen; die dortige Regierung, die in neuerer Zeit seinem Treiben wohl eher entgegengetreten, kann, wenigstens zur Stunde, deßwegen nicht angefochten werden. Möhler hat schon vor Jahren in dem Aufsatze, den er damals bei Gelegenheit des von dort

ausgegangenen Cölibatlärms geschrieben, über diesen Clerus also sich vernehmen lassen:

„Man sagt, der badensche Clerus sey im Ganzen (viele Ausnahmen wird es hoffentlich geben) sehr ungeistig und ungeistlich; eine sehr materielle, fleischliche Richtung beherrsche ihn; selten gewahre man eine edle Begeisterung für das Evangelium, selten ein tieferes, lebendigeres Eindringen in dasselbe. Wenn man auch allerlei Kenntnisse oft nicht vermisse, setzt man hinzu, so seyen sie doch beinahe immer alles höhern Lebens entblößt, von göttlichen Keimen nicht befruchtet, starr und todt. Referent kann die Wahrheit dieser Sage nicht verbürgen; indeß, wenn er die negative Aufklärung erwägt, die einseitig kritische Richtung, die beinahe seit einem halben Jahrhundert in Freiburg vorherrschend war; wenn er bedenkt, um bloß von einigen theologischen Fächern zu sprechen, wie die Dogmatik (den jetzigen Lehrer derselben kennt er nicht) bloß historisch referirend, und äußerlich beweisend, ohne tiefere Begründung und speculativen Geist vorgetragen; wie die Kirchengeschichte, anstatt die Führungen Christi und die Wirkungen des heiligen Geistes in ihr den Zuhörern sichtbar zu machen; in einem höhern Zusammenhang, ohne dem gewöhnlichen Pragmatismus zu schaden, den innern Gang der Ereignisse darzustellen, fast wie eine histoire scandaleuse behandelt wurde, und man am liebsten über Päpste, Bischöfe, Concilien, Mönche und kirchliche Einrichtungen schmähte; wenn er endlich erwägt, wie die von oben seit geraumer Zeit ausgegangene reformatorische Thätigkeit, bei vielen unverkennbaren Verdiensten, sich doch beinahe ausschließend mit bloßen Formen beschäftigte und Aeußerlichkeiten jeglicher Art, wie auch das für die Conferenzen (an sich sehr zweckmäßig) in Anspruch genommene schriftstellerische Geschick der Cleriker in bloßer liturgischer, pastoreller und moralischer Casuistik sich erschöpfte, nirgends aber zu den letzten und tiefsten Gründen des gesammten Christenthums, zu den Wurzeln und Fundamenten des christlichen Glaubens und Lebens vorzudringen, Veranlassung erhielt, von selbst aber keine Kraft und keinen Drang in sich verspürte, mit regem, lebendigem Sinne bis zu dem Tiefsten und Höchsten vorzudringen; ja, wenn man weiß, daß wo Etwas der Art sich zeigen wollte, man mit Händen und Füßen bemühet war, es niederzuhalten und als Mystik und Scholastik verbannte: so erhält obige Sage von einer vorherrschenden fleischlichen Richtung des badenschen Clerus in der That einigen Schein von Wahrheit. Woher sollte denn das geistige und, was noch mehr, das geistliche Lebenselement geschöpft werden? Wie sollte unter solchen Umstän-

den eine religiöse Tiefe und Innigkeit, eine wahre Glaubensfreudigk
und edle Begeisterung aufzukeimen und zu reifen vermögen?"

Was damals gegolten, gilt noch jetzt; obgleich seither Vieles, w
uns nicht unbekannt geblieben, zum Guten sich gewendet hat. Auf d
Universität ist ein besserer Geist eingewandert, und der Kern der Gei
lichkeit, der, die böse Zeit durchwinternd, sich unversehrt bewahrt, e
gänzt sich mehr und mehr durch jüngeren Nachwuchs, den die freud
vorschreitende religiöse Bewegung auch dort hervorzutreiben angefange
Wie viel aber von dem bösen eingedrungenen Krankheitsstoffe noch i
Blute gährt, zeigt sich in dem frechen Beginnen, das jene unermüd
ten Stürmer und Zerstörer neuerdings wieder hier angekündigt, w
gegen das sich zur Stunde noch nicht die mindeste Gegenwirkung kun
gethan. Es wäre Zeit, daß sich endlich der bessere Theil des Clerus i
jener Gegend ermannte, und daß die, die in seiner Mitte mit de
Autorität bekleidet sind, von der Autorität wirklichen Gebrauch z
machen sich entschlössen, um endlich, so viel an ihnen, die Schmach hi
wegzunehmen, die so lange auf dieser Kirchenprovinz gelastet hat. E
ist schon recht, jenem Geiste zu vertrauen, der verjüngend über di
Zeit hinweht, und Vieles noch bringen wird, wenn die Zeit dazu heran
gekommen. Aber jedes höhere Wirken fordert unser Zuthun in Mit
wirkung; weil sonst der befruchtende Hauch vorübergeht, wenn kei
fruchtbares und wohlbebautes Erdreich sich ihm bietet, und am End
wohl gar von dem bleibend verschlossenen Boden hinweggenommen wird
Bis dahin, wo es zu einem solchen erfolgreichen Wirken ins Groß
aus der Mitte der dortigen Geistlichkeit hervor, dem wir mit einer ge
wissen Zuversicht entgegensehen, gedeihen wird, sollen diese Blätter
als eine Protestation des bessern Theiles derselben gegen das meinei
dige, fressende, zerrüttende, zerstörende Thun der andern Hälfte gelten.

XXIV.

Miscellen.

I.

Das Schachspiel *).

Man darf nur einer einzigen Schachpartie zusehen, um sich alsbald zu überzeugen, daß weder ein Radicaler noch ein Absoluter dieses Spiel hätte erfinden können. Dasselbe repräsentirt zu sehr die Gliederung eines Staats durch Stände, wobei jedem Stellung, Rangordnung und Bewegung in scharf abgegränztem Maaß und Wesen angewiesen sind, als daß einer derjenigen, welche nur aus dem Zusammenkneten aller Elemente das Gebäck des gemeinsamen Heils bereiten möchten, je zu dem tiefen Gedanken, der aus dem Schachspiel uns entgegenleuchtet, hätte gelangen können. Die Völker-Genealogen haben den Ursprung der Germanen nach Persien, dem Lande, in welchem Einigen zufolge das Schachspiel erfunden worden seyn soll, verfolgen zu können gemeint; und möchte man nicht das Spiel selbst ein bildliches Compendium des germanischen Staats nennen?

Die Thürme erscheinen als die Eckpfeiler des gesammten Staatsgebäudes; dem hohen Adel vergleichbar, ernst, fest, in bemessenem Gang zu Ehr und Wehr. Zunächst dem Mittelpunkt, um welchen Alles sich schaart, in welchem die würdevolle Ruhe mit der lebenvollesten Bewegung sich einigt, steht der hohe Clerus (the Bishops nennen auch die Eng-

*) Bruchstück einer nächstens erscheinenden Schrift: „Ausflug nach Preßburg, im Sommer 1839. Von Friedrich Hurter“.

länder jene Figuren, denen wir den Namen Läufer geben) wie denn das Auge der Kirche über den ganzen Bereich de vielverschlungenen Lebens gewendet seyn soll. Aber wesentlic verschieden, wie in den innersten Wurzeln ihres Seyns, sin beider, des hohen Adels und des hohen Clerus, Bewegungen; immer jedoch weitgreifend, wo das Heil des Reichs solches erfordert. Zwischen inne steht gerüstet, keck zum Kampf vorspringend, die Ritterschaft; aber gezügelt durch Maaß Gesetz und Vorschrift, und strenger verbunden als die ihr i Befugniß und Einwirken vorangehenden höhern Stände. I der Mitte bewegt sich der Pulsschlag des ganzen Lebens, di Majestät des Königs, zunächst seiner geheiligten Person de Kanzler *) mit seinem nach allen Seiten blickenden Auge, den rasch nach jeder Stelle sich wendenden Gang; nach jeder Richtung herbeifliegend zu Rath und That, zu Schutz und Trutz. Vorwärts vor ihnen allen stehen in langer Reihe die Bauern, wie in der Wirklichkeit des Staats, durch Zahl ersetzend, was dem Einzelnen als Geltung abgeht; an sich zwar untergeordnet jenen höhern Ständen, aber nicht, wie die indischen Parias, durch alle Generationen hindurch verurtheilt, daß auch der Einzelne nie sich emporheben könne; sondern, wie es in dem Leben durch die Zeiten hinab vielfältig sich bewährt hat, dem Geschick, der Kühnheit, dem Glück immer noch die Möglichkeit geöffnet, sich hinaufzuschwingen zu der hohen Stellung des Kanzlers, zu dem Rang des Reichsbarons, zu der Würde des Primas. Der Aristokrat konnte und wollte die Ordnungen der Gesellschaft nicht dergestalt abschließen, daß es dem Niedern unter begünstigenden Umständen nicht immerhin möglich seyn sollte, zu dem Höchsten sich emporzuheben. Der Radicale aber hätte nur dann sein Werk gelungen erachtet, wenn er unter der bald schaalen, bald zerstörenden Phrase: „es giebt kein Vorrecht der Geburt,

*) Vezier nennen die Perser die Figur, welche bei uns den Namen der Königin trägt.

des Standes, des Ranges"! Alles in den gleichen Schlamm hinabgezogen hätte, über welchem er dann mit breitgetretenem Bundschuh herumgepatscht, oder die kollerige, schäbige Mähre der Gleichheit zu Tode gehetzt haben würde. Der Absolute aber hätte das erste Spiel schon nicht ausgespielt, er hätte es, wenn in Verlust gekommen, brutal mit seinem Re netto umgeworfen.

II.

Glosse zu den malbergischen Glossen.

Der Fund mit dem Herrn von Talleyrandski, den eine der Glossen gemacht, will sicherem Vernehmen nach Einigen nicht einleuchten, die keinen Spaß in solchen Dingen verstehen. Sie sagen: sie wollten wohl glauben, daß es einen so benamten Herren gebe, der das Buch gemacht, da ja jedes Buch einen leiblichen Verfasser haben müsse; aber daß es ein Schlangensohn sey, könnten sie sich nimmer einbilden, bis sie wirklich das Abzeichen und Muttermal, den Schlangenschweif, an ihm gesehen. Was man von Schlangenjungfrauen in alter Zeit erzähle, wollen sie, wie billig, dahin gestellt seyn lassen; daß aber noch im siebenzehnten Jahrhundert, und zwar auf dem Kreml, Schlangenjungfrauen gewohnt, und mit reisenden Franzosen in Liebeshändel sich eingelassen, das würden sie sich nimmer weis machen lassen. Wenn die ganze Sache also nicht etwa eine bloß figürliche Bedeutung haben solle, so würden sie sich dieselbe durchaus nicht aufbinden lassen. Solche zweifelhaftige Gemüther sollten doch bedenken, daß es der Vater der Geschichte, Herodot selbst gewesen, der, aus glaubwürdigen Berichten der am Pontus euxinus wohnenden Griechen, zuerst von einer solchen Jungfrau geredet, und ihre Nachkommenschaft, die zu drei Völkern erwachsen, mit eigenen Augen gesehen. Es ist auch schon einmal in alter Zeit über die Insel Cypern eine Versippung dieses Geschlechtes

mit den Westländischen vor sich gegangen; denn die schöne Melusine war auch eine solche Schlangengeburt, die ins Haus Lusignan geheirathet. Diese hat bekanntlich ihrem Gatten sieben sonst schöne Söhne geboren, nur daß an jedem irgend eine Makel erfunden worden; ohne daß jedoch der Schlangenschweif an einem derselben sich wieder gezeigt hätte. Die Lusignans sind nun zwar ausgestorben, und können nicht mehr Zeugniß geben; aber wer wird es glaublich finden, daß die drei Völkerschaften bis zum siebenzehnten Jahrhundert gänzlich sich verloren? Hätte Fedor, der Bruder Peters des Großen, nicht unglücklicherweise die Rosradbücher verbrannt, in denen die Geschlechtsregister des ganzen Adels im Lande verzeichnet waren; dann hätte freilich die Sache sich schwarz auf weiß klar ermitteln lassen, und der Verfasser jener Glosse hätte kühnlich darauf verweisen können. So aber werden die, denen an genauer Ausmittlung der Sache gelegen ist, sich freilich gedulden müssen; bis etwa einmal eine naturforschende Gesellschaft auf ihren Umreisen Moskau zu ihrem Versammlungsorte wählt, und das seltsame Naturspiel mit der Jungfrau an Ort und Stelle zum Gegenstande ihrer Forschung macht. Einstweilen glaubt Referent jedoch keineswegs, daß der Schlangenschweif nothwendig das Abzeichen ihrer Nachkommenschaft seyn müsse. Die gespaltene Doppelzunge reicht schon hin, und wie wir ihr Zischen überall um uns her vernehmen, so ruft es aus dem Buche uns unaufhörlich an: „greife nur zu du biederherziges Deutschland, du wirst nimmer des Todes sterben"!

XXVI.

Zeitläufte.

Die europäische Pentarchie.

Zweiter Artikel.

Die politische Grundidee, von welcher der Verfasser der
)entarchie ausgeht, oder auszugehen vorgiebt, ist so oft be-
)rochen worden, daß wir uns der Mühe überheben können,
e umständlicher zu charakterisiren. Die vier gegen Frankreich
krieg führenden Hauptmächte, welche am 1. März 1814 den
Vertrag von Chaumont schlossen, und denen sich auf dem
Wiener und Aachner Congresse Frankreich zugesellte, sollen in
hrer Gesammtheit eine Fünfherrschaft bilden, welcher gegen-
über allen andern Staaten nur eine bedingte Unabhängigkeit
zukäme. Dagegen wäre, wenn es sich überhaupt um eine
ernstliche Prüfung dieses Systemes handelte, erstens zu er-
innern: daß in gewissem Sinne jede Unabhängigkeit, auch die
der genannten fünf Mächte, nach außen hin keine unbeding-
te ist. — Jede Regierung ist juristisch durch Tractate und
fremde Rechte, factisch durch nothwendige Rücksichten der
Klugheit und Vorsicht beschränkt, die sie auf die Macht der
andern souverainen Staaten zu nehmen hat. Zweitens ist
nicht abzusehen: warum, wenn man von vorübergehenden Zu-
ständen absieht, auf welche sich zwar politische Combinatio-
nen, aber kein dauerndes System gründen läßt, Preußen den
genannten Großmächten beigezählt werden soll, Spanien da-
gegen nicht, welches jenem Staate an Volkszahl beinahe gleich,
in Hinsicht des Umfangs, der geographischen Lage, der mer-
cantilischen Verhältnisse und der maritimen Bedeutung dage-

mit den Westländischen vor sich gegangen; denn die schöne Melusine war auch eine solche Schlangengeburt, die ins Haus Lusignan geheirathet. Diese hat bekanntlich ihrem Gatten sieben sonst schöne Söhne geboren, nur daß an jedem irgend eine Makel erfunden worden; ohne daß jedoch der Schlangenschweif an einem derselben sich wieder gezeigt hätte. Die Lusignans sind nun zwar ausgestorben, und können nicht mehr Zeugniß geben; aber wer wird es glaublich finden, daß die drei Völkerschaften bis zum siebenzehnten Jahrhundert gänzlich sich verloren? Hätte Fedor, der Bruder Peters des Großen, nicht unglücklicherweise die Rosradbücher verbrannt, in denen die Geschlechtsregister des ganzen Adels im Lande verzeichnet waren; dann hätte freilich die Sache sich schwarz auf weiß klar ermitteln lassen, und der Verfasser jener Glosse hätte kühnlich darauf verweisen können. So aber werden die, denen an genauer Ausmittlung der Sache gelegen ist, sich freilich gedulden müssen; bis etwa einmal eine naturforschende Gesellschaft auf ihren Umreisen Moskau zu ihrem Versammlungsorte wählt, und das seltsame Naturspiel mit der Jungfrau an Ort und Stelle zum Gegenstande ihrer Forschung macht. Einstweilen glaubt Referent jedoch keineswegs, daß der Schlangenschweif nothwendig das Abzeichen ihrer Nachkommenschaft seyn müsse. Die gespaltene Doppelzunge reicht schon hin, und wie wir ihr Zischen überall um uns her vernehmen, so ruft es aus dem Buche uns unaufhörlich an: „greife nur zu du biederherziges Deutschland, du wirst nimmer des Todes sterben“!

XXVI.

Zeitläufte.

Die europäische Pentarchie.

Zweiter Artikel.

Die politische Grundidee, von welcher der Verfasser der Pentarchie ausgeht, oder auszugehen vorgiebt, ist so oft besprochen worden, daß wir uns der Mühe überheben können, sie umständlicher zu charakterisiren. Die vier gegen Frankreich Krieg führenden Hauptmächte, welche am 1. März 1814 den Vertrag von Chaumont schlossen, und denen sich auf dem Wiener und Aachner Congresse Frankreich zugesellte, sollen in ihrer Gesammtheit eine Fünfherrschaft bilden, welcher gegenüber allen andern Staaten nur eine bedingte Unabhängigkeit zukäme. Dagegen wäre, wenn es sich überhaupt um eine ernstliche Prüfung dieses Systemes handelte, erstens zu erinnern: daß in gewissem Sinne jede Unabhängigkeit, auch die der genannten fünf Mächte, nach außen hin keine unbedingte ist. — Jede Regierung ist juristisch durch Tractate und fremde Rechte, factisch durch nothwendige Rücksichten der Klugheit und Vorsicht beschränkt, die sie auf die Macht der andern souverainen Staaten zu nehmen hat. Zweitens ist nicht abzusehen: warum, wenn man von vorübergehenden Zuständen absieht, auf welche sich zwar politische Combinationen, aber kein dauerndes System gründen läßt, Preußen den genannten Großmächten beigezählt werden soll, Spanien dagegen nicht, welches jenem Staate an Volkszahl beinahe gleich, in Hinsicht des Umfangs, der geographischen Lage, der mercantilischen Verhältnisse und der maritimen Bedeutung dage-

gen ihm bei weitem überlegen ist, und an Tüchtigkeit des Volkscharakters und ruhmvollen Erinnerungen, — auch aus der Zeit der Kriege gegen Bonaparte! — Preußen mindestens nicht nachsteht. Drittens ist es zwar gewiß und über allen Zweifel erhaben, daß Oesterreich, England, Frankreich, Preußen und Rußland in ihrer Vereinigung eine Macht bilden würden, welcher gegenüber kein anderer europäischer Staat seinen Willen durchsetzen, oder, käme es zum Kampfe, menschlichem Ansehen nach, sich behaupten könnte. Allein dieses unermeßliche Uebergewicht setzt, eben so gewiß, bloß die Kleinigkeit voraus, daß die genannten fünf Mächte unter sich, sowohl in Hinsicht des Zweckes als der Wahl der Mittel, vollkommen einig seyen. Träte unter ihnen etwa eine Verschiedenheit der Ansichten, ein Conflict der Interessen, mit einem Worte dasjenige ein, was das gemeine Leben durch Uneinigkeit, Hader, Zwietracht bezeichnet, so könnte begreiflicherweise, von demselben Augenblicke an, auch nicht mehr von einer Collectivherrschaft der fünf Mächte die Rede seyn. Die allerdings formidable Macht der besagten Großstaaten zerfiele, etwaige Neutralitäten abgerechnet, wenigstens in zwei feindliche Feldlager, und die Kabinette der Mittelstaaten würden dann, je nach ihren Sympathien und Antipathien, nach ihren Interessen und ihrer geographischen Lage, nach ihren Hoffnungen und Befürchtungen, mit einem Worte, nach den Umständen, wie sie der Augenblick gebären würde, — sich unter die eine oder die andere Fahne stellen; und auch dieß nur dann, wenn es ihnen unmöglich oder unvortheilhaft schiene, eine unentschiedene Stellung zu behaupten. An demselben Tage aber, wo dieser Fall einträte, versänken alle, auf eine europäische Pentarchie gebauten Hirngespinnste in jenes ursprüngliche Element des reinen und lautern Nichts, aus welchem sie niemals hätten hervorgehen sollen. Ob nun die immerwährende, unverbrüchliche, felsenfeste Eintracht der fünf Großmächte mit Gewißheit zu präsumiren, ob sie auch nur ein wahrscheinlicher, ja, um das Wenigste zu sagen, ein mög=

licher Fall und ob es hiernach der Mühe werth sey, ein System auszuhecken, welches eben diesen Fall zur Basis hat, — dieß, dächten wir, kann selbst jeder Nichtdiplomat, nach Ausweis der Geschichte und der Erfahrung, ohne sonderliche Anstrengung beurtheilen. Hiernach wäre es also schwerlich der Mühe werth, über die „europäische Pentarchie" auch nur ein Wort zu verlieren. Allein die weitern Folgerungen des Pentarchisten und die eigenthümlichen Ausgeburten der Perfidie oder des Aberwitzes, zu denen er gelangt, geben der scheinbar leeren Theorie ein höheres, praktisches Interesse. — Er denkt sich nämlich einen Wagebalken horizontal durch die Weltgeschichte gesteckt. An diesen werden die fünf „unbedingt unabhängigen Mächte" gehängt, und an jede derselben wiederum ein Gewicht von „bedingt abhängigen Mittel- und Nebenstaaten". Wenn diese sämmtlich also und dergestalt an den beiden Armen des Hebels vertheilt sind, daß das Zünglein der Wage in der Mitte steht, — dann ist der politische Stein der Weisen gefunden, das europäische Gleichgewicht hergestellt, und die große Aufgabe der Staatsmechanik gelöst. — Aber daß Keiner etwa sein Gewicht um ein Decilliontheil der Breite eines Haares rücke! Denn sonst wäre Alles verloren, und der Calcul müßte von Neuem beginnen. Auch ist noch Eins vonnöthen. Die Staaten zweiten und dritten Ranges, welche an die fünf Hauptmächte angehängt werden, dürfen sich diesen ja nicht etwa nach den Interessen und Bedürfnissen der jedesmaligen Zeitverhältnisse anschließen, auch nicht, wie es die Natur der Sache ergeben würde, nach den geschichtlichen Erinnerungen, welche jeden Theil beleben, eben so wenig nach dem unabweislichen Gesetze der politischen Wahlverwandschaft, welches z. B. constitutionelle Länder den constitutionellen nahe rückt. — Bei Leibe nicht! Dieß Alles sey abgethan und nichtig. Der Pentarchist hat sich der Mühe unterzogen, ein- für allemal auszumitteln, wie es in diesem Betracht für jetzt und alle Zeit in Europa gehalten werden soll. — Er ist es, der Jedem der Fünfherren den Rayon

seines Einflusses zudictirt, wobei es dann natürlich, ohne Appellation und Einspruch von Seiten der Betheiligten und Influenzirten, verbleiben, und für alle Zukunft sein Bewenden behalten muß und wird. —

Bei diesem schwierigen Geschäfte der Auseinandersetzung ist der Pentarchist einem einfachen Grundsatze gefolgt, der ihm wahrscheinlich in der Natur der Dinge zu liegen schien, oder den er für die Quintessenz diplomatischer Feinheit halten mochte. Er hat zuvörderst, wie es scheint, mit Sorgfalt ausgemittelt, was etwa der gesunde, grobe, gemeine Menschenverstand an die Hand geben könnte. Und davon hat er dann gewissenhaft das Gegentheil vorgeschlagen. England soll seinen Einfluß künftig in Italien üben; Spanien und Portugal werden an Oesterreich überwiesen. Preußen möge Schweden, Dänemark und Norwegen unter seine Flügel nehmen. Frankreich erhält die Aussicht, ein dereinst im Osten zu errichtendes Staatensystem seiner politischen Sorgfalt zugetheilt zu sehen. Combinationen, — wie jeder einsieht, — die sich, — den oben angedeuteten Gesichtspunkt vorausgesetzt, — ganz von selbst an die Hand geben, und, wie das Ei des Kolumbus, bloß auf das staatskluge Wort des schlauen Pentarchisten gewartet haben. Rußland endlich würde leer ausgehen, wenn nicht das Deutschland, welches nach Abzug von Oesterreich und Preußen übrig bliebe, sich gleichsam ganz von selbst seinem Schutze darböte, der vorzüglich dazu dienen müßte, Oesterreichs und Preußens Einfluß von dem zwischen ihm liegenden Lande abzuwehren. Damit sich dieses desto besser schicke, möge jede der beiden deutschen Hauptmächte einstweilen ihre Blicke dahin richten, wo sie erweislich nichts zu suchen, und kein eignes Recht, kein reelles, auch noch so entferntes Interesse zu vertreten hat. Da der geneigte Leser deutsch versteht und, wie das gemeine, undiplomatische Volk sich auszudrücken pflegt, nicht auf den Kopf gefallen ist, so wird er, noch ehe wir es aussprechen, merken, was der langen Rede kurzer Sinn ist.

Was uns bei diesem gesammten Systeme befremdet hat, ist nicht der Umstand, daß dergleichen aufgestellt wird; es giebt nicht leicht etwas in diesem Genre, was sich von der Seite her nicht erwarten ließe. Nur die Beschränktheit und Gutmüthigkeit deutscher Schriftsteller und Zeitungsschreiber hat uns verdrossen, welche ganz gelassen und höflich das Unpraktische, ja Absurde seines Vorschlages, dem russischen Anwalte in gelehrten und umständlichen Deductionen darzuthun sich bemühten. Die Meisten ließen seinem Talente, wie sie es nannten, alle Gerechtigkeit widerfahren, und bedauerten nur, wie sie so bescheidentlich als unvorgreiflich zu vermeinen sich erdreisteten, daß er kein „Staatsmann" sey. O Ihr einfältigen, gutmüthigen Leute! seht Ihr denn nicht, daß dem Behemoth bloß deßhalb die Tonne zum Spielen hingeworfen wird, damit die Harpune desto sicherer seine Seite durchbohre? Seht Ihr denn nicht die hämische Teufelsfratze grinsen, daß Ihr so ehrbar über Plane discutirt, deren hirnwüthige Albernheit Ihr dem Pentarchisten nicht zu demonstriren braucht. — Der hat nie daran geglaubt; sein Ziel ist erreicht, wenn er Euch foppen, und seinen wahren und alleinigen Zweck unter dieser pinselhaften Maske verstecken kann. Nicht dem beschränkten, dünkelhaften Pedantismus des bloßen Theoretikers steht Ihr gegenüber, nein! Ihr habt es mit der fingerfertigen Gelenkigkeit des ächten Praktikers zu thun, der die Augen des großen Haufens auf einen andern Punkt zu lenken sucht, während die Hand aus der Tasche spielt. *)

*) Was der Verfasser der Pentarchie S. 53 bis S. 60 sagt, (wo er Oesterreich die, schon oben besprochene, Anweisung auf Spanien giebt, und die dagegen sprechenden Einwendungen widerlegt) ist von der Art, daß, sollte es wahrer, wirklicher, standhafter Ernst seyn, ein menschliches Gehirn für dieses Uebermaaß des Unsinns keinen Platz hätte. Als bittere Verhöhnung mancher Verirrungen der Politik, die Riesenbollwerke baut um ein Sonnenstäubchen abzuwehren, welches unsere Kindeskinder dereinst belästigen könnte, aber den Abgrund dicht vor den eigenen

seines Einflusses zudictirt, wobei es dann natürlich, ohne Appellation und Einspruch von Seiten der Betheiligten und Influenzirten, verbleiben, und für alle Zukunft sein Bewenden behalten muß und wird. —

Bei diesem schwierigen Geschäfte der Auseinandersetzung ist der Pentarchist einem einfachen Grundsatze gefolgt, der ihm wahrscheinlich in der Natur der Dinge zu liegen schien, oder den er für die Quintessenz diplomatischer Feinheit halten mochte. Er hat zuvörderst, wie es scheint, mit Sorgfalt ausgemittelt, was etwa der gesunde, grobe, gemeine Menschenverstand an die Hand geben könnte. Und davon hat er dann gewissenhaft das Gegentheil vorgeschlagen. England soll seinen Einfluß künftig in Italien üben; Spanien und Portugal werden an Oesterreich überwiesen. Preußen möge Schweden, Dänemark und Norwegen unter seine Flügel nehmen. Frankreich erhält die Aussicht, ein dereinst im Osten zu errichtendes Staatensystem seiner politischen Sorgfalt zugetheilt zu sehen. Combinationen, — wie jeder einsieht, — die sich, — den oben angedeuteten Gesichtspunkt vorausgesetzt, — ganz von selbst an die Hand geben, und, wie das Ei des Kolumbus, bloß auf das staatskluge Wort des schlauen Pentarchisten gewartet haben. Rußland endlich würde leer ausgehen, wenn nicht das Deutschland, welches nach Abzug von Oesterreich und Preußen übrig bliebe, sich gleichsam ganz von selbst seinem Schutze darböte, der vorzüglich dazu dienen müßte, Oesterreichs und Preußens Einfluß von dem zwischen ihm liegenden Lande abzuwehren. Damit sich dieses desto besser schicke, möge jede der beiden deutschen Hauptmächte einstweilen ihre Blicke dahin richten, wo sie erweislich nichts zu suchen, und kein eignes Recht, kein reelles, auch noch so entferntes Interesse zu vertreten hat. Da der geneigte Leser deutsch versteht und, wie das gemeine, undiplomatische Volk sich auszudrücken pflegt, nicht auf den Kopf gefallen ist, so wird er, noch ehe wir es aussprechen, merken, was der langen Rede kurzer Sinn ist.

Was uns bei diesem gesammten Systeme befremdet hat, ist nicht der Umstand, daß dergleichen aufgestellt wird; es giebt nicht leicht etwas in diesem Genre, was sich von der Seite her nicht erwarten ließe. Nur die Beschränktheit und Gutmüthigkeit deutscher Schriftsteller und Zeitungsschreiber hat uns verdrossen, welche ganz gelassen und höflich das Unpraktische, ja Absurde seines Vorschlages, dem russischen Anwalte in gelehrten und umständlichen Deductionen darzuthun sich bemühten. Die Meisten ließen seinem Talente, wie sie es nannten, alle Gerechtigkeit widerfahren, und bedauerten nur, wie sie so bescheidentlich als unvorgreiflich zu vermeinen sich erdreisteten, daß er kein „Staatsmann" sey. O Ihr einfältigen, gutmüthigen Leute! seht Ihr denn nicht, daß dem Behemoth bloß deßhalb die Tonne zum Spielen hingeworfen wird, damit die Harpune desto sicherer seine Seite durchbohre? Seht Ihr denn nicht die hämische Teufelsfratze grinsen, daß Ihr so ehrbar über Plane discutirt, deren hirnwüthige Albernheit Ihr dem Pentarchisten nicht zu demonstriren braucht. — Der hat nie daran geglaubt; sein Ziel ist erreicht, wenn er Euch foppen, und seinen wahren und alleinigen Zweck unter dieser pinselhaften Maske verstecken kann. Nicht dem beschränkten, dünkelhaften Pedantismus des bloßen Theoretikers steht Ihr gegenüber, nein! Ihr habt es mit der fingerfertigen Gelenkigkeit des ächten Praktikers zu thun, der die Augen des großen Haufens auf einen andern Punkt zu lenken sucht, während die Hand aus der Tasche spielt. *)

*) Was der Verfasser der Pentarchie S. 53 bis S. 60 sagt, (wo er Oesterreich die, schon oben besprochene, Anweisung auf Spanien giebt, und die dagegen sprechenden Einwendungen widerlegt) ist von der Art, daß, sollte es wahrer, wirklicher, standhafter Ernst seyn, ein menschliches Gehirn für dieses Uebermaaß des Unsinns keinen Platz hätte. Als bittere Verhöhnung mancher Verirrungen der Politik, die Riesenbollwerke baut um ein Sonnenstäubchen abzuwehren, welches unsere Kindeskinder dereinst belästigen könnte, aber den Abgrund dicht vor den eigenen

in gleicher Weise wie in Preußen auf die Spitze getrieben ist, scheidet sich auch letzteres von den übrigen Mittel- und kleinen Staaten Deutschlands ab. Denn gewann auch der preußische Staat, als solcher, durch diese bureaukratische Constitution unermeßlich an intensiver Kraft, so verlor doch das deutsche Volksleben dabei unvermeidlich."

Trotz dessen wird Preußen daran gemahnt, in dem heutigen kirchlichen Conflicte sich „als den ersten deutschen Staat aufs Neue zu documentiren. Freilich hätte letzteres in derselben Art und Weise schon früher geschehen können, — — — wenn solches die preußisch-österreichische Allianz" (sie ist aus nahe liegenden Gründen dem Pentarchisten ein Dorn im Auge!) „nicht verhindert hätte; eine Allianz, welche auch noch gegenwärtig die energische Entfaltung ganz preußischer, protestantischer, fortschreitender Politik hemmt und beengt." —

Während hier in solcher Weise die Saiten preußenthümlicher Eitelkeit angeklungen werden, um diese Macht wo möglich zu verleiten, daß sie sich selbst ihr Grab grabe, ist es nöthig, die Minen gegen Oesterreich anders anzulegen. Hier gilt es das Vertrauen zu erschüttern, welches Deutschland zu dem guten Willen, zur treuen Rechtlichkeit, wie zur Kraft des österreichischen Kaiserhauses (ohne Zweifel zum großen Verdruße des Pentarchisten und der von ihm verfochtenen Interessen!) hegt. Daher mit der diesem Schriftsteller eigenen Heimtücke die Hinweisung (S. 24), wie im Frieden von Campo Formio „über fremdes Gut verfügt worden" (sey es! war es doch nicht, wie zu Tilsit, das eines Verbündeten!), daher die Wiederaufwärmung der längst widerlegten Behauptung Dohm's: die Theilung Polens sey von Oesterreich ausgegangen (seltsamer Vorwurf in diesem Munde!); daher der immer wieder hervorbrechende Aerger über die Mailänder Amnestie, weil sie die Stimmung der Lombarder für Oesterreich günstig gestellt, und die freundnachbarliche Anweisung, welche die Carbonaria erhält, in England die Schutzherrschaft der revolutionären Einheit Italiens zu suchen, wobei, wenn der

Vorschlag nach allen Seiten hin einleuchtete, der doppelte Zweck erreicht wäre, Oesterreichs linken Arm zu lähmen, und gleichzeitig diese Macht mit England in den Tod zu verfeinden; daher (S. 73) die Insinuation: daß Oesterreich die „zu Bayern bezeigte Lust“ beim Vertrage zu Ried „allein in der Hoffnung auf einst günstigere politische Constellationen,“ „auf Umstände, die doch noch eine Befriedigung dieser Tendenz gewähren würden,“ niedergekämpft habe; daher der auf das deutsch patriotische Interesse berechnete, doppelte Vorwurf gegen Oesterreich, „daß es ein magyarisch-slavischer Staat geworden und aufgehört habe, ein deutscher zu seyn (S. 191), und daß es nach dem ersten Pariser Frieden die deutsche Kaiserkrone nicht wieder aufgehoben“ (S. 199), daher wird endlich mit einer Naivität der Unverschämtheit, die kaum in den rohesten Producten des bonapartischen Uebermuthes ihres Gleichen hat, von „russisch (!)-griechischen Glaubensgenossen“ (S. 244) und von einer österreichischen Gewaltherrschaft in Ungarn gesprochen, welche letztere allein Kara Mustapha vor Wien geführt habe (S. 277).

Ist es genug der Perfidie, des heuchlerischen Aneinanderhetzens der deutschen Stämme, des Aussäens von Mißtrauen und Haß nach allen Seiten hin? haben die Feinde der Ehre und Selbstständigkeit unsers Volkes das Wasser hinreichend getrübt, worin sie zu fischen gedenken? Leider nein! den wirksamsten Hebel, welchen dieser Autor mit nicht geringerer Treulosigkeit als Gewandtheit anzulegen weiß, haben wir Deutsche selbst seit 300 Jahren ihm in die Hand gegeben, und der Pentarchist thut, wie der Franzose und der Schwede seit den Unheilstagen der deutschen Glaubenskriege gethan. — Es ließ sich vermuthen, daß er den neu erregten Glaubenszwist nicht ungenützt lassen würde, der durch Mißgriffe der weltlichen Macht herbeigeführt ward, welche die Nachwelt nicht glauben würde, wenn nicht unzweifelhafte Documente sie bezeugten. Der Pentarchist, der Verfechter der rohesten, gewaltthätigsten Tyrannei, stellt sich auf die Seite dessen,

was der Wahnsinn des literarischen Pöbels „Gewissensfreiheit“ nennt, ein Wort, welches in seinem Systeme gleichbedeutend ist mit Ausrottung des katholischen Glaubens, mit Zertretung der heiligsten, wohlbegründetsten Rechte der Katholiken, mit Verhöhnung alles dessen, was ächte, wahre Gewissensfreiheit für alle Theile wäre, in welcher allerdings das einzige Heilmittel für alle dermaligen Leiden Deutschlands läge. Die falsche Gewissensfreiheit aber ist das Zauberwort, welches seit dreihundert Jahren zu unserem Verderben von den Fremden ausgebeutet worden, das magische Wort, welches die Ehre des Reiches unserer Nation zu Falle gebracht hat. — Aber in welchem Interesse spricht er? ist er Protestant, wie Gustav Adolph, als ihn nach einem deutschen Reichslande gelüstete? oder versteckt er etwa wie der gallische Nachbar den Hunger und Durst nach der Rheingränze, die Ländergier unter dem Deckmantel des Eifers für katholische Interessen? Nichts weniger! Dieser Protector des Protestantismus ist in dieser Rolle wenigstens noch nicht aufgetreten; es ist gerathen, ihn auch auf diesen Wegen nicht aus den Augen zu lassen. — Des Pentarchisten eigener Standpunkt ist nämlich in der schismatisch-griechischen Kirche. Diese ist ihm die „christliche Urkirche“ (S. 333), für welche „das durch kein Papstthum und keinen Primat (!) bestochene Zeugniß der Bischöfe“ spricht. — Natürlich ist diese Primatlosigkeit nur so zu verstehen, daß die Kirche kein eigenes Haupt, sondern ihren Herrn in dem weltlichen Selbstherrscher hat. „Dem Kaiser steht der stärkste und bindendste Einfluß auf das Volk in der Religion desselben zu Gebote, als dem sichtbaren Oberhaupte der orthodoxen Kirche, gegen welches aufrichtiger, ganzer Gehorsam religiöse Pflicht, eine Bedingung des Glaubens, ein Gebot Gottes des Allmächtigen ist“ (S. 326). Der Pentarchist denkt nicht so engherzig, daß er die Wohlthat und das Heil der Erlösung auf das russische Volk beschränken sollte. Nein! er ladet alle Völker des Erdbodens in ihren Schooß. „Wahrlich die Zeit naht,

wo das Abendland die Losschreibung Roms von der orthodoxen Kirche segnen und das Christenthum aufs neue vom Orient gläubig sich holen wird! Da die griechische Kirche keinen Proselytismus weder aus religiösen, noch aus politischen Endzwecken kennt, so würde man mich hier durchaus falsch verstanden haben, wenn man diese Behauptung auf eine weltliche Ausdehnung russischen Einflusses unter einer religiösen Maske hindeuten wollte. Bekanntlich bildet die russische Kirche nur einen Theil der großen morgenländischen, und von letzterer im Allgemeinen ist hier die Rede.“ Nur ist, dabei wie oben schon erwähnt, zu bemerken, daß das sichtbare Oberhaupt dieser „orthodoxen“, mit dem Staate „sacramentalisch vermählten Kirche“ der russische Kaiser ist (S. 326), weshalb denn auch, wie wir gesehen haben, der Pentarchist, consequent in diesem Systeme, die griechischen Schismatiker in Ungarn russisch-griechische Glaubensgenossen nennt. Es ist somit also klar erwiesen und dargethan, daß dieser Stand der Dinge in keiner Weise eine politische Bedeutung habe, und die Meinung derer siegreich zu Boden geschlagen, welche glauben, daß dieses philorthodoxe Treiben den Nachbarstaaten jemals gefährlich werden könne. — Weiß doch die eben genannte griechische Kirche, wie der Pentarchist versichert, gar nicht was Intoleranz sey, allein den Fall ausgenommen, daß sie „wie zur Zeit des frommen Patriarchen Michael Cärularius das Anathem gegen das Papstthum und dessen Irrthümer“ schleudert, wozu, wie jeder Vernünftige einsieht, sie das beste Recht hat, während es himmelschreiendes Unrecht ist, wenn die katholische Kirche ihrerseits dasselbe thut. Daß das griechische Schisma den Protestantismus von seinem Entstehen an als eine verabscheuenswerthe, verächtliche Irrlehre behandelt habe, werden wir unsern Lesern des Nächsten in einem ausführlichern Artikel darthun. Der Pentarchist findet es aber dermalen noch gerathen, diese Seite der Sache mit Stillschweigen zu übergehen, die Kralle einzuziehen, und dem Protestantismus mit

süßer Schmeichelrede zu nahen. Was könnte ihm gelegener kommen, als wenn beide Gegner der „triumphirenden orthodoxen (S. 249) Kirche" sich recht ingrimmig hassen, und wo möglich wieder wie vor zweihundert Jahren handgemein werden wollten? Zu diesem Zwecke ist seine Parthie genommen. — Die Reformation ist ihm „eine große heilige Bewegung der Geister," welche „das Wort des göttlichen Meisters erfüllte: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." — Darum predigt er mit einer Virtuosität der Schurkerei, welche selbst in unserer Zeit und an dem Organe solcher Sache befremden muß, den unsinnigsten, albernsten Haß gegen die römische Kirche, der er gleichzeitig die Absicht zuschreibt, die Völker Europa's zu revolutioniren, und einen Vorwurf daraus macht, durch das Breve an die polnischen Bischöfe die Revolution „mit jesuitischen Mentalreservationen" mißbilligt zu haben. Und damit kein Ferment der Uneinigkeit unter den deutschen Regierungen gespart werde, wird Oesterreich sehr umständlich (S. 202) eine katholische Richtung zum Vorwurfe gemacht, die, wenn sie wirklich vorhanden, eben so wohl im Interesse als in der Pflicht dieser katholischen Regierung begründet wäre, und schlau hingeworfen: es genüge Oesterreich, „Preußen mittelbar durch das Zerwürfniß seiner katholischen und protestantischen Unterthanen geschwächt zu erblicken" (S. 210). „Die politisch-religiösen Tendenzen Oesterreichs und Bayerns in Deutschland hätten die Curie mit neuen Hoffnungen" (in Beziehung auf ihre antisocialen, revolutionären Plane) „erfüllt." „Auch knüpfte der Katholicismus zwischen Oesterreich und Polen ein Band, welchem der Schutz der Mutter Gottes von Czenstochau gewiß war" (S. 222).

Nachdem beschränktem dumpfsinnigem Hasse dieser Köder hingeworfen worden, geht die Rede an die Protestanten. Preußen war bekanntlich in der „europäischen Pentarchie" die Rolle der Schirmherrschaft über Dänemark, Schweden und Norwegen zugedacht. „Schon wegen diesem Bunde

mit den scandinavischen Reichen dürfte die preußische Regierung ihre neuesten römischen Händel nicht bloß aus dem Gesichtspunkt der religiösen Toleranz beurtheilen. Vielmehr tritt aus Preußens politischem Rapport zu jenen Staaten auch die *politische* Seite und Bedeutung jener Zwistigkeiten scharf hervor. Denn dieser Rapport fordert mehr als Toleranz — eine directe und *feste* Vertheidigung *aller Rechte* der evangelischen Kirche." Dann werden Preußen Lehren gegeben, die trefflich in das System des Pentarchisten taugen, Drachenzähne auf den deutschen Fluren auszusäen. „Die Katholiken in Preußen haben als preußische Unterthanen kein anderes Recht, sich auf eine dem Staatsprincip fremde Autorität zu berufen, als ihnen die Staatsgesetze ein derartiges Recht zugestehen. Dieses Recht ist daher den bestehenden Verhältnissen nach lediglich als ein Privilegium zu beurtheilen, welches vom Staat erweitert und restringirt werden kann, je nachdem solches der Charakter des Staats, und dessen innere und äußere Ruhe erfordern. Beschränkt nun die höchste Staatsgewalt den früher bewilligten Recurs ihrer Unterthanen an eine dem Staate fremde Autorität, oder verbietet sie denselben in einer Hinsicht positiv, so ist sie nicht nur in ihrem vollen und guten Recht, sondern auch alle diejenigen *Unterthanen*, welche diesen Recurs demungeachtet heimlich oder öffentlich nehmen, fallen dadurch in die Kategorie der Gesetzübertreter und, in so fern solches vorbedacht und zur Aufreizung Anderer geschieht, in die Classe der Empörer. Ich gestehe zu, daß, so einfach auch diese Verhältnisse sich aus dem Zwecke des Staats und der Natur der Dinge ergeben, sie den preußischen Katholiken in diesen kirchlichen Händeln hart erscheinen dürfen, jedoch auch in allen katholischen Staaten steht den katholischen Unterthanen nur eine *bedingte* Communication mit Rom zu." Hierbei wolle sich der geneigte Leser nur erinnern, daß derselbe Verfasser (S. 56) sagt: Spanien habe die Absicht: „mit dem heiligen Stuhle verbunden d. h. katholisch zu bleiben," daß also der an Preußen er-

theilte Rath zum deutlichen Beweis der mala fides, seinen eigenen Worten nach auf nichts Anderes hinausläuft, als seine katholischen Unterthanen durch Lostrennung vom heiligen Stuhle gleichmäßig von ihrem Glauben abwendig zu machen. „Nun sind Preußen und die akatholische Sache das Gleiche. England, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, die Schweiz, das protestantische Deutschland und selbst das griechische Rußland stehen um Preußen, für Preußen, alle geeinigt und gerüstet gegen die hierarchischen Umgriffe, gegen das neu auftauchende Reich des Jesuitismus."

Daß dieses Alles in friedlicher, loyaler Absicht geschrieben worden sey, daß diesen und ähnlichen Insinuationen die Absicht nicht zum Grunde liege, den Katholiken gegen Preußen, den Protestanten gegen Oesterreich die Waffen in die Hand zu geben, dieß zu glauben und sich davon zu überreden, dürfte auch der schlaffsten Gutmüthigkeit nicht füglich möglich seyn. Fragen wir uns nun, zu welchem Ende dieses ganze Netz von Heuchelei und perfider Tücke ausgespannt, für welchen Zweck diese Falle gestellt, — in welcher Absicht die Mine, welche Oesterreich und Preußen auseinandersprengen soll, gelegt sey, — so gibt der Pentarchist selbst Antwort darauf.

Unter allen Hauptmächten Europas bleibt nach ihm als Schutzmacht über Deutschland „nur Rußland" übrig. „„Rußland und Deutschland!"" hören wir rufen, „„welche Contraste! Also nicht Preußen und Deutschland, nicht Oesterreich und Deutschland, sondern Rußland, das Land der Ukase, der Leibeigenschaft, der Unbildung, und Deutschland! Unmöglich!"" Doch es ist so, und Deutschland zum Frieden und Glück, allein für Rußland mehr zur Last, als zum Gewinn. Bewiese ich nur Letzteres, daß unter allen fünf Hauptmächten der Schutz der Centralassociation Rußland den mindesten Vortheil eintrüge, aber die größte Beschwerde verursache, daß Rußland dadurch fortwährend zu der gespanntesten Wachsamkeit auf jeden Schritt der Continentalmächte gezwungen würde, daß

es stets besorgen müsse, mit der einen oder der andern Continentalmacht durch jenen Schutz in die schwierigsten Collisionen verwickelt zu werden, sogar mit mehreren zugleich, und vielleicht mit den beiden ihm sonst befreundeten Hauptmächten zumeist, daß es daher unausgesetzt gerüstet seyn müsse, um sowohl zu Lande wie zur See seinen Vorstellungen, seinen Reclamationen, seinen ernsten Forderungen als Schutzmacht den nothwendigen Nachdruck zu geben, daß es dagegen durch diesen Schutz weder eine Machtvergrößerung, noch einen erhöhteren politischen Einfluß, noch in industrieller und commercieller Hinsicht irgend einen wesentlichen Nutzen, noch eine ihm selbst günstige, militärische Position, noch sonst irgend ein Sicherheitsmittel oder eine Entschädigung für seine desfallsigen großen und fortwährenden Opfer erwarten dürfte und je erreichen würde, daß sonach Rußland diese Schutzpflicht einzig und allein in seinem europäischen Interesse, nicht sowohl in seiner individuellen als föderativen Qualität, als Hauptmacht zur Erhaltung des Systems des Gleichgewichts in der europäischen Pentarchie übernehme und erfülle, — bewiese ich nur dieses, so hätte ich auch damit dargethan, daß Rußland die wahre und einzige Schutzmacht der Centralassociation unter den Hauptmächten sey. Wenigstens glaube ich, ließe sich dann noch ein weiteres Bedenken, ein begründeter Zweifel nicht wohl erheben. Jedoch dürfte diese Beweisführung eine klare Ueberzeugung so lange nicht gewinnen lassen, als man in dem Argwohn einer Ueberlistung befangen, den wirklichen Vortheil, das nothwendig verknüpfte Glück für jene Association nicht erkennt.“ — — — — — —

„Wo es rivalisirende Mächte gibt, da verlangt eine jede Uniformität, Gleichheit, weil jede die Präponderanz der andern befürchtet. Rußland, als Schutzmacht der europäischen Centralassociation, muß es im Gegentheil der letzteren völlig anheimgeben, auf welche Weise diese ihre inneren Bundesangelegenheiten constituiren und ordnen will. Und wenn nun Rußland nicht zugeben dürfte, daß die glückliche Mannigfal-

ſigkeit und Verſchiedenheit jener Mittelſtaaten die mindeſte Veränderung von Außen erlitte, ſondern vielmehr den status quo ſowohl gegen die Hauptmächte, als auch gegen jeden einzelnen ſecundären Staat rückſichtslos zu vertheidigen hätte, wie ſolches allein dem Zweck der Aſſociation entſpräche und auch in den allgemeinen Grundſätzen des europäiſchen Staatenſyſtems ſeine Begründung fände, ſo würde Rußland der Hüter der ächten deutſchen Freiheit, der deutſchen Sitte, Wiſſenſchaft und Bildung werden, eine Beſtimmung, welche des ſlaviſchen Heldenvolkes vollkommen würdig wäre. **Rußland hat durch Polen eine militäriſche Poſition errungen, welche Oeſterreich und Preußen ſpaltet und unſchätzbar für Rußland iſt, wenn es zum Schutz und zur Rettung deutſchen Geiſtes und Handelns, als Hort der ſchwachen, capitulirenden, deutſchen Mittelſtaaten aufgerufen wird!"**

Und damit uns der Pentarchiſt eine Probe gebe, wie er es ſich denkt, daß dieſer Hort der ſchwachen Mittelſtaaten ſein Amt ausüben ſollte, fängt er gleich vorläufig an, die Polizei zu machen, und verdächtigt (S. 252 und 253) eine Anzahl hochgeachteter, ehrenwerther Männer, deren Name im katholiſchen Deutſchland einen guten Klang hat, als Mitglieder einer „katholiſchen Propaganda". — Als zwei Geſchmähte, der berühmte Canoniſt Ferdinand Walter in Bonn und Friedrich Schloſſer aus Frankfurt, ſich die undankbare Mühe gaben, gegen eine Behauptung zu proteſtiren, die, obwohl unwahr, dennoch und zumal im Munde eines Organs der erklärten Schlechtigkeit, für ſie nur den Werth eines Ehrenzeichens haben konnte, hatte der Pentarchiſt die unerhörte, und über allen Begriff ſtupide Dreiſtigkeit, in die Leipziger allgemeine Zeitung eine Erwiederung rücken zu laſſen. In dieſer frägt er Friedrich Schloſſer: ob er „ohne den eines Mannes von Gewiſſen und Ehre unwürdigen Leichtſinn" **verneinen** könne, „daß die Herren Görres, Räß, Sailer, Weiß, Lie-

der u. A. im Stifte Neuburg" (welches durch die Gastfreiheit Schlosser's in jedem Sommer der Sammelplatz einer Unzahl von Freunden war, und dessen humaner Besitzer seine Gäste, ohne nach ihrem Katechismus zu fragen, mit gleichmäßiger Freundlichkeit zu beherbergen pflegte) „wenigstens theilweise nicht *) zusammen gekommen; ferner daß er, — der katholische Convertit — in seinem Hause in Frankfurt, so wie auf seiner Besitzung bei Heidelberg, die Koryphäen der römischen Propaganda nicht versammelt habe" (hätte er etwa sein gastfreies Haus den Glaubensgenossen verschließen und nur den Andersgläubigen öffnen sollen, um den Mouchards keine Gelegenheit zu lügenhaften Berichten zu geben?); „daß er sich um einen Priester aus der Gesellschaft Jesu als Caplan nach Stift Neuburg ernsthaft nicht beworben, endlich daß das Vermögen seiner Gattin zur Unterstützung der „„heiligen Sache"" nie, weder von Friedrich Leopold Grafen Stolberg, noch von Adam Müller, noch von Bischof Sailer und Friedrich Schlegel in Anspruch genommen sey". — Also Controlle fremder Agenten über die Verwendung unsres Vermögens, denen wir Rechenschaft geben sollen über unser Thun und Lassen! Und dieß wird den Deutschen des

*) Der Pentarchist bemerkt in seinem geheim-polizeilichen Diensteifer nicht, daß zwei Verneinungen bejahen, und daß folglich Friedrich Schlosser, gerade wenn das Behauptete wahr wäre, allerdings die so gestellten Fragen verneinen könnte. Die Angegriffenen haben jedoch vorgezogen, weder zu bejahen, noch zu verneinen, sondern zu schweigen, woran sie ohne Zweifel recht und wohl gethan. — Jede Antwort an ein Individuum, wie jenes, welches die deutsche Presse durch die „europäische Pentarchie" besudelt hat, würde den Schein einer Rechtfertigung gewonnen haben, zu welcher sich Ehrenmänner, wie Schlosser und Walter, nicht herablassen dürften: den Pentarchisten einfach der Lüge zu zeihen, war genug, und vielleicht schon, als etwas sich von selbst Verstehendes, zu viel Ehre für solchen Gesellen.

neunzehnten Jahrhunderts in einer deutschen Zeitung geboten, von einem Individuum, welches offen und unverhohlen auf unsern Hader speculirt und den Zweck, um dessentwillen unser Familienzwist ausgebeutet wird, vor aller Welt eingesteht. So weit trieb selbst nicht Bonaparte, auch nach den Schlachten von Ulm und Jena nicht, die Verachtung gegen unser Volk, und der berüchtigte Charles Schulmeister hat, unsers Wissens, was er heimlich gesponnen, wenigstens nie, uns zur Schmach, durch die Zeitungen veröffentlicht. — Wird der dummdreiste Schlag seine Wirkung thun? Wird sich fortan jeder deutsche Katholik scheuen, seinen Freunden das Haus zu öffnen, seinen Glaubensgenossen die einfachsten, sich von selbst verstehenden Pflichten der Menschenliebe zu erweisen? Nein, guter Freund von der „europäischen Pentarchie"! so tief ist Deutschland noch nicht gesunken, daß diese Handlungen und Gesinnungen, die Ihr dem wackern Fr. Schlosser, dem hochverdienten Walter vorwerft, bei uns, wie bei Euch, schon Verbrechen wären, die diese Männer in Ketten und Bande brächten! — Wenn sie Euch noch eines Wortes hätten würdigen wollen, wenn Ihr der Sprache der Ehre noch zugänglich wäret, wenn Ihr noch etwas Anderes verständet, als das, was die Peitsche des Knäsen zu Euch spricht, dessen Fuß Ihr leckt, so würden jene beiden, wie jeder von denen, die Ihr mit Eurem Gifte anspritzt, alle jene Handlungen zugeben, die Ihr in der Leipziger Zeitung aufzählt, sie würden sich deren rühmen! Der Widerspruch galt bloß der bannalen Verdächtigung: daß sie Glieder einer geheimen politischen Verbindung seyen, — einer Lüge, die Ihr ja selbst, in eben jener Erklärung, widerruft. — Ihr aber, an Leib und Seele hörigen Knechte! Ihr müßt warten mit Eueren Verdächtigungen, bis wiederum eine fremde Polizei „jeden Gemeingeist, jede Theilnahme an den Leiden eines Ganzen erstickt haben" wird. Dann würde es wiederum, wie zur Zeit der Franzosenknechtschaft, „keine Hoffnung, keine Totalität des Blicks, keinen Märtyrermuth mehr geben, und Jeder würde nur seinen

Verlust berechnen und zufrieden seyn, wenn derselbe geringer als der seines Nachbars sich erwiese". -- Das wäre der Zeitpunkt, wo Euer Stern aufginge, Pentarchist! Aber hütet Euch! wenn je die Verwirklichung Eures Ideales näher rücken, wenn je, wie Ihr es droht, die östliche Schutzmacht die Hand nach der deutschen „Centralassociation" ausstrecken sollte, dann würde plötzlich „all dieser Egoismus, diese Rechenkunst tiefer Gesunkenheit", auf welche ihr baut, verschwunden seyn. Die Völker würde auf's Neue „wundersame Todesfreude ergreifen, und Jeder würde eilen, sich selbst zum Opfer für das Vaterland zu bringen". — (Europ. Pentarchie S. 13.)

Glücklicherweise ist aber die russische Regierung dem unehrlichen Treiben des Pentarchisten eben so fremd, wie den Complotten und Intriguen des Herrn Durand in Paris, und den meuchelmörderischen Attentaten der Philorthodoxie in Athen. Alle diese Umtriebe gehen von einer schlechten, recht eigentlich revolutionären Parthei aus, welche heute ein Ultrarussenthum und eine fanatische Begeisterung für das Schisma heuchelt, wie sie gestern noch für die Freiheit aller Völker slavischer Zunge zu schwärmen log, und morgen zur Fahne des Propheten schwören würde, wenn ihrer selbstsüchtigen Verworfenheit daraus ein Vortheil erwüchse. Aber damals, wie jetzt, und allezeit, in ihrer heutigen, wie unter jeder andern beliebigen Maske, will sie nichts, als die Welt in Brand stecken, um ihrer kindischen, oberflächlichen Eitelkeit zu fröhnen, und ihren Durst nach Beute zu stillen, hinter welchem, als höchstes und letztes Motiv, eine gemeine, thierische, für jedes geistige, höhere Interesse unempfängliche Genußsucht lauert, wie deren auch der Orangoutang fähig wäre. Gehört auch der Pentarchist dieser gefährlichen östlichen Propaganda an, oder ist er ein heimlicher Jacobiner von der westlichen Observanz, ein falscher Bruder aus Lafayette's Schule, der vom tiefen Hasse gegen Rußland beseelt, diese Macht durch wahnsinnige Uebertreibungen verhaßt und lächerlich machen, Deutschland warnen, schrecken, erbittern wollte? Dieser Erfolg sei-

nes Pamphlets liegt heute offen vor den Augen der Welt. Ob er nicht vielleicht gerade diesen Effect im Innersten seines Calculs gewollt und beabsichtigt, oder ob er, in so weit er dessen fähig, es ehrlich mit der Sache, der er seine Feder lieh, gemeint, und nur aus Dummheit ihr geschadet habe, darüber werden wir unsre, auf merkwürdige Thatsachen gestützte Meinung vielleicht ein anderesmal verlautbaren. Vorläufig ist so viel gewiß, daß er dem deutschen Volke durch seine Treulosigkeit und Falschheit — ob gegen sein früheres, oder gegen sein jetziges Vaterland, bleibe vorläufig dahingestellt! — unschätzbare, dem russischen Interesse aber so üble Dienste geleistet hat, daß seine Abführung in die Bergwerke von Nertschinsk uns weder in Erstaunen setzen, noch als unerhörte Ungerechtigkeit befremden würde. Eben dieser Umstand, daß vielleicht noch niemals, seit es eine politische Presse giebt, eine Regierung unter dem Scheine der Vertheidigung und Verherrlichung, mit oder ohne Absicht, so arg mißhandelt worden, beweist trotz der Versicherungen des Pentarchisten, die natürlich eher auf das Gegentheil schließen lassen, und trotz der ihm gewordenen Belobung in der St. Petersburger Zeitung, daß das russische Cabinet diesem merkwürdigen, literarischen Erzeugnisse fremd seyn müsse. Auch das in seinen untern Schichten so biedere, tüchtige russische Volk ist unschuldig daran. Wer möchte leugnen, daß in ihm alt-patriarchalische, jugendkräftige Elemente schlummern, — die vielleicht noch eine große Zukunft ahnen lassen. Eben so wenig soll das Verdienst so vieler hochachtbaren, ehrenwerthen, in Rußland lebenden Ausländer verkleinert werden, die mit der Klasse, welcher der Pentarchist angehört, in keiner Weise verwechselt werden dürfen. Aber eben jenes edle Volk hat zu mehrerenmalen unsägliches, schweres Unglück zu erdulden gehabt. Durch die Mongolen unterjocht, durch Griechen von der Einheit der Kirche getrennt, ward es endlich seit Peter dem Großen von dem Auswurfe Europa's, von dem Gefolge einer falschen, in verkehrter Ordnung begonnenen Cultur,

von Menschen ohne Gott, ohne Glauben, ohne Ehre und ohne Vaterland überschwemmt. — Kein langbärtiger Altrusse, sondern einer aus dieser Rotte ist es, der jüngst die „europäische Pentarchie" geschrieben hat. Möchten doch die Söhne Ruriks, wenn sie sich über kurz oder lang von den unsaubern Insecten reinigen wollen, sich derselben nicht nach Westen her, damit wir den Auskehricht nicht zurückempfangen, sondern gen Osten hinaus entledigen, wo die Erde Raum genug hat, auch für den Pentarchisten und seine Glaubensgenossen. Dieß ist der einzige Wunsch, den wir uns in Beziehung auf diese moralischen Zigeuner erlauben, deren bekannte Taktik es ist, sich jedesmal zur Religion des Dorfes zu bekennen, in dem sie gerade betteln.

XXVII.

Aus dem Leben eines Katholiken.

Zweiter Artikel.

Es war im Herbste 1818, ein Jahr nach dem Wartburgfest, als aus allen Gauen Deutschlands namhafte Gelehrte in Bonn zusammenströmten, um die neue rheinische Universität zu begründen. Die Neuankommenden sammelten sich bald in einen angenehmen und geistreichen Kreis, der sich anfangs um so enger zusammenschloß, je weniger die damals verarmte Stadt für geselliges Leben bieten konnte. Der gleiche Beruf, die schöne Lust, etwas Neues zu schaffen, vereinigte in diesen ersten Monden des Bestehens die wissenschaftlich, religiös und politisch scharf geschiedenen Elemente. — Windischmann öffnete mit ächter Duldsamkeit gegen die Personen, ohne jemals seine eigenen Ueberzeugungen zu verleugnen, Allen sein Haus mit gastfreundlicher Sitte, und es war von nun an ein gern besuchter Mittelpunkt der Geselligkeit. Als ein wahrer Ka-

tholik verband er mit dem Worte: Toleranz denjenigen Sinn, welchen die Kirche immer damit verbunden: Alle, auch die Irrenden um so inniger zu lieben, je mehr sie es bedürfen — nicht aber den: das Gute bös und das Böse gut zu nennen. Die Folge der edeln Unbefangenheit und der herzlichen Freundlichkeit, mit der W. im Kreise seiner Collegen auftrat, war die, daß sich mehrere, gerade der entschiedenst protestantischen Professoren auf's engste an W. anschlossen, ihn auf seinem kirchlichen Gebiete anerkannten, und das ächt Christliche in ihm liebten und verehrten. W. mußte sich über diese Annäherung um so mehr freuen, als die sonstige Umgebung in religiöser Beziehung ihn wenig ansprechen konnte.

Die preußische Regierung hatte bei der neuen Stiftung keinen Aufwand gescheut, um den wissenschaftlichen Bedürfnissen abzuhelfen, und es war mit einer gewissen Freisinnigkeit Sorge getragen worden, daß die verschiedenartigsten Ansichten und Doctrinen ihre Repräsentanten fänden. Nur eine Seite war nicht sehr glänzend bedacht: die katholische, indem die bei weitem größere Mehrzahl der Professoren protestantisch war, und protestantische Ansichten, oft in schneidendem Gegensatz gegen die katholische Kirche, auf dem Katheder vortrug. So unlieb dies die katholische Bevölkerung der Rheinlande wahrnahm, und bis auf diese Stunde wahrnimmt, so nahe die Reflexion liegt, woher es komme, daß von sechs preußischen Universitäten zwei stiftungsmäßig Katholiken ausschließen (Königsberg und Greifswalde), auf zweien katholische Professoren zu den Ausnahmen gehören (Berlin und Halle), auf zweien inmitten überwiegend katholischer Populationen die Protestanten bei weitem die Majorität bilden — so muß doch zugegeben werden, daß sich anfangs (wir reden nicht von späteren Zeiten, wo sich eine fähige Jugend heranbildete) die Regierung damit entschuldigen konnte: es fehle an den nöthigen katholischen Lehrern, um die Katheder zu besetzen. Nur wer jene Zeiten erlebt hat, weiß es, in welchem deplorabeln Zustande sich das katholische Deutschland damals befand — es

gab zwar eine Reihe trefflicher Männer, namentlich unter dem Clerus, die vor Baal das Knie nicht gebeugt hatten — aber sie verstanden es nicht, die wissenschaftlichen Waffen zu führen. — Die übrigen Namenkatholiken waren emsig bemüht, ihre Vorurtheile aufzuklären, und überglücklich, hie und da eine mitleidige Anerkennung ihres guten Willens von der vornehmen, außerkirchlichen Gelahrtheit zu erbuhlen. Am traurigsten stand es mit der Theologie — und es war in der That keine geringe Aufgabe für ein protestantisches Gouvernement, hätte es auch den besten Willen gehabt, eine theologische Facultät an der neuen Universität herzustellen. Hätte man sich nur von vorneherein überzeugt, daß dies eine, für weltliche Regierungen unlösbare Aufgabe sey, und daß man vor Allem die Herstellung der hierarchischen Ordnung bewerkstelligen müsse, aus welcher dann die Erziehung des künftigen Clerus sich von selbst ergeben hätte. So aber beging man den bedauernswerthen Mißgriff, eine theologische Anstalt ins Leben zu rufen, welche ohne alle Autorität und Mission dastand (und und mit ihrem Anspruch, eine universelle Facultät zu seyn, noch dasteht), und somit allen Katholischgesinnten, und namentlich dem ältern Clerus, ein Gegenstand des Mißtrauens seyn mußte. Aus diesem einen Fehler ist eine reiche Saat des Unheils für Kirche und Staat, und ein großer Theil der heutigen Verwicklungen entsprossen; wir wollen nicht entscheiden, ob ihm damals ein bestimmtes Bewußtseyn oder ein Irrthum zu Grunde lag.

Die Männer, welche zuerst als Lehrer der Theologie zu Bonn auftraten, waren theils nicht von der strengkirchlichen Richtung, die W. an Priestern forderte, theils nicht im Stande, die katholische Wissenschaft zu repräsentiren — W. fand also bei denen, welchen er äußerlich am nächsten stand, und mit welchen er auch freundliche, gesellschaftliche Beziehungen hegte, keinen innerlichen Anhaltspunkt; er fühlte sich in einer peinlichen Isolation, und sah die Lage der Kirche in jenen Gegenden mit großer Betrübniß. Das Volk war im Ganzen

noch altgläubig — der ältere Clerus seiner Pflicht getreu — noch standen einzelne Männer, wie Säulen einer schönen Ruine, als Erinnerungen an die katholische Kirche da — aber der Geist der französischen Herrschaft und einer faden Aufklärung hatte auch am Rheine breiten Fuß gewonnen, und namentlich die sogenannten gebildeten Stände durchsäuert — bei diesen konnte W. ebensowenig einen Anklang für seine Gesinnung erwarten. Und nun in diese traurige Zerrüttung hinein noch das protestantische Element durch die neue Universität und ihre zahlreichen Angestellten!

Um jene Zeit, wo die katholische Kirche Deutschlands in so tiefer Erniedrigung schmachtete, wo eine katholische Wissenschaft sich noch nicht erhoben hatte, wo die Vertheidigung der Kirche noch keine Lorbern, sondern nur Schmach brachte — um jene Zeit gehörte ein erhabener, uneigennütziger Muth dazu, die Wahrheit öffentlich zu bekennen — unter den in Bonn gegebenen Verhältnissen aber ist dieser Muth, den W. besaß und übte, doppelt ehrenhaft. Wir, die wir in Tagen wirken, wo dies Bekenntniß wenigstens von katholischer Seite her volle Bewunderung erfährt, und wo auch die Verfolgung ein Ehrenkranz ist, dürfen nie vergessen, von welchen Männern und um welchen Preis diese veränderte Lage der Dinge erkauft ist. Es sey hier neben W. ein Mann genannt, der ihm auf's innigste durch Freundschaft verbunden war, und große Aehnlichkeit des Charakters mit ihm hatte — der Bischof Sailer — der immer ungerecht beurtheilt wird, sobald man ihn aus unserer Zeit heraus richten will. Gedenke man doch immer, wie wüst und leer es um ihn war, und wie das Gute, dessen wir uns freuen, zum großen Theile im Keime durch ihn gerettet worden.

Vom Anfange seiner Vorlesungen an sprach W. seine wissenschaftliche und religiöse Ueberzeugung aufs bestimmteste aus und hatte in Folge dessen sogleich bittere Anfeindungen zu erdulden, die theils von den Aufgeklärten der französischen Periode, theils von den Wartburgmännern und Volksheilan-

den der Burschenschaft ausgingen. Hatte der Großmeister Jahn ihm wegen seines Buches: „das Gericht des Herrn über Europa“ mit dem Dolche drohen lassen, so darf es nicht befremden, daß seine Lehren bei der langhaarigen vaterlandswohlberathenden Jugend nicht sehr gefielen. Indessen war unter diesen durch den Taumel der Zeit bethörten Jünglingen dennoch eine Anzahl offener und redlicher Naturen, welche bald die männliche Ueberzeugung in ihm achten lernten, und namentlich diente ein Vortrag in der Ethik über wahre und falsche Ehre und über das Duell, den W. hielt, dazu, die heftige Abneigung der Burschenschäftler gegen ihn zu mildern, da bekanntlich diese Verbindung dem Zweikampf entgegen war. Die andere obengenannte Parthei, die W. verfolgte, suchte in öffentlichen Blättern seine Wissenschaft verächtlich zu machen, und schonte selbst seine häuslichen Verhältnisse nicht.

Die Frühlingsblüthe der Bonner Universität ward indessen bald durch einen gefährlichen Sturm bedroht — mehrere ihrer Lehrer nämlich wurden in demagogische Untersuchungen verwickelt und gegen die Burschenschaft eingeschritten. Bei diesem wichtigen Ereigniß mußten sich natürlich die politischen Gesinnungen erproben, und W., dem das ganze Treiben des Deutschthums in innerster Seele zuwider war, und den von jeher in politischen Dingen ein gesunder Sinn geleitet hatte, trat mit einer Minderzahl seiner Collegen auf die entschieden royalistische Seite, ohne jedoch das Gehässige und dennoch wie absichtlich zu keinem Resultate Führende jener Untersuchungen zu billigen.

Während dies die Gemüther politisch einander entfremdet hatte, begannen auch die confessionellen Unterschiede mit Macht sich zu entwickeln und W. Dornen zu bereiten. Ein früher katholisch gewordener Lehrer der neuern Literatur und Geschichte (Freudenfeld) war einer der wenigen, die W's. Gesinnungen ganz theilten, und stand daher zu ihm in freundschaftlichen Verhältnissen; natürlich aber war er als Convertit den Uebrigen ein Dorn im Auge, und seine Vorlesungen wur-

den auf's strengste überwacht; man hatte so wenig Gerechtigkeitssinn, daß, während protestantische Lehrer ungestört nicht bloß ihre Ueberzeugung, sondern auch Bitterkeit aussprachen, gegen ihn, der nur das gleiche Recht freier Aeußerung in Anspruch nahm, Studententumulte geduldet, und ihm zuletzt das Lehramt unmöglich gemacht wurde.

Auf W., den Freund des Verfolgten, mußte dies natürlich um so bedeutendere Rückwirkungen hervorbringen, als von nun an sein Haus als der Mittelpunkt aller katholischen „Umtriebe", und er selbst als das Haupt dieser Parthei betrachtet wurde. Als nun vollends um dieselbe Zeit (1821 etwas früher) zwei junge Leute aus einer angesehenen protestantischen Familie, die in Bonn studirten, katholisch wurden, welche W's. Vorlesungen und Haus besucht hatten, ohne daß ihm diese ihre Absicht bis zum Augenblicke ihrer Verwirklichung kund geworden war — da brannte der ganze Zorn gegen ihn auf — er wurde förmlich in Winkelzeitungen als Proselytenmacher ausgeschrieen, die jungen Leute vor ihm gewarnt (und zwar dies noch bis zuletzt), und selbst treue und verständige protestantische Freunde traten, ohne Minderung der Achtung vor ihm, dennoch in eine gewisse scheue Ferne zurück. Daß unter solchen Umständen seine Wirksamkeit als Lehrer vielfach gehemmt, und daß es nur eine kleine Zahl war, die sich um ihn zu sammeln wagte, versteht sich von selbst.

Welche thörichte Gerüchte von nun an bis in die letzten Zeiten über ihn verbreitet wurden, ist unglaublich — vor Allem natürlich mußte er die geheimsten Verbindungen mit dem heiligen Stuhle haben und bedeutende Summen aus der Propaganda beziehen, während er factisch in Rom Niemand kannte, niemals mit irgend einer hochgestellten Person dort Correspondenz pflog, und in keiner geheimeren Connexion mit dem Papst stand, als jeder katholische Bauersmann; die einzige Ausnahme davon werden wir unten kennen lernen. Die Fremden, die sein Haus betraten, wurden ängstlich betrachtet — es waren lauter verkappte Jesuiten und sonst Verdäch-

tige, besonders nach der belgischen Revolution! Dabei hatte man Gelegenheit, seine Gewandtheit zu bewundern; denn er that das Alles vor der Welt Augen; jeder, der es wollte, hatte bei ihm Zutritt und er speiste den armen Pilger, den reisenden Priester und Klostergeistlichen so gut, wie den protestantischen Freund — kurz er conspirirte bald so öffentlich, daß alle Welt es sah, bald so geheim, daß er selbst nichts davon wußte.

Um das Bild des Dunkelmannes, in vossischer Manier gezeichnet, zu vollenden, stand W. auch in freundschaftlichen Beziehungen zum Grafen Fr. L. Stolberg und seiner Familie, kannte er die selige Anna Katharina Emmerich in Dülmen, war er selbst im Jahre 1821 im August von dem früher erwähnten langjährigen Augenleiden auf eine unzweifelhaft wunderbare Weise geheilt worden. Der letztere Umstand namentlich, dessen W. gegen Niemand Hehl hatte, zog ihm die wunderlichsten und schiefsten Beurtheilungen zu; konnte man ihn auch nicht verachten, so war jetzt doch von der Majorität seine Wissenschaft und seine Philosophie in den großen und kleinen Bann gethan; W. dachte: nos autem praedicamus Christum crucifixum, Judaeis quidem scandalum, gentibus autem stultitiam.

W. war um diese Zeit neben seinen Vorlesungen auch vielfach für's Schulwesen und mit den Prüfungen der Candidaten des Lehramtes beschäftigt; — sein Hauptaugenmerk dabei war, soviel es in seinen Kräften stand, zur Heranbildung eines Nachwuchses für den Dienst der Kirche beizutragen und besonders jene Lehranstalten zweiten Ranges in kleineren Landstädten zu erhalten, von denen sich noch eher etwas Ersprießliches für die Kirche erwarten läßt, als von der aufsichtslosen Jugend an den Gymnasien größerer Städte. Auch hier fand er den bedeutendsten Widerstand, da er es mit einer Schulbehörde von durchaus anderer Gesinnung zu thun hatte, und da das Schulwesen der Rheinprovinz zum Theil in den Händen von Männern lag, deren politische und

religiöse Ansichten in früheren Aufsätzen dieser Zeitschrift kräftig gezeichnet worden sind.

Der größte Kampf indessen stand W. noch bevor. Im Jahre 1821 trat Hermes an der Bonner theologischen Facultät auf, mit welchem W. zuerst in freundschaftliche Beziehungen zu treten suchte; beide Männer mochten sich aber wohl bald überzeugen, daß ihre Naturen durch eine unüberwindliche Kluft geschieden seyen. Jedoch würde dies bei dem versöhnlichen Charakter W's. niemals zu Reibungen geführt haben, wenn nicht seine Stellung es ihm unausweichlich gemacht hätte. W. war als katholischer Professor der Philosophie nach Bonn gerufen, und es lag somit von selbst in seiner Aufgabe, die Jünglinge, welche sich zu Bonn dem Studium der Theologie widmeten, durch eine mit dem Christenthum versöhnte Philosophie in's Heiligthum der Kirche einzuführen, sowie die Irrthümer des Kriticismus und Skepticismus zu bekämpfen. Dazu kam, daß eine Mehrzahl der Katholiken in Deutschland auf ihn blickte, ihn als einen der Hauptvertreter der guten Sache, als eine spes melioris aevi am Rhein betrachtete, sich bei ihm in wissenschaftlichen und religiösen Fragen Rath erholte — kurz er war ohne Haupt einer Schule oder gar einer politisch abgesonderten Parthei zu seyn, ein patriarchalischer Mann, der an der Spitze einer Schaar von Gutgesinnten stand, die ihn wie ihren väterlichen Berather ehrten. Auf der andern Seite trat Hermes in der Meinung seiner Schüler, und (wer könnte es leugnen) auch mit persönlicher Ausschließlichkeit, als der Philosoph par excellence auf, der vermittelst einer Manipulation, philosophische Einleitung genannt, die Köpfe der Jugend dergestalt zurechtsetzte und von der Krankheit des Kantianismus (an der in Wahrheit Niemand mehr ernstlich krankte) durch den Skepticismus selber homöopathisch heilte und die alleinseligmachende Methode besaß, zur katholischen Theologie vorzubereiten. Es ist W. niemals eingefallen, seinen Weg, in sofern er nicht der der Kirche selbst war, als den einzig guten zu be-

trachten, und er war gewohnt, mit großer Bescheidenheit von Andern zu lernen. — Das konnte ihn also von Hermes nicht scheiden, und er würde, wenn ihn nicht höhere Rücksichten gehindert hätten, dessen Methode gewiß in ihrer Art anerkannt haben. Ebensowenig würde es seinen Wahrheitssinn getrübt, wenn auch vielleicht als Lehrer, der sich seines Eifers und seiner reinen Absichten bewußt war, geschmerzt haben, von der Gegenparthei alle möglichen Mittel der provinziellen Commerage, der Studentenverhetzung und der gewöhnlichsten Cliquenmacherei angewendet zu sehen, um ihn alles Einflusses auf die Jugend zu berauben, und sie zum ausschließlichen Besitzthum des großen Philosophen zu machen. Man muß in einer kleinen Universitätsstadt gelebt haben, um zu wissen, mit was für erbärmlichen Agentien Reputationen gemacht und Hörsäle gefüllt werden können, sobald es gelungen ist, nicht mehr den persönlichen Werth des Lehrers als Hauptsache hinzustellen, sondern die jungen Leute zu Partheigängern zu machen. Es ist in unlängst erschienenen Schriften W's. Auftreten gegen Hermes dem Neide über den Succeß des letzteren zugeschrieben worden. Neidete er etwa den Gegnern die reichen Einnahmen aus den Taschen der Zuhörer, oder den Beifall der unerfahrenen Jugend? Alle, die sein Gemüth kannten, werden mit Entrüstung eine solche Anklage zurückweisen. Es giebt aber Leute, die in ihrer Psychologie und in den Erfahrungen ihres Herzens keine höheren und wichtigeren Beweggründe kennen gelernt haben, und dieselben daher auch in die Seele anderer Menschen hineinlügen; die keine Ahndung davon zu haben scheinen, daß ein vom Lichte der Wahrheit ergriffener Geist, eine für's Wohl ihres Mitmenschen glühende Seele keinen empfindlicheren Schmerz kennt, als die Wahrheit statt aus dem lebendigen Born aus selbstgegrabenen Cisternen geschöpft, als das Heil und den Glauben Vieler gefährdet zu sehen. So betrachtete W. die Sache, und deßwegen schmerzte es ihn, daß er von einer kleineren Zahl umgeben war, während der große Haufe

der philosophisch-theologischen Mode huldigte. Wenn auch ihn in unbewachten Augenblicken das verletzte Selbstgefühl reizte, oder die beständigen hämischen und unedeln Angriffe der Gegner in vorübergehende Wallung brachten, so war dies sehr menschlich und verzeihlich; die ihm nahe standen aber wissen, mit wie redlichem Kampfe er diese Versuchungen zu überwinden bemüht war.

Indessen, wie gesagt, W. würde, so lange bloß seine Person ins Spiel gekommen wäre, geschwiegen und geduldet haben — seine Stellung als Lehrer aber, und das Vertrauen, das viele Gleichgesinnte in ihn setzten, legten ihm andere Pflichten auf; dennoch beschränkte sich W. am Anfange darauf, zu warnen, und in seinen Vorträgen durch die Deduction einer entgegengesetzten Lehre das Irrige zu bekämpfen; in die höchst unangenehmen Streitigkeiten, die im Schooße der theologischen Facultät selber entstanden waren, wurde er nur gegen seinen Willen hineingezogen. Mittlerweile aber hatte das hermesische System eine ganz andere Bedeutung gewonnen; aus einer wissenschaftlichen Richtung, aus einer Universitätsdoctrin war es mit allen Ansprüchen der Alleinherrschaft in's Leben übergegangen, indem der größere Theil des jüngern Clerus in seinen Principien erzogen wurde, und als Graf Spiegel, Hermes inniger Freund, Erzbischof von Köln geworden war, in dieser ausgedehnten Diöcese der Hermesianismus absolut zu gebieten begann. Dazu kam, daß auch der neue Bischof zu Trier, obgleich selbst dem Hermesianismus fremd, ihn ohne Arg begünstigte, und seine theologische Studienanstalt solchen Lehrern anvertraute; daß in den Diöcesen Münster und Paderborn Hermes durch seine frühere Wirksamkeit in Münster und durch Provinzialparticularismus bedeutenden Anhang hatte — kurz diesem System zu huldigen, war Modesache, und als W. gegen dasselbe zu wirken begann, als er 1825 in einem Aufsatze im Katholiken sich öffentlich darüber aussprach, da begann er das scheinbar bedenkliche Unternehmen, sich dem Strome entgegenzustämmen—

und stand fast ganz allein. Denn auch unter denen, welche die herrschende Methode nicht billigten, war Meinungsverschiedenheit; die einen glaubten, W. sehe zu schwarz; das System an und für sich sey nicht gefährlich, sondern nur dessen widerwärtige Erscheinung im Leben schwer erträglich — man müsse sich indessen gedulden — die Zeit werde Alles zum Besten führen. Andere hingegen, und zwar sehr namhafte Männer, trösteten W. damit: das System sey so unbedeutend, so sehr hinter der Zeit zurück und so langweilig, daß es den hoffnungsvollsten Stoff der eigenen Vernichtung in sich trage, wenn man es nur nicht zu einer Partheisache erhebe.

W. dachte anders — Partheisache, heftige Partheisache war es schon geworden, und es lag nicht in seiner Macht, dies zu ändern; auch die Ansichten von der Unschädlichkeit oder Unbedeutendheit konnte er nicht theilen, da er den Schaden an der Jugend vor Augen sah und die Bedeutung erwog, zu welcher die Schule durch das Ansehen der Hierarchie erwachsen war. Er handelte also unbekümmert, was man über ihn urtheile — manche sahen darin nur eine persönliche Gereiztheit oder Gespensterfurcht; wir aber fragen, ob nicht eine fünfzehnjährige Erfahrung, ob nicht die Entscheidung des heil. Stuhles und die Ereignisse seit dem 20. Nov. 1837 W's. Befürchtungen auf's glänzendste gerechtfertigt haben. Er hat das große, nicht genug anzuerkennende Verdienst, zuerst seine Stimme erhoben und bis zum letzten Hauche seines Lebens die katholische Wahrheit am Rheine vertheidigt zu haben, ein Verdienst, welches um so schätzenswerther ist, wenn man die Leiden kennt, welche W. durch dieses sein Auftreten bereitet wurden. Denn von diesem Augenblicke an war die ganze Wuth der Parthei gegen ihn losgelassen, und die Maculatur, welche von da an bis auf die neuesten Zeiten von den Kämpen derselben zu Tage gefördert worden ist, war auf's emsigste bemüht, ihn vor der Welt herabzusetzen. Wir wollen hier nicht in's Einzelne jener Machinationen eingehen.

welche zugleich gegen seine Wirksamkeit als Lehrer gemacht wurden — einer großen Mehrzahl unserer Leser sind diese Dinge ohnehin notorisch. W. schwieg, und blieb den mancherlei Schriften und Zeitungsartikeln, welche gegen den Hermesianismus erschienen, fremd, ja er mißbilligte zum Theil ihren Ton, weil er es für unter der Würde der Wahrheit hielt, sich auf die Kärrnerpolemik der Gegner einzulassen; aber sein Herz war tief verwundet, insbesondere durch die falsche Stellung, in welcher er sich zu seinem geistlichen Hirten befand; sein katholischer Sinn ließ ihn im Erzbischof den Nachfolger der Apostel verehren — und derselbe katholische Sinn schied ihn mehrfach von der Person des damaligen Oberhirten, der ihm zwar äußerlich jede Aufmerksamkeit widmete, mit dem er aber gerade in dem Hauptpunkte nicht übereinstimmen konnte. Dieser Zwiespalt, die tiefe Ueberzeugung von dem Unheil, das aus der gegenwärtigen Lage der Dinge entspringen mußte, die beständige Spannung nach außenhin brach W's. Herz — auch seine körperlichen Kräfte schwanden von nun an sichtlich.

Und doch war dies noch nicht der einzige Kampf, den W. zu bestehen hatte. Durch seine frühere medicinische Praxis und die tiefgehenden Studien der Natur veranlaßt, wendete er seinen, durchs Christenthum geläuterten Geist auf's Neue der Medicin zu, und entschloß sich, gegen den herrschenden Materialismus ein kühnes und kräftiges Wort zu reden. Er that dies 1823 in dem Buche: „über Etwas, das der Heilkunst Noth thut", dessen Absicht es ist, die Krankheit als eine Folge der Sünde und die daraus entspringende Nothwendigkeit nachzuweisen, nicht bloß einseitig den Leib zu behandeln, sondern auch die Seele in den Heilungsproceß zu ziehen, und die von der Kirche in Sacramenten und Sacramentalien dargebotenen Mittel nicht zu vernachlässigen — Christum aber, der gekommen ist, um unserer Seele die Erlösung und unserm Leibe die Unverweslichkeit zu bringen, als den wahren Arzt der Aerzte, anstatt des Asklepios zu betrachten. Die

Schrift erregte bedeutendes Aufsehen; der materialistischen Mehrzahl der Aerzte mußte sie natürlich ein Gräuel seyn — den wohlgesinnten Protestanten konnte ihr katholischer Standpunkt nicht gefallen. Dennoch fanden sich unter mehr als zwanzig Recensenten, welche sich damit beschäftigt haben, auch mehrere, die dem Tiefsinn und der Tendenz des Verfassers alle Anerkennung zollten — so namentlich Hufeland. Die Katholiken begrüßten die Erscheinung mit Freuden; es hatte ihnen jemand das Wort geliehen für das, was sie tief fühlten, was vielleicht manche selbst auszusprechen sich scheuten; natürlich machten die Hermesianer eine Ausnahme, welche bis auf die neueste Zeit vorzogen, W's. Richtung als eine pseudomystische zu verschreien. Um zu zeigen, wie das Buch von denkenden Protestanten und Katholiken aufgenommen wurde, mögen hier die Urtheile sehr heterogener, aber bedeutender Männer stehen. Süvern schrieb an W.: „Ueber das Wesentliche Ihres Werkes wird gewiß Jeder mit Ihnen einverstanden seyn, der die wahre Beschaffenheit des Menschen kennt, und der mit dem Geist des Christenthums vertraut ist. Es gibt nur ein heilendes Element in der Welt für alle Gebrechen der Seele und des Leibes, welche beide innig miteinander zusammenhangen. Welche heilen wollen diese oder jene, können es nur durch dasselbe und in seinem Namen. Die Einen sind die Geistlichen, die Andern die Aerzte. Jene müssen bei ihrer Wirksamkeit sehr oft auch die Seite kennen und berücksichtigen, an welche diese zunächst sich richten. Und diese hinwieder bedürfen nothwendig desjenigen Einflusses, an welchen jene zunächst sich halten und in welchem sie eigentlich heimisch sind". Er billigte also das Princip, während er sich im Folgenden des Briefes gegen die katholischen Folgerungen verwahrt. Sailer schrieb am 8. März 1824 an W.: „Danken, berichten, bitten muß ich, um mein Herz zu stillen. Für Ihr herrliches Buch über das höchste Bedürfniß der Arzneiwissenschaft danke ich von Herzen. Sie sprachen aus, was die Religiosität in allen gebildeten Gemüthern ahnte, denn wenn

all menschliches Wirken und Walten von Gott, dem rechten Anfang, ausgehen, mit Gott fortgehen und in Gott Vollendung finden soll, so wird wohl auch das vernünftige Wirken und Walten der Aerzte in Gottes Natur zum Heile des menschlichen Leibes von dieser Grundlage des menschlichen Handelns keine Ausnahme machen dürfen, wenn es vernünftig bleiben soll. Ein hiesiger Gelehrter las das Buch auf meine Aufforderung, und strich mir alles Merkwürdige an, und ich fand fast das ganze Buch — Ein Strich": Hegel am 11. April 1824: „Es ist eine der wenigen Schriften, welche mir wieder haben wohlthun können und weitere Hoffnung für die Zukunft geben. Sie greifen das Unwesen in seiner Wurzel an, und wenn schon die, welche darin versumpft sind, nicht mehr hören können, so wird dagegen in solchen, deren Zuversicht vor dem allgemeinen Tone nicht zur Kraft kommen kann, dieses Wort der Kraft und des Gemüths fruchtbar werden und der Muth des Erkennens in ihnen wachsen. Sie haben sich zunächst an die Medicin gewandt, und die Darstellung wird am triftigsten, wenn sie die eigenthümliche Noth und Bedürfnisse eines Faches vornimmt; den andern Fächern aber würde gleiche Anregung frommen, der Theologie insbesondere, von der alle Zuversicht und Innerlichkeit für die andern ausgehen soll; aber der Zustand dieser Wissenschaft ist es, der beinahe die andern rechtfertigt; denn ihnen ist das Heiligthum nicht anvertraut, und wenn die Priesterschaft das Volk in solche Aeußerlichkeit hat verfallen lassen, so wird auch die Medicin genöthigt, dessen Leiden in solcher äußerlichen Weise anzufassen; denn sie findet dann keinen Anhaltspunkt mehr für eine geistige, ins Innere gehende, und von Innen heraus sich bethätigende Wirksamkeit. Es ist aber höchst wichtig, daß zum Beispiel der Fall Ihrer Augengenesung — als Thatsache in der Zeit dasteht".

So stand W. in einem heißen Tagewerk — nur durch den Beifall der Guten und Verständigen und durch das feste Vertrauen auf Gott gestärkt. Und gerade in diese Periode

(1823 — 1834) fällt seine bedeutendste literarische Thätigkeit. Von außen erhielt er hauptsächlich von zwei Seiten eine kräftige Anregung, deren Verschiedenartigkeit beweist, wie sein regsamer Geist keine wissenschaftliche Richtung ausschloß, und wie er, der Finsterling, der in den Fesseln des Papismus und Mysticismus lag, seine geistige Freiheit bewahrt hatte. Mit jugendlicher Frische faßte er nämlich die Schriften des Grafen Maistre auf, in welchem er eine sich ganz homogene katholische Natur erkannte, und den er durch seinen Schwiegersohn Lieber in's deutsche Publikum einführte. Er selbst begleitete die Uebersetzung der „Abendstunden von St. Petersburg“ mit Anmerkungen und Zusätzen, worin er sich über einige wichtige Gegenstände, namentlich z. B. über die philosophische und theologische Bedeutung der Ehe tiefeindringend aussprach. Eine Beilage zu den Abendstunden: „kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit“ (besonders abgedruckt: Frankfurt 1825) gehört zum Bezeichnendsten und Schlagendsten, was über die neuere Philosophie gesagt worden ist. Was er selbst unter Philosophie verstehe, und welchen Standpunkt er in ihr einnehme, hat er theils hier, theils in einer kleinen Abhandlung: „über den Begriff der christlichen Philosophie“ (Bonn 1823) näher entwickelt. Zu gleicher Zeit folgte er mit gespannter Aufmerksamkeit dem immer vollständiger sich entwickelnden Systeme Hegels, und entfaltete das, was in seinem eigenen reichen Geist lag, in den eigenthümlich scharfen Formen dieser Dialektik. Er wurde in dieser Beziehung vielfach mißverstanden und schief beurtheilt, indem man glaubte, W. werde nur durch Inconsequenz vor den gefährlichen Folgerungen jenes Systemes bewahrt; und er erkenne die Abwege desselben nicht — und doch hat er sich in seinen Vorlesungen und anderswo so deutlich darüber erklärt. Er betrachtete die hegel'sche Logik als eine höchst scharfsinnige Entwicklung des Gedankens von seinen ersten Anfängen bis zur Vollendung — und zwar des Gedankens im endlichen, gefallenen Menschen; darin aber eine Genesis Gottes

selbst zu sehen, die Identität des menschlichen Geistes mit dem göttlichen anzunehmen und die Geschichte in dieses logische Maaß einzuzwängen — davon war er weit entfernt und darüber sprach er sich jederzeit gegen Hegel selbst mit unumwundener Offenheit aus.

Seit Jahren hatte W. in academischen Vorlesungen die Geschichte der Philosophie vorgetragen, und es war schon lange sein Plan, in einem umfassenden Werke seine Studien und Anschauungen darüber niederzulegen; auch hier war sein Standpunkt ein universeller, katholischer — denn er beabsichtigte nicht etwa eine trockene Aneinanderreihung der philosophischen Systeme, sondern vielmehr das Erbtheil von Wahrheit, das jedes Volk aus der allgemeinen Zerstreuung gerettet hatte, in dessen geschichtlicher Entwicklung, in seinen religiösen Institutionen nachzuweisen, deren äußerste Ausläufe erst die philosophischen Schulen sind, zugleich aber auch die furchtbaren Entstaltungen der Uroffenbarung unter allen Völkern, mit Ausnahme des Bundesvolkes, scharf zu charakterisiren und so auf historisch-philosophischem Wege zum Christenthum und zu einer christlichen Philosophie hinüberzuleiten. Im Jahre 1827 erschien der erste Band dieses Werkes („die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte"), und unter unsäglichen Anstrengungen und körperlichen Leiden des Verfassers gedieh es bis zum vierten Bande (1834), der leider der letzte geblieben ist; in diesen vier Abtheilungen ist nur Sina und Indien abgehandelt. Der Plan der Arbeit war großartig und umfassend, der Stoff erforderte mehr als ein Menschenleben — W. war in der Ausführung gewissenhafter als die gewöhnlichen Bücherschreiber und konnte sich zugleich nicht entschließen, den Reichthum der interessanten Data und eigener Gedanken und Combinationen unter die strenge Form eines nach Kapiteln und Paragraphen eingetheilten, auf bestimmte Bogenzahl beschränkten Werkes zu zwängen. Jene Popularität und Handlichkeit zu gelehrten Zwecken, welche von der Mehrzahl gefordert wird, erreichte daher das Buch nicht — über

die Reichhaltigkeit und Tiefe seines Inhaltes wird eine gerechtere Nachwelt urtheilen. — Ueber Indien namentlich, wo W's. philosophische Ansicht von dem philologischen Rathe der Männer vom Fache unterstützt war, hat er überraschende Aufschlüsse gegeben und höchst interessante Materialien mitgetheilt; sein Werk wird die Basis einer richtigen Beurtheilung der indischen philosophischen Systeme bleiben, und W. hat sich dadurch ein wesentliches Verdienst um die Erforschung des Orients erworben, wie er es ja auch war, der, indem er Bopp zum Studium des Sanskrit aufmunterte, ihm die nöthigen Mittel zu literarischen Reisen von der Großmuth des Königs von Bayern verschaffte und seine erste Arbeit beim Publikum bevorwortete, das neue Studium in Deutschland begründen half.

Vom Jahre 1834 wurde W. durch äußere Umstände an weitern literarischen Arbeiten gehindert, zwar beschäftigte er sich vielfach mit dem Gedanken, eine Religionsphilosophie auszuarbeiten, wozu er auch noch einzelne Entwürfe hinterließ, aber seine Kraft war gebrochen; es war ihm nur noch vergönnt, die hinterlassenen philosophischen Schriften seines verewigten Freundes Friedrich von Schlegel herauszugeben — er endete seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Liebeswerk.

Wenn wir früher schon der Läuterung W's. durchs Leiden gedachten, so gilt dies von der letzten Periode seines Lebens im reichsten Maaße. Im Jahre 1828 verlor er seinen ältesten, hoffnungsvollen Sohn und er selbst hatte seit dieser Zeit keine Stunde voller Gesundheit mehr; zwei geliebte Töchter, die in glücklicher Ehe lebten, sah er durch schwere Krankheiten Jahre lang geprüft endlich vor sich in die Grube sinken. Und noch wenige Wochen vor seinem Tode erhielt er die schmerzliche Kunde, daß sein zweiter Sohn, Professor an der Universität zu Löwen, im fernen Süden von Frankreich, wohin er seiner leidenden Brust wegen gereist war, von hinnen geschieden sey. W. ertrug diese Heimsuchungen mit bewundernswerther Fassung und mit freudiger Ergebenheit in den göttlichen Willen; sein Geist konnte dadurch nicht getrübt

werden, denn er lebte in innigster Gebetsvereinigung mit den Hingeschiedenen; aber da solche Verluste denn doch ihr unabweisliches Recht an die Natur haben, so wurde sein Leibliches um so tiefer untergraben. Aufmerksame Freunde konnten an ihm die auffallende Erscheinung beobachten, daß alles eigene Leid in ihm nur einen milden Ernst hervorbrachte, während ihn das Weh der Kirche auch geistig manchmal zu entmuthigen im Stande war.

War W. schon in früheren Jahren als ein Partheihaupt der Katholiken betrachtet worden, so mußte, seit sich durch die belgische Revolution ein katholischer Staat an den Gränzen Preußens gebildet hatte, sich dieser Verdacht noch mehren. Der Einfluß, den die begeisterte Sprache des Avenir auf Belgien und auch in den Rheinlanden äußerte, war unverkennbar; aber W. ließ sich auch hier von seinem richtigen politischen Takte und seiner ächt katholischen Gesinnung leiten — er war (und auch hier wurde er von manchen Wohlgesinnten mißverstanden) den Doctrinen Lamennais selbst mit einer Art von Heftigkeit abgeneigt und pflegte dessen Verbindung der katholischen Sache mit dem Demagogismus ein Ehebrechen mit Babylon zu nennen. Der Ausgang rechtfertigte vollkommen seine Besorgnisse. W. konnte das frohe Bewußtseyn hegen, den Feind auch in dieser neuen Verhüllung erkannt zu haben. So sehr er die Principien mißbilligte, nach welchen in Preußen gegen die katholische Kirche verfahren wurde, so blieb er dennoch von seiner ersten Bekämpfung des burschenschaftlichen Demagogenthums an bis zum Lebensende ein treuer Unterthan, auf dem nicht ein Flecken von Illoyalität haftet, unbekümmert darüber, daß man ihm keinerlei Art von Auszeichnung oder Vergünstigung angedeihen ließ, ja ihm noch kurz vor seinem Tode zur Belohnung seiner Verdienste die Stelle als Mitglied der Prüfungscommission nahm.

Die hermesischen Streitigkeiten dauerten inzwischen unausgesetzt fort und nahmen nach dem Tode des Meisters (1831) einen noch widrigern Charakter an, da die Schüler den Ver-

storbenen unter die Sterne versetzten, und jede Auffassung seines unverletzlichen Systems mit einer Art Blutrache verfolgten. Das Gerücht: Hermes Schriften würden in den Index kommen, verbreitete sich wiederholt am Rheine und es war noch ihm selber fest eingeredet worden, W. betreibe in Rom seine Verdammung. Zu jener Zeit war aber nicht ein Schatten von Wahrheit daran, da, wie wir früher sahen, W. in Rom keinen einzigen Correspondenten und keinerlei Einfluß besaß. Erst im Januar 1834 erhielt er ganz unerwartet vom heiligen Stuhle den Auftrag, ein Gutachten über die hermesische Lehre, die man in Rom in Untersuchung gezogen habe, baldigst abzugeben. Wäre W. der persönliche Feind des Angeklagten oder der Ankläger selbst gewesen — wie hätte er sich freuen, wie eilig diese Gelegenheit benutzen müssen, um das verhaßte System zu stürzen. In Wahrheit aber ging er sehr ungern an diese Arbeit und eilte so wenig mit ihr, daß er den ersten Theil seines Gutachtens erst im Juni desselben Jahres, den zweiten im März des folgenden (1835) nach Rom absendete. So pflegt die Leidenschaft nicht zu handeln. Es erfolgte im September 1835 bekanntlich die damnatio der hermesischen Schriften, die W. in der That in hohem Grade überraschte — er hatte sie so bald nicht erwartet. Welcher Haß sich von nun an gegen ihn wandte, ist leicht begreiflich; er konnte sich im Bewußtseyn rechtlichen Handelns beruhigt fühlen. Die Gegner wagten keine offene Anklagen, da man noch nicht wußte, welcher Seite sich die Regierung zuwenden würde, die durchaus keinen Beruf fühlte, das hermesische System zu protegiren, das sie ja in einem entscheidenden Augenblicke zu opfern bereit war, und nur noch unschlüssig schien, ob nicht die Personen zu mancherlei Zwecken zu brauchen seyen. Trotz dieser Unentschiedenheit wollte sich doch bald eine Propensität nach der antihermesischen Seite hin bemerkbar machen, namentlich durch die Erhebung Clemens Augusts auf den erledigten erzbischöflichen Sitz von Köln und durch einen Erlaß des Ministeriums an die betheiligten Bon-

ner Professoren, über die hermesische Lehre ganz zu schweigen, der offenbar den verurtheilten Hermesianern allein drückend war, wenn man ihn wirklich ausführen wollte. W. blieb jedoch die wahre Gesinnung kein Geheimniß — denn er wurde schon im Mai 1836 von seiner Regierung darüber zur Rede gestellt, daß er mit einem „auswärtigen Obern" in Verbindung gestanden und jenes Gutachten abgegeben habe — ein Verfahren, welches einen jüngern Mann wohl wenig berührt haben würde, da rechtlich nichts vorzubringen war, das aber den schwergebeugten Greis im Innersten kränkte. Sein Wahrheitsgefühl erlaubte ihm keinen Rückhalt, und da er eine Abschrift seines Gutachtens in der Form, wie er es nach Rom geschickt hatte, nicht besaß, so theilte er dem Gouvernement jene einzelnen Blätter und Brouillons mit, sammt den betreffenden Beilagen, die sich noch fragmentarisch in seinen Händen befanden. Auf diesen Schritt der offensten Loyalität schien die Regierung der Sache weiter keine Folge geben zu wollen — allein man lieferte die confidentiell übergebenen Papiere seinen geschwornen Feinden aus. Wir würden dies unglaubliche Factum nicht zu behaupten wagen, wenn es nicht ein Hermesianer selbst verrathen hätte, der in einer Druckschrift die Correspondenz des Nuntius in München mit W. als ihm vorliegend citirte, die er nur auf diesem Wege erhalten haben kann; wenn nicht die acta Romana Stellen aus W's. Memoire mitgetheilt hätten, wie sie nur in den genannten Brouillons zu finden sind. Auf so ehrenvollen Wegen hatte man sich in den Besitz der Waffen gesetzt, die man in den acta Romana und andern Brochüren ähnlichen Gelichters gegen den Sterbenden gebrauchte; mit einer platten Finte aber war ausgesprengt worden, den hermesischen Abgesandten seyen die Papiere in Rom gutmüthiger Weise anvertraut worden.

Der neue Erzbischof von Köln war früher W. persönlich nicht bekannt gewesen; es genügte aber einmaliges Sehen,

um beide Männer innig zu verbinden, und die vertrauensvolle Liebe seines Oberhirten war von nun an W. ein heiterer Sonnenblick in den Abendstunden seines Lebens. Dafür litt er aber auch alle Leiden Clemens Augusts vor dessen gewaltsamer Entfernung von ganzer Seele mit, und als die welthistorische Katastrophe des 20. Novembers 1837 eintrat, war sie der Todesstoß für den erprobten Dulder. Zwar folgte sein Geist noch mit lebhafter Spannung den Ereignissen, es erquickte ihn noch die erhabene Sprache des heil. Stuhles, aber sein physisches Leben welkte unrettbar dahin. Was er in gesunderen und heiteren Tagen oft mit dem Tone einer prophetischen Ueberzeugung ausgesprochen hatte: es würden die gewaltigsten Stürme über die Kirche hereinbrechen — das sah er nun anfangen sich zu verwirklichen. Vermöge der reizbaren Wechselbeziehung, die bei ihm, wie wir oben sahen, zwischen Leib und Seele Statt fand, warf sich der Schmerz seines geistigen Herzens, der aus häuslichem Kummer und aus innigster Theilnahme an den Schicksalen der Kirche entsprang, auf sein leibliches Herz — er unterlag am 23. April 1839 einem Uebel dieses Organs; sein Tod war der eines Gerechten, eines treuen Kämpfers, der die Krone empfing — er erregte nah und fern wehmüthige Theilnahme — es war, als ob den zahlreichen Freunden der gemeinsame Vater gestorben wäre.

Dies ist in wenig Zügen das Leben und Wirken eines Mannes, der im Glauben der Kirche dauerhaftere Früchte getragen und einen edleren Ruhm erworben hat, als es gewöhnlich bei literarischen Celebritäten der Fall ist. Was er als Mensch gewesen, mag aus dem Vorhergehenden genugsam erhellen; sein Wirken als Gelehrter konnte nur angedeutet werden; dem prüfenden Auge aber muß jener weit höher stehen, als dieser. Gerade dadurch unterscheiden sich wahrhaft christliche Weise von den Weisen und Buchgelehrten dieser Welt, daß jene in die Ferne mit eitelm Glanze weniger blenden, dem sich Nähernden aber unerwartete Reichthümer der

Einsicht, des wahren Geistes, des gottseligen Gemüthes dar bieten, während die Berühmtheiten der Welt meistens nur von Ferne gesehen werden dürfen, wie Theaterdecorationen in der Nähe hingegen als sehr kleine Menschen erscheinen.

W. war zum journalberühmten Gelehrten zu bescheiden — er besaß nicht die Kunst, etwas aus sich zu machen den Reichthum seiner Ideen hübsch sparsam anzulegen und seine Procente daraus zu ziehen; er ordnete sich gerne Männern vom Fach unter, lernte gerne von Jedem, und hatte kein Hehl, daß er Vieles nicht wisse. Auch gingen ihm jene, den Gelehrten allerdings sehr förderlichen Handgriffe des Studiums, das Verständniß eines passenden Mechanismus für die Einrichtung literarischer Arbeiten oder regelmäßiger Vorträge ab; er war in eine Zeit und in eine Bildungsschule gefallen, die diese Dinge nicht kannte, und er bedauerte oft, wenn er die Leichtigkeit sah, wie sich Jüngere in ihnen bewegten, daß er dies nicht gelernt habe. Daher kam es, daß seine Schriften mehr geistreiche Anregung für die Wissenden, als Compendien für die Lernenden wurden, und daß er als Lehrer diejenigen, welche bloß ihre Vorlesungen für's Brodstudium zugeschnitten haben wollten, nicht anzog; er bildete keine Schule um sich, er bildete vielmehr eine Familie, indem er den jungen Leuten, die sich ihm vertrauensvoll näherten, ein Vater, ja oft ein Gewissensrath wurde. Sein vorzügliches Talent war das des Erziehens, und er übte diese seltne Kunst sowohl als Lehrer, wie als Vater, mit unerschöpflicher Liebe und Geduld, voll Sorge, vor dem Bösen zu wahren und ein religiöses Leben anzufachen, aber ohne alle Gewaltthätigkeit, auch der freien Entwicklung der Natur ihr Recht lassend.

Wir scheiden von seinem Bild mit Wehmuth; es ist als sähen wir den Greis mit seinem freundlichen Ernste vorbeiwandeln, in stilles Gebet versunken; so wie er im Leben war, als er oft die Stunden der späten Nacht noch dazu anwendete, um für die Kranken, von denen er wußte, um für die Verstorbenen seines weiten Freundekreises, um für seine Feinde

zu beten. Er sagt uns vernehmbar in geistiger Nähe, daß er nun auch seine Freunde um ein frommes Gedenken bitte, und daß er den Feinden von Herzen vergeben habe.

XXVIII.

Der rheinische Adel und die schwarze Bande.

In mehreren öffentlichen Zeitschriften fanden sich vor Kurzem Berichte, angeblich aus den preußischen Rheinlanden, welche es sich zur Aufgabe gestellt haben, Ansichten über den rheinischen Adel, insbesondere über dessen Stellung zu den übrigen Ständen des Volkes zu verbreiten, die überall irrig sind. Als dergleichen hin und wieder zerstreute Angaben erscheinen z. B. folgende:

1) Dem sogenannten niedern Adel habe das Recht der autonomischen Dispositionsbefugniß rechtlich niemals zugestanden;

2) Der Gesetzgeber habe durch die Anerkennung der autonomischen Dispositionsbefugniß nicht nur das Princip der Gleichheit verletzt; sondern auch

3) die landständische Verfassung nicht beachtet, nach welcher neue, die Provinz betreffende Gesetze erst den Landständen zur Begutachtung hätten vorgelegt werden müssen,

4) der katholische Theil des Adels stehe in schroffer Opposition gegenüber dem Protestantismus, welches sich unter andern auch bei den Landtagswahlen bekundet haben soll; und

5) durch die kirchliche Absonderung könne die Zuneigung nicht wieder gewonnen werden, welche der Adel durch die bürgerliche Absonderung verloren habe.

Hiergegen ist zu bemerken zum ersten Vorwurf. Der alte deutsche Geschlechtsadel hatte von jeher im ganzen Vaterlande das Recht, über dasjenige Vermögen autonomisch zu disponiren, über welches die Vorfahren nicht schon verfügt hatten. Es bekundet dieß nicht allein das Herkommen in den meisten Familien, sondern auch Landesgesetze haben

diese Rechtsgewohnheit des Adels nicht selten als geschriebenes Recht aufgenommen. Hinsichtlich des rheinischen Adels siehe z. B. Kurkölnische Rechtsordnung Tit. VI. §§. 2, 17. Tit. VIII. §. 2 in der Edictensammlung B. I. S. 467.

Der Beweis darüber, daß dem rheinischen Adel diese Autonomie zugestanden habe, ist von diesem, nach Angabe der königlichen Cabinetsordre vom 16. Januar 1836, vollständig geführt worden.

Zum zweiten Vorwurf. Die Gleichheit der Staatsangehörigen vor dem Gesetze ist ein Grundsatz, welchen auch der Adel als ein richtiges Fundament der Gesetzgebung anerkannt. Wird dieser Grundsatz im Geiste der Wahrheit auf die natürlichen Verhältnisse der Menschen angewandt, so werden ihm nirgend nachtheilige Folgen beigemessen werden können. Wird er dagegen im Geiste des Wahns und der Lüge ausgelegt und angewandt, dann liegen die traurigen Folgen, welche die neuere Geschichte zu Genüge nachweist, nicht an dem Grundsatze; sondern an den Menschen, welche aus Wahnsinn, niedrigen Leidenschaften oder Irrthum das Gute zu Schlechtem mißbrauchen. Daß aber die königlichen Cabinetsordren vom 16. und 21. Januar 1836 nicht nur jenem Grundsatze der Gleichheit huldigen, sondern ihn auch richtig angewandt wissen wollen, dieß bekundet der Sinn beider und die Worte:

> „Wir sind stets landesväterlich geneigt, jedem Stande diejenigen Einrichtungen zu bewilligen, welche den Flor und Wohlstand desselben befördern“.

Der Gesetzgeber will also alle Stände in so fern gleich behandeln; als keiner bevorzugt oder zurückgesetzt, sondern einem jeden das zu seinem Gedeihen Erforderliche, bewilligt werden soll. Alle Stände sollen den gleichen Schutz des Staats genießen, sie sollen freundlich mit und neben einander leben, und — eben des Princips der Gleichheit willen — sich nicht einer den andern zu unterdrücken bestreben.

Wer nun die Ueberzeugung theilt, daß der Unterschied der Stände deßhalb nicht zu beseitigen sey, weil die Natur selbst eine Vergliederung des Menschengeschlechtes dadurch begründet habe; indem sie den Personen verschiedene Geisteskräfte und Neigungen, so wie körperliche Anlagen gab, dieselben somit auf verschiedene Beschäftigungen und Interessen hingewiesen; also Stände in den Völkern — wie getrennte Raçen in den verschiedenen Climaten — geschaffen habe; der kann die Gleichheit in keinem andern als dem Sinne verstehen, welcher der preußischen Cabinetsordre zu Grunde liegt. Wer dagegen die Gleich-

eit so denket, daß Alle und ein Jeder in den gleichen Schnürleib ein-gezwängt werden müssen, den irgend ein verrückter moderner Constitu-tionsschneider nach dem Pariser Modemuster zugestutzt hat; der mag immerhin ein hoher Philantrop und ein edler Republikaner seyn, dem wir Bürgerkronen und Ehrenbecher von Herzen Scheffelweise gönnen; wir aber haben für ihn nur den Wunsch, daß zu seiner praktischen Be-lehrung und Heilung ihm die Zwangsjacke zuerst angelegt werden möge.

Die Gleichheit in ihrer vernünftigen Auslegung wäre also von dem Gesetzgeber nirgend verletzt; dagegen könnte allenfalls noch die Frage aufgeworfen werden:

„Bedarf der Stand des Adels denn wirklich zu seinem Gedeihen des von den Vätern hinterlassenen Erbrechts“?

Der materielle Zustand der menschlichen Gesellschaft beruht auf zwei Hauptfundamenten, welche ein jedes sich wieder nach Umständen in sich selbst vergliedern; es sind dies:

a) das ländliche, und

b) das merkantilisch industrielle, — das ursprünglich städtische — Fundament.

Der deutsche Landmann strebte stets die von den Vorfahren ererb-ten Rechte und Sitten in ihrer Reinheit zu bewahren, dem Aufzwän-gen fremder Rechte stemmte er sich nach Kräften entgegen; und unsere älteste Geschichte bezeugt es, daß schon die Römer, welche dieß ver-kannten, dafür im Teutoburgerwalde bluten mußten. — Das Landgut ist das Stammgut der Familie, und diese — als moralische Person — ist dessen wahre Eigenthümerin; der zeitige Besitzer aber ist nur Nutz-nießer nach den Regeln, welche die Vorfahren bestimmten. Mit dem Tode des Nutznießers gehört also das Stammgut nicht zu dessen Nach-lasse, welcher nur aus den Ersparnissen und aus sonstigem Erwerbe besteht, über welchen der Eigenthümer beliebig unter den Seinigen auf den Fall des Todes verfügen kann.

Auf solche autonomische Dispositionsbefugniß wird deßhalb Werth gelegt, weil in der Regel es Niemand mit den Seinigen besser mei-nen, und die Umstände richtiger beurtheilen kann, als eben der Fami-lienvater. Uebrigens hat die Frau ein Recht auf Witthum, die Söhne auf eine solche Versorgung, wie sie das Stammgut ertragen kann, und die Töchter empfangen außer geziemendem Unterhalt bis zur Verheira-thung, alsdann herkömmlichen Brautschatz und Aussteuer.

Streitigkeiten über dergleichen Verhältnisse entscheidet beim rheinischen Adel ein Schiedsgericht der Genossenschaft, und zwar in Ermangelung vertragsmäßiger oder autonomischer Bestimmungen, nach Billigkeit Recht und Herkommen. Mögen bei bezeichneten Verhältnissen immerhin Mißbräuche möglich seyn; besser diese, als den weit größern Schaden, den ein nicht deutsches, dem Adel aufgedrungenes Recht, in seiner Auslegung und Anwendung anrichten kann.

In kurzer flüchtiger Andeutung ist dieß das Erbrecht unserer deutschen Vorfahren in seiner jüngsten Ausbildung, sowie es sich beim Adel erhalten hat, oder doch hergestellt wird.

Das merkantilisch industrielle Fundament des Staatslebens findet in Deutschland mit dem Entstehn der Städte seinen Anfang, und mit ihrem Fortschritt seine Ausbildung. Beweglichkeit aller Güter, Handel und Wandel sind seine Lebensquellen. Sobald sich irgend wo städtische Verhältnisse gebildet hatten, wurde diesen bald das alte Stammgut hinderlich; es verschwand daher und wurde in persönliches Eigenthum verwandelt, wodurch es beim Tode des Besitzers als zu dessen Nachlaß gehörig, der Zersplitterung und Verkäuflichkeit eben so unterlag, wie bei dessen Leben. Anstatt des Witthums trat hier eheliche Gütergemeinschaft ein; und anstatt der Autonomie über den Nachlaß, statt der Aussteuer und des Brautschatzes, — der Pflichttheil.

Der Unterschied beider Systeme ist eine nothwendige Folge beiderseitiger Beschäftigungen. Der Landbau mit Viehzucht erfordert einen bestimmten, von climatischen und örtlichen Verhältnissen abhängenden Flächenraum. Durch endlose Zersplitterung des Bodens muß aber der Landbau mit der Viehzucht eben so aufhören, als die Production des im civilisirten Zustande überall nicht zu entbehrenden Holzes; daher das untheilbare Stammgut beim deutschen Landmanne, dessen übrige erbrechtliche Gewohnheiten nur nothwendige Folgen des ersten Grundsatzes der Untheilbarkeit sind. Die Interessen der Industriellen sind denen des Landmanns gerade zu entgegengesetzt; aber wenn jene auch einerseits eine Beweglichkeit und Vertheilbarkeit erfordern, so kann die Industrie doch andererseits das rein ländliche Element wieder nicht entbehren; indem sie hinsichtlich des Bezugs der wesentlichen Nahrungs- und Rohstoffe lediglich auf den Landmann hingewiesen ist, welcher nur allein solche zu liefern vermag.

So wie das Stammgut die allein nachhaltige Nahrungsquelle des ländlichen Lebens ist, eben so ist schneller Umsatz der Waare die des merkantilisch-industriellen; fließt oder versiegt die eine wie die andere

Quelle mehr oder minder, so gedeiht oder kränkelt der eine oder andere Stand. Die Interessen beider Stände bedingen sich also gegenseitig, und beide Theile haben alle Ursache, sich nicht in ihren Wurzeln zu befehden, sondern freundlichst die Hand zu reichen. —

Der kleinere Grundbesitzer — der Bauer — ist bereits vielfältig durch eine irrig angewandte Gleichheitstheorie zu Grunde gerichtet. In älteren Zeiten geschah dasselbe durch ein Generalisiren des römischen Rechts, und durch Ausdehnung der nur dem Industriellen gedeihlichen Principien von den Städten auf das Land; am Rhein aber zuletzt durch die völlige Einführung der französischen Gesetzgebung, welche den Unterschied zwischen den ländlichen und industriellen Lebensquellen im Wesentlichen nicht kennt, die ersteren völlig übersehen, nur die letzteren beachtet, und diesen den Landmann geopfert hat. Die Fremdherrlichkeit hatte decretirt: jeder Mensch sey ein Citoyen, welches Wort eigentlich einen Stadtbürger bezeichnet, sehr treffend aber den Geist der französischen Gesetzgebung bekundet, welche im Citoyen das Normalmaaß darstellt, nach welchem ein jeder Bauer so lange geneckt, gezerrt, gepreßt, geschunden und geschoren werden muß, bis er die Normalgleichheit erlangt hat, und ihm die gleiche Brüderkappe übergestreift werden kann. Allein die Brüder bleiben ungleich, die Pariser Modekappe paßt immer nicht auf die deutschen Köpfe, und deßwegen wird des Scheerens und Schindens kein Ende. Schon mancher hat Haut und Haare, Kopf und Kragen dabei im Stich gelassen; aber der große, nimmer zu sättigende industrielle Magen nimmt diese Abfälle mit aller Behaglichkeit auf, und ist fortwährend ganz fabrikmäßig mit ihrer emsigen Verdauung beschäftigt.

Der deutsche Adel ist zwar auch häufig durch solche Verkehrtheiten und Gewaltthaten um das Seinige gekommen, dem Reste des Adels ist es indessen so ziemlich gelungen, sich seine rechtlichen Eigenthümlichkeiten — welche im Wesentlichen mit denen des Bauern hier gleich sind, und nur häufig auf ein größeres Besitzthum sich beziehen — zu erhalten. So lange es aber der Industrie nicht gelingt, dem Adel die Ueberzeugung beizubringen, daß es für ihn weit angemessener sey, seine ländlichen Interessen mit der Elle und Pfefferbüchse zu vertauschen, so lange der Adel also nicht Lust bezeigt, Krämer zu werden, eben so lange möchte die Mühe, ihn zum Aufgeben seiner ländlichen Eigenthümlichkeiten zu veranlassen, vergeblich seyn.

Der Staat aber ist dabei interessirt, beide Elemente seines Lebens, sowohl das ländliche, wie das industriell-merkantilische im passenden

Gleichgewichte zu einander zu erhalten, beide geziemend zu beschützen, und etwaige gegenseitige Anmaaßungen und Befeindungen zu hemmen. Ueberdem ist der Landmann, welcher sich und seine Familie durch das Stammgut dem Vaterlande fest verbunden hat, der eigentliche Staatsbürger; der Kaufmann, der Industrielle, welcher die Welt durchzieht, und nach Procenten da sucht, wo sie eben am häufigsten flüssig sind, gehört mehr der Welt im Ganzen, und ist daher bei weitem nicht so sehr mit dem Wohle und Wehe des speciellen Vaterlandes verflochten, wie der Landmann.

Wenn der rheinische Adel bemüht war, seinen Nachkommen ländlich deutsches Recht und Sitte zu sichern, so that er nur seine Pflicht, und will er im Allgemeinen dem Lande zu bewahren suchen, was des Landes ist, will er der Verfechter dieser Interessen im Allgemeinen seyn, und es also nach Kräften zu verhindern streben, daß der Landmann dem Bürger durch die Macht des Geldes leibeigen werde, und daß mit dem Wohlstande auch alle höhere Intelligenz aus dem Stande der Landleute schwinde, dann verdient der rheinische Adel den Dank des Vaterlandes, und heute auch durchs Wort die Ritterwürde, welche er sich ehedem durchs Schwert gewann.

Zum dritten Vorwurf. Ohne allen Zweifel kann es nur die Absicht des Gesetzgebers seyn, die Verhältnisse des Adels in der ganzen Monarchie nach einem allgemeinen Maaßstabe zeitgemäß zu ordnen; eben das in Anspruch genommene Princip der Gleichheit, welches auch der Adel für sich in Anspruch nimmt, aber dessen wahre Auslegung und Anwendung fordert, verlangt ein solches Verfahren. Gegenstände aber, welche die ganze Monarchie betreffen, können nirgend zum Bereiche von Provinzialständen gehören. Nur Reichsständen, wo solche bestehen, würde hierüber eine geziemende Erörterung zustehn können. Reichsstände sind aber überhaupt nur da geeignet, wo sich wirkliche Stände im Volke gebildet haben, oder da hergestellt sind, wo sie durch irgend eine Gewaltthat vernichtet wurden; letzteres war nun am Rhein in Folge der französischen Usurpation der Fall, und somit ist die landesherrliche Bestätigung der Rechtseigenthümlichkeiten des Adels nichts mehr und weniger als eine Rückgabe des unredlich vom deutschen Erbfeinde entwendeten Guts, ein Fortschritt der Gesetzgebung in der Erkenntniß der beiden Staatsfundamente, und eine Sicherstellung eines Gliedes des ländlichen Fundaments. Wer daher sein deutsches Herz nicht verlor, und nicht der Meinung ist, die natürliche Sonderung der Menschen bedürfe keiner Beachtung, die verschiedenen Interessen

müßten nicht nach Ständen, sondern nur im Allgemeinen durch eine nach der Kopfzahl der Menschen gewählte Anzahl von Volksrepräsentanten so vertreten werden, wie sie der Zufall gleichsam zusammenwürfelt; wer also einen gleichen Schutz der beiden Stände in ihren Vergliederungen verlangt, und deren Gleichgewicht nicht dem Zufalle preisgeben will, der kann die dem Adel erzeigte Gerechtigkeit nur mit Freude und Theilnahme erfahren haben, welches denn auch bei allen Verständigen des Rheinlandes wirklich der Fall ist.

Zum vierten Vorwurf. Unter einer jeden Religionsform pflegen neben den Gläubigen sich auch Zweifler mit der Zeit einzufinden. In der abendländischen Kirche heißen seit der sogenannten Reformation im Gegensatze der Katholiken letztere Protestanten, welche sich in einer Menge von Schattirungen bemerkbar machen, dem Namen und der äußern Form nach aber in Preußen größtentheils unter dem Namen evangelische Christen geeint worden sind. — Der Glaube ist eine Angelegenheit, worum nur die eigene Person und kein dritter sich zu kümmern hat, und es ist in der That kein vernünftiger Grund denkbar, weßhalb die verschiedenen christlichen Glaubensverwandten nicht aufs freundschaftlichste mit einander leben und verkehren könnten. Es bedürfte hiezu weiter nichts, als daß sie sich rücksichtlich ihrer Religionsangelegenheiten nur gegenseitig durchaus ungeschoren ließen; in Gemäßheit der alten Reichs- und jetzigen Bundesgesetze aber sollen sie dieß, und Alle haben ein Recht vom Staatsoberhaupte gleichen Schutz für sich in Anspruch zu nehmen. Meinen nun die einen Glaubensgenossen aus irgend einem Grunde den Schutz des Staats, und in dessen Ermangelung den des deutschen Bundes begehren zu müssen; dann sind die Landstände geradezu das gesetzliche Organ, um Bitten, Wünsche und Beschwerden höhern Orts anzubringen. Sollte daher bei den rheinischen Landtagswahlen eine sich beschwert fühlende Religionspartei bemüht gewesen seyn, diese Wahlen in ihrem Interesse zu lenken, und somit den Beweis haben liefern wollen, daß ihre Meinung von den Wählern und der Masse des Volks gebilligt werde, dann würde dieß ganz in der Ordnung seyn.

Es ist nun zwar nicht zu verkennen, daß seit dem Kölner Ereigniß sich ein großes Mißbehagen unter den Katholiken überhaupt bemerkbar macht; allein eine eigentliche Opposition derselben gegen den Protestantismus als solchen findet sich noch nirgend, und somit auch nicht Seitens des katholischen Adels, der hier überall nur dieselben Interessen wie seine Glaubensbrüder jedweden Standes hat. Katholischer

Seits ist die gewohnte Duldsamkeit gegen die Protestanten nirgend auch da nicht, wo ihr Glauben der herrschende ist, erschüttert worden, und wenn Fragen aufgeworfen werden, z. B.:

„Wie kommt es, daß in den sonst bloß katholischen Landestheilen fast nur Protestanten angestellt werden"?

„Weshalb wird denn in jedem Städtchen, wo man vielleicht kaum zwanzig Protestanten bis jetzt hineingeleitet hat, gleich eine protestantische Kirche gebaut und eine Pfarre aus Staatsfonds gestiftet; während so manche katholische Kirche und Pfarre keine Unterstützung findet"?

„Will man etwa deshalb bei gemischten Ehen die Kinder in der Religion des Vaters erzogen wissen, um aus den immer mehr einwandernden protestantischen Männern, denen man allein die Aemter anvertraut, und sie dadurch heirathsfähig macht, mit den reichen Erbtöchtern des Landes, eine Art Stammheerde zu bilden, welche die Katholiken allmählig verdrängen soll"?

„Ist dieß der geheime Grund, weshalb man die Erzbischöfe aus Kirchendienern zu Staatsdienern machen, und denselben statt der Kirchengesetze Cabinetsordres zur Befolgung geben will"?

Wenn, sage ich, solche und ähnliche Fragen aufgeworfen — aber noch nicht zur Beruhigung der Katholiken beantwortet wurden — dann haben diese nicht in einer Unduldsamkeit der Katholiken, sondern lediglich in dem, was die unglücklichen Kirchenwirren herbeigeführt, ihre Entstehung gefunden. Wahrlich das Vertrauen der Katholiken zu der Billigkeit der Protestanten war so blind, daß erst seit der Kölner Begebenheit dergleichen Fragen ziemlich allgemein unter den Katholiken geworden sind, welches nirgend eine Intoleranz katholischer Seits, sondern nur die — jetzt freilich immer stärker hervortretende — Nothwendigkeit beurkundet, den Nachtheilen einer vermutheten Intoleranz protestantischer Seits zuvorzukommen, und die weiteren Umgriffe derselben unmöglich zu machen.

Wenn nun auch alle denkenden Katholiken die Stellung des Staats zur Kirche tief beklagen; so verkennen sie doch nicht, daß die dadurch entstandenen Irrungen den Weg bahnen müssen, um das Verhältniß des Staats zur Kirche, und umgekehrt, gründlich zu prüfen und dauernd festzustellen. Sie haben darum das Vertrauen nicht verloren, daß das endliche Resultat für die Kirche wie den Staat, welche beide, jene direct, dieser indirect, von und durch Gott sind, heilsam seyn werde.

Zur fünften Anklage. „Also durch die kirchliche Absonderung des katholischen Adels kann die Zuneigung der übrigen Stände nicht wieder gewonnen werden, welche durch die bürgerliche Absonderung verloren worden ist"?!

Aber katholischer Seits hat nirgend eine Absonderung eines Standes von den übrigen Staatsangehörigen Statt gefunden, und somit auch nicht Seitens des Adels. Die bestehende kirchliche Absonderung war lediglich ein Werk der Protestanten, und zwar schon zur Zeit der Reformation. Seit dieser Periode besteht die Scheidung der Protestanten und Katholiken, und Erstere haben sich in eine Menge von Secten, Pietisten, Rationalisten und mit Wasser begossene Heiden — wie Leo sagt — abermals gesondert, die Katholiken aller Stände aber sind eins geblieben, und bleiben eins vom Anfange bis zum Ende, und somit steht auch der katholische Adel mit seinen Glaubensbrüdern ungetrennt in einer Linie. Auch hier sind es nicht die Katholiken, welche die religiöse und die ihr nachfolgende politische Absonderung im deutschen Volke bejubeln — alle denkende Katholiken betrauern vielmehr das Geschick des heiligen Reichs deutscher Nation, und haben es immer betrauert; — der Jubel aber ist zu aller Zeit von Seite der Protestanten ausgegangen, und sie haben ihn bei ihren Reformationsfesten der Welt verkündet, schwerlich damit ein geeignetes Mittel vorkehrend, um die alte Absonderung zu beseitigen.

Wenn es also mit der kirchlichen Absonderung des katholischen Adels nichts auf sich hat, so verhält es sich mit der staatsbürgerlichen ganz eben so, indem — wie schon vorher bemerkt wurde — der Adel keine Sonderung oder Bevorzugung irgend einer Art, sondern nur den allen Ständen und ihren Abzweigungen gebührenden Schutz auch für sich so in Anspruch genommen hat, wie er als ein im Staatsleben begründetes Bedürfniß erforderlich ist. Vorrechte besitzt der Adel keine, und ist auch nicht im entferntesten gesonnen, deren je in irgend einer Art auf Kosten seiner Mitstaatsbürger zu begehren.

Im religiösen Leben wird der Adel — je nach dem Bekenntniß — mit den Glaubensgenossen vereint, zum gleichen Ziele streben; und im Staate finden alle Stände und Confessionen ihre Einheit in gleicher Liebe zum deutschen Vaterlande, deutscher Redlichkeit und gegenseitiger Duldsamkeit. — Den verwelschten Heuchler betrachten sie daher als einen Verworfenen und Ausgestoßenen.

Es bleibt nun noch die Untersuchung übrig, ob der Adel dennoch die Zuneigung der andern Stände, oder auch nur einer Klasse — wenn auch aus andern Gründen — wirklich verloren habe?

Zur Zeit der ersten französischen Revolution, als Königsmord und Kirchenschändung republicanische Tugenden hießen, da entstand auch eine Verbindung, welche die Complexe des ländlichen Grundeigenthums überall zu zerstören trachtete. Sie hatte den Grundsatz: daß wenn die socialen Verhältnisse gründlich umgewandelt werden sollten, man nothwendig die Fundamente angreifen müsse; das ländliche Leben, als das zäheste, könne nur wirksam vernichtet werden, nicht wenn man bloß die Personen verjage, man müsse vielmehr die Gutscomplexe selbst vernichten und somit deren Rückkehr in den Besitz irgend einer Person unmöglich machen. Erst wenn dieses geschehen sey, hieß es, fände der Freiheitsbaum genügenden Platz, seine Wurzeln zu verbreiten, sich in seiner Fülle zu entfalten, und jene köstlichen Blüthen und Früchte zu liefern, welche die Menschheit zu beglücken bestimmt seyen. Die Gesellschaft aber, welche die Wohlfahrt des Menschengeschlechts durch Zertrümmerung der Landgüter vorbereiten wollte, ward nun vom Instinct des Volkes, das ihre Gefährlichkeit erkannte, die schwarze Bande genannt. Den Ankauf von Landgütern, um sie nach Abrasirung des Holzes in möglichst kleine Parcellen wieder zu versplittern, versprach allzu reichlichen Gewinn, als daß sich nicht bald Speculanten auf solche Geschäfte in Menge hätten finden sollen, und so erhielt die Doctrin erst Körper; und es entstand jene neue Industrie, welche, im Ruine der ländlichen Familien und des Landbaues, ihren sündhaften Verdienst suchte, und besonders damals in Frankreich fand.

Dem innern Gehalte nach zerfällt diese Gesellschaft in drei Klassen, welche da sind:

1) als Haupt jene oben bezeichneten theoretischen Gleichheitsnarren mit der Schellenkappe und Zwangsjacke, welche wie besessen den Irrlichtern des Wahnes nachzujagen nicht ermüden, immer und immer sich beredend: es sey das Licht der Wahrheit; -- und dadurch die unversöhnlichen Feinde alles wahren Rechts und wirklicher Freiheit werden;

2) jene industriellen Speculanten als Beifall wedelnder Bandenschweif. Dieser Klasse ist an dem Grundsatze der Gleichheit, wie an allen Grundsätzen, nichts gelegen; das Wort ist ihnen nur Mittel zum Zweck, der da heißt: Geld und abermals Geld, und nochmals Geld, und Alles durch die Macht des Geldes; und

3) als Nachtrab laufen hinter her, die Unklaren und Verworrenen, die Gedankenlosen und Bethörten.

Auch in den Rheinlanden wüthete die schwarze Bande während der Fremdherrschaft, und von Zeit zu Zeit gewinnt es immer wieder den Anschein, als wenn die Trümmer derselben gleichsam gespensterartig ihren Spuck erneuern wollten, und sich als verkappte Vorposten jenes bösen Feindes bemerkbar machten, der stets mit lüsternen Blicken nach den deutschen Gauen schielt, den Zeitpunkt erlauernd, dieselben von neuem zu unterjochen.

Nur Personen solchen Gelichters sind es, welche aus Wahnsinn, Habsucht oder Irrthum stets die Gleichheit preisen, deren richtige, natürliche Anwendung aber nicht wollen oder nicht kennen.

Sie sind es, welche die französische Gesetzgebung immer wieder aufs neue lobhudeln, und zwar: nicht etwa des Guten wegen, das sie wirklich in sich hat, sondern um des Einträglichen willen, das sie bietet, weil der Schweif mit ihrer Hülfe besser und leichter auf das ländliche Eigenthum speculiren, und mit dem Neide zugleich die Habsucht befriedigen kann; während das Haupt darin eine Brücke sieht, wieder zur alten Herrlichkeit zu gelangen; der Nachtrab aber, durch die steten Vorspiegelungen bethört, fort und fort wähnt, seine Wohlfahrt werde allein durch immer weiter gehende Zertrümmerung gefördert. Sie endlich sind es, die wieder ihrerseits ganz andern Absichten willig ihre Larve leihen, hinter der sie, verkappt, den rheinischen Adel anonym in den öffentlichen Blättern anfeinden; weil er, indem er sein Eigenthum den gierigen Krallen jenes industriellen Speculationsgeistes entzogen, damit der Ausführung ihres Planes absoluter Beamtenherrschaft als eine große Hemmniß im Lichte steht.

Während aber also die schwarze, und hinter ihr die gescheckte Bande emsig ihr Wesen treiben, läßt hinter ihnen das dumpfe Gemurmel eines dritten Gespenstes also sich vernehmen:

„Fort mit eurer Gleichheit! die in der That die gröbste Ungleichheit ist. Das schöne Wort führtet ihr nur zu unserer Bethörung im Munde; euere gierigen Hände aber nahmen das Geld und das Gut, wo es sich fand, und fast ein Jeder ist euch leibeigen geworden. Nennt euch immerhin, wie ihr wollt, juste milieu und tiers partie, auch Staatsbürger oder Staatsbeamte, wenns beliebt; wir aber nennen euch Heuchler, Gleißner und Schalks-

knechte, — und wirkliche Gleichheit verlangen wir, welche da ist Gemeinschaft alles Besitzes, und deshalb heraus mit dem Sündengelde ohne alles Federlesen"!

Und wahrlich! beweist nur immerhin mit tiefster Gelehrsamkeit, diese Auslegung sey nichts, weil sie überall im Widerspruche mit der Natur des Menschen in der ganzen Schöpfung steht; ihr habt nichts bewiesen, denn die unheimliche Stimme hat darin die Wahrheit gesprochen, daß die bisherige Anwendung des Grundsatzes der Gleichheit zur gröbsten Ungleichheit geführt; indem sie das ländliche Fundament der Speculation preis gegeben, und das Geld als den Industrie-Götzen hingestellt, den alle und ein jeder künftig anbeten sollen.

Trotz aller Demonstrationen, die Halt gebieten, frißt daher der Groll und Grimm immer tiefer ein, die vernommene Stimme erschallt in immer weiteren Kreisen; es entsteht ein Nachfragen, ein Prüfen und ein Forschen, der Bandenschweif wird darob stutzig, einige Schüchternheit läßt im Wedeln sich verspüren. Das Haupt des Ungethüms aber denkt: so ist es eben recht, schon zeigt sich das Ziel, nach dem wir steuern; nur immer so weiter, alle geselligen Fundamente jeder Art nur tiefer unterwühlt; aller Religion, ohne Ausnahme, nur Hohn gesprochen und den Untergang bereitet, unserem etwas zu voreiligen Nachtrabe aber das Maul noch einstweilen gestopft. Alles wird sich schnell zum Besten wenden, und raschen Schrittes zum Ziele gehen. Freunde, unverzagt zum Werke! laßt euch nicht abschrecken noch ermüden. Schmeichelt immerhin den Fürsten und den Königen noch zur Zeit, auf daß sie euch Einfluß und Aemter geben, und somit durch die Gesetzgebung selbst und immer wiederholte Provocation den Weg uns ferner ebenen. Nur fort mit Unrecht und Gewaltthat die Geister allzumal entrüstet! — Der schon erbleichende Heiligenschein der Krone wird bald von selbst erlöschen; dann aber ist es erst Zeit, sie hinunter zu dem übrigen Rococo zu werfen, und das soll uns das Zeichen seyn, daß wir nun auch unser Reformationsfest beginnen, und es mit Jubel unter den Trümmern aller Throne feiern.

Halten wir nun noch schließliche Umfrage, bei wem hat der rheinische Adel die Zuneigung verloren? dann ist die Antwort: bei Niemanden! denn die Zuneigung jener gutgesinnten Compagnie hat er niemalen besessen, er konnte sie daher auch nicht verlieren; wer aber von noch andern zahlreichen Feinden des Adels träumt, ist sehr im Irrthum, selbst die feindlichen Reste des eingeimpften Giftes von außen her scheinen nur noch spärlich im Blute umher zu schleichen.

Ohne Unterbrechung besitzt der Adel die Geneigtheit des redlichen Bürgers und Bauers, beiden reicht er ehrlich und deutsch die Hände zum Pfande steter Freundschaft; seinen Feinden aber bietet er offen die Stirn, und eingedenk seiner Pflichten gegen Gott, König und Vaterland wird er fest beharren auf der Bahn der Wahrheit und der deutschen Volksthümlichkeit. — Der Allmächtige aber, welcher zur Mahnung der Menschen alle die Ungethüme, die jetzt die Welt durchfahren und durchziehen, aus dem Sündenpfuhl aufsteigen ließ, und ihnen die frevelhaften Menschen hingegeben, wird sie auch wieder auszutreiben und in die Finsterniß zurückzuweisen wissen, sobald ihre Sendung sich erfüllt und die Zwecke sich erreicht, um derentwillen sie losgekettet worden.

Der Verfasser, welcher weder der Corporation des rheinischen Adels angehört, noch in den Rheinlanden wohnt, hat in diesen Bemerkungen nur sein eigenes Urtheil so niederschreiben wollen, wie er es über Personen und Begebenheiten aufgefaßt hat. Dies sein Urtheil ruht auf dem Grunde des Verlangens, daß Jedem, so in Recht wie in Besitz das Seine werde, und das Seine bleiben müsse, und darum erklärt es sich gegen Alle, die aus was immer für Gründen diese Rechte und Besitzthümer zu confisciren oder zu nivelliren Gelüste in sich verspüren.

XXIX.

Briefliche Mittheilungen

aus dem Großherzogthum Posen.

Großherzogthum Posen, den 25. Febr. Mit tiefbetrübtem Herzen ergreife ich die Feder, denn traurig ist das, was ich Ihnen mittheilen kann. Einige ausländische Blätter, unter ihnen auch die K. K. Z. im Decemberhefte v. J. theilten uns die Erklärung des Domprobstes Leo v. Przyluski gegen die Beschuldigungen, die ihm in vielen deutschen Zeitungen mit Recht gemacht wurden, mit. Der Prälat versichert auf seine Ehre, die über ihn ausgesprochenen Meinungen seyen irrthümlich und falsch. Lieber hätten wir gesehen, wenn er geschwiegen hätte, denn wo Facta sprechen, da genügt zu ihrer Widerlegung nicht das bloße Wort. An Einiges nur, was gegen den Prälaten spricht, will ich erinnern. — In der Abwesenheit seines Oberhirten, ohne sogar den ehrwürdigen Official Brodziszewski um seine Meinung zu fragen, führte der Prälat proprio motu so manches Neue in dem Gnesner Dome ein; beleidigte nicht nur die Geistlichkeit, sondern alle Gläubigen dadurch, daß er den Kirchhof, auf welchem seit den ältesten Zeiten her die Geistlichen Gnesens begraben wurden, der Stadt abtrat, damit an dieser heiligen Stätte ein Park angelegt würde. — Zurückgekehrt von Berlin ließ er sich, einer höhern Verfügung zufolge, aus der Kapitelkasse 300 Thl. als Remuneration für die Reise nach Berlin und Colberg auszahlen, da er doch keineswegs als Abgesandter des Kapitels hinreiste, sondern von dem Staatsminister v. Rochow dazu aufgefordert. Wir können, wenn es nöthig seyn sollte, das Einladungsschreiben produciren; würden aber auch den Prälaten ersuchen, der Welt die etwa vom Kapitel erhaltene Vollmacht vorzulegen. Nach seiner Rückkehr schrieb er mit dem Domherrn Palcyn einen demuthsvollen Brief an den Oberpräsidenten Flottwell, in welchem gesagt wird, daß das Kapitel (mit diesem Namen nennen sich die beiden Herren) bei der Einführung der Kirchentrauer in der Kathedrale sich habe mit dem Strome fortreißen lassen, ohne zu bedenken, was es thue. Nach diesem Schreiben führte der Prälat in dem

Gnesner Dome am Neujahrstage, auf eigene Veranlassung, die bis zu diesem Tage eingestellte pompöse Musik und das Glockengeläute ein. Als aber die Diöcese nicht folgte, und dem Domkapitel derbe Vorwürfe machte, ward wiederum durch den überall mit den bittersten Vorwürfen überhäuften Prälaten die Musik abgeschafft und das Glockengeläute beibehalten. Sein Benehmen auf seiner Probstei in Schrimm ist der ganzen Provinz bekannt — und seit der Zeit seiner Erklärung, in welcher der Prälat mit einem Worte Alles widerlegen wollte, wohnt er still und eingezogen auf seinem Gute, jede Zusammenkunft mit Geistlichen und Laien meidend. Die Provinz weiß, was sie von ihm und seinem Genossen, dem Domherrn Palcyn, zu halten hat.

Wie betrübend die genannten Vorfälle sind, so erfreulich ist die Haltung und das Benehmen des niedern Clerus. Die von ihm nach Berlin im Juli v. J. gesendeten Deputirten reichten an Se. Majestät den König die nachstehende Eingabe vom 20. Januar ein:

Copia.

Allerdurchlauchtigster!
Allergnädigster König und Herr!

Auf unsere allerunterthänigsten Gesuche vom 15. Juli und 23. August v. J. hat der Staats- und dirigirende Minister der geistlichen Angelegenheiten, Freiherr von Altenstein, uns eröffnet, daß die von uns erflehte Rückkehr des Erzbischofs von Dunin nicht gewährt werden könne, weil derselbe die katholischen Vorschriften mit der den Landesgesetzen gebührenden Achtung auszuüben unterlassen habe. Einen ähnlichen Bescheid haben mehrere Decane sammt der ihnen untergebenen Geistlichkeit unterm 10. Dec. v. J. auf ihre Immediat-Vorstellung erhalten, worin vornehmlich das Verhältniß der gemischten Ehen und die eigenmächtige Rückkehr des Erzbischofes von Berlin nach Posen hervorgehoben worden sind.

Da uns die in beiden abschlägigen Bescheiden angeführten Gründe weder überzeugen noch befriedigen, so sehen wir uns von der traurigen Lage unsrer geistlichen Angelegenheiten bedrückt, nothgedrungen, in unbegränztem Vertrauen auf Ew. Königl. Majestät landesväterliche Huld und allgepriesene Gerechtigkeitsliebe unsre allerunterthänigste Vorstellung zu den Stufen Ew. Königl. Majestät erhabenen Thrones ehrfurchtsvoll niederzulegen.

Nach der dogmatischen, von allen Katholiken der ganzen Welt verehrten Lehre der katholischen Kirche ist die katholische Religion die wahre, die alleinseligmachende; denn sie allein besitzt alle Gnadenmittel, die

zur Seligkeit führen. Die ganz natürliche Folge dieser Lehre ist also, daß jeder gründlich unterrichtete Katholik sich im Gewissen verpflichtet fühlt, seinem Glauben bis zum Tode treu zu bleiben, auch seine Nachkommen in demselben zu erziehen und zu bewahren. Thut er dieses nicht, so handelt er wider seinen Glauben, wider sein Gewissen, wider den seiner Kirche schuldigen Gehorsam, wider sein und seiner Nachkommenschaft ewiges Seelenheil, begeht mithin eine vielfache, schwere Sünde. Die katholische Kirche als eifrige Bewahrerin ihrer wohlbegründeten und wohlbewährten Lehren und Satzungen handelt daher ihrem Wesen und ihrem Geiste nach ganz consequent, wenn sie, fürsorglich dem Indifferentismus vorbeugend, gemischte Ehen überhaupt nicht billigt, aus unvermeidlichen Rücksichten aber, zumal in einer gemischten Bevölkerung, wiewohl ungern und nur nothgedrungen zuläßt, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, wenn sämmtliche, solchen Ehen entsprossene Kinder katholisch erzogen werden. Dieser Bedingung, von der diese Kirche ohne Zerstörung ihres gesunden, sich vornehmlich in Widerwärtigkeiten verjüngenden, kraftvollen Lebens nicht abgehen kann, liegt keineswegs Intoleranz oder Proselytenmacherei zu Grunde, sondern pflichtmäßige Sorge für das Seelenheil ihrer Angehörigen, pflichtmäßige Wahrung des Gewissens des katholischen Ehetheiles, und gewissenhafte Aufrechthaltung des vollständigen Bestandes ihrer Lehre, ihres derselben angebornen Lebensprincipes, ohne welches sie allmählig exspiriren würde.

Die dem Wesen und dem Geiste der katholischen Kirche entsprechende, und mit der Ehe als Sacrament unzertrennlich verbundene Bedingung hat die Kirche stets festgehalten, und muß sie um so mehr festhalten in einer Zeit, wo der frivole Zeitgeist alle Religion und Religiosität zu untergraben strebt, und somit selbst die mächtigsten Throne umzustürzen droht. Dieselbe Bedingung haben alle Concilien, alle Synoden, wo gemischte Ehen zur Sprache kamen, endlich alle Päpste stets und unabänderlich aufrecht erhalten, auch neulich der jetzt regierende (?) Papst den rheinischen Bischöfen durch sein weltbekanntes Breve eingeschärft. Diese Bedingung ist es, die auch der Erzbischof von Dunin in seinen vereinigten Diöcesen keineswegs zwar neu eingeführt, wohl aber unverletzlich aufrecht zu erhalten anbefohlen hat, unter Strafen, die ihm kraft seiner Machtvollkommenheit unbestreitbar zustehen. Und dieses konnte und mußte derselbe thun, widrigenfalls er sein Amt, seine Pflicht, die ihm als Wächter der reinen Lehre seiner Kirche oblag, verletzt, das Fundament der Einheit des Glaubens untergraben, und somit den abscheulichsten Verrath an Gottes heiligster Sache, mithin das

größte aller Verbrechen begangen haben würde. Da er dieses nicht gethan, so hat er seiner Pflicht genügt, sein Gewissen bewahrt und seiner Kirche die schuldige Treue, so wie den pflichtmäßigen Gehorsam offen an den Tag gelegt. Eine auf Religion und Religiosität, auf Weisheit und Gerechtigkeit basirte Regierung kann seine Handlungsweise nur billigen, und eine solche Regierung soll die unter Ew. Königl. Majestät glorreichem Scepter stehende seyn. Der Erzbischof hat also der Lehre seiner Kirche durchaus gemäß gehandelt, er mußte und durfte um so mehr handeln, als er auch nicht im Entferntesten ahnden konnte, dadurch den Majestätsrechten seines Souverains nahe zu treten, zumal ihm wohl bekannt war, daß der obschwebende Streit rein religiöser Natur sey, Ew. Königl. Majestät die katholische Religion in ihrem vollen Bestande garantirt, und Allerhöchst Ihren Souverainetäts-Rechten durch die feierlichsten Tractate allergnädigst zu entsagen geruht haben, damit sich diese Religion als göttliche Institution frei und ungehindert in und auf ihrem Gebiete innerhalb der ihr deutlich vorgezeichneten Gränzen, durch die das weltliche Gebiet auch nicht im mindesten verletzt wird, bewegen könne, dürfe und müsse, weil sie nur also als katholische Religion bestehen kann, die in ihrem vollen Bestande, in ihrer Reinheit unversehrt erhalten, die mächtigste Stütze Ew. Königl. Majestät erhabnen Thrones ist und bleiben wird, trotz aller Widerwärtigkeiten, die sie zu bestehen hat. Der Erzbischof ist der Kirche, der er angehört, treu geblieben, und in dieser Treue liegt die sicherste Bürgschaft seiner Treue für seinen höchstverehrten König und Herrn.

Zwar haben Ew. Königliche Majestät dem Erzbischofe befohlen, Vorschläge zu machen, wie die katholischen Vorschriften hinsichts der gemischten Ehen mit den Landesgesetzen in Einklang zu bringen seyen; allein aus dem vorstehend ehrfurchtsvoll Vorgetragenen werden Allerhöchstdieselben sich allergnädigst zu überzeugen geruhen, daß derselbe von den allgemein gültigen kirchlichen Gesetzen abweichende Vorschläge zu machen außer Stande war, und wenn er sie auch gemacht haben würde, so konnten dieselben ohne Sanction von Seiten des Oberhauptes der katholischen Kirche nie in Kraft übergehen. Diese Sanction aber konnte nicht erfolgen, da dasselbe Oberhaupt ebenfalls an die zur würdigen Empfangung eines Sacramentes unbedingt nothwendigen, unwandelbar feststehenden, von der Kirche durch Concilienbeschlüsse bereits längst sanctionirten Vorschriften gebunden ist, und sich darüber auch schon klar und weltkundig ausgesprochen hat.

Die vom Erzbischofe etwa gemachten, ohne legitime Sanction gar

in die Praxis eingeschmuggelten Vorschriften würden Zweifelsohne no
weit größere Conflicte, als der gegenwärtige ist, hervorgerufen u
herbeigeführt haben, weil dagegen sich die ganze katholische Welt o
ponirt hätte. Und diesen Conflicten hat der gefangene Erzbischof dur
seine bewiesene Standhaftigkeit zum allgemeinen Besten vorgebeugt; i
ja der jetzt schwebende, Ew. Königlichen Majestät Höchstselbst gew
sehr betrübende Conflict nur allein dadurch entstanden, daß der ve
storbene Erzbischof von Köln, Graf von Spiegel, das päpstliche Bre
von 1830 alterirte.

Also die Bedingung der katholischen Kindererziehung in gemischte
Ehen steht fest, und kann ohne Zerstörung des wesentlichen Bestand
theiles eines Sacramentes, als die Ehe ist, eines nach dem Ausspruch
des Apostels Paulus (Ephes. V. 32) großen Sacramentes, nicht au
gegeben werden. Diese Bedingung kann den Frieden unter den ve
schiedenen Bekenntnissen nur befestigen und eben so wenig stören al
das mosaische Gesetz, welches den Juden die eheliche Verbindung mi
Christen verbietet. Die von der katholischen Kirche getrennten Glau
bensgenossen können sie geschehen lassen, da dieselbe weder ihr Gewis
sen, noch ihren Glauben lädirt, weil nach ihrer Glaubenslehre all
Menschen in jedwedem Glauben selig werden können, und die Ehe be
ihnen nur als Civilcontract gilt. Auch liegt in dieser Bedingung kei
neswegs eine vermeintliche Zurücksetzung; gesetzt aber, sie läge darin
so frägt es sich, was leichter zu dulden und zu ertragen sey, eine schein
bare Zurücksetzung oder eine thatsächliche Verletzung des Glaubens un
des Gewissens; jene tangirt nur die eitle Ehre, diese aber das Höchste
was dem Menschen heilig ist. So weit das Verhältniß der gemischten
Ehen, welches in dem uns gewordenen abschlägigen Bescheide hervor
gehoben worden ist.

Der Staats- und dirigirende Minister der geistlichen Angelegen
heiten hat ferner in seinem oben angeführten Bescheide vom 10. De
zember v. J. als Grund der Gefangennehmung und Abführung des
Erzbischofs nach Colberg seine eigenmächtige Abreise von Berlin nach
Posen angegeben; allein das Verlangen und die Sehnsucht nach seiner
Heerde, sein hoher Beruf, sein Gewissen, welches ihm als Stimme
Gottes galt, riefen ihn zu seiner Pflicht. Mußte er dieser Stimme
nicht folgen? mußte er nicht Gott gehorchen, dem Könige aller Kö
nige, vor dessen Majestät alle Mächtigen der Erde ehrfurchtsvoll ihre
Stirn beugen, und mit all ihrer irdischen Macht und Herrlichkeit in
den Staub darniedersinken? Er hat den Schritt gethan aus überwie
gendem Gehorsam gegen Gott. In Ew. Königlichen Majestät gefühl

vollem Herzen und vor Allem in Allerhöchstdero religiösem Sinne wird sein Ungehorsam hinlängliche Entschuldigung finden; dessen halten wir uns vollkommen überzeugt. —

Sire! wir sind verwaist, die Kirche ist in tiefe Trauer gehüllt, denn dieselbe fühlt sich sammt ihren Angehörigen in der Person des Erzbischofes aufs tiefste, aufs empfindlichste verwundet. Alle kirchlichen Angelegenheiten vom größten Interesse, alle officia ordinis et jurisdictionis liegen darnieder, beide Diöcesen gerathen von Zeit zu Zeit in größere und immer größere Verwirrung und Unordnung zum größten Nachtheile selbst des Staates; denn wo kann da Ordnung herrschen in einer Familie, wo das Haupt der Familie fehlt? Wir flehen daher um Erbarmung, um Gerechtigkeit, um Freilassung des nach unserer innigsten Ueberzeugung schuldlos Gefangenen, dessen Herz blutet, weil er sich eben so sehr nach uns sehnt, wie wir uns nach ihm sehnen.

Nur durch huldreiche Gewährung unserer ehrfurchtsvollen Bitte können alle Wunden geheilt, Beruhigung der Gemüther und Zufriedenheit hergestellt und herbeigeführt und Leid in Freude verwandelt werden, und Ew. Königlichen Majestät werden dadurch den kostbarsten Juwel in die Königskrone setzen, die Allerhöchstdero mit Ruhm bekränztes Haupt ziert.

Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht

Gnesen den 20. Januar 1840.

An	Ew. Königlichen Majestät
Seine Majestät den König	allerunterthänigst treu gehorsamste
zu Berlin.	Die Deputirten der katholischen Geistlichkeit
	der Erzdiöcese Gnesen und Posen.
	gez. Sucharski. — Perzyński. — Kuntak.

Unterm 8. Februar erfolgte vom Throne eine abschlägige Antwort, welche, da sie die katholischen Dogmata berührt, wiederum einer Berichtigung bedurfte. Beide Documente werde ich mir erlauben, nächstens vorzulegen.

Alles nimmt indessen immer eine düsterere Gestalt an; die Dispense für die bevorstehende Fastenzeit cessirt, denn die beiden Officiale besitzen nicht die Macht, dieselbe zu ertheilen. Das heilige Oel, welches am grünen Donnerstage vom Erzbischofe selbst oder von einem seiner Suffraganbischöfe mit seiner Erlaubniß geweiht wurde, wird ebenfalls wegbleiben, und die nächste Folge davon wird seyn, daß die Administration der feierlichen Taufe und der heiligen Oehlung für die Gläubigen aufhören wird, weil wenigstens bei der letzteren die

materia sacramenti fehlt. — Auf eine solche Weise wird die Kluft zwischen Kirche und Staat immer tiefer und bedeutender. Wir müßten verzweifeln, wenn uns die Worte Jesu: „Ich werde stets bei euch bleiben,“ und der Ausspruch des Apostels (Jac. I. 2, 3.), der uns zuruft: „haltet es für die größte Gnade, wenn mancherlei Leiden euch treffen, denn ihr wisset, daß die Prüfung eures Glaubens Geduld wirket, die Geduld wird schon das Werk vollenden,“ nicht trösteten.

Großherzogthum Posen, den 1. Jäner 1840. In dem Theile der Posner Diöcese, welcher zu Ostpreußen gehört, haben die Landräthe an einzelne Pfarrer nachstehende Verfügung erlassen. Viele der Seelsorger haben schon bedeutende Strafen gezahlt, dennoch ist die Kirchentrauer nicht eingestellt worden. Hier die Verfügung des Landraths zu Deutsch-Crone:

Abschrift.

Nach einer von dem königlichen Ministerio gemachten Mittheilung haben Seine Majestät der König zu befehlen geruht:

„Daß die in den zum Erzbisthum Posen gehörigen Kirchen begonnene Einstellung des Glockengeläutes und Orgelspiels als ein auf Beunruhigung der Gemüther abzielendes Unternehmen, es mag von den geistlichen Obern verordnet seyn oder nicht, fernerhin nicht mehr stattfinden darf.“

Seitens des Herrn Oberpräsidenten v. Schön Excellenz bin ich daher beauftragt, zur Bekämpfung dieses Unfugs zuerst den Weg gütlicher Belehrung einzuschlagen; wenn dieser Weg jedoch nicht zum Ziele führen sollte, die Herrn Pfarrer unter Androhung einer Ordnungsstrafe von 5 Rthl. zur Herstellung des Orgelspiels und Geläutes beim öffentlichen Gottesdienste anzuhalten, und im Falle eines fortdauernden Ungehorsams mein Mandat bis zu 100 Rthl. Strafe zu wiederholen. Indem ich Ew. Hochwürden von der obigen höchsten Bestimmung, welche ich Ihnen wörtlich mitgetheilt habe, ergebenst in Kenntniß setze, ersuche ich Sie, mir binnen 8 Tagen anzuzeigen, ob Sie bei dem Gottesdienste sowohl das Glockengeläute, als die Kirchenmusik und das Orgelspiel vollständig wieder hergestellt haben, widrigenfalls ich meiner Pflicht gemäß die zuerst bestimmte Strafe von 5 Rthlr. sofort von Ihnen durch strenge Execution einziehen und ohne weitere Nachsicht damit zur Höhe von 100 Rthl. fortfahren werde.

Deutschcrone den 28. November 1839.

Der Königliche Landrath
v. Zychlinski.

XXX.

Der absolute Staat und die Schule.

Erster Artikel.

Wenn ein Mensch zur Welt geboren wird, so hat er, nach der weisen Anordnung des Schöpfers, vom ersten Augenblicke seines Daseyns an, zwei Erzieher. Da diese Einrichtung von Gott herrührt, ist sie allgemein und nothwendig, und zwar dergestalt, daß kein Sterblicher gezeugt werden kann, es sey denn durch die Vereinigung zweier erwachsenen Menschen verschiedenen Geschlechts, die gleichsam als moralische Bürgen für die künftige Erhaltung und Erziehung des Wesens dastehen, dem sie das Leben gaben. Als wahrhaft naturrechtlich gilt diese Anordnung für Hohe und Niedere, für Arme und Reiche, ohne Unterschied, weder des Volkes, noch des Zeitalters, noch selbst der Religion.

Diejenigen also, welche das erste Recht und die erste Pflicht zur Erziehung haben, die beiden Lehrer und Erzieher, welche Gott dem Kinde gegeben hat, sind die Eltern. Gegen diese Sendung, gegen diesen Beruf ist nichts einzuwenden. — In der That gelangt durch die Eltern nicht bloß das leibliche Leben und mit der Muttermilch die erste, im Körper der Gebärerin bereitete Nahrung an das Kind, sondern durch seine Eltern empfängt dasselbe jenes geistige Fluidum, in welchem alle Ideen, alle Kunde von Gott und der Welt, alle Kenntniß von irdischen und himmlischen Dingen, alle Traditionen unseres Geschlechts liegen, und ohne welches der Mensch sich vom Thiere nur durch die Gestalt unterscheiden würde. — Dieß ist die Sprache, — und die Erziehungsanstalt, in der

sie gelehrt wird, ist die älteste Gesellschaft, welche Gott selbst gegründet hat, ist die Familie.

Gott hat aber dem Menschen, der ohne sein Dazuthun nackt und hülflos an das Ufer des Lebens geworfen wird, außer der leiblichen, zugleich noch eine andere Mutter gegeben, die von seiner Geburt an liebevoll die Arme nach ihm ausbreitet. — Durch die natürliche Geburt und Familie wird der Mensch Mitglied unsers Geschlechts, durch die Wiedergeburt der Taufe und die Kirche wird er ein Genosse des himmlischen Reiches derer, die der Sohn Gottes von dem Fluche erlöst hat, der auf dem Geschlechte liegt. — Die Kirche hat ebenfalls eine göttliche Mission zur Erziehung. — Christus der Herr spricht zu seinen Sendboten: Gehet hin in alle Welt und lehret. Und als die Eltern ihm ihre Kinder brachten und die Jünger sie wegwiesen, befahl der Heiland der Welt: daß man die Kleinen zu ihm kommen lasse und ihnen nicht wehre.

Die beiden ursprünglichen Gewalten also, in deren Händen alle wahre Volkserziehung liegt, und kraft natürlicher, göttlicher Anordnung liegen muß, sind: die Familie, welche die Kinder, und die Kirche, welche die Kinder und die Eltern erzieht. Und so ist es in der That bei allen christlichen Völkern gehalten worden. Wer in dieses von Gott verliehene Amt dieser beiden Gewalten durch unbefugten, widerrechtlichen Zwang, durch despotische Hemmung eingreift, stört und verwirrt die Ordnung der Natur. Die Folgen dieses, wie jedes andern naturwidrigen Beginnens, fallen dann über kurz oder lang auf sein eignes Haupt zurück.

Aus demselben Grunde, aus welchem die Störung, die Verwirrung, die Behinderung, der gewaltthätige Zwang ungerecht und verderblich ist, aus demselben Grunde ist die Beförderung, hülfreiche Unterstützung der natürlichen und göttlichen Ordnung der Natur ein Gott wohlgefälliges Werk. — Zunächst also führt, wo eine Mehrheit von Familien vorhanden ist, bei denen dasselbe Bedürfniß obwaltet, die Natur der

Sache auf eine gemeinschaftliche Erziehung; die Gemeinde wird eine Gemeindeschule anlegen, der somit ein Theil des Geschäfts übertragen wird, welches ursprünglich den einzelnen Familien obliegt, und welches die Eltern, durch anderweitige Berufs- und Nahrungssorgen verhindert, nicht selbst verrichten wollen oder, aus Mangel eigner Fähigkeit, nicht verrichten können. — Ist nun die Gemeinde eine christliche, so wird dadurch von selbst die Schule in die nächste und unmittelbarste Beziehung zur Kirche gestellt. Ja, es ist der naturgemäße, und nach Ausweis der Erfahrung auch der gewöhnliche Weg, daß die Stiftung und Errichtung der Schule von der Kirche ausgeht, daß sie somit schon von ihrem Entstehen an Pfarrschule ist, wodurch ihre Leitung und Beaufsichtigung kraft der einfachen Natur der Sache in den Händen der Kirche liegt. Ein durch weltliche Gewalt geübter Zwang zur Benutzung dieser Schulen fand, vor der Gründung des Glaubens an den omnipotenten Staat, überall nicht Statt. Nur konnte und mußte die Kirche Jedem, der nicht in den Grundwahrheiten des Christenthums unterwiesen war, die Theilnahme an ihren geistlichen Wohlthaten verweigern, wodurch sie einen indirecten Zwang zur Theilnahme an der Christenlehre übte. Im Uebrigen war die Schule eine Wohlthat, an der Jeder, der konnte, seine Kinder Theil nehmen ließ. Dieß galt allerdings als moralische Pflicht, und diese einzuschärfen lag der Kirche ob, außerdem übte die Sitte in dieser Hinsicht nicht minder über jeden Einzelnen ihr Recht.

Die höhere Erziehung, — geschehe sie in gelehrten Schulen, oder in Instituten, wo für einzelne Zweige der Kunst, der Wissenschaft, der Gewerbsthätigkeit besonderer Unterricht ertheilt wird, oder endlich in solchen großen, wissenschaftlichen Anstalten, welche das gesammte Gebiet alles menschlichen Wissens und Könnens umfassen sollen (Universitäten), — diese höhere Erziehung kann auf mannigfache Weise vor sich gehen. — Europa hat Zeiten erlebt, wo Alles, was heute im Felde der höhern wissenschaftlichen Erziehung von Staats-

wegen geschieht, fast gänzlich entweder ein Werk der Kirche oder reine Privatsache war, jeder also, der etwas wußte, es an den mittheilte, der etwas lernen wollte. — Wenn einzelne Fürsten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, zunächst um sich rechtsgelehrte Beamte erziehen zu lassen, Universitäten gründeten, so gaben sie freilich die äußern Mittel dazu her. Aber sie boten die Institute, welche sie auf diese Weise schufen, der Welt an; wie dieß auch jedem Privatmann freigestanden hätte. — Sie übten nach keiner Richtung hin einen Zwang aus, weder indem sie direct oder indirect, durch Universitätsbann und dergleichen Mittel von späterer Erfindung, ihre Unterthanen zum Besuche gewisser Anstalten nöthigten oder auf die Landesschulen beschränkten, noch indem sie das, was auf diesen Anstalten gelehrt, und wie es gelehrt werden sollte, durch ihre Gesetze vorzuschreiben suchten. Dieß blieb den Männern vom Fach überlassen, von denen man voraussetzte, daß sie, was ihr Amt und Lebensberuf sey, am besten verstehen müßten. — Daß aber nicht auf diesem Wege das höhere, geistige Leben der Nation in unheilbare Zerrüttung und Anarchie verfalle, darüber wachte die Kirche. Wenn diese der Pflege der Wissenschaften nach unten hin freien Spielraum ließ, so zog sie auf der andern Seite durch Feststellung des Dogma's die Gränze, welche die höchsten und heiligsten Güter der Gesellschaft gegen die Frevel des Einzelnen schirmte.

Somit war also der Unterricht und die Erziehung, der weltlichen Gewalt gegenüber, frei und nur von Seiten der Kirche, als der großen Lehrerin des Menschengeschlechts und der Familie in die naturgemäßen Schranken gewiesen.

Diesem Systeme nun hat sich in den letzten drei Jahrhunderten ein anderes gegenüber gestellt. Ursprünglich ward jene alte Freiheit durch den Protestantismus gestört und aufgehoben. Wo der Irrthum nicht durch Aufruhr von unten herauf Boden gewann, sondern durch den Zwang der weltlichen Gewalt den widerstrebenden Unterthanen aufgedrungen

ward, da mußte die Macht, welche die neue Kirche gründete, auch Sorge tragen, daß die Staatsschöpfung durch die Schule erhalten und fortgepflanzt werde. Die Schule in protestantischen Ländern wurde Staatssache, — weil der Protestantismus selbst Staatssache war. Der Grundsatz der heutigen Staatserziehung: daß jeder Mensch von Regierungswegen dazu angehalten werden müsse, mindestens lesen zu können, ist stillschweigend aus dem Princip hervorgewachsen, daß Jeder sich seine Religion aus einem gewissen Buche abzuziehen habe, welches seiner Forschung hingegeben ward.

Hat die Staatsgewalt die Volksschule anfangs nur als ein Mittel zur Ausbreitung und Befestigung des Protestantismus benutzt, so ward sie seit der Aufklärungsperiode unmittelbar als ein Werkzeug zur Abrichtung des Volkes für die Staatszwecke gehandhabt, und besonders in katholischen Ländern, die von der Seuche der falschen Grundsätze befallen waren, als Mauerbrecher gegen die Kirche in Bewegung gesetzt. Von dieser Zeit an datirt der eigentliche Schulzwang, d. h. die gewaltsame Unterwerfung der Menschenkinder unter die mannigfach wechselnden Methoden, als unter eben so viele Experimente, welche gelehrte und schulkluge Pädagogen mit den Völkern anzustellen für gut fanden. — Der Mensch, so lautete die neue Lehre, gehöre dem Staate von Kindesbeinen an. Könne er für den Staatszweck zur Conscription herbeigezogen werden, warum nicht auch schon von zarter Jugend an für die Staatszwecke erzogen? Daher Ausschließung der Kirche, wenn der Geistlichkeit nicht etwa gar zugemuthet ward, der aufgeklärten Staatserziehung als dienendes Werkzeug die Hand zu bieten; eben so Ausschließung der Familie, durch gebieterischen Polizeizwang und Verbot aller andern, als der von Staatswegen vorgeschriebenen Lehre; daher endlich Nöthigung der Eltern, ihre eignen Kinder, sobald sie der Hülfe der Mutter entbehren können, zur Staatsschule abzuliefern. Harte Polizeistrafen sollen dazu dienen, das Mißtrauen der Bedenklicheren zu besiegen, und jeden

Zweifel an der Rechtmäßigkeit des von Staatswegen gemachten Anspruches auf das Fleisch und Blut der Unterthanen im Keime zu ersticken.

Wir könnten auf die Frage: was die von der Kirche und der Familie losgeschälte, recht eigentlich außerhalb der Nation stehende Volksschule geleistet habe, und was sie zu leisten im Stande sey? mit manchen interessanten Thatsachen antworten. Für dieses Mal begnügen wir uns, einen andern Gewährsmann sprechen zu lassen. Es ist ein Schullehrer, der eine pädagogische Reise durch dreißig Dorfschulen der Mark Brandenburg machte. Obwohl dieses Land, in welchem kraft der dort herrschenden Intelligenz ungemein viel docirt und examinirt wird, an der Spitze der Cultur des Zeitalters steht, wie man uns so häufig versichert, so würde dennoch jeder irren, der etwa glaubte, daß hier von einer nur in Preußen anzutreffenden Particularität die Rede sey. Die Moral dieser Geschichte kann männiglich sich zu Herzen nehmen.

„Ich benutzte die mir vergönnte Zeit dazu, etwa 30 bis 40 Fragen über biblische Geschichte an die Kinder zu richten. In der ersten Abtheilung fragte ich unter andern, ob die Kinder schon die Namen Saul oder David, Kain und Abel gehört hätten? Jedes einzelne Kind antwortete: Nein. Warum wir Weihnachten feiern, wußte kein Kind. Wie viel Evangelien stehen im neuen Testament? Nur ein Kind gab eine Antwort und sagte: zwei. Andere Antworten konnte ich nicht bekommen. Die Kinder der zweiten Abtheilung wurden einzeln gefragt: Mein Kind, hat dir schon Jemand etwas von Jesus Christus erzählt? weißt du, wer das gewesen ist? und jeder einzelne Gefragte antwortete: Ne! Seyd ihr auch christliche Kinder? Und sie antworteten im Chor: Ne! Das, was ich hörte, als der College selbst hereintrat und nach den nöthigen Begrüßungen weiter lehrte, war in keinem Gegenstande der Art, den erhaltenen ungünstigen Eindruck nur irgend zu verwischen."

„Nicht selten, wenn ich nach der Geburt oder den Lei-

den Christi fragte, hieß es: das wird nächsten Winter dran kommen. Wollte ich nun von Abraham hören, so ging dies auch nicht, weil es im vorigen Winter dagewesen sey. „Wo stehen Sie aber jetzt?“ In diesem Winter werde ich die biblische Geschichte von den Königen bis auf Christi Geburt durchnehmen. Es schien mir da immer, als wenn man unter den biblischen Erzählungen eine solche Auswahl treffen sollte, daß jedes Jahr ihr ganzer Kreis abliefe, und als ob wenigstens, wie ja auch im bürgerlichen Jahre die Sonne ihre ganze Bahn vollendet, so auch Christus, die Sonne des Kirchenjahres, von der Geburt bis zur Himmelfahrt in allen ihren Höhen, Jahr aus Jahr ein in den Gesichtskreis der Kinder treten sollte.“

„Fast überall fand ich noch die gewiß mit Recht bekämpfte Weise, daß man Geschichte und Lehre des Christenthums auseinander reißt und gesondert lehrt, in zweien Stunden das Eine und in zwei anderen das Andere, so logisch auseinander gehalten, daß keine Spur eines inneren oder äußeren Zusammenhanges zu erkennen ist. Christus hat nicht bloß die Liebe gelehrt, sondern er hat auch als die Liebe gelebt. Die ewige Liebe hat Leib und Leben in ihm, also, daß auch ein Kind sie mit Händen greifen mag. Unser Pfarrer sagte neulich: alle Worte Christi sind gesprochene Thaten, und seine Thaten und Leiden sind verkörperte thatsächliche Worte, in Beispiel, Leben und Wesen übersetzte Lehren. Für unser Einen ist das freilich etwas hoch gegeben, es denkt sich aber doch etwas dabei, und man merkt es wenigstens, daß man im Christenthume Geschichte und Lehre geben solle, „nicht neben einander, sondern ineinander, innerlich verbunden und auf einander bezogen.“ „Ich habe Schulen gefunden, wo die Kinder mit den Namen der biblischen Personen wohl bekannt waren; in einigen sehr wenigen konnten sie sogar biblische Historien selbstständig und im Zusammenhange erzählen (wiewohl sie sich dann stets dabei allzu sklavisch an die Worte der Schrift hielten, und nicht producirten, sondern

recitirten); in anderen und den meisten antworteten sie in Namen und Zahlen dem wortreichen Lehrer, wenn ihnen dieser in langen Zwischenräumen der eigenen wohlgesetzten Rede Zeit verstattete, auch einige articulirte Töne von sich zu geben; aber wie selten hatten sie es begriffen, daß alle die Geschichten des Paradieses und der Schrift überhaupt sich in dem eigenen Herzen, in Schule und Haus täglich von neuem ereignen. Die biblischen Erzählungen sind die rechten Tagesgeschichten, die Schrift ist ein Spiegel, wo jedes Kind schon sein Portrait kann finden, gerade und seitwärts, hinter allen Rändern schaut's hervor. Es zeigt dem Kinde schon nicht bloß seine gegenwärtige Herzensgestalt, sondern läßt es schon voraus schauen, wie es als Jüngling, Mann und Greis, wie es jenseits des Grabes beschaffen seyn wird." —

„Ich kam in's Dorf und suchte die Schule. Zu meinem Glücke fand ich in derselben einen trefflichen Mann als Lehrer wirksam. Auf einem Seminare war er nicht gebildet, ich will auch nicht sagen, daß seine Leistungen im Unterrichte ausgezeichnet gewesen wären. Nein, da blieb Manches zu wünschen. Der Lehrer sprach nicht einmal richtig deutsch, obwohl ich das auch bei gewesenen Seminaristen, solchen zumal, die in einem halbjährigen oder anderthalbjährigen Cursus zu Lichtern der Welt gebildet waren, nicht selten angetroffen habe. Der Mann redete in Ton und Aussprache und in der Construction selbst ganz aus dem Munde seines Dorfes. Und man kann fragen, ob das wirklich so sehr zu tadeln, und nicht mit gewissen Einschränkungen vielmehr sogar zu empfehlen sey. Wenigstens das liegt helle da, daß es vorzüglicher ist, als jenes allzu gewählte Sprechen, welches man an manchen jüngeren Lehrern bemerkt, wo man statt Faulheit nur Unfleiß hört, wo alle Worte so richtig ausgesprochen werden, daß sie ein ehrlicher Mensch kaum wieder erkennt, und wo der Sprechende zum Gespött der Kinder stets auf Stelzen einhergeht, steif und gerade, wie der Storch im Grase. — Aber der ganze Eindruck, den die Schule

machte, war ein erbaulicher. Ueberall Nettigkeit und Reinlichkeit, selbst an den Händen, sogar in den Ohren der Kinder. In dem Lehrer und den Kindern Bescheidenheit, Anspruchlosigkeit und Andacht. Die Liebe hielt die Disciplin, die Liebe, welche ein Disciplinarius ist, der Geduld und Odem nicht verliert, der ohne Stock und Ruthe, ohne Aufpasser und Gehülfen, ohne Sittenklassen und Sünderjournal, bloß durch die Gewohnheit der Ordnung und durch die Macht des gegenseitigen Wohlgefallens fertig wird. Es war ein Mann, der durch Sinn und Leben mehr unterweist als durch Uebung und Lehre; du konntest es hier inne werden, wie es an einem Schullehrer besser ist, treu seyn und fromm, und geistlich arm, als kundig und geschickt, aber gemüthlos. Es war eine Schule, wie eine Familie seyn soll. Ich habe seitdem nach einer solchen überall vergehens gesucht."

„Unterwegs gesellte sich bald zu mir ein Bauernbursch aus dem Dorfe, welches das nächste Ziel meiner heutigen Wallfahrt war, siebzehnjährig, braun, voll und kräftig. Es war ein frischer, fast kalter Morgen, er aber ging in bloßen Füßen. Die Stiefeln ritten über dem Stocke, den er über der Schulter trug. Die Herrn Prediger gewöhnen sich das Predigen, wie Lehrer das Dociren und Examiniren an. Mein Begleiter erzählte, er sey in seiner Kindheit nach einander in zwei verschiedene Dorfschulen gegangen, habe höchstens wöchentlich nur einen Tag gefehlt, und immer gut gelernt. Jetzt bekommt er jährlich 7 Thaler Lohn. Als ich ihn fragte, wie viel das vierteljährig ausmache, beschäftigte uns die Lösung dieser Aufgabe die nächste halbe Stunde. Ich offenbarte ihm, wie ein Jahr vier Vierteljahre habe, half ihm so und so auf die Spur, lehrte ihn mit der Theilung erst eines Thalers anfangen u. s. w. Alles vergebens; das Exempel blieb ungelöst". *)

*) Dieses Beispiel beweist, bis zu welchem Grade der Verdummung der wissenschaftlich und methodisch getriebene Volksunterricht un=

„Mein Freund, mit deinem Rechnen ist's nicht weit her".

„Pflügen und Dreschen kann ich freilich besser".

„Als er die Erzählungen von Christi Geburt nicht wußte, und ich ihn fragte: habt Ihr sie denn nicht im Evangelium Lucä gelesen, antwortete er: „Nein, wir sind bloß bis in Mosen gekommen."

Der Reisende: „Wie viel Evangelien stehen denn im neuen Testament?"

Er: „Je nun, fünf und zwanzig."

„Du Glücklicher, da kannst du mir wohl ein Paar ablassen, ich hätte auch gern mehr als vier. Nun Junge, an wen glaubst du denn eigentlich?"

„An wen werd ich denn eigentlich glauben? An den König von Preußen." *) — — —

„In der biblischen Geschichte, worin ich mir selbst einige Fragen zu erlauben bat, duldete es mein College nicht, daß die Kinder eine Antwort gaben, die er ihnen nicht laut und deutlich zugeraunt hatte. Als ich fragte, unter welchem Volke Moses geboren wäre, antwortete der Lehrer: unter den Heiden. Zu welchem Volke gehörte er also? Antwort des Lehrers durch die Schüler: „zu den Heiden." Warum legte man ihn denn auf das Meer? (denn anders litt es der Amtsbruder nicht). Antwort wie vorher: „Weil der König Herodes alle einjährigen Kinder todt machen wollte." „Warum wollte er denn das?" Antwort des Lehrers durch die Schüler: „Weil

---

serer Zeit die untern Klassen hinunterdrücken könne. Der Bauer wird seines gesunden Mutterwitzes beraubt, ohne daß der Anflug von Buchstabenweisheit, den er dafür erhält, so weit ginge, daß er ihm, wie manchen Gelehrten, als eine Art Ersatz für die eingebüßte Naturkraft dienen könnte.

*) Diese Antwort versteht nur, wer den Einfluß kennt, den die Union auf die untern Klassen in Preußen übt. — Die Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten ist dem Volke, welches aus der gewaltsamen Verfolgung der Lutheraner sich das Seinige abnimmt: „die neue Religion, wie sie der König befohlen hat." —

r dachte, daß Jesus darunter wäre. „Später als der Rei- nde über Jesus Christus einige Fragen that, z. B. ob die ltern Christi denn immer in Bethlehem wohnten? raunte der lmtsbruder: „Nein, in Aegypten!“ „Warum waren sie denn ach Bethlehem gekommen?“ In gerechtem Zorne über das lusbleiben der Antwort herrschte er nun den Knaben mit et- ichen Püffen zu: „Nun, weil da der Tempel stand!“ So ing's weiter. Das sieht wie eine Anekdote aus, und das Schlimmste ist allerdings, daß es Wahrheit ist.“ —

„An einem der folgenden Tage kam ich in die Schule ines sehr gebildeten, aber auch, wie das ja wohl kommt, twas eingebildeten Herrn Collegen. Positive Dinge, z. B. aus em Christenthume, wußten die Kinder nur wenig, „weil der Lehrer fürchtete, daß wir wieder auf den alten Gedächtniß- cram zurückkommen möchten.“ Er hält es mit dem Katechi- iren. Dinter ist sein Mann„.

„So katechisirte er über den Spruch: der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes gehet, und fand dabei den verstän- digen Sinn: der Mensch lebt nicht von Brod allein, sondern auch von andern Speisen und Getränken, die Gott geschaffen hat. Probatum est. Daß den Kindern die Zunge so wenig gelöst, und ihre Sprachkraft so gar wenig entwickelt war, schob ich anfangs darauf, daß der Lehrer gar zu viel selber redete, entdeckte indeß den wahren Grund später, als ich den Lehrplan durchlas, und darauf fand, daß in vier wöchentlichen Stunden Wort- und Redebildung getrieben werde.“

Aber vielleicht rührt die eben mitgetheilte Schilderung des preußischen Volksschulenwesens von einem „Uebelwollen- den,“ oder etwa von einem Katholiken her, der sein Müth- chen an der Staatsintelligenz kühlen wollte? Mit nichten, sie ist aus dem „Schulblatt für die Provinz Brandenburg, herausgegeben von O. Schütz, Provinzial-Schulrath zu Berlin, Striez, Regierungs-Schulrath zu Potsdam, Ule,

Consistorialrath zu Frankfurt an der Oder. Jahrgang 183
Heft 4. S. 403 u. ff. entlehnt.

Wir unsrerseits haben den Aufsatz, wie wir ihn hi mittheilen, aus der Berliner „Evangelischen" Kirchenzeitun entnommen, die es verantworten mag, wenn er der vielb sagten Intelligenz, die dieses Volksschulwesen schuf und de Freiherrn von Sandau austheilen ließ, eben so wenig zu sonderlichen Ruhme gereicht, als dem Protestantismus. – Was innerhalb des nächsten Menschenalters aus dem Vol geworden seyn müsse, welches einer solchen Bearbeitung hin gegeben wird, dieß zu ermessen überlassen wir unsern Le sern. — Glücklicherweise ist freilich das Leben mächtiger al alle Buchweisheit der Pedanten, und an der überwiegende Mehrheit der Landleute sind alle „Denk- und Redeübungen" rein verlorne Mühe. Ihnen die Afterweisheit der Theoreti ker aufzubringen ist also, Gottlob! unmöglich; — leide ist es aber in protestantischen Ländern, wo keine selbststän dige Kirche Widerstand leistet, desto besser gelungen, gerad beim Landvolke die noch übrig gebliebenen, positiven Rest des Christenthums aus dem Wege zu räumen. Wie man mit diesen umging, wenn sie sich nicht dem „Staate" füge wollten, lehrt die Geschichte der alten Lutheraner.

XXXI.

Niebuhr und Bunsen als Diplomaten in Rom.

„Wer nicht kann, was er will, der wolle, was er kann.“ Niebuhrs Lebensnachrichten. Th. I.

(Schluß.)

Aus der in Rom bis zum Unwillen und Grimm gesteigerten Mißstimmung Niebuhrs gegen die Kirche, möchte man leicht schließen, daß ihm die diplomatischen Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhl schwer geworden wären; davon erfahren wir aber gerade das Gegentheil; die erhabne Gesinnung des heil. Vaters konnte von diesen Dingen nicht berührt werden, und so stark war doch der Wahrheitssinn und der politische Takt Niebuhrs, daß, sobald er dem Besseren nahte, jene widerwärtigen Störungen und Hemmungen ihre Wirkung verloren. Denselben Brief vom 20. November 1816, welcher dem alten Rom das neue so ähnlich findet, wie Berlin („hier weht keine Lebensluft mehr“), schließen die Worte: — „Meine Geschäfte betreibe ich mit Aemsigkeit. Leider fehlen die Instructionen über alle wichtige Gegenstände. Ich bitte flehentlich sie zu senden. Der Augenblick ist günstig: man will auch mir sehr wohl, und ich glaube mit diesen Menschen umgehen zu können“. Am 22. Jan. 1817 schrieb Niebuhr an Nicolovius: „der Papst ist zu allem Billigen geneigt und erbötig; man kann sich nicht klarer darüber äußern, als er noch neulich in einer langen Unterredung gegen mich gethan hat. Wir sind politisch sehr wohl gesehen: und meine Persönlichkeit ist gewiß den Geschäften nicht im Wege. Die Dedication meiner hier entdeckten Ciceronischen Fragmente an den Papst, die er seit voriger Woche in der Handschrift erhalten, hat dem liebevollen alten Greise sehr gefallen; und man erzeigt sich mir wirklich über Erwarten in den Geschäften gefällig. Denn daß man von einem protestantischen Gesandten Ergänzungen zu mangelhaften Attesten annimmt, ist doch alles Mögliche. — Doch frage ich, wenn ich keine andere Bestimmung haben soll, als Dispensen zu negociiren, ist es denn einigermaaßen der Mühe werth, daß mein Leben

und mein Schicksal so aufgeopfert sind? Mit mir, liebster Nicolovi ist es im innern Leben aus; und auch mein Körper ist erschöpft: lebte durch den Geist, und der ist entschlafen. Daß das Kölner Do capitel für jenseits des Rheins eintrete, geht freilich nicht an, so lan das neue Bisthum Aachen im Wege steht, und das giebt viel zu neg ciiren: wenn man aber Köln als Erzbisthum einrichtet, so wird Alles heben lassen; vorausgesetzt, daß man die Domcapitel und Bi thümer dotire, wie es Bayern wahrlich nicht mit Verschwendung th und daß man die Domcapitel wählen lasse. Ich habe über das bay rische Concordat an das auswärtige Departement berichtet, und hoff daß das Ihrige den Inhalt meiner Berichte über geistliche Sachen e fahren wird. Möchte es Ihnen möglich seyn anzutreiben, daß ich In structionen erhalte"! Aehnlich am 29. n. M. „Die Dedication an d Papst ist ihm zur Aufnahme eingereicht, und das Benehmen der Ho leute zeigt, wie sehr der liebe Greis darüber erfreut ist. Bei ein neulichen Audienz war er äußerst freundlich und offen, und seine Fo derungen in Hinsicht der katholischen Kirche sind so mäßig und billi daß ich mich freuen würde, die Unterhandlungen über diese Verhält nisse zu eröffnen, wenn nur endlich zweckmäßige Instructionen anka men". — Dann am 27. März 1818. „Es lieben mich auch hier meh rere entschieden als mir entgegen sind. Der Papst und Cardinal Con salvi begegnen mir mit wahrer Zärtlichkeit. Hier, wo alles durch Per sönlichkeit entschieden wird, ist das von großem Gewicht. Wenn i daher brauchbare Instructionen hätte, so würde ich alles in kurzer Fri zum Besten des Staats und des Volks beendigen können". Am 20 Juni 1818. „Der König ist von Verona abgereist und auch Hdb und es kamen keine Instructionen. Unterdessen verderben die Frankfur ter Unterhandlungen Alles. Sie träumen, sie könnten eine Kirchenre formation machen, weil sie neuerungslustig sind, und ahnden nicht, da solche Werke nur gelingen können, wenn Herzen dabei sich erheben wie in Luthers Zeit, während sie selbst dabei nichts empfinden, un bei einem Regulativ äußerer Verhältnisse auch Niemand etwas empfin den kann. Werkzeuge des Guten mögen sie seyn: aber ihr Weg ist s falsch wie der Luthers richtig war". So klagt er am 26. Febr. 1820: Ancillon hat mir ungeachtet meiner dringenden Bitte, und obgleich sein Depeschen immer höchst achtungsvoll und ehrend abgefaßt sind, noch nicht geantwortet. Alles, was ich jetzt thun kann, ist, einem Freund das Gesuch zu überschicken, dessen Absendung von Ancillons Antwort abhängen sollte, und ihn zu bitten, es nach Rücksprache mit dem Mi nisterium entweder abzugeben oder zurückzuhalten. Ich muß aber glau=

ben, daß man die Idee, zu unterhandeln, ganz aufgegeben hat, obgleich vor zwei Monaten Alles unterschrieben gewesen seyn soll. Ich muß dieß, weil in der Verordnung über die Staatsschuld alle Domänen und eingezogenen geistlichen Güter, mit Ausnahme von 2½ Millionen für die Höfe, für die Staatsschuld hypothecirt sind. Nun aber wird der römische Hof die Bedingung aufstellen, daß die Bisthümer u. s. w. auf Einnahmen aus Eigenthum der Kirche fundirt werden sollen". Dann am 11. März 1820. „Am 27. Februar kam die Antwort von Ancillon in officieller Form, wodurch ich, unter Wiederholung, daß die Instructionen abgehen würden, und mit Wiederholung der Aeußerung über meine Unentbehrlichkeit für das Geschäft u. s. w., eben so sehr im Namen des Königs angewiesen wie ersucht werde, hier zu bleiben. Dabei muß man sich beruhigen und sich dem Schicksal unterwerfen. Sorgenlos bin ich darum nicht weniger". Am 8. Juli: „Unter diesen Umständen sind meine Instructionen angekommen, die eine so lange Unterhandlung andeuten, daß man nicht erwarten kann, sie jetzt zu einem Resultat zu bringen". Später am 30. Dec. „In der vorigen Woche habe ich neue Instructionen erhalten, die über Vieles befriedigende Antwort geben, aber für zwei Punkte Schwierigkeiten erheben, an denen die ganze Sache scheitern kann". Endlich am 28. März 1821. „Liebster Freund, umarmen Sie mich, die Unterhandlung ist vollendet, nach Wunsch vollendet, und jetzt gehen wir an die Abfassung der Bulle, die hoffentlich in vier Wochen abgehen wird. Leite nur der Himmel die Gedanken des Mr. M. durch eine recht lebhafte Vorstellung der mehr oder minder kostbaren Tabatière, die ihn erwartet, und unser beider Federn, damit nicht noch am Ende ein Geschrei über die Bulle erhoben werde. Sie werden von Graf Bernstorf Alles erfahren. Hardenbergs Reise hieher ist wirklich ein Glück gewesen: es kostete nichts weiter als das Opfer, ihm den Schein zu lassen, daß er die Sache vollendet habe. Und da er eben dadurch an ihre Ausführung und Erfolg gebunden wird, so trieb ich den Cardinal Consalvi, zu ihm auch in meiner Gegenwart so zu reden, und es selbst in seiner Note auszusprechen. Jetzt, wenn die Sache zur Ausführung kommt, kann Ihr Ministerium viel thun; und ich habe den Papst versichert, daß er da auf redlichen Willen zählen kann. Nur, nur Eile mit allen Vorschlägen wegen der Personalien. Daß man hier die lange Frist angenommen, ist ein glänzender Beweis des Vertrauens, welches man in unsern guten Willen setzt." Hiermit ist zu verbinden die Aeußerung vom 22. Juni 1821: „Ich habe diese Zeit her einen schweren Kampf gehabt, um die Abfassung der Bulle auf eine zweckmäßige und zuläßige Art durchzusetzen. Mit Geduld und un-

ablässiger Sorgfalt ist es am Ende gelungen. Ich habe denn Dinge erreicht, die noch nie erreicht worden waren." — Ferner die Aeußerung vom 13. Juli: „Auf mein nun so gut wie vollendetes Geschäft kann ich mit Zufriedenheit sehen; und es ist alles daraus geworden, was nach den erhaltenen Instructionen daraus werden konnte."

Wer Niebuhr mit Recht zürnen möchte wegen der Vorurtheile, die sich in seinen Briefen manchmal recht derb und ungebärdig ausgesprochen, dem wird vielleicht, dünkt mich, sein eigner kummervoller Rückblick auf die Zeit seiner Gesandtschaft zu mildern Gefühlen stimmen. „Ich hatte das Herz beim Scheiden aus Rom auch vorzüglich deshalb schwer, weil ich mir vorwarf, einen so großen Theil meines Lebens meistens in Düsterheit und Mißmuth verloren zu haben, da wir, die Kränklichkeit meiner Frau ausgenommen, so glücklich hätten seyn können, wenn wir verstanden hätten, über das Mißfällige wegzusehen, — und es gewollt." — Bei seiner Rückreise 1823 schrieb er dem Gr. de Serre: „Ein schon ganz nördlich düsterer Himmel, Stromregen im Sommer ohne Gewitter, wovon man zu Rom so ganz entwöhnt wird, daß es eine Unmöglichkeit, wenigstens Unnatur scheint, machte mich doppelt schwermüthig und beklommen bei dem Scheiden auf immer aus dem Lande des Genusses; am letzten Tage einer Lebensperiode, die ich mir vorwarf, nicht gewürdigt und benutzt zu haben. Auch von Ihnen sollten die Alpen mich nun trennen — da gewiß der Raum zwischen Neapel und Rom uns nicht geschieden und entfernt gehalten hätte, wären wir zu Rom geblieben. Ich war sehr traurig." — Er hatte schon am 18. März demselben Grafen de Serre geschrieben: „En général, je resterais dans ce pays, si la santé de ma femme n'exigeoit point impérieusement de tenter l'effet du climat de notre pays. — — Je songe avec effroi au retour dans mon pays, que je trouverai tourmenté de mal-aise et de dégout, *et avili et humilié:* où tout le monde s'occupe exclusivement de la politique, et où la sagesse conseillerait que personne ne s'occupât que de ses propres affaires. Les hommes distingués ont déjà presque tous disparu: et une médiocrité insolemment orgeilleuse est là, dominante, et hostile envers celui qui lui refuse ses hommages. Ueber den Zustand Preußens hatte er schon früher mit Savigny correspondirt: „Ihre Erklärung der unseligen Stimmung, die gegen uns" (Preußen) „herrscht, und die ich nur allzusehr auch hier unter den jungen Germanen gewahr werde, liebster Savigny! ist zum Theil unwidersprechlich richtig." Aber noch interessanter ist ein späterer Brief an den Graf de Serre, den er 6. Juni 1824 in Berlin geschrieben: „Leider zeigt sich manchmal Irritation zwischen Katholiken

und Protestanten; wobei abwechselnd einige Priester unter den ersten, und Staatsbeamte unter den letzten gleiche Schuld haben. Für die Legislation herrschen in den Ministerien und eben unter den fähigsten der höhern Beamten die allertrivialsten liberalen Grundsätze; sehen Sie keinen Widerspruch darin, daß ich von der Trivialität der Grundsätze derjenigen rede, denen ich (im Administriren) sogar eine vorzügliche Fähigkeit zugestehe. Ich habe mich hier mit einem Oberbeamten wieder zusammengefunden, einem Manne, der mit der höchsten Integrität und ausnehmender Tüchtigkeit im Handhaben eines jeden Geschäfts, einen Starrsinn revolutionärer Grundsätze (bei entschiedenem Monarchismus), eine Absolutheit in seinen Meinungen und eine Verachtung für Alles, was ihnen widerspricht, verbindet, die einen alten Bekannten von ganz entgegengesetzter Art (wir waren früher oft negativ einig) in Verzweiflung setzen. Allenthalben fühlt sich eine große Leere." — —

Alles Widrige, wahres und eingebildetes, lastete schwer auf Niebuhrs Seele, die an Geist und Empfindung reich war, aber arm an dem höchsten Gute, arm an Glauben; die nichts so sehr entbehrte, als die Segnungen der Kirche, welche er haßte und schmähete, weil es ihm versagt war, sie zu erkennen. „Was Glauben ist," so schrieb er 1817, „der den Namen verdient, weiß ich wohl und erkenne ihn als das höchste Gut. Aber für mich wäre er nur durch übernatürliche Mittheilung, durch erfahrne Wunder und Zeichen möglich, und ein ganz andres ist ehren und nicht verwerfen; ein ganz andres wahrhaft wie sein eignes Daseyn glauben." Und 1818: „Hätte ich mich gewöhnt, mich zu beherrschen, und mich nicht gehen zu lassen, so wäre ich viel glücklicher geworden, und viel höher gestiegen, als ich je stand. Eine innere Stimme sagte mir oft, wie ich mich nehmen müsse, und ich versäumte es, bis es zu spät war. Meinem Kinde will ich diesen festen Glauben einpflanzen, und dieß und ähnliches zu thun sollte jeder in seinem Kreise trachten, wem es am Herzen liegt, daß wieder Frömmigkeit in der Welt Wurzel fasse." Für ihn und für Preußen starb er zu früh. Hätte er mit uns diese Erhebung der Kirche erlebt, die er damals weniger „als des Himmels Einfall" erwartete, wie mögte sie sein Gemüth ergriffen haben! Wir wenigstens wollen nicht mit ihm rechten, denen nun wirklich die göttliche Gnade und Barmherzigkeit „Wunder und Zeichen" gewährt hat.

Die Herausgeber der Lebensnachrichten Niebuhrs haben es nicht verschmäht, den letzten Worten des Sterbenden (B. III. S. 302) — in dem Aufsatze: „Niebuhr als Diplomat in Rom," die Worte Bunsens unmittelbar nachfolgen zu lassen, wovon sie doch schon das Hohle

ablässiger Sorgfalt ist es am Ende gelungen. Ich habe denn Dinge erreicht, die noch nie erreicht worden waren." — Ferner die Aeußerung vom 13. Juli: „Auf mein nun so gut wie vollendetes Geschäft kann ich mit Zufriedenheit sehen; und es ist alles daraus geworden, was nach den erhaltenen Instructionen daraus werden konnte."

Wer Niebuhr mit Recht zürnen möchte wegen der Vorurtheile, die sich in seinen Briefen manchmal recht derb und ungebärdig ausgesprochen, den wird vielleicht, dünkt mich, sein eigner kummervoller Rückblick auf die Zeit seiner Gesandtschaft zu mildern Gefühlen stimmen. „Ich hatte das Herz beim Scheiden aus Rom auch vorzüglich deshalb schwer, weil ich mir vorwarf, einen so großen Theil meines Lebens meistens in Düsterheit und Mißmuth verloren zu haben, da wir, die Kränklichkeit meiner Frau ausgenommen, so glücklich hätten seyn können, wenn wir verstanden hätten, über das Mißfällige wegzusehen, — und es gewollt." — Bei seiner Rückreise 1823 schrieb er dem Gr. de Serre: „Ein schon ganz nördlich düsterer Himmel, Stromregen im Sommer ohne Gewitter, wovon man zu Rom so ganz entwöhnt wird, daß es eine Unmöglichkeit, wenigstens Unnatur scheint, machte mich doppelt schwermüthig und beklommen bei dem Scheiden auf immer aus dem Lande des Genusses; am letzten Tage einer Lebensperiode, die ich mir vorwarf, nicht gewürdigt und benutzt zu haben. Auch von Ihnen sollten die Alpen mich nun trennen — da gewiß der Raum zwischen Neapel und Rom uns nicht geschieden und entfernt gehalten hätte, wären wir zu Rom geblieben. Ich war sehr traurig." — Er hatte schon am 18. März demselben Grafen de Serre geschrieben: „En général, je resterais dans ce pays, si la santé de ma femme n'exigeoit point impérieusement de tenter l'effet du climat de notre pays. — — Je songe avec effroi au retour dans mon pays, que je trouverai tourmenté de mal-aise et de dégout, *et avili et humilié:* où tout le monde s'occupe exclusivement de la politique, et où la sagesse conseillerait que personne ne s'occupât que de ses propres affaires. Les hommes distingués ont déjà presque tous disparu: et une médiocrité insolemment orgeilleuse est là, dominante, et hostile envers celui qui lui refuse ses hommages. Ueber den Zustand Preußens hatte er schon früher mit Savigny correspondirt: „Ihre Erklärung der unseligen Stimmung, die gegen uns" (Preußen) „herrscht, und die ich nur allzusehr auch hier unter den jungen Germanen gewahr werde, liebster Savigny! ist zum Theil unwidersprechlich richtig." Aber noch interessanter ist ein späterer Brief an den Graf de Serre, den er 6. Juni 1824 in Berlin geschrieben: „Leider zeigt sich manchmal Irritation zwischen Katholiken

und Protestanten; wobei abwechselnd einige Priester unter den ersten, und Staatsbeamte unter den letzten gleiche Schuld haben. Für die Legislation herrschen in den Ministerien und eben unter den fähigsten der höhern Beamten die allertrivialsten liberalen Grundsätze; sehen Sie keinen Widerspruch darin, daß ich von der Trivialität der Grundsätze derjenigen rede, denen ich (im Administriren) sogar eine vorzügliche Fähigkeit zugestehe. Ich habe mich hier mit einem Oberbeamten wieder zusammengefunden, einem Manne, der mit der höchsten Integrität und ausnehmender Tüchtigkeit im Handhaben eines jeden Geschäfts, einen Starrsinn revolutionärer Grundsätze (bei entschiedenem Monarchismus), eine Absolutheit in seinen Meinungen und eine Verachtung für Alles, was ihnen widerspricht, verbindet, die einen alten Bekannten von ganz entgegengesetzter Art (wir waren früher oft negativ einig) in Verzweiflung setzen. Allenthalben fühlt sich eine große Leere." — —

Alles Widrige, wahres und eingebildetes, lastete schwer auf Niebuhrs Seele, die an Geist und Empfindung reich war, aber arm an dem höchsten Gute, arm an Glauben; die nichts so sehr entbehrte, als die Segnungen der Kirche, welche er haßte und schmähete, weil es ihm versagt war, sie zu erkennen. „Was Glauben ist," so schrieb er 1817, „der den Namen verdient, weiß ich wohl und erkenne ihn als das höchste Gut. Aber für mich wäre er nur durch übernatürliche Mittheilung, durch erfahrne Wunder und Zeichen möglich, und ein ganz andres ist ehren und nicht verwerfen; ein ganz andres wahrhaft wie sein eignes Daseyn glauben." Und 1818: „Hätte ich mich gewöhnt, mich zu beherrschen, und mich nicht gehen zu lassen, so wäre ich viel glücklicher geworden, und viel höher gestiegen, als ich je stand. Eine innere Stimme sagte mir oft, wie ich mich nehmen müsse, und ich versäumte es, bis es zu spät war. Meinem Kinde will ich diesen festen Glauben einpflanzen, und dieß und ähnliches zu thun sollte jeder in seinem Kreise trachten, wem es am Herzen liegt, daß wieder Frömmigkeit in der Welt Wurzel fasse." Für ihn und für Preußen starb er zu früh. Hätte er mit uns diese Erhebung der Kirche erlebt, die er damals weniger „als des Himmels Einfall" erwartete, wie mögte sie sein Gemüth ergriffen haben! Wir wenigstens wollen nicht mit ihm rechten, denen nun wirklich die göttliche Gnade und Barmherzigkeit „Wunder und Zeichen" gewährt hat.

Die Herausgeber der Lebensnachrichten Niebuhrs haben es nicht verschmäht, den letzten Worten des Sterbenden (B. III. S. 302) — in dem Aufsatze: „Niebuhr als Diplomat in Rom," die Worte Bunsens unmittelbar nachfolgen zu lassen, wovon sie doch schon das Höhle

Schleppende und Gaukelnde des bekannten Bunsenschen Styls hätte abmahnen sollen; da es gewiß nicht ihre Absicht war, (in Shakespear'scher Weise) über dem Grabe des Betrauerten die Bühne eines Marktschreiers zu errichten. Doch wäre nur dieser Mißgriff allein ihnen vorzuwerfen! Die Tendenz sogar des Bunsen'schen Aufsatzes ist eine Versündigung gegen Niebuhr. Er enthält, was freilich denen, die den Verfasser kennen, nicht sehr befremdend seyn wird, in einer Masse Brei — eine Dosis Bleizucker, an dem die pietistische Süße den Herausgebern das Gift verborgen zu haben scheint. — „Ein Bild von Niebuhrs Leben in Italien zu entwerfen", so beginnt der angebliche Freund seinen Bericht, „ist eine eben so reizende, als schwierige Aufgabe für den Freund, welchem dieses Bild als ein Kleinod unter den Schätzen einer glücklichen und reichen Vergangenheit in der innersten Seele ruht" (Ja wohl, die Schätze seiner innersten Seele zu zeigen, ist dem Autor eine eben so reizende, als schwierige Aufgabe.) „Ob es je versucht werden kann, etwas dieses Bildes und dieser Vergangenheit nicht ganz Unwürdiges darzustellen, muß, wie so vieles Andere, der Zukunft und dem Geschicke überlassen bleiben". (An Geschick fehlt es allerdings, doch nicht allein). „Daß es jetzt nicht geschehen kann, ist eben so gewiß, als daß, wenn es geschehen könnte, es nicht dieses Ortes seyn dürfte, es zu thun." (Nun „ein Bild von Niebuhrs Leben in Italien" gehörte denn doch wohl in die „Lebensnachrichten über Niebuhr"). „Genug (?) ist für das allgemeine Verständniß gesagt über Niebuhrs Lebensgang während der Römischen Gesandtschaft in jener Einleitung, mit der die Freundeshand, die jenen großen Geist durch sein bewegtes inneres und äußeres Leben treu und wahrhaft liebend begleitete, auch diesen Abschnitt desselben in so würdiger als einfacher Darstellung bevorwortet hat." Diese Einleitung aber beginnt mit der Klage: „Leider müssen wir Verzicht darauf leisten, den ferneren Gang seines inneren wie seines äußeren Lebens mit der bisherigen Genauigkeit zu verfolgen. Sieben Jahre lang wurde er den Blicken und Mittheilungen seiner Freunde zu weit entrückt." (B. II. S. 176). Darin lag also gerade die Aufgabe eines römischen Freundes, diesem schmerzlich empfundenen Mangel abzuhelfen. Aber „genug, genug", ruft der römische Freund, und birgt die Schätze seiner innersten Seele. „Genug liegt vor in der köstlichsten (!) Sammlung von Briefen selbst, die in diesem Jahrhunderte, und vielleicht je (?) der Welt gegeben worden" (an anderm Orte möchten doch die Briefe des Apostels Paulus noch — köstlicher genannt werden): „genug kann endlich Jedem, der nicht als Fremder hinzutritt, von der Gegenwart bekannt seyn, welche jenem erstaunens-

werthen und ehrwürdigen Bilde" (in der innersten Seele!) „zum Rahmen dient, damit er aus allem diesem sich selbst die Umrisse entwerfen, und in ihnen sich und die Zeit anschauen und besser begreifen könne." (Ich bitte den Leser um Verzeihung, wenn ich noch Einiges abschreibe). „Allein diese Umrisse auszuführen zu einem vollständigen Bilde, sich von jedem einzelnen Zuge, von jeder Zufälligkeit, von jedem scheinbaren Widerspruche Rechenschaft zu geben, das Vereinzelte im Zusammenhange unter einander und mit der Gegenwart zu zeigen, das geht über die Schilderung irgend eines Abschnittes jenes Lebens hinaus. — Niebuhrs Geist und innerstes Leben war aus Einem Gusse, und die tiefsten Erklärungen jedes Theiles liegen in dem Ganzen, und könnten nur durch eine gelungene Darstellung dieses Ganzen anschaulich gemacht werden. Eine solche ist aber, meiner Ueberzeugung nach, jetzt ganz unmöglich. Niebuhrs innerstes Leben hängt mehr als das irgend eines großen Schriftstellers der Nation, ja ich wage es zu sagen, der Zeit (!), mit den inneren Bewegungen, Gestaltungen und Kämpfen der mitlebenden und mitleidenden Menschheit zusammen. Er empfand in ihr und mit ihr, er schaute und dachte für sie."

Solche Stylübungen füllen noch mehrere Seiten. Erst Seite 308 führen uns folgende Worte dem Ziele näher: „Niebuhr als Diplomat in Rom — seine Art und Weise das diplomatische Leben zu behandeln, und dann seine Ansicht über die Verhältnisse selbst, welche zu berathen und zu ordnen er berufen war, so weit es zum Verständnisse und zur Rechtfertigung jener Briefe nothwendig erscheint, das allein soll hier kurz angedeutet werden. Niebuhrs Ansichten von der Diplomatie und dem diplomatischen Leben unserer Zeit waren keineswegs idealisch. (Merkwürdig!) Das Vorherrschen hohler Phrasen (hört!) über gesundes Anschauen jedes einzelnen gegebenen Verhältnisses, das Verschwinden staatsrechtlicher und völkerrechtlicher Kenntnisse und ihrer Anwendung im Verkehre der Völker, vor allgemeinen, abstracten, der Willkühr und der Leidenschaft des Tages gänzlich preisgegebenen Redensarten, diese vermeintlichen Wundermittel eines großen Theiles der neuen Diplomatie waren seinem innersten Wesen nicht weniger zuwider, als die Nichtigkeit und Langweiligkeit" (ich will mit der Nichtigkeit und Langweiligkeit schließen) — „zu welcher das höhere gesellige Leben sich hingezogen fühlt". Unser Autor tritt diesen trivialen Gegenstand nämlich wieder plumpfüßig ins Breite: nur noch eine Stelle verdient Beachtung:

„Welche Aufopferungen er sich durch dergleichen Ansichten aufer-

legte, — und Ansichten waren bei ihm felsenfeste Grundsätze und Lebensausdruck, Glaubensbekenntniß, — welchen Unannehmlichkeiten er entgegenging, welcher Verkennung, ja welcher Verunglimpfung er sich aussetzte, das war ihm keineswegs verborgen, als er sich entschloß, die römische Gesandtschaft anzunehmen. Welchen Druck aber diese Wirklichkeit und das Gefühl derselben auf ihn ausüben würde, dem Drucke einer schwülen, dem Leben abholden Atmosphäre vergleichbar, — das hatte sich Niebuhr wohl nicht klar gemacht, wobei übrigens nicht vergessen werden muß, daß er nie auf mehr als etwa drei= bis vierjährigem Aufenthalt in der Fremde gerechnet hatte. Das Leben in großen Verhältnissen an sich war nicht nur seinem Geiste ebenso Bedürfniß, als die Muße für Forschung und Darstellung der Vergangenheit im Kreise geliebter, mitforschender oder mitfühlender Freunde; er war daran von Jugend her gewöhnt, und selbst seine gelehrtesten Forschungen gingen vom Anschauen dieser staatlichen und geselligen Verhältnisse aus, die, mehr oder weniger vollkommen oder unvollkommen (!), sich in den diplomatischen Lebenskreisen aussprechen und abspiegeln." Eine Aeußerung Niebuhrs: „Welch ein Glück schon das ist, daß es keine Hofdamen hier gibt, es wird mir so schwer, die eine von der andern zu unterscheiden" (S. 312.) — diese treffende Aeußerung Niebuhrs führt den Autor zur Besprechung geselliger Verhältnisse, über welchen er seinen Vorsatz, nur Diplomatisches anzudeuten, rein vergessen zu haben scheint. Die „Jünger der Kunst" geben Stoff zu neuen Ergüssen. „Niebuhrn gebührt der Ruhm, die Männer, welche die historische deutsche Malerschule begründet, nächst Philosophie, Poesie und Philologie, die bedeutendste weltgeschichtliche Lebensregung des deutschen Geistes dieser Epoche, zuerst erkannt, geliebt und mit der Hingebung eines eben so bescheidenen, als großmüthigen Freundes gefördert und, wo sie es bedurften, unterstützt zu haben. Sie genießen jetzt der Anerkennung und Bewunderung des Vaterlandes und des Auslandes; damals waren sie die Märtyrer eines hohen und edlen Strebens, das sich durch die Schlechtigkeit nicht weniger, als durch die Seichtigkeit der Zeit durchkämpfen mußte, und gegen welches sich der schnöde Ungeschmack der damaligen vornehmen Kunstkenner und Großen mit der Lüderlichkeit und Unfähigkeit der meisten Kunstgenossen verschworen hatte. Niebuhr erkannte in diesem, damals äußerlich nur durch Weniges beurkundeten Streben von Männern, wie Cornelius, Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm Schadow, einen im Wesentlichen mit den übrigen großen Regungen der Nation feng zusammenhängenden neuen Schwung des wiedererwachten und le=

den zeugenden deutschen Genius .... An diesem Glauben hielt er unerschütterlich fest, und in ihm handelte er zu einer Zeit, wo das, von dem er eine große und geschichtlich bedeutende Entwicklung erwartete und verkündete, im Vaterlande gänzlich unbekannt oder verkannt, in Rom aber verachtet, verspottet und geschmäht war, wie es noch jetzt in manchen Theilen Deutschlands seyn würde, wenn man dem innern Hasse dagegen Luft zu geben Muth hätte. Dieses Auffassen einer geistigen Erscheinung in ihrem ersten Keime ist einer der vielen und höchst merkwürdigen prophetischen Züge in Niebuhrs Geiste, und um so merkwürdiger, als von allen Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete ihm nach seiner Eigenthümlichkeit und der Geschichte seines Lebens keine so wenig nahe lag, als die bildende Kunst. Es ist nicht allein verdienstlich, sondern auch des Ruhmes der Nachwelt werth, daß die Großen und Mächtigen der Erde beschützen und fördern, was sich in Kunst und Wissenschaft Großes und Edles gebildet hat; allein viel seltener und seliger und nur dem offenen Auge des Genius und dem still und demüthig lauschenden Ohre eines edlen Menschen ist es gegeben, das Große in seiner herben Wurzel, in seiner meist bittern und rauhen Schale zu erkennen, und den einst zum Siege bestimmten Genius mit Liebe und Ehrfurcht zu pflegen, wenn er die jungen Schwingen noch birgt" (das still und demüthig lauschende Ohr erkennt das Große in der herben Wurzel, in der bittern Schale, das offene Auge des Genius pflegt den Genius!).

Auf dieser Abschweifung würde ich dem Verfasser nicht gefolgt seyn, wenn sie nicht von größerem Interesse in Hinsicht seiner als Niebuhrs wäre. Nicht Niebuhrn, ihm selbst ist es eigen, in dieser Weise dem Genius des Jahrhunderts, der „Freiheit des deutschen Geistes" zu huldigen, dem Flügelschlag desselben zu lauschen". *) Gerade diese Abschweifung aber, welche bis zur Mitte der S. 316 fortgeführt wird, schließt er kecklich mit den Worten: „der Art waren Niebuhrs Ansichten vom diplomatischen Leben und sein eignes Leben als Diplomat;" und dann reihen sich Notizen an über eine musikalische Unterhaltung, Ertheilung eines österreichischen Ordens, endlich S. 319 über Niebuhrs Geschäftsstyl. „Seine Berichte und Noten werden mir wenigstens immer ein Muster klarer und rein geschäftlicher Darstellung scheinen, man möchte denn die barbarische Unbehülflichkeit des gewöhnlichen deutschen

*) Vgl. die Beiträge zur Beleuchtung der Kölnischen Kirchenangelegenheit S. 33 und S. 31 ff. Frankfurt bei Österrieth, 1838; auch Antiathanasius S. 16.

Geschäftsstyls und die hohle Dürftigkeit der üblichen diplomatischen Noten für das Ideal halten." Was dieser unser Autor für das Ideal diplomatischer Darstellung hält, spricht er auch in seiner dem Publikum wenig bekannt gewordenen Erwiderung auf die römische Staatsschrift aus, indem er diese mit der durch ihn verfaßten amtlichen Darlegung vergleicht. „Welche von den beiden Schriften," so heißt es am Eingange jener merkwürdigen Erwiderung (polemische Blätter*), „von vorn herein das meiste Zutrauen erwecken muß, ergibt sich beim ersten Anblick. Mit redlicher Offenheit verhehlt die Erstere (die Darlegung) nichts ..... Der allgemeine Charakter der preußischen Staatsschrift ist Ruhe, Mäßigung, die Sache allein zum Augenmerk habend, milde, dem Gegenstand angemessen (rein geschäftlich!), versöhnend, ohne Polemik, ohne zu verletzen, wogegen die römische Staatsschrift von obigen Eigenschaften das Gegentheil, Alles das hervorhebt, was die preußische Staatsschrift und deren Vertreter verletzen ... kann". — Doch wenden wir uns zu Niebuhrn zurück: „Ihm schien (so fährt Bunsen S. 520 in der Zeichnung des „erstaunenswerthen Bildes" fort) — ihm schien die größte Redlichkeit die höchste Weisheit, vorausgesetzt, daß der Unterhändler vollkommen wisse, was er wolle und solle, und möglichst genau, was der Andere wolle und könne. Mit diesem Grundsatze trat Niebuhr in Rom auf, und hat ihn nie verleugnet, und auch nur nach dem Erfolge zu urtheilen, nie Ursache gehabt, zu bereuen, ihm treu geblieben zu seyn."

Alles Bisherige ist in dem Bunsenschen Aufsatze nur einleitend; nun aber kommt er näher zur Sache. Nachdem er, um über die Verhältnisse zur römischen Curie zu sprechen, einige Worte über Niebuhrs diplomatische Grundsätze gesprochen, kann er füglich fortfahren: „Dieß führt uns von selbst auf den zweiten Punkt, über welchen einige andeutende Worte der Erläuterung unerläßlich schienen: Niebuhrs Ansichten über die Unterhandlungen mit Rom und das Verhältniß protestantischer Regierungen überhaupt zum päpstlichen Stuhle."

Es sei vorauszusehen, meint Bunsen S. 520, daß jetzt, „wo jener Punkt die Lebensfrage der Zeit geworden" (freilich „es ist die wichtigste Lebensfrage für die Staaten des deutschen Bundes, für die deutsche katholische Kirche — die Emancipation Deutschlands in Beziehung auf Rom,**) daß jetzt „nichts unversucht wird ge-

*) Leipzig bei W. Engelmann, 1838.

**) Vgl. die erwähnten Beiträge S. 82.

lassen werden, namentlich von einer andern Seite her" (o Schalk!), „um einerseits ihn mit sich selbst oder der Regierung ... in Widerspruch zu bringen, und andererseits das Zeugniß des ersten Historikers Europas" (des „Meisters und väterlichen Freundes" unsres Autors) „über das, was er gesehen" (etwa die Abort-Anstalten in Rom, B. II. S. 359? oder lieb r jene „allertrivialsten liberalen Grundsätze in den Ministerien", jenen herrschenden „Starrsinn in revolutionären Grundsätzen" B. III. S. 451) „durch Schmähungen zu entkräften. Man könnte namentlich aus den Aeußerungen des Briefes an Perthes vom September 1815 schließen wollen, als habe er sich zum Organ und Verfechter eines Systems der Regierung hinsichtlich der römischen Kirche hingegeben, das er in seinem Gewissen mißbilligte".

Nein, das ist uns auf der „andern Seite" noch nicht eingefallen. Wir haben nur gesehen, daß Niebuhr es unter seiner Würde fand, einem System zu dienen, welches er verwerfen mußte, daß er aber auch die ihm anstößigen Grundsätze bekämpft und mit Erfolg bekämpft hat. Doch wenn Bunsen hier die Ehre des „väterlichen Freundes" gefährdet glaubt, so ist ihm nicht zu versagen, daß er den Beweis von Niebuhrs unabhängiger Gesinnung führe. Den führt er in der That, indem er darthut, daß in den wichtigen politischen Fragen Niebuhr seine Ansichten verfochten und geltend gemacht habe; freilich eine überflüssige Erörterung, da sie sich nur auf die uns schon vorliegenden Niebuhr'schen Briefe stützt, deren Inhalt jedem Leser eben so klar ist, wie dem Vertheidiger. Aber auch diese Vertheidigung ist wieder eitel Blendwerk. Alles Brei und Zucker, und nun kommt das Gift. „Um jedoch alle hier angezogenen und ähnlichen Aeußerungen Niebuhrs so vollständig zu verstehen, wie es jedem Leser gerade im gegenwärtigen Augenblicke besonders wünschenswerth seyn muß" — (vielmehr, damit Alles so verstanden werde, wie es dem geschickten Gesandten in dem gegenwärtigen Augenblicke — er schrieb im Schooße des romscheuen Albions — wünschenswerth seyn muß), „ist es nöthig, Niebuhrs Verhältniß zu den gewöhnlich, namentlich in Deutschland bestehenden Ansichten in scharfen Umrissen darzustellen, die Jeder sich nachher weiter ausführen mag". (S. 321, 322.)

Und hiermit führt uns Bunsen in eine lange Erörterung ein, deren einziges Resultat ist, daß nur in Niebuhrs falschen Ansichten der wahre Grund des jetzt eingetretenen Zerwürfnisses liege. Dieses Urtheil über den „unvergeßlichen Meister und väterlichen Freund" wird die frommen Bruderherzen nicht irre machen; ist doch die Form so weich und mild, die Empfindung so „selten und

selig“, der Wunsch so groß und edel, daß sogar „Niebuhrs Asche auch hierüber in Friede ruhen“ möge!

Uns dagegen auf der „anderen Seite“ ist es tröstlich, daß der Versuch eines tückischen Ehrenraubes an dem Verblichenen nur dazu führt, die Lüge eines ihn beschimpfenden Freundschaftsverhältnisses gänzlich zu entkräften, und über die kirchlichen Verhältnisse Preußens während der Wirksamkeit dieser seiner grundverschiedenen Vertreter bei dem heiligen Stuhle Aufklärungen zu geben, welche kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen. Denn hier zeigt sich auf das deutlichste der Kampf der verschiedenen kirchlichen Systeme in Preußen selbst. Das eine System vertrat Niebuhr, und ohne Zweifel vor allen auch jene erhabne Person, von deren großen Eigenschaften unter anderen die Briefe vom 10. September 1823 und vom 21. Mai 1824 Zeugniß geben; jener erlauchte Beförderer des gefeierten Märtyrers zu dem erzbischöflichen Stuhle von Köln, er, dem Rheinland und Westphalen für diese That allzeit dankbar verpflichtet bleibt. Das andere ist das System derjenigen, welche Niebuhr „des allertrivialsten Liberalismus, des Starrsinnes in revolutionären Grundsätzen“ bezüchtigte. Zwischen beiden Systemen stand Bunsen, wie es scheint — ohne System, ein Mann der Gelegenheit, der kühnen That; welcher schon zu Niebuhrs Zeiten Vertrauen genoß, später ein so hohes, daß die Leitung aller wichtigen Angelegenheiten der katholischen Kirche, so zu sagen, in seinen Händen war.

Wie uns Bunsen hier belehrt, verlangte Niebuhr mit Erfolg, daß die „preußische Regierung ihre erleuchteten landesväterlichen Absichten mit der römisch-katholischen Kirche in ihrem Lande durch Verständigung mit Rom verwirkliche“. Dieser Niebuhr'sche Grundsatz war, nach Bunsens Urtheil, „ein Irrthum“; er führte, nach Bunsens Urtheil, dahin, daß „gehässige Aufregungen und hierarchische Anmaaßung den Frieden Deutschlands und die Ruhe der Welt ... mit neuen Stürmen bedrohen“ *). „Aber Niebuhrs Asche mag auch hierüber in Frieden ruhen ...., weltgeschichtliche Erfah-

*) Die hier von Bunsen gegen die römische Curie erhobene Anschuldigung, den Frieden Deutschlands durch gehässige Aufregungen und hierarchische Anmaassung mit neuen Stürmen bedroht zu haben, hat er an anderem Orte weitläufig entwickelt. S. die erwähnten Beiträge S. 72 und S. 1, 11, 12, 30 der dort bezogenen Schrift.

ungen werden nie zu theuer erkauft von denen, die sich selbst treu bleiben".

Ich sagte oben, daß Bunsen zwischen beiden Systemen gestanden, und bezog dieses natürlich nur auf die Zeit seines Wirkens in Rom. Jetzt stehen die Sachen freilich anders; jetzt, wo man die weltgeschichtliche Erfahrung gemacht, daß eine Verständigung mit Rom nicht möglich sey, jetzt wendet er sich entschieden zum antiniebuhr'schen Systeme, und gibt der Sache den Schein, als ob er selbst diesem zu allen Zeiten angehört habe. Jetzt ergibt sich der Schluß von selbst: „daß die Regierung sich den Wünschen einer innerlichen Umgestaltung der römisch-katholischen Kirche in Deutschland geneigt zeigen, und um die hierauf hinarbeitenden Bestrebungen gewähren zu lassen, sich aller Unterhandlung mit Rom enthalten, oder auch sich zum Organe jener Ansichten in Rom erklären, und ihre Geltendmachung durchsetzen solle". (S. 521.) Denn das zweite von Bunsen an demselben Orte als von Niebuhr bekämpft bezeichnete System, gemäß welchem die königliche Regierung die Regulirung aller katholischen Kirchenangelegenheiten geradezu in ihren eignen Geschäftskreis hineinziehen, und nicht anders, als jedes andere Departement administriren lassen solle, — dieses System wird wohl einstweilen noch als unpracticabel außer Betracht bleiben müssen.

Während der Bunsen'schen Gesandtschaft herrschte also in der That kein System; das antiniebuhr'sche mußte natürlich bei weitem überwiegen, sobald Niebuhr, der es fast allein bekämpft hatte, zurückgetreten; aber das niebuhr'sche war dennoch einmal im Besitz. Auf dem niebuhr'schen Wege bewegte Bunsen sich fort, und hatte doch einen vorherrschenden Zug zu einem andern Ziele, als der dieses Weges ist. Darin liegt der wahre Grund der eingetretenen Calamität. Diese Entwicklung der Dinge nach Niebuhr erinnert an eine gewisse Untugend mancher Miethpferde, deren sich unser Autor vielleicht aus der Zeit seiner theologischen Studien noch erinnern möchte; frommer, sanfttrabender Gäule, jedem Reiter bequem, nur mit einer beständigen Neigung zur linken Seite, durch die, wer einmal nicht aufgepaßt, puff im Graben liegt.

Darüber wird jeder mit Bunsen einverstanden seyn, daß die preußische Regierung hier eine weltgeschichtliche Erfahrung gemacht hat. Es kommt aber Alles darauf an, diese Erfahrung recht zu verstehen. Daß die peinliche Verlegenheit, in welcher man sich befindet, dem niebuhr'schen System zuzuschreiben sey, ist eine nichtswürdige Verläumdung. Es wäre aber nicht minder unrichtig, wenn man das Elend dem von Nie-

buhr bekämpften System zuschreiben wollte. Dieses System ist noch unversucht. Es hat bisher stark gewirkt, aber nicht geherrscht. Die preußische Regierung hat es keineswegs in volle, freie Ausübung gebracht; sie hat sich keineswegs seit Niebuhrs Rücktritte zum Organ der kirchlichen Revolution erklärt, und den Umsturz der römisch-katholischen Kirche in Deutschland geradezu durchzusetzen gesucht. Alles, was sich mit Wahrheit behaupten läßt, ist, daß man gut gefunden: die revolutionären Bewegungen innerhalb der Kirche „gewähren zu lassen", und, was sich praktisch aus diesem nothwendig entwickelt, bei guter Gelegenheit hervorzurufen und möglichst zu nähren. Aber dieses Wirken trat äußerlich wenig hervor. Man suchte, wie gesagt, den Schein und die Form des niebuhr'schen Systems mit der Tendenz des antiniebuhr'schen zu vereinigen, ohne aber auch selbst in diesem Streben nur zu völliger Einheit und Klarheit zu gelangen. Dieser Versuch der „Vermittlung der Gegensätze", wie Bunsen sich ausdrückt, ist mißlungen; in dieser Halbheit und Unentschiedenheit liegt der nächste Grund des Unglückes. Sobald man nicht mit, sondern gegen Rom handeln wollte, mußte man auch auf den Schein der Freundschaft verzichten. Man mußte sich rühmen, Rom zu bekämpfen, nicht zu überlisten, was ganz unthunlich ist. Ich weiß wohl, was man mir entgegenstellen wird: zum offenen Kampf gegen Rom habe man sich zur Zeit noch zu schwach gefühlt; nach Niebuhrs Rücktritte habe man mit den ersten Rüstungen erst beginnen können; man habe sogleich (1825) die Verordnung wegen der gemischten Ehen bewirkt, um der katholischen Bevölkerung den Protestantismus einzuimpfen; man habe die schlesischen Bewegungen genährt, die hermesianische Irrlehre begünstigt; zugleich habe man, was nur bei freundlichem Verhältnisse möglich, in Rom selbst das Licht des Protestantismus leuchten lassen, und so die feindliche Kirche in ihren Grundfesten zu erschüttern gesucht. — Ich weiß wohl, daß namentlich Bunsen in ähnlicher Weise das Ergebniß der Bemühungen seiner Legationszeit darzustellen pflegt. „Es ist die wichtigste Lebensfrage für die Staaten des deutschen Bundes, für die deutsche katholische Kirche", so lauten seine eigenen, schon oben berührten Worte, — „die Emancipation Deutschlands in Beziehung auf Rom .... Die Hermesianer sind in das Verhältniß der Bundesgenossenschaft mit dem reformatorisch gesinnten Clerus der katholischen Kirche Schlesiens ... getreten ... Die Rollen wurden gewechselt. Wie einst Rom durch Bullen und Breven herrschte, so werden die deutschen Landesfürsten durch Verordnungen und Erlasse die Rechte und Verpflichtungen Roms bündiger zu ordnen und einschränkender festzustellen wissen. Und gerade giebt dazu der gegenwärtige Zeitpunkt ...

Gelegenheit und Mittel an die Hand. ... Die hermesische Schule hat feste Wurzel gefaßt, — alle hängen, getreue Jünger ihrem Meister an, ... gleichsam als Apostel seiner Lehre"; (dieser Lieblingsausdruck — auch in dem Aufsatze über Niebuhr stellt sich Autor „den Jüngern der Gottlosigkeit und den Aposteln alles Undeutschen entgegen" — scheint ein Nachklang von göttingischen Studien und frommen Wartburgempfindungen) .... „Das sind die Elemente, mit welchen Rom in Kampf getreten, das sind die revolutionären Partheien im Innern der katholischen Kirche, welche, Hand in Hand dem gemeinsamen Ziele zustrebend, einer ... Reform des katholischen kirchlichen und Glaubenszustandes in Deutschland harrend und hoffend entgegensehen... Es ist in Deutschland in religiöser Hinsicht nur dann ein dauernder Friedenszustand zu hoffen, wenn die Katholiken Deutschlands sich von Rom und seiner Herrschaft lossagen". — So stellt allerdings Bunsen die gegenwärtige Sachlage dar, und ich bin weit entfernt, dasjenige, was man zur Vorbereitung einer kirchlichen Revolution gethan, unbedeutend zu nennen. Auch sind es nicht etwa die Grundsätze „des unvergeßlichen Freundes", welche ich solchen Einwendungen entgegenstelle. Nicht allein bei Bunsen, sondern auch bei manchen anderen Staatsbeamten, Männern der Gegenwart sowohl, als „Männern der Zukunft", können Niebuhrs „unpraktische Ansichten" keinen Eingang finden. Nein, darin allein besteht mein Vorwurf, daß man vor der entschiedenen Bekämpfung der römischen Kirche zurücktretend einen Kampf begonnen hat, welcher noch viel weniger Aussicht des Sieges, ja ich darf wohl sagen — die Gewißheit der Niederlage bot. Nichts in der Welt ist schwerer, als eine anhaltende Verhüllung der Wahrheit; kaum wird sie jemals einer bedeutenden geistigen Ueberlegenheit gelingen, und mit welchem Recht konnte man sich einbilden, an Klugheit Rom zu überbieten? Es war frevelhafte Verwegenheit, einen so ungleichen Kampf anzufangen, unverantwortliche Verblendung, die zu diesem Unternehmen disponiblen Kräfte so ganz und gar zu verkennen.

Man wird diesen groben Mißgriff, welcher in die lächerlichsten Widersprüche verwickelt, und die peinlichsten, noch immer ungelösten Verlegenheiten erzeugt hat, auswärts schwer begreifen; wenn man nicht die eigenthümliche Keckheit kennt, die vielen Leuten einer gewissen Klasse, zu der vor Allen unser Held gehört, eigen ist. Sie glauben sich sonderbarer Weise im Besitz mehrerer ausgezeichneter Eigenschaften, die gerade bei ihnen am seltensten sind. Intelligenz, Bildung, vor Allem aber Pfiffigkeit, die durch sie sprichwörtlich geworden, in der Le=

gende sogar dem heil. Petrus in den Mund gelegt wird. In der Tha
aber sind diese Pifferari nur ausgezeichnet durch einen gewissen Hang
eine Lüsternheit, möchte ich sagen, nach Pfiffen und Kniffen; wahrhaf
Pfiffiges bringen sie selten zu Stande. Es geht ihnen mit dem Ru
der Pfiffigkeit, wie manchen mit dem Ruf der Ausschweifung. Ma
könnte sie, nach gewissen Sprachanalogien, pfifferig nennen, weil es si
beständig pfiffert, weil sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, semper pi
pituriunt, d. h. nach Pfiffen Verlangen tragen; was wiederum ihre
allgemeinen desiderativen Natur entspricht, über die sich, eben weil si
in ihr sich nehmen müssen, wie sie sich gefunden, mit ihnen nicht rech-
ten läßt. Es verdiente freilich untersucht zu werden, woher es kom-
me, daß bei so großem Hange zu einer Eigenschaft diese Eigenschaf
selbst sich doch so spärlich entwickelt; vielleicht würde man einen
Grund in dem starken Selbstgefallen finden, welches eben so Kniffe,
wie Witze, verdirbt; vielleicht läßt auch die böse Neigung, wo die
Tücke nicht aushilft, gleich mit Gewalt hineinzufahren, den Keim
der Pfiffigkeit nicht zur Reife kommen. Wie dem auch sey, wah-
re Pfiffigkeit wird fast nur bei den Juden gefunden, und die kann
man zur Zeit noch nicht als den herrschenden Stamm betrachten, ob-
wohl Niebuhr glaubt, daß dieser Zustand gar nicht fern mehr sey.
Wo diese höchst eigenthümlichen Eigenschaften häufig angetroffen
werden, da mögen sie doch mehr dem Staatsleben, als der Na-
tur des Volkes zuzuschreiben seyn, unter dem sich Biederkeit und
schlichter deutscher Sinn nicht sobald verliert. Bunsen, ein geborner
Waldecker, erscheint uns als ein würdiger Repräsentant der hier be-
zeichneten Geistesrichtung. In solchen Individuen gährt der Krank-
heitsstoff der Gesammtheit; ihre Aussonderung wäre der nächste Weg
zur Heilung.

Es gibt allgemeine Kennzeichen und Worte von tiefer, gehei-
mer Kraft, welche ich der staatspolizeilichen Aufmerksamkeit empfeh-
len muß — z. B. Staat der Intelligenz, Staat des Fortschrittes,
Staat des Gedankens, des Begriffes, der sich aber seine Realität selbst
zu geben versteht, dem die Intelligenz nicht allein sein saurer Erwerb,
sondern sein Erbtheil ist, der nicht anders, als intelligent seyn kann,
der stets eins seyn muß mit seiner Zeit — mit einem Worte das neue
Deutschland, wie es sich von der alten, schwerfälligen Umhüllung und
zuletzt nichtssagenden Form von Kaiser und Reich endlich losgesagt ꝛc. ꝛc. —
solche giftige Zauberworte füllen philosophische und juristische *) Schrif-

*) Man lese Gans in der Einleitung der Beiträge zur Revision der preußi-

ten, ja sogar die Reden der Prediger und Bischöfe; einer schreit den andern taub, und was die Gescheidteren ihnen in's Ohr flüstern, das hören sie nicht mehr. Aber auch unter denjenigen Staatsmännern und Schriftstellern, welche über solche Albernheiten erhaben sind, wird so leicht nicht eine einhellige Meinung darüber gewonnen werden: ob man von dem gegenwärtigen unhaltbaren Standpunkte aus die Bahn des niebuhr'schen oder des antiniebuhr'schen Systemes einschlagen; ob man also die wahren Interessen der katholischen Unterthanen als solcher unter aufrichtiger Verständigung mit Rom verfolgen; oder ob man vielmehr offen und entschieden den Abfall der deutschen Katholiken von Rom unterstützen, resp. hervorrufen solle. Betrachtet man die Sache rein vom Standpunkte der Politik, so kann nicht geleugnet werden, daß jedes dieser beiden Systeme seine großen Gefahren hat. Bei dem niebuhr'schen Systeme ist zu erwarten, daß vor dem Licht der Kirche, deren kräftige Wiederbelebung selbst das „protestantische" Albion mit rührendem Schrecken erfüllt, der „Tod der protestantischen Kirche" in Deutschland bald ganz offenbar werde; daß vor der Glut des echten Glaubens „das Wachsbild, welches den Namen der protestantischen Kirche behauptet" — ich bediene mich der Worte Niebuhrs — bald vollkommen zerschmelzen werde.

Es glaubte aber Preußen eben im Protestantismus seine kräftigste Wurzel und Nahrungsquelle zu besitzen. Dürfte es wohl den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung entsprechen, daß dieser Staat gleichsam unter dem Herzen des Protestantismus gezeugt und genährt worden wäre, um nun erst dem Lichte des wahren Glaubens geboren zu werden? Sollte für ihn also das rechte Leben erst beginnen, und seine Geburt der Mutter Tod seyn? — Würde aber auch Preußen dem ihm auf der Bahn redlicher Verständigung mit Rom unfehlbar drohenden Kampfe mit seinen eigenen, allerdings mächtigen revolutionären Parteien (vgl. die Beiträge S. 84, 91 — 94) gewachsen seyn? — Die andere Alternative ist mehr für den „Thron," als für den „Staat" gefährlich. Vielleicht könnten Ansehen und Macht des Staates einen schnellen Aufschwung nehmen, wenn man sich zur offenen Bekämpfung der Kirche entschlösse. Das Gebäude der königlich preußischen Kirche ist in der That geeignet, Viele zu umfassen. Viele, sehr viele sind geneigt, sich gemeinsamen Formen zu fügen, um über das Wesentliche

schen Gesetzgebung, Berlin 1830, S. 6, 7. Man weiß übrigens, daß Gans in späterer Zeit in manchen Dingen ganz anderer Meinung geworden, und mancher Erudidäten, die er in der Zeit seines Uebermuthes sich zugezogen, wieder losgeworden.

nach Wohlgefallen zu urtheilen. Die Taufe im Allgemeinen wird nicht verschmäht, wenn auch die durch einen katholischen Priester Niebuhrn ein entsetzlicher Gedanke war; denn sie hindert ja ganz und gar nicht, sich frei zum alten Jupiter zu erheben, worunter die weite Gemeinde je nach persönlichem Temperament und Andachtstrieb den Optimus Maximus, Herceus, Ultor, Liberator, oder auch den Jupiter Moechus, Adulter, Praedator verstehen mag. — Ueber welche Kräfte der Staat in diesem Falle gebieten würde, darüber kann der Kenner der neueren Literatur nicht zweifelhaft seyn. Man bedenke, daß, während Gans doch nur vom „neuen Deutschland“ spricht, Bunsen gradezu das „junge Deutschland“ nicht allein in Schutz genommen, sondern sich auch zum Bündnisse ihm angeschlossen hat (Beitr. S. 73, 74 u. s. w.). Wer möchte dem widersprechen, was dieser begeisterte Botschafter ausruft: „das Jahrhundert ist der Schlachtenengel, der über der Wahlstatt schwebt; er lächelt dem, der seinen Anforderungen genügt, und für seine Zwecke und Interessen das Schwert führt“ (Beitr. S. 83, 84) *). Wohl mag der Staat wachsen, wenn er sich diesem Bunde ergibt; wohl mag, von dem Würgengel beschattet, sub umbra alarum nigrarum seine Kirche Verbreitung und Ansehen erlangen, wenn von jenen bedeutsamen Doppelfarben die weiße schwindet, und kühn statt der evangelischen Lehre, deren Strom theils im Schlamm der Lüste steckt, theils in den Steppen des Aberwitzes versandet, die Lehre des bösen Engels (κακάγγελος) verkündet wird. — Wie aber bei dieser revolutionären Entwicklung des Staates das Schicksal des Thrones sich gestalten, und welchen Ausgang sie endlich für das ganze Volk nehmen würde, darüber brauchen wir nach den Erfahrungen unseres Zeitalters nicht erst zu grübeln. Wenn man diese Sachlage bedenkt, die Nothwendigkeit einer Wahl zwischen solchem Bündnisse, wie es nun Bunsen anräth, auf der einen, — und der Ergebung in die wachsende Macht der römischen Kirche auf der anderen Seite; so findet man es allerdings begreiflicher und verzeihlicher, daß auch verständigere Männer eine lange Reihe von Jahren hindurch mit dem Zwittergeiste der bunsen'schen Legation sich versöhnen mochten, und nun, da dieses System Schiffbruch gelitten, in der Klemme der peinlichsten Verlegenheit Jahre lang stecken blieben, um nur nicht zwischen diesen beiden Auswegen eine unwiderrufliche Wahl zu treffen.

Wenn sie sich bei dieser Wahl noch übereilen möchten, so soll es

---

*) Man beherzige hierbei die in dem oben angeführten Werke gesprochenen Worte von Gans: da ginge es denn raschen Schrittes auf die Zeit los, wo die Identität „Preußens und Deutschlands“ sich verwirklichte.

nicht durch meine Schuld geschehen. Ich könnte höchstens an jenen Satz vom Felsen und von den Pforten der Hölle erinnern; doch bei wem fände diese Mahnung Eingang? Sehe man also selbst zu, wie man zurechtkomme. Vielmehr will ich nur noch das Bild der bunsen'schen Legation im Gegensatz der niebuhr'schen zu vervollständigen suchen, um jenen desiderativen Menschenkindern die Nichtigkeit ihrer Bestrebungen vollends darzuthun. Die Mittel hierfür sind zwar anderer Art, als diejenigen für die Beleuchtung der niebuhr'schen Wirksamkeit. Aber klare Zeugnisse für den Geist der bunsen'schen Legation bietet uns immerhin eine gute Anzahl bekannter Actenstücke, wovon ich, um das Interesse der Darstellung zu erweitern, nur solche Punkte hervorheben will, die mir auch für die Aufhebung des kirchlichen Zwistes einen selbstständigen Werth zu haben scheinen. Im Allgemeinen sey hier aber das noch erwähnt, daß ich die amtliche Darlegung der preußischen Regierung und einige anderen Schriften, als von gleichem Ursprunge, unbedenklich mitbenutzt habe, da man, wenn in so wichtigen Angelegenheiten bedeutende Schriften einer solchen Quelle öffentlich und unter Beibringung gewichtiger Beweismittel, zugeschrieben werden, ununterbrochenes Stillschweigen als eine unzweifelhafte Anerkennung ansehen darf und muß*). Ich kann mich deswegen nicht allein auf die mehr erwähnten, zum Verständnisse dieses Aufsatzes unentbehrlichen Beiträge beziehen, sondern besitze auch andere Beweise derselben Thatsache, die ich einstweilen nicht einmal andeuten mag, wohl aber, sobald sich ein näherer Anlaß böte, ohne alle weitere Schonung dem Publikum vorlegen würde**).

*) So war die bloße Angabe, daß Bunsen von dem Vorwurfe des Wortbruches gegen den Erzbischof von Köln selbst zurückgekommen sey, ihm Anlaß genug, um in der Allg. Zeitung von England aus — seine Blindheit für diese Einsicht zu betheuern.

**) Ich würde eine Schrift unter dem Titel „Bunsen" ganz Bunsen widmen; Bunsens geheimes Wirken nach dem Kölner Ereignisse wäre ihr Gegenstand.

XXXII.

Französische Briefe über Rom und Assisi.

Vierter Brief.

Auf dem Capitole, diesem Sitze, wo einst jener Senat sich versammelte, dessen Weisheit das Lob des heiligen Geistes gewann, erhebt sich der Palast des Senators, der gleichsam die höchste Obrigkeit Roms ist, dessen Geschäfte aber nichts mit denen des römischen Senates gemein haben. Sein Palast liegt zwischen zwei reichen Musäen und bildet den Hintergrund eines Platzes, zu dem eine herrliche, mit kunstvollen Statuen gezierte Treppe führt, und wo man noch jenes berühmte milliarium aureum sieht, jene Säule, die einst gleichsam der Ausgangspunkt und das Ziel aller Straßen der Welt war. Dort nahm der Raum seinen Anfang, dort endete er. Es war die erste Zahl, die Einheit aller Zahlen, die dazu dienen, den Raum und die Schritte zu messen, die der Mensch macht. — Ganz nahe beim Capitol und ihm zur Rechten erhebt sich der Palatinus, der dem Kaiserreiche war, was das Capitol der Republik. Denn zu Rom hat jeder Hügel seine Geschichte und jeder hat als Schauplatz einer Gruppe bestimmter Ereignisse und Begebenheiten gedient, wie sie anderwärts nicht eingetreten sind. Den Königen gehört der Aventin, das Capitol der Republik, der Palatin den Kaisern, der Vatican den Priestern und der mons sacer dem Volke und seinen Aufständen. Der Palatin bildete die Stadt der Kaiser. Hier war es, wo jeder seinen Vorgänger im Aufbaue und der Vergrößerung dieser Paläste überbieten wollte. Keiner jedoch ersann maaßlosere Pläne, als Nero. Der Umfang seiner beab-

sichtigten Bauten erschreckt die Einbildung, sie würden einen großen Theil Roms eingenommen haben. Nun steht sein Palast nicht mehr, von ihm blieben keine andern Spuren, als zwei oder drei unterirdische Gemächer, in die der Fremde zwischen Moder und Unkraut hinabsteigt, um einige Gemälde zu bewundern, welche die Zeit verschont hat. Ueber diesen Kaiserruinen erheben sich andere, die der Villa Farnese. Es sind hier gleichsam zwei Generationen von Ruinen und Trümmern, die eine bildet das Grab der andern.

Der Anblick all dieser Denkmäler und all dieses Ruhmes, alle diese Erinnerungen und Zeugnisse von einer so reichen, so mächtigen Vergangenheit sind, wir müssen es gestehen, wohl geeignet, in der Seele des römischen Volkes jenen Stolz, jenes würdevolle Selbstgefühl zu nähren, das seinen Charakter bildet. Der Römer gleicht den Erben eines großen Namens, die das Unglück arm gemacht, die aber in der Armuth noch ein Gefühl von dem Stolz und der Größe bewahren, die ihre Vorfahren auszeichneten zur Zeit ihres Glückes und ihres Ruhmes. Der Römer beobachtet besonders den Fremden gegenüber einen abschreckenden Laconism. Er scheint auf seine Worte und seine Zeit den höchsten Werth zu legen, und verschmäht es, sie in reicherem Maaße auszugeben, als es gerade die Noth erheischt. Bietet man auf dem Markte einen Preis, den der Verkäufer nicht annehmbar findet, so erwidert er bloß: „das geht nicht". Oft antwortet er nur mit einem Zeichen der Hand oder des Kopfes. Selten gesteht der Römer ein, daß er etwas nicht weiß, auf die Frage danach ist seine Entgegnung: „wer weiß es"? Gewohnt, seit vielen Jahrhunderten die übrige Welt als ihm zinspflichtig anzusehen, von Alters her bereichert durch die Beute besiegter Völker, später von der Freigebigkeit der Kaiser und Päpste genährt, hält der Römer die Arbeit unter seiner Würde, und das Wenige, was er verrichtet, schlägt er im Preise so hoch an, daß er mit keiner Nation darin, wer sie immer sey, Concurrenz halten kann. Und doch ist das römische Volk voll Schnell=

kraft, das Gefühl des Schönen und Großen wohnt ihm ein; es hat Würde in seinem Benehmen, Adel und Ernst in seinen Umgangssitten und in den öffentlichen Festen, zu denen es sich versammelt. Auge und Herz werden hier nicht, wie anderwärts, durch Bilder unanständiger Gemeinheit beleidigt. Seine Lust ist voll Leben und doch voll Anstand, und in dem Strom witziger und treffender Worte, die dem lachenden Munde des Volkes entschlüpfen, würde man vergeblich eine Rohheit oder eine Ungezogenheit suchen, welche die Scham erröthen machen könnte. Die Gotteslästerung, sonst in Italien ziemlich gemein, hört man seltner in Rom, und nirgend vielleicht sind Unmäßigkeit und Betrunkenheit minder häufig, als hier. Der Eindruck, den der Fremde daher im Allgemeinen von dem Volke empfängt, ist in dieser Stadt günstiger, als anderwärts, denn nirgend ist das Gefühl menschlicher Würde so tief dem Charakter und Leben eingeprägt.

Ich kann Rom nicht verlassen, lieber Freund, ohne vom Papst zu sprechen. Welchen Dank würde ich mir in der That verdienen, wenn ich Vieles von den Denkmälern Roms erwähnte, und kein Wort von diesem alten und heiligen Sitze, der sein wichtigstes und sein verehrtestes Denkmal bildet. Der Papst ist nicht bloß ein Mensch, er ist eine Idee: er ist zugleich ein Gedanke und eine Realität; in ihm vereinigen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und ohne den heiligen Stuhl würde Rom nicht die ewige Stadt seyn, sondern eine Stadt der Trümmer. Der Tag, an dem ich das Glück hatte, dem Papst vorgestellt zu werden, wird immer einer der schönsten meines Lebens seyn: denn ich ging nicht hin aus Neugierde und mit meinen Augen, sondern mit meinem Herzen und meinem Glauben. Es war nicht eine Erinnerung, deren Pracht und Größe ich anstaunen wollte, sondern ein Vater, zu dem es mich hinzog, ihn um seinen Segen zu bitten. Früher war es geschehen, daß ich mich den Großen der Erde genaht und ihre Rede vernommen: aber wie verschieden ist der Eindruck, den man durch

den Blick und die Stimme eines der irdischen Gewalthaber empfindet, von dem Gefühl von Ehrfurcht und Vertrauen, das der Anblick des Oberhauptes der Kirche in der Seele weckt.

Es gibt Menschen, die es für eine Erniedrigung ansehen, die Füße des obersten Priesters der Christenheit zu küßen; ich gestehe offen, daß ich diese Empfindlichkeit und Zartheit der Eigenliebe nicht begreife. Vor einem Menschen sich erniedrigen, der die Gewalt in seiner Hand hat, oder von dem man abhängt: dieß kann manchmal eine Herabwürdigung seyn; vor einem Greise aber sich erniedrigen, der keine andere Gewalt hat, als die der Idee, welche er repräsentirt, und der über uns keine andere Macht besitzt, als die, welche wir ihm selbst über uns einräumen: dieß ist meiner Ansicht nach etwas Glorreiches für den Menschen, denn nie kann man sein Haupt tief genug vor einer Idee beugen, und nie aufrecht genug der bloßen Gewalt gegenüber stehen. Es ist keine größere Erniedrigung, die Füße eines Papstes zu küßen, dessen Gewalt nur eine geistliche ist, als sich vor einem Fürsten zu beugen, dem Waffen und Kanonen zu Gebote stehen.

Ein Franzose kann von der einfachen Gutmüthigkeit, der sanften und liebenswürdigen Zutraulichkeit des heiligen Vaters sich kaum einen Begriff machen. Er hat in seinem Aeußeren und seinem Benehmen ganz die Klostersitten bewahrt, und es ist immer noch der gute Pater Cappellari: den man unter der weißen Soutane des Papstes sieht und hört. Sein Gespräch ist einfach und heiter, wie man es bei solchen findet, die ein gutes Gewissen haben; von Zeit zu Zeit, jedoch stets mit Tact, mischt er einen anmuthigen Scherz hinein. Dann erkennt man in ihm sogleich den Venetianer (er ist aus Belluno, das einst zur Republik Venedig gehörte), bekanntlich besteht der Charakter desselben aus einer anmuthigen Mischung von Güte des Herzens und Schalkhaftigkeit des Geistes, von Offenheit und Verschlagenheit, von Heiterkeit und Beweglichkeit in den Empfindungen,

Der Papst hat selbst den Venetianerdialect beibehalten, der durch seine Einfachheit und die Natürlichkeit seiner Formen und seiner Aussprache sich auszeichnet. — Im Allgemeinen wird er von den Mönchen hoch geehrt, und sie sehen es als eine allen geistlichen Orden gemeinsame Ehre an, daß einer der Ihrigen auf dem Stuhle St. Peters sitzt. Denn in Rom giebt es immer mehr oder minder zwei Partheien; die des regulären und die des Welt-Clerus. Der erste ist der zahlreichste und der einflußreichste durch seine Tugenden und Kenntnisse, und ob er gleich im Verhältnisse zu dem anderen nur schwach im heiligen Collegium repräsentirt ist, so übt er doch einen sehr großen Einfluß, und die Cardinäle, die aus seinem Schooße hervorgegangen sind, haben immer die größere Wahrscheinlichkeit auf den heiligen Stuhl zu gelangen, als die andern; denn durch ihr von den Geschäften entferntes Leben, haben sie keine Gelegenheit, die Susceptibilität der Regierungen, die immer einen so großen Antheil bei den Papstwahlen haben, gegen sich aufzuregen. Den übrigen Theil des heiligen Collegiums bilden Prälaten, die als Nuntien an auswärtigen Höfen verwendet wurden, oder die in der Magistratur, in der Administration oder im Palaste des Papstes einen hohen Rang bekleideten. Bei ihnen geschieht es selten, daß sie nicht zum öfteren in den Fall gekommen, die üble Laune einer Regierung, oder die Unzufriedenheit des römischen Volkes auf sich zu ziehen. Wenn die Papstwahl daher allzu große Schwierigkeiten darbietet, so nimmt das heilige Collegium das Auskunftmittel, daß es einen Klostergeistlichen ernennt, der bis dahin einzig mit geistlichen Angelegenheiten beschäftigt, noch kein ungünstiges Vorurtheil gegen sich wecken konnte. Die geistlichen Orden legen natürlicher Weise einen großen Werth darauf, daß der Papst ihren Reihen angehöre. Ich hatte öfter in Gesprächen mit den Mönchen Gelegenheit zu dieser Bemerkung und hörte ihnen gern zu, wenn sie mir alle die großen Päpste aufzählten, die aus ihrem Kloster hervorgegangen und dann den Schluß zogen, daß die Kirche nie

besser daran sey, als wenn sie von Päpsten regiert werde deren Frömmigkeit sich im klösterlichen Leben gebildet, denen alle eiteln Rücksichten und jene allzu weltliche Politik fremd seyen, wozu häufig Männer hinneigen, die in der Verwaltung weltlicher Angelegenheiten ihre Bildung erlangt haben.

Fünfter und letzter Brief.

Von Rom gehen wir nach Florenz, doch wie könnten wir an Assisi vorübergehen, der Heimath des heiligen Franziscus, dessen Namen uns Alles zurückruft, was es im Glauben Lebendiges, in der Liebe Süßes gibt und dessen Leben eine ununterbrochene Ekstase war. Ich gestehe, daß ich eine ganz besondere Vorliebe, ja eine Art von Leidenschaft für Alles habe, was sich an diesen wunderbaren Mann knüpft, und für die geistlichen Orden, die er gegründet. Zehn Stunden könnte ich machen, nur um ein Franziscaner Kloster zu sehen. Ich habe viele Franziscaner und Capuziner gekannt und gesehen, und ich muß gestehen, daß Alles, was ich bei ihnen wahrgenommen, nur dazu beitrug, meine Begeisterung für ihren heiligen Stifter zu vermehren. Auch in Ländern, wo die geistliche Disciplin sich im höchsten Grade gelockert, sind es die Kinder des heiligen Franziscus, die noch am meisten ihrer ursprünglichen Bestimmung und dem Zwecke ihres Ordens treu geblieben sind. Franziscus sagte ihnen: „seyd arm“ und überall sind sie arm geblieben. Er sagte ihnen: „seyd des Volkes“ und überall sind sie Freunde des Volkes geblieben, Genossen des Armen, Gäste dessen, der nur ein Strohdach besitzt, um sich gegen Sturm und Unwetter zu schützen. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche und von meiner Vorliebe für den Orden des heiligen Franziscus hinreißen lasse, ich bin aber überzeugt, daß das Volk in Italien das Gefühl seiner Würde, seine Frömmigkeit und seinen Glauben größtentheils dem Einflusse der Franziscaner verdankt, und zwar minder dem Einfluß, den der Mensch durch sein Wort ausübt,

als jenem minder sichtbaren aber wirksameren, den er durch seine bloße Gegenwart äußert. Wer ist im Stande zu berechnen, welche erhebenden und veredelnden Gesinnungen der Arme aus dieser einfachen Vertraulichkeit, aus diesem innigen Verkehr mit Menschen schöpft, die sich gleich ihm zu Armen gemacht und die es nicht unter ihrer Würde halten, an seinem Tische Platz zu nehmen und mit ihm im Gespräch das Feld zu durchwandeln, den Bettelsack auf dem Rücken und den Stab in der Hand. Wir haben Ueberfluß an jenen Freunden des Volkes, die ihm unaufhörlich von seinen Rechten vorsprechen, sich aber durch einen vertrauten Umgang mit ihm oder seine Zulassung zu ihrer Tafel entehrt glaubten, während die Schüler des heiligen Franziscus ihr Leben mit dem Volke zubringen, und überall seine besten Freunde sind. Ich gestehe es, daß ich eine außerordentliche Liebe und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Volke empfand, als ich jene Stätten besuchte, die die Gegenwart und das Leben des heiligen Franziscus geheiligt, jene große Gestalt des Mittelalters, jener Vater der zahlreichsten geistlichen Nachkommenschaft, die der Schooß der Kirche geboren, dieser göttliche Thor, der die Thorheit des Kreuzes buchstäblich genommen, und der sich ihrer im Angesichte der Welt wie vor den Augen Gottes gerühmt. — Italien besitzt die Gräber der zwei mächtigsten Männer des Mittelalters, des heiligen Dominicus und des heiligen Franziscus von Assisi, beide groß durch ihren Geist und ihr Herz, beide Gründer geistlicher Orden, beide Heilige, beide Säulen der Kirche zu einer Zeit, wo sie den Schlägen der Häresie zu erliegen schien. — Das Grab des heiligen Franziscus aber ist eine Wallfahrtstätte der Andacht geworden und nach der Santa Casa von Loretto und den Gräbern der Apostel in Rom die berühmteste Europa's, während das Grab St. Dominicus nichts Auszeichnendes vor denen anderer Heiligen voraus hat, wenn nicht etwa die Wunder, womit die christliche Kunst es geschmückt, dafür gelten sollen. Die größte Indulgenz, die verliehen ward, ist an den Besuch der Por-

tiuncula geknüpft, das heißt jenes Gemaches, wo St. Franziscus seine Regel verfaßte und einsetzte.

Niemal arbeiteten zwei Männer von verschiedenerem Charakter mit verschiedeneren Mitteln nach dem gleichen Ziele hin. Franziscus, mit seiner heiligen Unwissenheit, die nichts wissen wollte, als Jesus und den gekreuzigten Jesus, den der Name Jesus vor Liebe schmelzen machte wie Wachs, der mit dieser Liebesgluth die Herzen aller Irrenden erweichen wollte, dessen Leib sich die Wunden des göttlichen Geliebten einprägten. — Franziskus wußte nichts als lieben, predigte nur Liebe, hatte keine anderen Waffen als Liebe, keine andere Wissenschaft als Liebe, keinen anderen Reichthum als Liebe. Daher erweckte nie in der Kirche ein Mensch gleiche Begeisterung, nie wurde ein Heiliger während seines Lebens und nach seinem Tode heißer geliebt, nie fand ein Ordensstifter bei den Orden, die er gestiftet, innigere Anhänglichkeit. — Es war nicht der mehr kalte und strenge Enthusiasm der Kinder des heil. Dominicus, noch die ausschließliche Bewunderung der Schüler des heil. Ignatius für ihren Meister, es war vielmehr jene Verehrung, jene Hingabe des Herzens, jener mystische Eifer, jene poetische Begeisterung, die sogar mehr als einmal in ihrer Aufwallung die Grenze des Dogma's überschritt und die Kirche zu spalten drohte. Die Armuth war die Braut des heiligen Franziscus, für sie hatte ihn die Leidenschaft hingerissen, daher auch Dante im dritten Theile der divina comedia mit seiner wundervollen Poesie ausführlich die Liebe und Zärtlichkeit des Heiligen zur Armuth schildert, die er personificirt, und der er die Reize und den Zauber eines verführerischen Weibes leiht, und so den Geist des Lesers gespannt hält, bis er erfährt, daß der Name dieser Geliebten die Armuth war. Ich werde es nie vergessen, wie ich diesen Gesang mit dem gegenwärtigen Bischof von Nantes de Hercé las, als wir zusammen zu Malétroit in der Bretagne waren. Mit Ungeduld verlangten wir zu wissen, wer die Schöne gewesen, die den Heiligen verführt, denn keiner von uns erinnerte sich in seinem Leben

gelesen zu haben, daß er sich von der Liebe hätte hinreißen lassen. Wie groß war daher unsere Verwunderung, als wir inne wurden, diese entzückende Dame sey die Armuth gewesen. Uebrigens finde ich, daß, wenn man mit dem heiligen Franziskus sich die Armuth zu seiner Braut erwählt, man nie Gefahr einer Untreue läuft, denn es gibt wenig Menschen auf der Welt, die gleich ihm ihre Gunst gewinnen wollen.

Es ist schwer, eine reizendere und malerischere Lage zu finden, als die der Stadt oder vielmehr des Klosters von Assisi. Denn das Kloster bildet die Stadt und die Stadt das Kloster. Von ihm erstreckt sich der Blick über ein wunderschönes Thal und in der Ferne gewahrt er den Hügel, auf dem die Stadt Perugia steht. Bäche, die nach allen Richtungen hin rinnen, anmuthige grüne Wiesen, dann Aehrenfelder goldgelber Halmen und darüber ausgebreitet der schöne Himmel Italiens, dieß warme heitere Licht, das jedem Gegenstande, den es erhellt, eine bestimmte Nüance verleiht und das durch den Wechsel seiner Lichtspiele einen Reichthum von Tönen erzeugt, wovon nichts in unserem Klima uns eine Vorstellung geben kann. Alles trägt dazu bei aus diesem Orte eine der entzückendsten Gegenden der Welt zu machen. Ist aber die Natur hier schön, so ist die Kunst nicht minder wunderbar. Denn bei dem Grabe des heiligen Franziscus erwuchs die Kunst im Mittelalter und in historischer Hinsicht gibt es in Europa kein wichtigeres und reicheres Musäum, als die Kirche oder vielmehr die Kirchen von Assisi. Es sind nämlich zwei Kirchen, eine über die andere erbaut. Die untere Kirche düster, traurig, dunkel wie ein Kerker, ist die Klosterkirche, über ihr erhebt sich die des Volkes, das Sonntags dem Gottesdienste beiwohnt. Hier haben Cimabue, der Vater der christlichen Malerei und Giotto, sein Schüler, die Wände mit jenen Fresken voll Glaube und Frömmigkeit bedeckt, die dermalen von der Unbild der Zeit gelitten haben, denn mehr als fünf Jahrhunderte sind daran vorübergegangen. Cimabue und Giotto leben nur noch hier, denn mit

Ausnahme einiger da und dort zerstreuter Fresken und Bilder hat die Zeit all ihre Werke zerstört, und sie hatten auch nirgend so viel gearbeitet als in Assisi. Auch ihre Schüler haben dort kostbare Werke hinterlassen, so daß man hier in der christlichen Malerei den Faden der Tradition verfolgen und ihre Entwicklung und Fortschritte nach Gefallen bewundern kann.

Am Fuße des Hügels, auf dem Assisi erbaut ist, steht die Kirche Santa Maria degli Angeli. Ein Erdbeben hat sie jüngst zerstört, aber die Franziscaner lassen sie mit den Almosen der Gläubigen neu erbauen. Hier ist die Portiuncula, das Gemach, in dem der heilige Franziscus starb. Zwei Freskogemälde schmücken die beiden äußersten Wände der Portiuncula, das eine von Perugin, dem Lehrer Raphaels, das andere von Overbeck, dem größten Meister der neueren Zeit. So haben sich zwei große Geister in dem bescheidenen Gemache, das St. Franziskus bewohnte, die Hand gereicht, durch die Jahrhunderte geschieden! In Santa Maria degli Angeli fand ich einen frommen Klosterbruder wieder, Namens Fra Luigi, den ich in Wien kennen gelernt und der mir gezeigt, daß der schlichte Glaube des Christen oft mehr Einsicht in die tiefsten Fragen ertheilt als das Studium und die Wissenschaft der Bücher. Nicht leicht begegnete ich einem umfassenderen und erhabeneren Geiste und einer einfältigeren und reineren Seele. Er empfing meinen Freund und mich wie alte Freunde und verließ uns mit dem stets, auch selbst für Heilige, traurigen Gedanken, daß er uns nie wiedersehen würde. Eine unwiderstehliche Neigung zog ihn zu meinem jungen Freunde hin, er wollte ihn stets an seiner Seite, seine Hand in der seinen haben, und er sagte mir, daß er glaube, Gott wolle durch ihn Großes vollbringen, und daß er zu einer hohen Frömmigkeit gelangen würde. Es bedurfte nicht mehr, um mich zu diesem heiligen Greise hinzuziehen und seiner erleuchteten Seele mein Vertrauen zuzuwenden.

XXXIII.

Literatur.

Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben durch Friedrich Hurter. Schafhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1840.

Wir beeilen uns, unsere Leser auf die in der Ueberschrift genannte, höchst interessante kleine Schrift aufmerksam zu machen, die Niemand ohne wichtige, wenn gleich nicht selten schmerzliche Belehrung aus der Hand legen wird. — Dem berühmten Verfasser Innocenz III. sind die meisten Aufsätze, welche dieses Bändchen enthält, von fremder Hand mitgetheilt worden; die Vorrede giebt die geeigneten Notizen über die Glaubwürdigkeit des Gewährsmannes. — Wir unsrerseits nehmen keinen Anstand, diese Memoiren als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte zu bezeichnen. Die darin enthaltenen Angaben tragen zumeist den Stempel der Wahrheit, vielleicht mehr als manche öffentliche, auf den Effect berechnete Darstellung, deren amtlicher Charakter im günstigsten Falle für die Wahrheit des darin Erwähnten, nicht aber für die Vollständigkeit der Thatsachen Bürgschaft leisten könnte. —

Wenn wir das gemeinschaftliche Thema der kleinen Denkschriften zusammenfassen, welche dieses Bändchen enthält, so scheint uns dasselbe in folgender Weise bezeichnet werden zu können. — Welche Zwecke die Revolution verfolgte, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts über die kirchliche und politische Ordnung Europa's hereinbrach, welche Mittel sie in Bewegung setzte, und welche Erfolge sie erreichte, ist oft dar-

gestellt und tief genug ergründet. — Weniger erörtert ist dagegen die andere Frage: wie war die Vertheidigung beschaffen, durch welche sich die alte Ordnung gegen den Angriff schützte? — Leider ist zur Aufhellung dieser so höchst interessanten Frage bis jetzt noch so überaus wenig geschehen; — die Geschichte der jüngsten Zeit ist fast noch gar nicht aus diesem Gesichtspunkte behandelt worden. Hierzu nun Beiträge zu liefern, ist der Zweck der vorliegenden Denkwürdigkeiten. — Wir bitten diejenigen unserer Leser, welche sich diese interessante Lectüre gewähren werden, hierbei vornämlich diesen Gesichtspunkt fest zu halten.

An diese, den Grundgedanken des Ganzen betreffende, Bemerkung knüpfen wir einige Winke in Bezug auf die einzelnen Aufsätze, welche den Inhalt dieser Denkwürdigkeiten bilden. I. Mainz. Eickenmayer. Der Gesandte von Stein. Schleussinger. 1792. — Wer hat nicht gehört, daß der Fall von Mainz im Jahre 1792 das Werk des schwärzesten Verraths eines Einzelnen, des mainzischen Majors von Eickenmayer, gewesen sey? Dieß war und ist heute noch die gewöhnliche Methode der Erklärung und Entschuldigung der Niederlagen, welche die Sache des Rechts, der Wahrheit und des deutschen Vaterlandes gegen die Revolution und Frankreich erlitt. — Immer war es dieses oder jenes isolirte Individuum, welches durch eine ganz vereinzelt stehende, rein unbegreifliche Schlechtigkeit das Unheil nicht nur zeugte, sondern ausbrütete und groß säugte, — gerade so, wie die Napoleonischen Bulletins, welche diese Kunst der Geschichtschreibung auf den Gipfel der Vollendung brachten, die verlornen Schlachten eben aus der Eilfertigkeit eines Sappeurcorporals, der eine Brücke zur Unzeit sprengte, oder eines Grenadiers, der im betrunkenen Muthe: Sauve qui peut rief, — vollkommen genügend zu erklären wußten. — In Wahrheit ist dem freilich nicht also, und wir Deutsche insbesondere haben alle Ursache, mit dem Psalmisten auszurufen: Si inquitates observaveris, Domine, Domine, quis sustinebit! Mainz ist

im Jahre 1792 gefallen: 1) weil es lange vorher, und zwar durch die staatsklugen Bemühungen der Regierung selbst, der Tummelplatz einer Rotte von Illuminaten geworden war, welche sich der Kurfürst mit schweren Kosten zum Theil aus protestantischen Ländern verschrieben hatte, und die, zum wohlverdienten Lohne, seine Residenz dem Feinde in die Hände spielten und ihren Herrn bei der ersten günstigen Gelegenheit verriethen; 2) weil diese Stadt- und Reichsgrenzfestung über alle Vorstellung schlecht befestigt, und statt mit 20,000 Mann mit 2000 Mann besetzt war, welche aus verschiedenen Contingenten bestanden und von denen ein Theil (die Weilburger) beim ersten Herannahen der Franzosen davon lief; 3) weil der Commandant, dem man ein Hauptbollwerk des Reiches anvertraut hatte, ein schwacher, völlig unfähiger Greis ohne alle militärische Haltung war; 4) weil Eickemayer, der seit dem Ausbruche des Krieges unaufhörlich vorgestellt hatte: daß es frevelhaft sey, Mainz in solchem Zustande zu lassen, und die zum Unterhalte der Festungswerke bestimmten Summen zu andern Zwecken (mannigfachen Verschwendungen des Kurfürsten) zu verwenden, nicht gehört, sondern gerade dadurch verdächtig geworden war, „weil er an Gefahr dachte und vor ihr warnte“; 5) weil, nachdem Custine eine kleine Abtheilung Oesterreicher und Mainzer bei Speier geschlagen hatte, Demokraten und Aristokraten wie wahnsinnig wurden. „Die Ersteren sahen ihren Heiland bereits unter Palmen und Hosianna in Mainz einziehen; Letztere hielten das gesammte Vaterland rettungslos verloren und Alles, was fliehen konnte, floh in wilder Flucht; sämmtliche Straßen waren mit Fliehenden zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen bedeckt“; 6) weil, inmitten dieser Verwirrung, der preußische Gesandte von Stein ebenfalls dahin intriguirte, Mainz den Franzosen in die Hände zu spielen, damit, wie die Ueberpfiffigkeit einer gewissen Berliner Coterie wähnte, der König desto eher vermocht werde, den Krieg fortzusetzen. — Dieser Diplomat, welcher sich in den Königsrath drängte,

war es, der gegen Eickenmayer's Meinung die Uebergabe durchsetzte. — Eickenmayer war vom Hause kein Verräther, trat aber, nachdem er Augenzeuge der, von allen Seiten zusammenbrechenden Erbärmlichkeit gewesen war, offen zu den Reichsfeinden über, was die preußische Parthei geschickt zu benutzen wußte, um die Schuld der Uebergabe auf ihn zu wälzen. Ein preußischer Offizier, der dem Gesandten auf den Dienst gepaßt und seine Intrigue entlarvt hatte, wurde auf Anstiften desselben im Vorzimmer Friedrich Wilhelm's verhaftet, als er eben dem Könige seine Entdeckung mittheilen wollte. — Der Landgraf von Hessen-Homburg, des Königs Schwager, entdeckte diese Cabale." Mit Feuereifer wollte dieser den Verräther zu Boden werfen; doch ging er vorher mit dem alten, biedern General (nachherigen Feldmarschall) Kalkstein (Calkreuth?) zu Rath. Dieser sprach: „Lieber Landgraf, Schleusinger ist zwar ein schlechter Kerl, doch was er sagt kann wahr seyn, denn Stein ist ein arger Schurke; aber er und noch größere Schurken umgarnen den König; Sie, sein Schwager bringen nicht durch und haben nur den Verdruß, Sich vergebliche Mühe gegeben, und den Nachtheil, Sich die Kerls zu Feinden gemacht zu haben." — Der Landgraf folgte dem Rath des Alten, und Schleusinger wurde einige Zeit nachher, immer noch unverhört, ohne Urtheilsspruch seiner Haft entlassen."

II. Georg List. 1795. Ein einfacher Privatmann, Cassier eines Basler Handlungshauses, thut aus eigenem Antriebe, ohne Vortheil für sich, ja mit den bedeutendsten Opfern, aus bloßem Enthusiasmus für die Sache der Revolution, als geheimer Agent und Kundschafter der Franzosen, den Oesterreichern nicht zu berechnenden Schaden. — Einen grellen Abstand neben dieser Hingebung bildet die Schwatzhaftigkeit und Bestechlichkeit der Handlanger der legitimen Diplomatie, und die Sorglosigkeit ihrer Regierungen. „Da sehe man auf der einen Seite einen kein Opfer und keine Unthat scheuenden Enthusiasmus, auf der andern Verblendung und eine nur

schädliche Indiscretionen gebährende Leidenschaftlichkeit, u
frage noch, warum der Sieg an jene Seite gefesselt war!“

III. Poteratz. — Condé. — Enghien. 1797. — Eine f
unglaubliche, über alle Vorstellung traurige, leider jed
nicht unmögliche, wenn gleich wenig wahrscheinliche Geschi
te! — Der Prinz Condé soll mit einem Agenten der Rep
blik, einem Exmarquis von Poteratz in geheime Unterhan
lung getreten seyn, um seinen Separatfrieden mit der neu
Ordnung der Dinge abzuschließen. Aber unter welchen B
dingungen!

„Damals stand Prinz Condé mit seinem Heerhaufen
der Nähe von Basel. — Er witterte Poteratz revolutionä
Mission, und näherte sich ihm und seinen Gehülfen. Me
denn zwanzigmal besuchten er und der Herzog von Enghi
verkleidet denselben. Condé erbot sich: „Basel überrumpel
zu wollen, sogleich sollte alsdann die republicanische Arme
unter den Vorwand der verletzten schweizerischen Neutralitä
aus dem Elsaß gegen Basel marschiren, dann wolle er m
seinem Corps zu ihr stoßen — und mit ihr in das zu mun
cipalisirende Schwaben eindringen“. — Weil bei einer, wen
gleich verabredeten Ueberrumpelung nicht alle Unordnunge
verhütet werden könnten, und weil jene Revolutionschefs de
Mehrzahl der Basler Uebels gönnten, so hatten sie ein Ve
zeichniß derjenigen Häuser an Condé übergeben, in welch
bei Ueberrumpelung Schutzwachen postirt werden sollten. –
Ehe die Vereinigung vor sich gehe, wolle er (Condé) Lud
wig den XVIII. (der sich damals bei seinem Corps befand
nach Basel in den Gasthof zu den drei Königen bringen, un
hier sollte derselbe bei einem fingirten Tumult von dem Bal
kon des Speisesaales in den Rhein geworfen werden. — Kaum
hatte Condé dieses anerboten, so fanden sich zwei seiner Ge
nerale bei List ein, und sprachen: „Wir wissen von der Sa
che, und wollen sie fördern helfen, und, ist sie vollbracht
Euch, seyd Ihr dankbar, den größern Gefallen thun, un
die übrigen Bourbon's, dem Provence nach in den Rhein

werfen!" Enghien wollte sich so lange als Geisel nach Hüningen zu stellen, bis Condé Basel überliefert und sich mit der französischen Armee vereinigt habe. Späterhin, als sein Corps rheinabwärts verlegt worden war, trug Condé an: er wolle, gleichsam als gedächte er den Rhein zu passiren, eine Brücke schlagen, deren sollte sich jedoch die französische Armee bedienen. Für diese Gefälligkeiten verlangt er Protector der französischen Republik zu werden. „Il faut lui rire au nez", war hierauf des Directoriums Weisung an Poteratz. — Nunmehr begehrte Condé einen unabhängigen Staat zwischen dem Rhein und der Mosel zu erhalten; und als auch dieses abgeschlagen ward, begnügte er sich mit der erblichen Würde eines constitutionellen Königs von Schwaben; und dieß genehmigte das Directorium!

IV. Die Revolution von Malta. 1798. — Der Großmeister, Baron Ferdinand von Hompesch, den man gewöhnlich als den allein Schuldigen bei der Uebergabe von Malta darstellt, ist unschuldig. Das Haupt kann nicht mehr seine Pflicht thun, wenn die Glieder den Dienst versagen. — Der Orden war lange schon von seinem Geiste verlassen, und innerlich von Verrath zerfressen. — Er mußte fallen bei dieser oder einer andern Gelegenheit.

V. Bericht über eine Sendung an Sr. Hoheit den Herrn Erzherzog Karl 1799. Die Stadt Schaffhausen regenerirte im Jahre 1799 nach dem Einrücken der Oesterreicher ihre alte Verfassung, auf den Antrag des Alt-Landvogts David Hurter, in einer so einfachen und verständigen Weise, daß man es tief bedauern muß, daß damals und später das dabei befolgte Prinzip so gar keine Nachahmung gefunden hat. — Dieß lief einfach auf den Satz hinaus: Festhalten an den alten Rechtszustand, wie er sich vor der Revolution gebildet hat, und Modification desselben durch alle jene Concessionen, welche die natürliche Billigkeit und das wahre materielle Interesse Derer erheischen, welche durch die Revolution gewonnen haben, und durch die Restauration verlieren würden. — Statt des-

sen wurde gewöhnlich eine prinzip- und gedankenlose Mitte zwischen den Prinzipien gesucht, dadurch eben aber Keiner befriedigt.

VI. Die Uebergabe von Hohentwiel 1800. Auch hier ist wieder der Commandant, der die fast unüberwindliche Bergveste den Franzosen, ohne einen Schuß zu thun, übergab, der mindest Schuldige. — „Von lange her wurde die Festung Hohentwiel vernachlässigt. Die Kanäle der Cisterne auf der obern Feste, woher einzig das Wasser zu erhalten gewesen, waren verfallen, die Kanonen in ganz schlechtem Zustande und größentheils von Eisen; — fast alle ohne Laffeten, die Vorräthe an gutem Pulver gering, und überhaupt weder von Außen noch von Innen Vorkehrungen getroffen worden, um einer Belagerung mit Nachdruck begegnen zu können. Die meisten Offiziere waren an Leib und Geist invalid. Die Garnison bestand am 1. Mai 1800 — laut selbst eingesehener Original-Liste — aus 108 Mann, einschließlich aller Offiziere und der Spielleute. Die Kanonier-Kompagnie bestand aus dem — im Kopf verrückten — Hauptmann von Donnersfeld, einem 78jährigen Korporal, Abé mit Namen, dem Forstknecht Johann Theurer, der von dem Gewerbe und Beruf nichts wußte, und aus noch etlichen solcher Kunstmänner. Von dieser Garnison waren über die Hälfte tiefe Sechsziger und Siebenziger, über zwei Drittheile verheirathet, ohne alle Disciplin, — ohne Kenntniß im Dienst, und ein großer Theil hatte wegen schlechter Aufführung in der Gegend alle Achtung veroren. In diesem Zustand war Hohentwiel am 1. Mai 1800", wo General Vandamme es gegen das Versprechen erhielt: daß er sich beim französischen Gouvernement dahin verwenden wolle, daß die Festung nicht gesprengt werde. — Es begreift sich, daß diese Verwendung keinen Erfolg hatte. — VII. Die Gefängnisse zu Venedig 1800. — Gute Notizen über den Zustand der Gefängnisse in Venedig zur Zeit der Republik, worüber so vieles Abentheuerliche und Fabelhafte verbreitet worden. — Auch Venedig ging nicht

an übertriebener Strenge, sondern an dem großen Krebsschaden aller Staaten und Zustände, an Entkräftung, innerer Fäulniß und geheimer Auflösung zu Grunde. — VIII. Zur Geschichte der Illuminaten. — Eine höchst lesenswerthe Ergänzung zu dem Aufsatze über Illuminatismus im 2ten Bande von Jarke's vermischten Schriften. — Weishaupt wurde, nachdem er geächtet und aus Bayern entflohen war, in Regensburg durch kaiserlichen Machtspruch (Joseph's II.) geschützt, und fand bei seinem Adepten, dem Herzog Ernst v. Gotha, Brod und ein ehrenvolles Asyl. —

XXXIV.

Christlich archäologische Forschungen.

Wir haben bekanntlich eine Anzahl ehrsamer Christenmenschen im alten Reiche, die der Meinung sind, das Christenthum nebst Zubehör habe schon allzu lange gedauert, und es sey endlich an der Zeit, auf Abschaffung zu denken. Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen dürfen, ist die erste Bedingung einer rationalen Forstwissenschaft; dieser uralt gepflanzte Baum macht aber wirklich die Prätension, einem so unvernünftigen Wachsthum obzuliegen. Also haben sie sich zusammengethan, und in die Arbeit fabrikmäßig sich theilend, sind sie mit Sägen, Aexten, Hauen und Karsten an's Werk gegangen. Die Einen haben die Aeste nacheinander abgeschoren, die Andern haben sich an den Stamm gemacht, noch Andere sind den Wurzeln nachgegangen, und so haben sie dem Baume stark zugesetzt. Die Propheten, die seiner mit Pflege sich angenommen, mußten ihre Patente vorzeigen, und es ergab sich, daß alle Formalien schlecht beobachtet worden. Sie wurden in's Verhör genommen, mit Kreuzfragen hin und her versucht, zur Confrontation einander gegenüber gestellt, in Widersprüche verwickelt, und wenn Alles nicht

verfing, mit gelinder Tortur angegangen. So ist man allgemach auf den Grund gekommen, daß ihre ganze Sache nichts als ein maskirter alter Kalender ist: Sonnenaufgang und Untergang, Höllenfahrt in Wintersmitte, Auferstehung in den Aequinoctien, Auffahrt in der Sonnenwende, Tod in der Herbstnachtgleiche. Also soll fortan der hinkende Bote, von der Kalendercommission debitirt, Volksbibel seyn, und wird in den Schulen exponirt. Die Genealogie der regierenden Häuser ist fortan die Mythologie in allen Landen; die Bilder der hohen Potentaten auf dem Holzschnitt des Titelblattes stellen die Götter vor, die Du Israel zu ehren hast, während die hohen Dikasterien sich in die Kalenderheiligen theilen. Alljährlich auf Sylvester werden zwischen ihnen und dem Stelzfuß, der da die hinkende Zeit vorstellt, die Sonnen- und Mondsfinsternisse und die Wetterveränderungen verabredet und bekannt gemacht; die goldene Zahl und die Römerzinszahl wird im Budget festsetzt; die Feste: das Schweineinschlachten, das Obsteinthun, der Faschingstanz, die Heuerndte werden arrangirt und in Holzschnitten abgebildet. Eine kurze Praktik wird beigefügt; die Anzeige der vorzüglichen Jahrmärkte, der Kirchweihen, der ankommenden und abgehenden Briefposten, Post- und Eilwagen und Landboten, der fahrenden Floßmeister wird in Ordnung gebracht; die Stempelordnung und Resolvirung der Kronenthaler wird zugegeben, und so ist der Gottesdienst für jeden Christen und Mohamedaner eingerichtet.

Groß ist die Zahl der Dienstbeflissenen, die bei dieser Kalenderkommission sich angestellt befinden, und wir wollen von Zeit zu Zeit eine Umschau bei ihnen halten, um ihre Verdienste zur gebührenden Anerkenntniß zu bringen. Für jetzt wollen wir nur Einen in's Auge fassen, der früher in Romanen allerlei löbliche Vorarbeiten gemacht, unlängst aber näher aufs Ziel gedrungen. Es ist Herr Leopold Schefer, fürstlich Pückler-Muskauischen Leibarztes Sohn. Der Hospitant und Ehrengast hat sich Alles wohl gemerkt, was er gehört und gesehen, und es im vorigen Jahre in hundert Sprüchen und

einem Spruch und noch einem Vorspruch in Versen aufgeschrieben, und in einer der 700 Zeitschriften der Welt mitgetheilt. Die Sprüche sind offenherzig gesprochen, keine Heuchelei ist in ihnen, das muß man rühmlich preisen; sie werden auch in einer sehr menschenfreundlichen Stimmung, mit einem anmuthigen Gebärdenspiel begleitet, recitirt; wer könnte solcher Liebenswürdigkeit widerstehen? Das Christenthum darf nur nicht hartnäckig sich verstocken, und darauf beharren, fortleben zu wollen. Denn seine Stelle ist einmal für allemal vergeben, der Nachfolger ist schon unterwegs und wird nächstens seinen Einzug halten; dann muß Kirche und Haus geräumt seyn, sonst hat die säumige Einwohnerschaft es sich selber zuzuschreiben, wenn sie mit ihrer Mobiliarschaft sich ausgewiesen und auf die Straße gesetzt findet. Wir unsererseits wollen daher, da Widerstand doch vergebens wäre, in Erwartung des neuen gnädigen Herrn, der uns verkündet worden, die frohe Botschaft ein wenig uns betrachten, die er vorgesendet; nicht durch vier Evangelisten, wie die jetzt Verschollene, sondern durch den Einen, in dem sich Löwe-, Stier- und Adlerhaupt auf den Schultern des einzigen und selben Menschen vereinigen. Indessen wäre es ein vergebliches Bemühen, den ganzen überschwänglichen Reichthum des hier gebotenen Schatzes in diesen wenigen Blättern zu umfassen: wir müssen uns daher darauf beschränken, nur da und dort bescheiden zuzugreifen, und für jetzt uns nur mit drei Dingen beschäftigen, drei Kleinoden, die der Evangelist im Milchmeer aufgefischt: einem Geheimniß nämlich, das entdeckt; einem Funde, der gefunden worden, und einer Preisaufgabe, die wir suchen sollen und finden müssen, wenn der neue gnädige Herr uns kommen soll.

Das Geheimniß ist: daß Leopoldus Schefer in Jerusalem katholisch geworden, aber die Erlaubniß erhalten, seinem lutherischen Aberglauben und inclusive Ceremonien fortdauernd anzuhangen, damit die Sache vor der Welt verborgen bleibe. Der Fund ist: daß die Franken vor Jahren

das Grab des Kephas entdeckt, es aber dem Papst zu lieb zerstört. Die Preisaufgabe endlich lautet: „das rechte Grab des Erlösers mit den Gebeinen in Galiläa und am See Genesareth aufzufinden, und die Reliquien aller Reliquien zur Stelle zu schaffen.“ Das sind, wie man sieht, drei Dinge von Wichtigkeit, doch nicht alle von gleichem Belang. Das Geheimniß scheint das Unwichtigste, ist aber in Wahrheit das Bedeutendste, weil, wenn es sich bestätigen sollte, die Folgen gar nicht zu ermessen. Daß Herr Leopoldus Schefer ohne sein Mitwissen und sein Dabeiseyn doch in Jerusalem katholisch geworden, läßt mit Evidenz darauf schließen, daß auch die Patres Franciscani in Jerusalem gleichfalls ohne ihr Mitwissen und ihr Dabeiseyn doch in Muskau protestantisch geworden, auf Beding ihre Habite einstweilen fortzutragen, um diesen ihren Uebertritt zur Zeit noch mit ihren weiten Falten zu decken. Schließen wir auf diesem Grunde weiter, so müssen wir, da die Franciscaner behaupten, nie Jerusalem verlassen zu haben, und Hr. Leopoldus Schefer eben so mit Wahrheit behaupten darf, er sey jetzt noch wie damals in Muskau gegenwärtig, urtheilen: Jerusalem sey nicht Jerusalem, sondern Muskau, und Muskau nicht Muskau, sondern Jerusalem; und das heilige Grab, das falsche nämlich, sey nicht in Palästina, sondern in der Lausitz; was in einer früheren Behauptung eines ostpreußischen Superintendenten, das Paradies habe an der Bernsteinküste gelegen, eine bedeutende Stütze finden würde. Da nun weiter Herr Leopoldus Schefer der Meinung ist, und diese seine Meinung auch gerichtlich erhärten kann, er wohne der Zeit wie immer in Muskau Jerusalem; die Franciscaner aber ihrerseits darthun, daß sie in Jerusalem Muskau dermalen wie immer ansässig sind, so ergiebt sich daraus sonnenklar: daß die Franciscaner von Palästina aus unter dem Trugbilde des Leopoldus Schefer in der Lausitz anwesend sind, und dort Novellen und Romane schreiben und Sprüche mit einigen wenigen Blasphemien von sich geben; während obgedachter Schefer in einen ganzen Convent auseinandergefahren,

von der Lausitz her in Jerusalem für sie vicarirt, und des heiligen Grabes Hut wahrnimmt, seine lutherischen Ceremonien unter katholischen verbergend; was denn, beiläufig gesagt, den Sammlern der Gaben zum heiligen Grabe eine Warnung seyn muß, das Gesammelte nicht nach dem heiligen Lande, sondern nach Muskau zu senden, um es in die Hände der wahren Hüter desselben zu bringen.

Setzen wir diese dialektische Bewegung nun noch eine Kategorie weiter fort, dann geht uns, indem wir die beiden verwirrenden Gegensätze eine zeitlang spielend, und um den unter scharfem Winkel einfallenden Lichtstrahl sich wiegend auf- und niederschwingen lassen, endlich der reine Begriff der Sache auf: Herr Leopoldus Schefer und die Franciscaner, der Spaßvogel, der die Inscription gemacht, und der redliche Finder, der sie ausgespürt, gehen alle in eine einzige höhere, transcendente Person zusammen, wie Jerusalem und Muskau in einen Ort, und der Katholizismus und der Protestantismus in einen wasserhellen Deismus, der jetzt als der letzte der Avatars aus der vorletzten Verpuppung aufgeflogen, deren Hülle man nun zur Beruhigung der streitenden Gemüther, denen man einstweilen Verträglichkeit empfehlen muß, aufzusuchen hat. So finden wir uns denn gleich durch die Entdeckung wieder zur Capitalaufgabe hingetrieben, und wollen daher am Fund, ihn nur im Vorbeigehen bestreifend, vorübereilen, um möglichst schnell zur Hauptaufgabe zu gelangen. Wir bemerken daher, daß uns die Entdeckung des Grabes von Kephas, obgleich dermalen unwissend wo, auch unwissend von wem, auch unwissend wann, dennoch eben so gefreut, wie die gewaltthätige Zerstörung uns betrübt. Aber wir trösten uns der Hoffnung, daß, da nun das Grab des Petrus in Rom, das des Kephas anderwärts sich vorgefunden, alle Hoffnung vorhanden ist, auch noch ein Drittes, das des Simon zu entdecken; man wird es an dem Fischergeräthe umher leicht erkennen.

So begeben wir uns denn jetzt mit dem Evangelisten und

der Jüngerschaft auf die Pilgerfahrt, am mythischen Grab vorüber dem Historischen zupilgernd, und den Reisegesellen auf dunkeln Pfaden zu unbekanntem Ziele die verborgenen Wege weisend. Es will uns aber rathsam scheinen, recht gründlich mit dem Anfang anzufangen, und den Knäuel der Fabel recht von innen heraus aufzuwickeln, wollen wir glücklich zu seinem Ende außen am Umkreis gelangen. Was könnte es uns auch helfen, hätten wir das Grab nun wirklich ausgefunden, wenn wir an der Quelle der ganzen Misere vorüberstolpern, und der Kopf des Bandwurms nun stecken bleibt. Einer der hundert Sprüche sagt:

„Wer die Geschichte von Schlang' und Apfel und Eva gedichtet,
Und von des Sündenfalls grauslicher Strafe, dem Tod,
Wahrlich der schläft schon lange, der schaurige Dichter, der Längste!
Und so verzückt er auch war, hat er im Traum nicht geträumt. —
Was er da alles erfunden, dem ängstlichen Kinde, dem Menschen:
Arche und Sündfluth, Kreuz selbst auf der Kuppel zu Rom,
Rom selbst hat er erfunden, das zweite, das schrecklichere Rom,
Kloster und Nonne und Mönch, Bullen und Tetzel und Pabst,
Selber das Haus von Loreto, und Oel, Monstranz und Geklingel—
Aber auch Luther und Huß! aber Reimarus und Strauß.
Lebe nun wohl, mein Dichter, auf immer! Die redliche Welt will
Nicht mehr ihr Paradies hinten! Sie suchet es vorn".

Das ist wahrhaftig wahr, aber leider noch immer nicht die ganze Wahrheit. Urmutter Gans, die das Mährchen gespielt, hat die Unvorsichtigkeit gehabt, es ihrem Säugling zu erzählen, und hats dem Erschrockenen so in die Glieder und das Geblüt gejagt, daß es seitdem von Geschlecht zu Geschlecht hinübergegangen und wie ein Erbgrind in jedem immer wieder von neuem ausschlägt, und nun als Rothlauf, nun als fliegende Gicht, als Friesel, Aussatz und Brand, als Fieber, Typhus und Pest, und in tausend Gestalten verlarvt, immer aufs neue hervorbricht, in allen Variationen stets wieder das alte Lied in die Ohren singend und schreiend. Und Todschlag, Mord, Nothzucht, Brand, Raub und Diebstahl, Betrug, Meineid und Schalksliſt aller Art hat uns die

verfluchte Mähre gebracht, die Fabelhänsin zuerst verrathen, und Fabelhans, der dabei gestanden, bekräftigt hat; Hader und Krieg, Empörung und Aufstand, Treubruch und Tyrannei, Blutvergießen, Schlachtengewürge und Bürgergemetzel; kurz die ganze Geschichte vom Anfange bis heute sind die Folgen der schönen Bescherung gewesen, und die Kölnische Stänkerei wie so viele Andere, selbst die hundert Sprüche und der eine Spruch des Spruchredners — Allalles hängt damit zusammen. Wenn man nun bedenkt, in welche Unkosten der Ur-Straparola mit dem Läppischen: „es war einmal ein Baum,“ die Menschheit gebracht, „was in Ellora nur kosten die Tempel im Sumpf; was die Pyramiden im Sand, und die Riesenpaläste der Götter; was in Griechenland die Tempel im Schutte, Salomons Haus, die Münster und Kirchen, die Besen, den Kram täglich zu reinigen, die Kerzen, der Weihrauch und Wein“, wahrlich! ja man könnte dafür das mittelländische und schwarze Meer ausschöpfen, und statt dessen guten Breihan einfüllen; um ein Geringes gäben Vesuv und Aetna zu Heizern sich her, und die Biedermannschaft aller drei Welttheile hätte alltäglich ihr gutes Warmbier, und ersparte noch dabei die verlorne Zeit, die sie in der Kirche versessen und verträumt. Wenn man in der Welt ein Mittel nur wüßte, um des Spuckes Meister zu werden; aber jedes Rohr im Gesumpfe pfeift: Midas hat Eselsohren bekommen, die Bäume rauschen und die Mücken summen, die Vögel pfeifen es unaufhörlich, die Kinder lallen davon, das Echo in den Bergen ruft es nach, und wie der Gehöhnte auch die Ohren stutzt, sie wachsen immer wieder nach wie Baumgezweige.

Also muß die Reise zuerst dahin gehen, wo die Fabel spielt, wo die fraglichen Bäume gestanden, wo die Schlange im Grase geschlüpft, wo das einfältige Weibsbild sich aufgehalten und der Tropf, der mit genascht, um an Ort und Stelle das ängstliche Kind, den Menschen zu überzeugen, daß es nichts mit Allem ist; eitel Lug und Trug nur von der Bonne

ersonnen, um den Kleinen in Schlaf zu singen. Da kann uns denn unser Don Pedro Calderon de la Barca am besten auf die Fährte bringen, wo wir zu suchen haben, und zu finden hoffen dürfen. In seiner Sibila del Oriente hat dieser nämlich uns die ganze Geschichte der Bäume aufbewahrt, und uns hinlängliche Zeichen und Merkmale zurückgelassen, an denen wir ihren Standort leicht erkennen mögen. Er erzählt uns nämlich umständlich und sehr genau folgendes. „Als Adam an seiner Tage Ziel gestanden, sandte er Seth, den liebsten seiner Söhne, nach dem Oele des Herrn zu dem Paradiese. Der Gesendete zieht auf gewiesenem Wege zur Pforte Edens, und erblickt durch sie ein herrliches Gesicht: einen Baum, dessen Blätter dürre und welk und abgewittert, unter tausend Blätterwurzeln ohne Pomp und Schimmer, ohne Pflanzenseele im Innern, mit Aesten ohne Leben, ein entblößtes Baumgerippe steht. Es ist der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, und wie ihm der Engel deutet, ein Zeichen des Oels der Barmherzigkeit und Liebe. Adam verstand die Bedeutung; du sahst den Baum des Todes, sprach er zu dem Heimgekehrten, ich sterbe und meines Herzens Wille ist, daß du mich bestatten gehest auf dem Hebron; dort entsprießt über meinem Grab ein Baum, und wenn es des Himmels Milde will, dann wird aus meinem Staube der Baum als Baum des Lebens sprießen. Es geschieht wie er geboten, und ergeht wie er geweissagt, und der Baum ergrünt auf Hebron, und grünt fort, bis zu Noah's Zeiten des Weltmeers Wellen alle Berge überdecken. Wie die Fluth verlaufen, daß die Taube fliegen konnte, bringt sie einen Zweig des Baumes zur Arche; den verpflanzt Jericho, Noah's Sohn, dieses Theils des Erdenrundes Erbe, als der Vater alle Länder unter seine Söhne theilte, auf den Libanon; und der Verpflanzte gedieh gar wohl an guter Stätte, und er scheint dem Sinne der Menschen Palme, Ceder und Cypresse. Nach vieler Jahre Lauf aber geschieht es, daß an Salomon den Weisen das Gebot des Herrn ergeht, ihm ein würdig Haus zu bauen. Der eine entbietend seine stolzen Ba-

fallen, daß sie ihm helfen zu dem Werke, entsendet den Herrn König von Tyrus ins Sabäerland, daß Nicaula die Herrin, ihm des Tempels Würz, Benzoe, Mastix, Sandel sende; den Candases König vom Aegyptenland aber in den Libanon, um die Wälder fällend auszuhauen, und die Hölzer zum Baue nach Jerusalem zu holen. Candases geht ans Werk mit den Hebräern, und sie finden bald in des Waldes Dunkel hoch einen Baum; ihm zur Seite zwei Männer, eher wilden Thieren ähnlich; und ein Weib ihm zu Füßen in Thränen schwimmend, die Königin von Saba, die auf ihrer Reise zum weisen König unter ihm gelagert, und die geächteten Joab und Semei, die flehend ihre Fürsprache um Begnadigung angerufen. Wie die weise Seherin auch warnt, der Baum wird gefällt; obgleich beim ersten Schlag der Axt unter Donner, Blitz und Sturm der weiße Thau an den schönen Blättern in Blut sich kehrt. Der Gefällte wird gen Jerusalem gebracht, und empfiehlt sich durch Schönheit und durch Größe, daß mehr denn zweitausend nacheinander ihn am Tempelbau verwenden wollen. Aber nirgend will er unterstützen, hier bald größer, dort bald kleiner, will er auf den Mauern gar an keiner Stelle passen und so bleibt er über bei den Bauten, und liegt verworfen in dem Garten; bis sie zuletzt ihn nehmen, um den Steg über den Bach Kidron aus ihm zu bauen, als Salomo die Herrin aus Saba im Feierzuge vom Berg Moria zum Calvarien hinübergeleiten will. Wie aber der Zug beim Stege angelangt, da schaut die Seherinn im Geiste die Tugend des verachteten Holzes, das zu einem höhern Tempel übriggeblieben, um des ewigen Gottes Sohn zu tragen; und sie und Juda's König tragen das Kleinod auf ihren Schultern nun von dannen, und der Baum bewahrt sich, bis die Zeiten abgelaufen, und die Juden ihn zum Kreuz des Erlösers verwenden".

Da wir nun also in diesen schätzbaren Notizen einen festen Grund gewonnen, so nehmen wir jetzt unsern Ausgang von sicherm Boden, um von da an uns nach und nach rückwärts in die unbekannten Regionen zu vertiefen. Wir reisen also von

der wohlbekannten Brücke über den Kidron aus, nachdem wir zuvor dort herumgesucht, ob nicht einige Späne vom Bau zurückgeblieben, die wir zur Vergleichung zu uns stecken. Von Tyrus wurde das Holzwerk wie wir wissen nach Joppe hinübergeflößt; wir schiffen in umgekehrter Richtung von Joppe nach Tyrus hinüber, und suchen von da die altgetriebene Straße nach der Höhe des Libanon. Lady Stanhope wird uns dabei behülflich seyn, denn sie weiß in der Sache guten Bescheid; Emir Beschir wird uns gerne Bedeckung geben, unter deren Schutze wir leicht zu dem Orte, wo noch die letzten Sprößlinge des dortigen Riesengeschlechts der Cedern ihren Aufenthalt haben, hingelangen. Es ist kein Zufall, daß die Zeit dort dieser letzten Reste früherer Vergangenheit geschont; sicher will diese Schonung etwas bedeuten, und es kann nichts anders seyn, als daß uns ein Wink dadurch werden soll, hier zu weilen, und um uns zu schauen. Hier oder nirgend hat nämlich der Baum des Jericho, Noahs Sohn, gestanden; er ist, wie wir gesehen, nicht mit der Wurzel ausgegraben, sondern umgehauen worden; der Stumpen ist also zurückgeblieben, und da solche Baumstöcke besonders unter solchem Himmel sich nicht müßig der Desperation ergeben, sondern sogleich wieder an die Auswetzung der Scharte gehen; so hat der verstümmelte Baum sonder Zweifel wieder Wurzelsprossen ausgetrieben, und die müssen noch vorhanden seyn. Wer sucht der findet; sein Aussehen ist uns genau beschrieben, dem Hebräer, der ihn gefällt, scheint er eine Palme, dem Simei, der dabei gestanden, eine Cypresse, dem Joab eine Ceder, und sie streiten sich lange darum, bis der König vom Aegyptenland zuletzt den Ausspruch that: drei Namen benannten ihn, die zusammen sich in einen Stamm verschränkten. Man sieht, der Baum hat damals schon die Eigenschaft gehabt, die Augen des Menschen zu verwirren; selbst der Hebräer, der in scharfer Exegese das Blutweinen der Blätter auf Vogelschweiß, und das Erdbeben auf verhaltene Erdwinde gedeutet, hat sich doch blenden lassen, und vollends die Sa-

bäerin, die mystische Hellseherin, hat gar darin die Dreifaltigkeit, Sohn, Vater und heil. Geist gesehen. Wir aber lassen uns dadurch wohl im Suchen leiten, aber nicht irre machen; und haben wir gefunden, dann gehen wir an die wissenschaftliche Bestimmung nach Classe, Ordnung, genus, species. Was werden wir wohl Rares gefunden haben, etwa dreierlei Gewächse künstlich aufeinandergepropft? Quercus esculenta vielleicht, auf die die Pelasger die Säue und die Säue, hinwiederum die Pelasger zu Gast geladen? Weiter so etwas von Manioc, Gift wenn grün im Marke, Nahrung wenn gedörrt. Dann ein Fruchtbaum der Art, wie jener der die Schweizerbine trägt, aber statt grün und gelb, schwarz und weiß gestreift, woran sich dann die Allegorie geknüpft. Wie dem auch sey, wir nehmen Holz, Zweige, Frucht und Samen mit, um es der naturforschenden Gesellschaft vorzulegen. Die Samen werden dann in allen botanischen Gärten angesäet, damit jeder durch den Augenschein sich von der Unschädlichkeit überzeugen könne; die Birnen aber werden unter die Unglücklichen ausgetheilt, deren große Decoration zu Verlust gegangen.

(Schluß folgt.)

XXXV.

Fragmente aus Würtemberg.

Wir sind hier in Schwaben, wie alle Welt weiß, auch mit einem Fluge kirchlich liberaler Klapperstörche reichlich bedacht, die auf langen Stelzenbeinen einherstolzirend, die klippenden und klappenden Schnäbel seither fleißig gerührt, eben jetzt aber in der Mause sich befinden, und darum etwas schweigsam und verdrüßlich beieinander sitzen, und nach dem melancholisch trüben Wetter schauend, sich von Zeit zu Zeit mit dem Schnabel unter den Flügel fahren, und dabei der schönen, sonnigen Tage, die sie früher erlebt, mit großer Wehmuth gedenken. Damals war alle Wahrheit, alles Recht, die Freiheit, das Wissen, die Einsicht; die Klugheit bei ihrer Species, Worte, schöne Reden, Comforts aller Art, kirchliche Landtage, Bräute, die des ruhmgekrönten Redners harrten, Alles der Hülle und Fülle. Was bedeutete das kleine Häuflein der Römlinge, Ultramontanen, Curialisten, Jesuiten: Vertreter des Betrugs, der Tyrannei, des Pfaffenthums, der Unnatur, sie waren zu Boden geschrien und nichts hinderte, nach Herzenslust abzuthun, wegzuhauen, niederzureißen, bis von der Kirche nichts mehr übrig war, als der Platz, worauf sie gestanden. Aber Febronius und die Emser Punctatoren, auch Sedlnitzki, der Nationalbischof in spe, das waren ihre Leute. Dagegen Clemens August, ja was ist an dem? Und dann die neuen französischen Bischöfe, die haben ihr Vaterland verrathen, daß sie sich über die vier gallicanischen Artikel wegsetzen, unter welchen doch die französische Kirche so herrlich geblüht, daß sogar ein Dubois auf Fenelons Stuhl sich setzen konnte. Die alten Gallicaner, welche Vorbilder! Und Scipio Ricci, „der Märtyrer katholischer Wahrheit“, wie man ihn nennt: das sind „die Weisen der Menschheit“, obwohl ihre Weisheit so groß gewesen, daß sie sie selber aufgegeben haben. Das macht aber nichts, wie die feine Diplomatie des Grafen Spiegel nicht hindert, ihn für den besten Erzbischof zu halten. Der sollte Nationalbischof gewesen seyn. Da hätte man etwas erhalten können, und dazu mit Privilegien.

Leider „die meisten der jetzigen Bischöfe taugen nicht viel, denn sie wollen nicht frei seyn, sie wollen nicht Hand anlegen an die vielen Dinge, die geniren". Ach warum hat man denn Wessenberg nicht zum Erzbischof gemacht! Wer weiß, der günstige Augenblick wäre benutzt worden, die Kirche Deutschlands frei, man hätte deutsche Liturgie, geistliche Landtage, und — Weiber und ein sehr verständiges Christenthum. Aber so ist die günstige Zeit vorbei, und mit Riesenschritten gehts der „Verdummung" zu, man weiß nicht gewiß auf welcher Seite. O des Jammers, bald wird der schwarze Ultramontanismus alles Licht des Liberalismus verscheucht haben, das leider wenig Kraft gehabt. Bald wird er das liberale Salz dumm gemacht haben, was vielleicht über die Art der „Verdummung" Aufschluß gibt. Dann aber, wenn der Ultramontanismus vollends siegt, „dann fahre wohl schöne Hoffnung auf eine Neugestaltung der Kirche, Nacht wird die Erde bedecken" ꝛc. —

Wir hatten, so ertönt die rührende Klage in Würtemberg und Baden, schöne Aussichten. Die theologischen Facultäten sahen so liberal aus. Siehe, da fährt ein Geist darunter hinein, und auf einmal ists anders geworden. O wie sie ihn hassen diesen Geist, und sein Organ, Möhler. Könnten sie doch sein Andenken vernichten, denn dieser Möhler hat ihre ganze Saat ausgejätet, ja er hat sogar dem Boden alle Empfänglichkeit für ihren Saamen genommen, und nimmer will er mehr gedeihen. Zwar ist er todt, und sie wünschen ihm gewiß die ewige Ruhe. Aber er hat ihrem ganzen Werk den Garaus gemacht, trotz aller Trefflichkeit des „herrlichen" Werkmeisters. Darum hassen sie Möhler, wie sie den Werkmeister zum Himmel erheben, als treue Gesellen.

In dem nicht jesuitischen, sondern josephinischen Freiburg und dem liberalen Tübingen sollten Gesellen gebildet werden für das Werk; Viele wurden es. Aber das Ding nahm ein Ende, man wußte nicht recht wie. Sie haben Recht in ihren Lamentationen, jedenfalls war es eine höhere Hand, die den neuen Geist pflanzte, aber Möhler ihr tüchtiges Werkzeug. Mit diesem Mann ward Tübingens katholische Facultät, wenn nicht eine ganz andere, so doch anders. Ihm schreiben sie daher auch mit bittern Vorwürfen die „Verschlimmerung der Quartalschrift" zu, die allerdings mit ihm an Tiefe, Geist und Gehalt gewann, also etwas sehr Schlimmes für den Liberalismus wurde. (Man vergleiche die Quartalsch. aus Möhlers Periode 1825—1834 mit der frühern, und urtheile.) Was aber Möhler, der auf die ganze Facultät nicht ohne Einfluß gewesen seyn soll, erst mit der Jugend an-

gefangen, die er ordentlich bezaubert hat gegen jenen Liberalismus, sie hinführend zu den reinen Quellen der Tiefe, das können sie ihm ewig nicht verzeihen. Seltsam genug meinen sie, daß es eigentlich nicht so viel mit ihm geheißen, ja sie sprechen ihm geradezu die Wissenschaft ab, — und doch sehen sie ihn für den an, der mit mächtiger Faust die Zeit zurückgeworfen. Wahrlich er muß ein Zauberer gewesen seyn, denn er hat alle die jungen Geister gewonnen, die ihn hörten, wenigstens alle tiefern. Oder nennet mir diejenigen, die seit Möhlers Wirken gebildet wurden auf der Tübinger Hochschule, um als katholische Cleriker zu arbeiten in der Kirche, nennt mir sie, und saget, ob auch nur Einer der bessern und trefflicheren nicht Möhlers Wegen nachgewandelt sey? Oder warum beginnt der kirchliche Liberalismus alt zu werden und lebensmüde, als weil ihm Möhler die Jugend entrissen und sie auf die Wege der Kirche geleitet hat? Das wissen sie wohl und müssen es merken, indem sie seit etwa zehn Jahren immer weniger, und seit etwa sechs Jahren gar keine Adepten mehr bekommen können, und nimmer hoffen dürfen, deren zu bekommen. Denn, ob Möhler auch todt ist, der Geist der Kirche, den er so kräftig geweckt hat, lebt unter seinen Schülern, und wirkt fort durch diese mit immer reicherem Segen. Das wissen die alten Liberalen, und hassen Möhler noch bitterer. Sie zürnen, daß die katholische Facultät in Tübingen aus lauter entschieden katholischen Männern besteht, die zwar jung, aber wie kirchlich, so voll wissenschaftlichem Eifer sind, darob schreien sie Zeter Ultramontanism, und geben nicht undeutlich dem Staate zu verstehen, es wäre besser, wenn *sie* auf den Lehrstühlen säßen. Schade, daß sie hiebei übersehen, wie die katholischen Jünglinge wohl Steine von Brod zu unterscheiden wissen. Nicht als ob sie schon in den niedern *) Convicten zu kirchlichen Geiste gebildet würden, aber der Geist leitet sie, und wer ein einzigesmahl auch nur Möhlers frühere Werke gelesen, in denen der urkräftige Lebenshauch des Christenthumes weht, muß, so er anders Gemüth und Geist in sich ausgebildet hat, begeistert werden für seine heil. Kirche. Von der Symbolik will ich gar Nichts sagen, man weiß, was sie gewirkt. Man wirft Möhler vor, er habe idealisirt. Wohl, sey es, er hat die Kirche als reales Ideal begriffen, wie sie es, das Abbild des real-idealen Christus, seyn muß. Was Geistesarmuth ihm zum Vorwurf macht, das hat gerade so viel gewirkt. Die Jünglinge haben eine solche Kirche lieben gelernt, indem ihnen ihre ewige Schönheit als bleibende und

*) Denn in Ehingen z. B. verbot man den Zöglingen im Convict geradezu, ein bayerisches Journal zu lesen, das ein Professor empfohlen hatte.

von allen Makeln nicht innerlich berührte vor Augen gestellt wurde. Sie haben zugleich gesehen in einem leuchtenden Beispiel, wie deren die Kirche so viele besitzt, daß wahrer Geist und wahre Wissenschaft mit Anhänglichkeit an die Kirche wohl bestehen könne, ja verbunden seyn müsse. Darum ist unter den Jünglingen, wie unter ihren Lehrern mit der Liebe zur Kirche auch die zur Wissenschaft gewachsen, wovon der jetzige Zustand des Convicts in Tübingen im Vergleich mit früher deutlich Zeugniß *) gibt. Freilich hat man hier wenig Respect mehr vor dem Liberalism, um so tiefer hat der kirchliche Sinn gewurzelt. Haßt diesen so viel ihr wollt, er wird euch nicht mit Haß, sondern mit Mitleiden erwiedern. Man muß Euch verzeihen, wenn ihr wie alle Hoffnungslosen mürrisch und bissig redet. Ach sie haben ja keine Zukunft mehr, denn auch die Universität Freiburg ist ihnen entrissen. Wo sollen sie noch säen.

Was Wunder also, wenn sie die neue Saat so sehr verwünschen, weil sie die ihrige, welche sonach nicht gesund seyn mußte, verdrängt hat, und daß sie Frucht ist, der Kirche geweiht!

Der Kirche? Sie sagen ja, „man kenne die Kirche nicht mehr, so sey sie verunstaltet.“ Ja, „wenn man die Kirche wieder sähe, wie sie in den ersten Zeiten gewesen.“ Aber „Betrug, Herrschsucht, Tyrannei habe sie entsetzlich verunstaltet, und werde sie vollends ganz zu Grunde richten.“ Sie sind zwar vortreffliche Historiker nach eigener Versicherung, und sehr weise Leute, leugnen aber doch die Historie und ihren Geist sammt seiner Entwicklung. Es soll Alles seyn, wie es im Keime gewesen, was anders ist als die engen Formen des Keimes, das ist durch die Perfidie hinzugekommen, den Perfidie macht die Geschichte **). Das haben sie von den Protestanten gelernt, die geradezu die Geschichte von 15 Jahrhunderten wegwerfen wollten, und denen sie auch die subjective Vernunft verdanken, und das Prinzip: die Bibel zum Grunde des Christenthums zu machen, d. h. an Nichts als ihren eigenen Verstand zu glauben. Am besten aber haben sie's dem Protestantismus

*) Freilich gibt es noch gar Manche in dieser Anstalt, die fast an gar Nichts tiefern Antheil nehmen können, weil ihnen die Gaben dazu fehlen. Doch sind es nur wenige, und kommen gegen das Ganze gar nicht in Betracht. — Sie würden ganz verschwinden, wenn der Clerus seine Kräfte concentrirte, um talentvolle Jünglinge zu ermuntern und zu unterstützen.

**) Einer von diesen Liberalen äußerte einmal in einer Gesellschaft von Geistlichen, „man kenne in der katholischen Kirche Jesus Christus gar nicht mehr.“ Könnte der treffliche Marheinecke mehr sagen. Jenen wies aber eine anwesende alte Frau zurecht.

abgesehen, vielleicht dem christgläubigen, liebevollen und toleranten Röhr, oder gar dem johannesherzigen Luther, wieder das „Papstthumb vom Teufel gestifft" zu streiten und zu kämpfen ohne Unterlaß. Zwar sprechen sie nicht direct vom Teufel und andern veralteten Dingen. Aber „Betrug und Hinterlist", also metonymisch doch der Teufel habe das Papstthum zu dem gemacht, was es ist. Alles Unheil geht von ihm aus und seinen Anhängern. Rom war von jeher die Cloake allen Unraths, und wenn sie es nicht die alte Babel nennen; so ist es bloß Mangel an nobler Poesie á la Ruge. Jedenfalls meinen sie, daß „Rom immer unverbesserlich sey, und dem heiligen Geiste widerstrebt habe, daß die besten Päpste im besten Falle Despoten, die meisten aber nichtsnutzig gewesen. Nicht undeutlich geben sie unaufhörlich zu verstehen, daß der Papst eigentlich der „Antichrist" sey, dem mit aller Macht widerstanden werden muß. Wie sie die päpstlichen Breven und das ganze Bullarium verhöhnen, braucht man nicht erst zu sagen. Das aber steht ihnen fest, daß die Curie nie etwas Anderes gewollt, als die ganze katholische Welt in Geistessclaverei zu fesseln. Was kümmert es sie, daß bessere Geschichtsforscher als sie, selbst protestantischer Confession, besser denken von den Päpsten? Haben sie doch den Julius Weber als Geschichtsquelle, und vielleicht den badischen Müller Alexander, den schlechten Nachdruck des Febronius, ihren Stern, der unerschöpflich Wasser niederregnet. Was sollen sie auch den Papst schonen, den sie so sehr hassen? Ist doch die römisch-katholische Kirche, nicht die katholische Kirche, welch letztere sich einzig „auf Bibel und Vernunft" gründet, während die erstere grundverdorben, manichaisch „das Sclavenschiff des kirchlichen Barbaresken-Staates ist!!"

So hat sich diese Parthei gehalten. Fragt ihr noch, warum der kirchliche Geist sie ausgespien hat aus seinem Munde? Unrath haben sie gezeugt und Verachtung ist ihr Lohn!

XXXVI.

Der absolute Staat und die Schule.

Zweiter Artikel.

Nachdem wir in einem frühern Artikel einen Blick auf die Volksschule geworfen, und aus dem Munde unverdächtiger Zeugen vernommen haben, was sie, von der Kirche getrennt, in den Händen des omnipotenten Staats geworden sey, ist es dermalen unsre Absicht, die Gelehrtenschule in Erwägung zu ziehen. — Der Protestantismus hat sich daran gewöhnt, mit unwürdigem Hohne das herabzusetzen, was er „Jesuitenschulen“ nennt. — So wollen wir ihm also ein Bild dessen entgegen halten, was er zu leisten fähig ist, und wählen zu dem Ende ein Paradigma von dort her, wo nach dem Zeugnisse der Sachkundigen, das Eldorado aller Schulmänner ist. — Nun wäre es zwar an und für sich schon eine eben so ersprießliche als leichte Aufgabe, dem Chorus der Lobredner die Stimmen gegenüber zu stellen, welche in den letzten zehn Jahren, aus der Mitte der Eingeweihten heraus, die schreienden Mängel eben jenes, so überlaut gepriesenen Systemes aufgedeckt haben. — Der heftige und zornige Streit, der sich auf dem Gebiete des preußischen, und überhaupt des protestantischen Gymnasialwesens selbst, über den Werth desselben erhoben hat, und die gewichtigen Anklagen, die dagegen in dem Kreise Derer laut wurden, die durch Amt und Beruf dessen beredteste Vertheidiger seyn mußten, dürften allein schon jedem Unbefangenen das richtige Maaß zur Würdigung der als unübertrefflich gerühmten Vorzüge an die Hand geben. Wir verschieben jedoch diese Revue auf ein andresmal, und wollen heute bloß ein Factum sprechen las-

sen, welches, wie wir schon sehen werden, durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen, obwohl es an sich nur die Person eines 18jährigen Studenten betrifft, zu den lehrreichsten Ereignissen der neuern Zeit gehört, weil es eine ganze Seite des modernen Lebens in einem einzelnen Individuum concentrirt.

Am 5. April 1834 erschoß sich zu Bonn der Student der Rechte, Carl von Hohenhausen, ein durch Gaben des Geistes und Körpers gleich ausgezeichneter, sittenreiner Jüngling von achtzehn Jahren, der einzige Sohn geachteter Eltern. Diese übergaben nach seinem Tode seine Tagebücher und Briefe dem Druck *), und erwarben sich dadurch das Verdienst, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf den interessanten Fall zu lenken. Das merkwürdige Buch, eines der lehrreichsten seit den letzten dreißig Jahren, ward viel besprochen und dann vergessen. Eine gerechte Würdigung vom katholischen Standpunkte aus hat es unsers Wissens noch nicht erfahren. Es ist die Absicht, ihm eine solche hier werden zu lassen. —

Bei dem unglücklichen Selbstmörder waltete keines der gewöhnlichen Motive zu einem so traurigen Schritte ob. — Seine äußern Verhältnisse waren die glücklichsten, seine Lage vollkommen geordnet; eine heitere, herrliche Zukunft lag vor ihm; keine frühzeitige Liebe hatte seinen Lebensweg verwirrt, noch sein Gemüth getrübt; äußeres Unglück kannte er kaum dem Namen nach. Seine Gesundheit wird, abgesehen von der Hypochondrie, die ihn marterte, von den Aerzten, die seinen Zustand während seines Lebens untersuchten, wie von denen, die nach der grausigen That die Leichenschau vornahmen, als die eines kräftigen, rüstigen Jünglings geschildert. Seine Farbe war blühend, Schlaf und Appetit die eines gesunden Menschen; auf einer, wenige Monate vor seinem Tode

*) Das Buch führt den Titel: Carl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von 18 Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunschweig 1836.

unternommenen Fußreise war er der rüstigste seiner Gefährten; Märsche von 14 Stunden erschöpften ihn kaum. Keiner seiner Kameraden nahm eine Spur von Krankheit an ihm wahr.

Eben so wenig waren sein angeborner Charakter und seine natürlichen Anlagen von der Art, daß aus ihnen sein grauenvolles Ende erklärt werden könnte. Er war, wie der Vater sagt, „stets in dem Sinne der treuesten Elternliebe, aber ohne schwache Verzärtlung oder moralisches Gehenlassen erzogen; es wurde ihm keine kindische Unart gestattet, aber auch kein wesentlicher Fehler bei ihm wahrgenommen, der strenge Rüge oder Strafe als Abschreckungsmittel erfordert hätte. Er war stets bescheiden und gehorsam, nie weinerlich oder eigensinnig, immer sehr lenksam, heiter und zufrieden; mit einem Worte, er war ein unaussprechlich liebenswürdiges Kind, an dem Alle, die ihn kannten, ihre Freude hatten. Mit Ausnahme eines einzigen Mals, wo der Vater wegen eines kindischen Leichtsinnes dem fünfjährigen Knaben eine geringe Züchtigung auflegte, die er schon damals mit stiller Hingebung, ohne Klage und Bitte, erduldete, ist Carl niemals ernstlich bestraft oder körperlich gezüchtigt worden. Ja, wenn wir Eltern jetzt sein ganzes Leben unpartheiisch durchgehen, so können wir nicht eine einzige wesentliche Unart, keinen sogenannten Jugendstreich, keine Frechheit, keinen unbescheidenen Widerspruch oder Ungehorsam von ihm in der Erinnerung auffinden. Er war stets im höchsten Grade verträglich; niemals ist ein Streit zwischen ihm und seinen Geschwistern, die ihn immer mit Liebe umfingen, ausgebrochen, stets hat er sich mit seinen Gespielen gut vertragen, niemals haben ihn seine Kameraden bei Eltern oder Lehrern verklagt. Er beleidigte Keinen, sie liebten und achteten ihn Alle. — Ach, und er hat seine Eltern nie anders betrübt, als durch seinen Tod“!

So würde also sein Tod als ein ungelöstes Problem dastehen, wenn nicht seine hinterlassenen Papiere den vollständigsten Aufschluß, sowohl über das Räthsel dieses Charakters, als über den Weg gewährten, auf welchem die Katastrophe

seines jungen Lebens heranreifte. Er ist an der Krankheit der Zeit, an der durchweg von Grund aus falsch geleiteten Bildung gestorben, die ihn mit dem Eintritte in die mittlern Klassen des Gymnasiums ergriff; von diesem Augenblicke an war er der falschen Richtung verfallen, welche den früher so unverdorbenen, heitern, liebenswürdigen Knaben rettungslos dem Selbstmorde entgegenführte. —

Die fast unglaublichen Umstände dieses Phänomens sind von der Art, daß wir uns einige einleitende Bemerkungen zu deren Erklärung erlauben müssen.

In jedem geistig begabten, tiefern Menschen liegt ein Streben zur Einheit; er will für die Kenntnisse, welche er durch seine Studien erwirbt, für die Anschauungen, welche ihm das Leben zuführt, einen geistigen Mittelpunkt gewinnen; er will Ordnung, Harmonie und Klarheit in sein geistiges Daseyn bringen; er will mit Gott, mit der Welt und dem Leben in's Reine kommen.

Dieß kann der Mensch nur durch die Religion, die ihm, wie alle Wahrheit, geoffenbart und überliefert seyn muß, weil er nicht glauben kann, es werde ihm denn gepredigt. Zu dieser Religion muß er nicht den principmäßigen Zweifel, sondern die Fähigkeit des Glaubens mitbringen, die Fähigkeit sich einer Autorität, auf das Zeugniß der Stimme des Herzens, vertrauend und liebend zu unterwerfen. —

Ohne diesen (subjectiven) Glauben seinerseits, und den ihm überlieferten und geoffenbarten (objectiven) Glaubensinhalt andrerseits, kann kein wissenschaftlicher Mensch einen festen Standpunkt für sein inneres geistiges Leben gewinnen. — Wie könnte, wer nicht mit Gott im Reinen ist, je mit der Wissenschaft und mit dem Leben in's Reine kommen!

Fehlt dem Menschen jener Mittelpunkt, so mangelt nicht bloß seinem sittlichen Leben der wahre feste Halt, sondern seine Wissenschaft selbst ist ein vom Baume des Lebens abgehauenes Reis; sie ist losgetrennt vom Quell alles wahren Wissens, weil sie abgeschnitten ist von dem, welcher der Weg,

die Wahrheit und das Leben ist. — Dieß liefert uns den Schlüssel zu einer Reihe offen vorliegender, tiefbetrübender, aber nicht wegzuleugnender Erscheinungen. — Das Todte, Gespenstige, Unruhige, Wahnsinnige der neuen Wissenschaft, Poesie und Literatur in allen ihren Zweigen erklärt sich aus diesem Gesichtspunkte; es ist die Creatur, die ihren Schöpfer verloren hat, — und die sich selbst mit unsäglicher, innerer Angst die unermeßliche Größe ihres Verlustes, die Tiefe ihres Falles zu verbergen, die sich durch kindischen Trotz oder durch mühselig festgehaltenen Leichtsinn selbst zu betäuben sucht. Daher kann es allerdings in einzelnen Zweigen der Literatur, in Allem, was Fleiß, Ehrgeiz, wissenschaftliche Technik und klugberechnender Verstand zu schaffen vermögen, die tüchtigsten und eminentesten Leistungen geben; das Gebiet des materiellen Wissens kann, durch Hülfsmittel unterstützt, wie es in keiner früheren Periode war, sich in's Unermeßliche erweitern. Aber ächte Tiefe, verbunden mit klarer Einfachheit des Geistes, die in dem Mannigfachen und Verschiedenen das Eine und Einfache faßt, und also vordringt bis zu dem Mittelpunkte alles Seyns und aller Erscheinung, und dann von innen heraus schaffend die Wahrheit verherrlicht, — dieses centrale Denken, welches ohne Gott und ohne Glauben nicht bestehen kann, und mit ihm die wahre und wirkliche, schöpferische Capacität, das eigentliche Genie, diese sind in unsern Tagen auf eine wahrhaft erschreckende Weise selten geworden. Dafür aber hat der Hochmuth, der mit dem Feigenblatte vereinzelter Kenntnisse und herrenloser Talente die Blöße, den Mangel, die Dürftigkeit, die Hohlheit verdecken, die geistige Misère nicht eingestehen will, eine Schwindel erregende Höhe erreicht. —

Der eigentliche Anfangspunkt und der wahre Sitz dieses Leidens ist der Abfall von der Kirche. — Da Niemand zum Vater kommen kann, es sey denn durch den Sohn, den Sohn und Heiland aber Niemand vernimmt, er höre denn die, welche er gesandt hat, so leuchtet von selbst ein, wohin eine

Wissenschaft gelangen mußte, welche in der feindlichsten, erbittertsten Empörung gegen die Kirche begriffen war. — Der Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts hat durch seine Sonderung und Lossagung von der Kirche, als dem lebendigen Brunnen aller Wissenschaft, zuerst den Weg eingeschlagen, der in das heutige geistige Elend führte. — Er war es, der allen Kräften des Geistes die Losung zum Kampfe gegen die Wahrheit gab, dadurch aber zugleich in jene Untiefen führte, auf denen die heutige Literatur fest sitzt. Ursprünglich nahm er aus dem Hause der Mutter ein Capital von Ideen, einen positiven Inhalt als Trümmer der vollen, reinen Wahrheit, zugleich aber auch das fressende, ätzende, auflösende Gift einer partiellen Skepsis mit, die nach der naturnothwendigen Entwickelung der Dinge im Laufe von zehn Generationen immer allgemeiner und consequenter werden, das von der Kirche entlehnte, in Folge der Lostrennung aber todt daliegende Capital verzehren, und am Ende da anlangen mußte, wo wir sie heut zu Tage in tausend unglücklichen Herzen erblicken. Das ist das Gesetz der natürlichen Entwickelung, des Wachsthums und der Entfaltung des Guten, wie des Bösen, der Wahrheit, wie des Irrthums. — Uebrigens kann und darf nicht geleugnet werden, daß diese skeptische Wissenschaft, dieser consequentere Protestantismus des 18ten und 19ten Jahrhunderts, sich keineswegs bloß in den ursprünglich dem Protestantismus verfallenen Ländern gehalten, sondern von hier aus, wie eine verheerende Feuersbrunst, auch auf katholische Gebiete hinübergegriffen hat. — Glücklicherweise ist hier jedoch die Skepsis zum Theil ein Mittel der Erweckung und Belebung geworden; der Rückschlag ist nicht ausgeblieben, und wir hoffen zu Gott, daß ehe das Jahrhundert sich zu seinem Ende neigt, die Kirche den Herrn werde preisen können, der, dießmal wie immer, denen die Gott lieben auch das Böse, den Irrthum und die Zerstörung zum Besten dienen, und aus der Verwüstung, welche der Zweifel angerichtet, eine erneuerte katholi-

sche Wissenschaft erblühen ließ, die, wie der Phönix auf den Ruinen dessen, was an den alten Formen der Schule vergänglich war, ihr Wiederauferstehungsfest feiern wird. — Andererseits darf nicht verkannt werden, daß eine andere, hinter der Zeit zurückgebliebene Richtung des Protestantismus, die Reste der katholischen Wahrheit, die sie annoch aufbewahrt, zugleich aber auch die ursprünglichen Irrthümer der Häupter der Trennung, krampfhaft festzuhalten, und dem Gesetze der Natur sich zu entziehen strebt, welche alles Halbe, Unwahre, Zweideutige und Zwitterhafte durch sich selbst vernichtet. Als inconsequenter Katholicismus ist dieses pietistische Wesen nach allen Seiten hin in so bedenkliche Kämpfe gerathen, daß seine muthmaaßliche Dauer wohl nur noch nach Jahren, schwerlich nach Jahrzehnten berechnet werden darf. —

Auf dem Boden eben jener skeptischen, außerkirchlichen Wissenschaft bewegt sich nun, zumeist wie billig in protestantischen Ländern, auch die gelehrte Erziehung. — Sie hat ihre innere Harmonie, ihr richtiges Verhältniß zum wahren Mittelpunkte verloren, und weil sie den Jünglingen das Eine, was Noth ist, nicht geben kann, giebt sie ihnen das Viele, was nicht Noth ist. — Daher ihre Haltungslosigkeit; daher, mitten unter dem freudigen Jubel, „wie wir es denn so herrlich weit gebracht“, die ängstlichen Nothschüsse der Schiffbrüchigen, die dicht vor ihren Füßen mit Schaudern den Abgrund einer neuen Barbarei erblicken. — Dieß gilt nicht bloß von der *Erziehung*, d. h. von der Einwirkung auf den Kern des Menschen, auf seinen Willen, sein Herz, seine Vernunft und seine Sitten, sondern auch von dem *Unterrichte*, oder der Ueberlieferung positiver Kenntnisse an das Gedächtniß und den verarbeitenden Verstand. — Weil die moderne, und überhaupt die von der Kirche abgefallene Erziehung das an sich wahrhaft Wesentliche, — das ewige Heil des Menschen — aus dem Auge verloren hat, und folglich gar keine *Erziehung* mehr ist, so kam ihr auch auf dem Gebiete des bloß verstandes- und gedächtnißmäßigen Unter-

richts die Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen allgemach abhanden. — Man vergaß, daß dem Jünglinge und Knaben während seiner Schuljahre nicht das Detail eines philologischen Systems überliefert werden sollte, wie etwa ein geistloser Professor seinen Zuhörern ein Heft dictirt, — sondern daß es darauf ankomme, Grundlagen des Wissens, die für die Dauer des Lebens vorhalten sollen, wie unverwüstliche Granitblöcke in die geistige Auffassung des Knaben zu senken, die Lust zum Lernen in ihm rege zu machen, und dann den Ausbau des Gebäudes der Universität, dem Leben und dem eigenen Genius zu überlassen. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung eine königl. bayerische Verordnung vom 19. October 1833: „Es kann dem Lehrer nicht genug begreiflich gemacht werden, wie nicht das Viellehren, sondern das Rechtlehren einen bleibenden Eindruck erzeugt, wie die Sprichwörter der neuen und die kurzen Fabeln der antiken Welt, unendlich tiefer als alle Folianten auf den Charakter und die Bildungsgeschichte der Völker eingewirkt haben, und wie immer als Lehrresultat und als Stoff des Nachdenkens fünfzehn bis zwanzig richtig begriffene Sätze aus jedem Fache unendlich tiefer wurzeln, als alle diffuse Scheinlehren und die dem gründlichen Wissen so nachtheiligen Prüfungsparaden. Dabei erinnern wir des goldenen Wahlspruches auf der Thür der reichsten Bibliothek der Welt: Non multa sed multum“. —

Statt dessen wird die außerkirchliche Erziehungskunst von derselben Unruhe und Hast getrieben, welche überhaupt ein Kennzeichen einer von Gott abgekehrten Zeitrichtung ist. Aus dem Mangel an klarem Bewußtseyn dessen, was man will und soll, aus dieser innern Unsicherheit der meisten unserer gelehrten Erziehungskünstler, ergeben sich dann jene Fehler des Schulwesens, aus deren Beleuchtung und Erörterung dermalen schon eine ganze Literatur erwachsen ist. — Weil man das geheime Gefühl hat, daß diese „Erziehung“ vor allen Dingen nicht erziehe, daß sie im Gegentheil den innern Menschen, trotz alles Geschreies von Bildung, in der scheuß-

lichsten Rohheit verkommen lasse, so soll der Unterricht die Erziehung ersetzen. Daher jene gelehrte Ueberfütterung der Jugend, welche vierzehnjährige Hypochondristen erzeugt; daher das realistische Streben; das Vielerlei soll den Mangel am Besten zudecken; daher endlich auch jenes Hinübergreifen der Schule in die Sphäre der Universität, an welchem die krankhafte Eitelkeit des Zeitalters nicht minder ihren Antheil hat. Die Schüler sollen Alterthumsforscher und gelehrte Kritiker werden; der Schullehrer docirt nicht, er liest; der Knabe lernt wenig mehr auswendig, er schreibt Hefte. — Die Resultate dieses Treibens liegen heute bereits offen vor; die jugendliche Frische des Geistes ist unter dem Gifthauche solcher Scheinerziehung verdorrt; ein bleierner Mantel hat den Flug des Genies erdrückt; — dafür aber ist der innere Sinn für das Heilige, Wahre und Große bei dieser Generation von gelehrten Treibhauspflanzen, denen ein fanatischer Hochmuth künstlich bis in das feinste Geäder eingespritzt wird, in einem Maaße, wie vielleicht noch niemals seit dem Beginne der Geschichte, erstorben. „Ein Anonymus", schreibt der Vater des unglücklichen Carl v. H., „wollte schon vor zwanzig Jahren den höhern Schulen die Inschrift bestimmen: „Hier mordet man die Menschen"! Sollte er, wenn er noch lebt, und das Treiben unserer gelehrten Anstalten betrachtet, wohl geneigt seyn, diese Inschrift auszulöschen? Ein Jüngling war, um in der Maturitätsprüfung zu bestehen, über vier Wochen nicht in's Bett gekommen; — sollte man so Etwas gestatten? Wir werden kränkliche, gehaltlose Jünglinge bilden, welche über Alles aburtheilen, welche die Weisheit des Alters verachten, welche, weil die Akademie ihnen nach ihrem Wahne nicht viel Neues mittheilen kann, ihre schöne Zeit, für die höhere Vorbereitung auf das Leben bestimmt, mit Thorheiten vergeuden, oder gar politische Constitutionen erträumen, und sich durch gefährliche Umtriebe im jugendlichen Leichtsinn dem strafenden Arm des Gesetzes überliefern. Erschlafft an Leib und Seele kehren sie zurück, und

vertraut mit Vielem geworden, ist ihnen doch die Gegenwart unbekannt geblieben. Die kräftigen, bescheidenen Männer werden sich vermindern; denn nur ein gründliches Wissen macht demüthig und lernbegierig und stark. Nur das Gefühl des innern Werthes flößt uns die aufrichtigste Hochachtung gegen fremdes Verdienst ein. Der aber, welcher zwar Vieles berührte, aber Nichts bis auf die Wurzel erfaßte; welcher in Allem zwar Etwas, aber Nichts möglichst vollkommen weiß, ist aufgeblasen in seinem Sinne, und etwas Tüchtiges mag man ihm schwerlich zutrauen. Daß es so viele rühmliche Ausnahmen giebt, mag nicht geleugnet werden."

Man würde sehr irren, wenn man der preußischen Regierung den Vorwurf machen wollte, daß sie kein Gefühl für diese Uebelstände habe. — Dieß zu behaupten, sey ferne von uns! Im Gegentheil! — sie hat den wahren Sitz des Uebels, den Mangel einer religiösen Grundlage der Erziehung richtig erkannt, und es gehen von Zeit zu Zeit Rescripte aus, welche, wenn Buchstaben helfen könnten, zuverläßig schon lange den preußischen Gymnasien das gegeben hätten, was ihnen fehlt. — Unglücklicherweise walten hier jedoch einige Anstände ob, welche auf dem Bureauwege zu beseitigen, seine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Die religiöse Bildung soll nämlich — wer würde daran zweifeln! — der Protestantismus seyn. Es ist aber zur Stunde noch nicht recht ausgemacht, worin dessen Inhalt bestehe, und des desfallsigen Streites unter den verschiedenen theologischen Partheien, innerhalb des Protestantismus selbst, noch kein rechtes Ende abzusehen. — Nur eins ist klar; das Staatsinteresse fordert: der protestantischen Jugend denjenigen gerechten Abscheu vor der katholischen Lehre beizubringen, den die dermalige Lage der Dinge gebieterisch erheischt; für die Heranbildung der Katholiken zu demselben Ziele sorgt der Hermesianismus. Auch muß bei den Versuchen, der Jugend eine protestantisch-religiöse Richtung beizubringen, geziemende Vorsorge getroffen werden, daß obbesagte Jugend nicht etwa wieder in die

Zucht irgend eines positiven Systemes, z. B. des alten Lutherthumes einlaufe, welches entweder heute schon mit den Staatszwecken in Conflict gerathen ist, oder doch über kurz oder lang, unter veränderten Umständen, den dann herrschenden polizeilichen Tendenzen störend in den Weg treten könnte. — Der Mensch, wie jeder Vernünftige einsieht, darf und soll glauben, jedoch nur so lange, als es die Staatsintelligenz nicht bedenklich, und nur das, was sie von ihrem jedesmaligen, höheren Standpunkte aus „angemessen" findet. — Ist also eine etwas positivere Haltung der Jugend in religiösen Dingen dermalen zwar wünschenswerth, und das Extrem des Unglaubens dem Staate nicht ersprießlich, so darf jene Richtung doch auch wieder nicht zu positiv seyn, als welches, wie traurige Beispiele beweisen, leicht in das andre Extrem, ja vielleicht gar in die katholische Kirche hinüberführen könnte. Daher ist zwar einerseits die Frömmigkeit höheren Orts gern gesehen, andrerseits hat, wie unsre Quelle sagt, „der fromme König, durch das weltliche Gesetz, als dessen Organ, die Conventikel verboten, und die häusliche Erbauung auf den Familienkreis beschränkt". Alles erwogen ist es also wohl das „Angemessenste", wenn man diese höchst intricate Angelegenheit, nachdem man die große und kleine Welt durchstudirt hat, um zu sehen, wie ihr geholfen werden könne, so gehen läßt, wie es Gott gefällt, und sich, zur Bethätigung des Religionseifers, höchstens mit einigen negativen Maaßregeln gegen geheimes und öffentliches katholisches Gift behilft. —

Der unglückliche Carl v. Hohenhausen hat dieses Dilemma der Staatsweisheit mit seinem Herzblute bezahlen müssen. Man habe gut reden, daß vor Allem religiöse Erziehung Noth thue, meint der unglückliche Vater, — und wir sind es nicht, die ihm Unrecht geben! — aber was heiße denn religiöse Erziehung im heutigen Protestantismus? Sey dieser nicht bis auf die Pfahlwurzel zerklüftet? Sollte etwa die Erziehung im pietistischen Sinn geleitet werden? Bekanntlich wäre dieß das

rechte Mittel wohl nicht gewesen, vor Selbstmord zu schützen. Kurze Zeit nach Karls Tode habe ein junger Mann, der dem Pietismus verfallen gewesen sey, und der sich höchst erbaulich über diesen Fall geäußert und sich nach allen Umständen der That (Art und Richtung des Schußes ꝛc.) erkundigt habe, sich genau in derselben Weise getödtet. — Das Uebel liegt also wohl tiefer, und wir gestehen, daß die Aeußerungen des Vaters (eines preußischen Regierungsrathes) uns in dieser Beziehung eben so interessant gewesen sind, wie die That des Sohnes betrübend und lehrreich. Jener täuscht sich darüber nicht, daß der unselige Schritt des Letztern Frucht und Blüthe der kirchlichen Zustände gewesen sey, wie sie dermalen im protestantischen Norden von Deutschland, und besonders in den nicht katholischen Theilen Westphalens sich gestaltet haben. Der Streit über die dogmatische Grundlage der Religion, und somit über das geistige Prinzip des Lebens überhaupt, werde nicht mehr bloß in der, dem Gelehrten allein zugänglichen Sprache und in größern Werken, sondern in Tagesblättern und Volksschriften verhandelt. Diese Oeffentlichkeit habe den Zwiespalt und das Zerwürfniß der Theologen nicht nur dem Urtheile der Gebildeten aller Klassen, sondern leider auch dem Volke näher gerückt, „eine Sphäre worin nichts nachtheiliger wirkt, als religiöse Meinungs-Verschiedenheit und Schwanken im Glauben.“ — „Wenn nun,“ meint er weiter, „die Diener des Altars ihn selbst in feindlicher Aufregung zerspalten, so muß die kirchliche Gemeinde sich auflösen und trennen, welches die Geschichte unabweislich bestätigt. Nicht unrichtig sind die mahnenden Worte selbst eines Anhängers des orthodoxen Systems *): „„Für mich giebt es, bei dem jetzigen verarmten Zustande der protestantischen Kirche und bei dem Verfall derselben, nichts Angenehmeres, als auf das Riesengebäude, das sich der Katholicismus aufgerich-

*) Blätter aus dem Tagebuch eines Halle'schen Pietisten. Leipzig 1834.

tet hat, hinzublicken, und mich zu trösten mit dem unvertilgbaren Charakter dieser Kirche."" „Es liegt hierin unverkennbar die zu beherzigende Warnung, daß, wenn diesem „„Verfall"" nicht Einhalt geschieht, und diese active und passive Disturbation, bei fernerem Unfrieden der Partheien, das protestantische Lehrgebäude bis zur Auflösung erschüttern sollte, — alsdann die alte katholische Mutter-Kirche nur zeitgemäß versöhnlich ihre Arme zu öffnen braucht, um die irrenden und schwankenden Nachkommen der vor drei Jahrhunderten von den Reformatoren ihr entführten Schaafe, vielleicht für immer, unter einem Hirten, wieder in ihren Schooß zurückgeführt zu sehen."

Da nun dieses Ziel, von welchem auf Geheiß der am Steuer sitzenden Staatsintelligenz das Schiff mit aller Macht abgelenkt werden soll, unglücklicherweise die Wahrheit und nach der Ordnung Gottes, außer dieser kein Trost ist, so erhellt von selbst, in welchem Zustand junge, der Zucht und Lehre bedürftige Seelen gerathen müssen, denen während dieser Irrfahrt ein Stein statt des Brodes, und verzehrende Gluth statt des kühlenden Brunnens geboten wird. — Die Jugend, deren glücklicher Durst nach Wahrheit noch nicht in der schalen Armseligkeit des sogenannten bürgerlichen Lebens untergegangen ist, fordert von der Gesellschaft die Ueberlieferung der Wahrheiten, welche das Menschengeschlecht verwahrt, und ohne welche das Leben alles Reizes und alles Trostes beraubt, — ein schauerlicher Kerker voll Mühsal und Verzweiflung wäre. Es ist die Pflicht und der Beruf der Gesellschaft das anvertraute Pfand weiter zu überliefern. — Diese Tradition nun mit Absicht und Vorbedacht verfälschen; der Jugend die Lehre, welche von Gott stammt, vorenthalten; sie geflissentlich von der Wahrheit abschneiden, und dieses Alles zwar, damit sie nicht „in die versöhnlichen Arme der alten katholischen Mutterkirche falle," dieß ist ein Verbrechen, für welches eine hoffentlich nicht ferne Zukunft die gebührenden Namen zu finden wissen wird. Einstweilen erscheinen aber

Carl's Eltern in sofern entschuldigt, als sie die nothwendigen Einflüsse des Protestantismus unserer Zeit, den sie nicht verschuldete, von ihrem Sohne nicht fern halten konnten. Der Vater schildert in wenigen Zügen, wie tief gerade zu jener Zeit und in jener Provinz der kirchliche, alle Grundlagen des Lebens zersetzende Streit innerhalb des Protestantismus gegriffen habe.

„In ähnlicher Art, wie manche kritische Schriften der wissenschaftlichen Theologie unserer Zeit ein allgemeine Reaction hervorriefen, hat die unlängst erschienene Prediger-Bibel des Pfarrers Hülsmann zu Dahl, in der Grafschaft Mark und im südlichen Westphalen einen religiösen Zwiespalt, der schon eine Menge Gegenschriften entstehen ließ und, durch Discussionen in den öffentlichen Blättern genährt, zu einer betrübenden Partheisache geworden ist, die selbst dem Volke nicht fremd geblieben. Durch die kirchliche Orthodoxie wurde die Prediger-Bibel auf das heftigste angefochten, weil sie der durch die symbolischen Bücher dargestellten, reinen Lehre nicht gemäß sey, und der bereits zum Prediger in Schwelm gewählte Verfasser hatte die Kränkung, dieserhalb eine bei dem Könige unmittelbar von einem Theile der Gemeinde eingereichte Protestation gegen seine Wahl erfahren zu müssen. In einer heftigen Gegenschrift des M. Sander wird die absolute Totalunvermögenheit des Menschen, das Gute zu wollen, behauptet, und de Wette, Eichhorn, Berthold, Semler, ebenso wie Lessing, Kant und Fichte, den Ketzern beigezählt. Die Vertheidiger der Prediger-Bibel fechten dagegen die Gültigkeit der Symbole der Reformatoren als Menschenwerk an, und berufen sich auf die heilige Schrift, als einzige Autorität, so wie auf die protestantische Auslegungsfreiheit; sie stellen symbolische Widersprüche gegen einander, namentlich die 80ste Frage des Heidelberger Katechismus, in welcher die Lehre der Messe „eine vermaledeite Abgötterei“ gescholten wird, und die Artikel X. und XXIV. der Augsburgischen Confession, welche die wirklich Verwandlung des Brodes beim Abendmale

in den wahrhaften Leib Christi lehren, und dadurch die wahre Messe der katholischen Kirche vertheidigen. Sie berufen sich auf die Erklärung des Verfassers der Augsburger Confession, der kaum 17 Jahre später ein merkwürdiges Geständniß seiner veränderten Meinung ablegte *). Sie führen endlich noch für ihre Ansicht an, daß durch die von dem König gebilligte Vereinigung der verschiedenen Confessionen der Protestantischen in eine evangelische Kirche, die Indifferenz der unwesentlich abweichenden Symbole jener, authentisch ausgesprochen sey. Selbst bis in die Hallen der westphälischen Provinzial-Synode ist dieser Streit der Partheien hineingetragen. Die Chorführer der einen haben dem Präses dieser Synode, dem Superintendenten Ronne in Schwelm, wie er selbst durch einen von ihm unterschriebenen Artikel veröffentlicht **), aufgefordert, „wenn er das Vertrauen rechtfertigen wolle, welches die Provinzial-Synode in ihn gesetzt habe", nicht nur eine öffentliche Erklärung über seine Mißbilligung der Prediger-Bibel abzugeben, sondern auch die im §. 49 der Kirchenordnung bestimmten Schritte zu thun; während die andere Parthei, „falls er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen wolle", ihn gleichzeitig aufforderte, das gegen den Prediger Hülsman beobachtete Verfahren als ein das Leben der theologischen Wissenschaft gefährdendes, öffentlich zu mißbilligen. Gegen ein solches Dilemma mußte sich der Präses um so mehr auf den Standpunkt der Neutralität retten, da, seinem eigenen Eingeständniß nach, seine Gemeinde bei diesem kirchlichen Streite in zwei Partheien zerfallen ist. Wohin ein solches Zerwürfniß führen, ob es sogar eine Trennung der Kirche ***) veranlassen wird, besonders

*) Nemo tunc nos juvabat; et erat non exigua *confusio* disputationum. Nunc aliquando *aliter* res easdem instituerem et recitarem quaedam prolixius; — sind die eigenen Worte des Reformators.

**) Rheinisch-Westphälischer Anzeiger, Mai 1836 Nro. 43.

***) Ein nahe stehender Beobachter äußert sich hierüber in einem in

da in dem Wupperthale und der angrenzenden Gegend vorzüglich der Heerd des Mysticismus gebildet und das Conventikelwesen unter dem Volke herrscht, ist im Voraus kaum abzusehen, wenn gleich nicht bezweifelt werden kann, daß — bei den gewichtigen Stimmen, die sich in unsern Tagen gegen einen fanatischen Sectengeist, so wie gegen die den Geist tödtende dogmatische Buchstäbelei der abruptesten Parthei einiger pietistischen Orthodoxen von allen Seiten kräftig erheben, — die in ihrer Reinheit und Einfachheit beseligende Bibellehre, trotz aller Skepsis, ihren Standpunkt behaupten, und die Finsterniß vor dieser Sonne der Wahrheit weichen wird und muß"; — (sobald nur erst recht ausgemacht seyn wird, worin selbige Bibellehre bestehe). Uebrigens hat nach dem Zeug-

---

Deutschland, namentlich aber in allen Städten und einem großen Theile der Dörfer Westphalens verbreiteten Volksblatte Rhein.-Westph. Anz. Mai 1836, Nro. 41. folgender Art:

„Die Zeichen der Zeit in der evangelischen Kirche sind betrübend und erfreuend, wie man's nimmt. Betrübend, denn es ist offenbar, daß die evangelische Kirche sich zu zertheilen droht; erfreuend, denn sie bekunden die Wiederauflebung des religiösen Ernstes und den Fortschritt der Zeit. Verhehlen wir es uns nicht: behält die Zeit ihre jetzige Richtung, so steht eine Zertheilung der Kirche uns ganz gewiß bevor; sie wird nicht zu verhindern seyn, und ist uns auch ganz nahe. So lange bloß die Gelehrten über Glaubensmeinungen stritten, stand nichts zu befürchten; es wird aber dieser Streit jetzt in den untern Klassen geführt, nicht mit Gleichgültigkeit, sondern mit Heftigkeit; mit befremdender Dreistigkeit wagt man es schon, den Predigern entgegen zu treten, und es darf kühn behauptet werden, daß durchschnittlich neun Zehntheile der evangelischen Bevölkerung von Berg und Mark den Bekenntnißschriften der Reformatoren im Herzen nicht mehr zugethan seyen. Umwälzungen aber, die von unten auf beginnen, sind, nach dem Zeugniß der Geschichte, selten und schwer zu dämpfen, und Schriften, wie z. B. Sander geschrieben, können die Katastrophe nur beschleunigen."

nisse eines an Ort und Stelle lebendenden Beobachters: „dieser angefachte Streit zwischen dem crassen Mysticismus und einem reinen und vernünftigen Glauben ein solches allgemeines Interesse, eine solche allgemeine Theilnahme in Westphalen und der Umgegend gefunden, daß wohl seit der Reformation keine größere und gespanntere Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Kampf zwischen Licht (?) und Finsterniß Statt gefunden hat, als eben dieser.“ — —

Den Hintergrund dieser kirchlichen Verhältnisse in protestantischen Ländern muß man kennen, um den Seelenzustand des jungen unglücklichen Selbstmörders zu verstehen. — Wo zwei Partheien im erbitterten Kampfe auf Leben und Tod gegen einander zu Felde liegen, wo beide sich, wie die dermaligen beiden protestantischen Hauptrichtungen in der Theologie, gegenseitig bis auf die Wurzel ihres Lebens läugnen, bestreiten und aus allen Kräften hassen und verachten, — da ist es unvermeidlich, daß allgemach eine größere oder kleinere Fraction aus der Bevölkerung ausscheidet, die zu Allem, was Gottesglauben heißt, in ein rein negatives Verhältniß geräth. Carl von Hohenhausen hatte auf dem Gymnasium den vorschriftsmäßigen Religionsunterricht erhalten; sein Entlassungszeugniß zur Universität besagt, daß er „die Lehren des Christenthums bei der Prüfung im Ganzen richtig und vollständig aufgefaßt zu haben“, bewiesen habe. — Allein abgesehen davon, daß dieß im günstigsten Falle doch nur soviel heißen kann, daß er die landübliche Unterweisung in dem auf Protestation gegen die Kirche gegründeten System empfangen habe, so berichtet auch der Vater, daß selbst diese (ihrer Natur nach negative) Instruction, dem oben geschilderten Charakter des derzeitigen Protestantismus gemäß, nach widersprechenden Systemen ertheilt worden sey. — „Er konnte um so weniger einen festen religiösen Standpunkt gewinnen, da er, im Verlaufe der Jahre, von den untersten bis zu den obersten Classen den religiösen Unterricht von verschiedenen

Lehrern empfing, deren Ansichten schwerlich in den Grundwahrheiten **übereinstimmend** waren." —

(Schluß folgt.)

XXXVII.

Christlich archäologische Forschungen.

(Schluß.)

So weit gelangt, schreiten wir nun in unserer Untersuchung weiter vor, und pilgern zu der Stätte hin, wo nach authentischer Angabe der Mutterstamm des gefundenen Baums gestanden. Hebron wird uns als der Fundort genannt, und das ist, wie man weiß, Kiriath Arbe, oder die Stadt der vier Männer, weil Adam, Abraham, Isaak und Jacob dort begraben liegen. Man kennt die Stelle genau, und wir können sie leicht aufsuchen. Die Taube hat den Zweig vom Baum genommen, und ihn dem Altvater zugetragen; das Gewächs hat also die ganze vorfluthige Zeit durchlebt, und die Fluth selber hat ihm gar nichts angehabt. Wir müssen sohin urtheilen, daß der Baum selbst, oder seine Sprossen, oder wenigstens der Wurzelstock sich an alter Stätte findet. Wir suchen ihn also auf, und lassen nicht ab, bis wir zu unserm Zweck gelangt. Da wir Art und Ansehen schon durch den Augenschein erkannt, so dürfen wir nur gerad ausgehen; und vergleichen wir das Holz vom Libanon und die Späne von der Kidronbrücke mit seinem Holze, so verifiziren wir dadurch die gemachte Entdeckung auf's allerunwidersprechlichste. Es wird uns aber gesagt: der Baum des Todes sey als Baum des Lebens aus dem Staube Adams aufgesproßt. Was will das anders uns bedeuten, als: der Alte hat an Baches Rand, auf

grüner Wiesenflur, unter dem Schutze des Baumes, sein Hüttchen aufgebaut, und dankbar für die Nahrung, die ihm und den Seinen der Baum gespendet, sich an seinem Fuße begraben lassen. Dort also müssen wir einschlagen in die Erde, und haben wir, was nicht fehlen kann, die Gebeine des Protoplasten dort gefunden, dann können wir nach Bequemlichkeit an ihnen nachsehen, ob die Zähne wirklich für ein so überhohes Alter des Inhabers zeugen, und ob die Ansätze zur weggenommenen Rippe wirklich noch sichtbar sich an ihm vorfinden. Niemand darf uns, falls sie fehlen sollten, wehren, unsere Gedanken dabei zu haben. Es ist glaublich, Mann und Frau haben in ihrem Hochzeitgewand, das ihnen Jehovah verehrt, dem Pelzröckchen, sich begraben lassen; daran werden wir erkennen, ob denn wirklich, wie die weiseren Alten meinten, die erste Auflage des Menschengeschlechts in Schweinsleder eingebunden worden. Aber ein bedeutenderer Fund wäre der Schlangenbalg, der unmöglich ferne seyn kann von den andern Ueberresten; wahrscheinlich schmiegt sich das Thier zu den Füßen der Ruhenden, wie man das wohl öfters an den Grabstätten der alten Ritter zu finden pflegt. Da wären dann die reisenden Naturforscher zu befragen, welcher Gattung und Species das Thier angehört, ob Draco oder Anguis, was einen großen Unterschied macht. Wer kann überhaupt beim heutigen Stande der Wissenschaft einen Zweifel hegen, daß das Thier nichts als eine Art von Hausfetisch gewesen, das die Vorvordern in ihrer Einsamkeit zum Zeitvertreibe sich gezähmt, und das nun, unschädlich in einem Winkel des Hüttchens hausend, von der dargesetzten Milch im Näpfchen und einigen wenigen Brodkrummen sich genährt. Gings nun gut im Haushalt, und war Friede in der Burg und gutes Wetter bei der Hausfrau; dann wurde das Thier geliebkost, es war der kluge, schöne, glückbringende Hausgeist. Gab's aber Streit, kam der Mann Abends mißlaunig und ermüdet vom Felde heim, weil das Unkraut draußen überhand genommen, oder Hagelschauer ihm die Früchte nieder-

30 *

geschlagen, oder ging es der Frau hart bei der Niederkunft, dann war's das arme Thier, das die Schuld tragen mußte; der verdammte Drache hatte das Alles angerichtet, und wurde darum mit Recht getreten und mißhandelt; hatte ihn doch ja Gott gezeichnet, daß er im Staube kriechen mußte: Das ist eben Alles, was an der Sache gewesen, von der man so unerhörten Lärm gemacht; man darf ja nur die Menschen kennen und die Welt, die, wie sie dermalen ist, so auch zuvor gewesen, um sich sogleich darin zurechtzufinden, sagt der Schulmeister. Ist es uns erst damit gelungen, dann ist die Hauptsache schon abgemacht; es begreift sich, daß wenn kein Sündenfall gewesen, wir auch einen Erlöser von demselben weiter nicht bemühen dürfen. Für Vernünftige wäre also das Gefundene schon übergenug; da aber die Unvernünftigen bei weitem die Mehrheit bilden, und zäh an ihren Vorurtheilen halten, so werden wir wohlthun, nun einmal im Zuge, die Fahrt weiter hinauszuführen, und zuerst einige Abstecher nach dem Wunderland Aegypten hinüber zu machen. Auf Heliopolis, wo das erwählte Volk gehaust, ist zuerst unser Absehen hingerichtet. Dort graben wir an der Stelle, die uns der Schatte des Obelisken genau um die Mittagsstunde der Sommersonnenwende zeigt, in die Erde, um den Stab des Moses, dessen wir für die Fortsetzung der Fahrt nicht entrathen können, wohlbehalten vorzufinden. Er hat, wie bekannt, die schlangenverwandelten Stäbe der Zauberer aufgespeißt; wir aber stellen die rechte Ordnung nur wieder her, indem wir ihn nöthigen, die Verschlungenen, wie Saturn den Stein, wieder von sich zu geben, und wenn wir nachher mit den Erlösten ihn seinerseits umwinden, wird uns der alte ächte Hermesstab, die virga mercurialis als Leiterin aller Hermeneutik auf Wegen und Straßen, wieder gewonnen seyn. Er führt uns unmittelbar zur Sphinx am Fuße der Pyramide hinüber, und wenn wir, dem Schlage der Ruthe folgend, zwischen ihren Vordertatzen graben, werden wir dort alle die Wunder des Ausganges aus dem Aegyptenlande wohl gebor-

gen finden. Zuerst in einer Phiole den rothen Löwen, die alchymische Tinctur, von der ein Tropfen hinreicht, einen ganzen Strom in Blut umzuwandeln. Nro. 2 in lebendig grünem Stein verwachsen die Froschmutter, die fruchtbare Ahnherrin, die in Frist einer Stunde ein ganzes Land mit ihrer Brut erfüllt; dann Nro. 3, 4, 5 in ihren Steinzellen eben so sorgfältig vermauert und versiegelt den Urkäfer, die Urstechfliege und die Urheuschrecke, drei Einsiedler, mit großer Fruchtbarkeit begabt, die in starker Enthaltsamkeit miteinander in der strengen Clausur die drei Jahrtausende seither zugebracht. Nro. 6 und 7 das mysterium magnum, die Gewitterlymphe, eine sehr subtile, elektrisch-magnetische Flüssigkeit, die, der Luft eingeimpft, Windsbräute, Blitzfeuer und Donnerschläge weckt. Nro. 8 und 9 das Viehsterben und die Beulenasche; endlich Nro. 10 sorgfältig verwahrt und hermetisch eingeschmolzen die Pestilenz, ein blau-züngelnd Flämmchen, von dem das kleinste Zünglein eine ganze Erstgeburt zu Tode leckt. Man sieht, das sind curiose Fünde, die viel erklären von der Sache; aber noch einfacher wird der Schulmeister mit ihr fertig, und exponirt seinen Zuhörern die Fabel also: der Auszug ist zu Sommerszeit geschehen, wo der austretende Nil in der rothen Erde Aethiopiens damals blutroth sich gefärbt. Die Frösche sind natürlich dem vielen Wasser nachgezogen, und haben, nach dem schlechten auf gut Wetter deutend, die Bäume lustig bestiegen. Da die Stechfliegen dann im Lande Sennaar davon gehört, wie hoch es hergehe im Aegyptenlande, haben sie sich gleichfalls aufgemacht, und sind nachgeflogen. Das ist nun nicht ohne große Beschwerlichkeit für die ägyptischen Landeseinwohner abgegangen; die Israeliten im Lande Gessen jedoch haben die Plagegeister unbeunruhigt gelassen, wahrscheinlich des Knoblauchs wegen, dessen sie sich gebraucht. Von dem crepirten Ungeziefer ist darauf die Luft gar grausam inficirt worden, daß Ochs und Esel und alles Vieh gefallen, und die Menschen dicke Beulen davon getragen;

Alles umsonst, der Pharao blieb verstockt. Ueber dem Gezänke mit ihm aber ist das Wetter immer schwüler und heißer geworden, bis es zuletzt nicht mehr heißer werden konnte; da hat denn ein klein schwarz Pünktchen am Himmel sich gezeigt, das immer größer geworden, und zuletzt den ganzen Himmel überzogen. Nun ist die Furie losgebrochen, und in dem Lande, wo's niemal regnet, hat's viel Spektakel mit Donner, Blitz und Hagelschlag gesetzt, zur äußersten Bestürzung der Aegyptier, die dergleichen noch nie gesehen. Die Folge des überaus großen Unwetters ist, wie natürlich, eine überaus große Wetterkühlung gewesen, die das Gleichgewicht in der Luft aufgehoben. Also macht der heiße Wind der Wüste sich auf, und strömt in's abgekühlte Nilthal ein; die Heuschrecken aber schiffen sich mit ein und segeln fröhlich mit dem Winde: weh dem jungen, hoffnungsvollen Weizen, es wird Alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet! Den Aegyptiern wird nun ganz schwarz vor den Augen, in Anbetracht der leidigen Aussicht auf Hunger und Kummer auf weit hinaus, die ihnen jetzt vor Augen steht. Das hätte jedoch noch nicht ausgereicht, wären nicht gerade damals auch die Sonnenfinsternisse zuerst aufgekommen; eine Unpäßlichkeit, die unsere gute Sonne früher niemal angewandelt, die aber seither öfter ihr zugestoßen. Die Finsterniß war aber total in ganz Aegypten, darum sah Keiner den Andern; nur im Lande Gessen war sie partial, weswegen die Hebräer Alles vor wie nach deutlich gesehen. Die großen Wunderdinge hätten jedoch zu nichts geführt; denn den Pharao machten seine Pfaffen immer weis; das Alles sey nichts Neues, begebe sich vielmehr in jedem Jahre, wie er es ja selber zum öfteren erlebt. Aber als es ihm endlich selber an den Leib gegangen, und die adeliche Primogeniturkrankheit zu grassiren angehoben, da war's eine andere Sache; eine ganze Jahressaat von Sterblingen wurde weggerafft, es war des Heulens und Klagens viel in Aegyptenland, und der Pharao entließ das Volk, das nicht mehr bleiben wollte.

Man sieht: die Erklärung des Ludimagisters macht Alles

klar und deutlich, als ob es heute mit amerikanischen Auswanderern sich begeben. So sehr wir übrigens solche edle Simplicität verehren, halten wir uns doch diesmal zu der gelehrteren und tiefsinnigeren Auslegung, die wir oben angedeutet; und heben den Schatz von Phiolen und Büchsen, den wir bei der Sphinx gefunden, weil wir seiner zur weiteren Fahrt bedürfen. Haben wir nämlich dieser Curiosa natürlicher Magie uns erst bemeistert, und die nöthige Uebung und die Handgriffe beim Gebrauch der Werkzeuge uns erworben, dann werden wir so gut wie Moses einen Gesetzgeber und Völkerführer abzugeben verstehen. Die Feuersäule voran wird unser Zug zum rothen Meere gehen: die Goldruthe wird uns und unserm Gefolge den Weg durch die Wasser bahnen, und wir werden wohlbehalten das andere Ufer erreichen; während der Pharao, der die Schliche nicht kennt, von der Fluth ereilt, mit Mann und Maus ersaufen muß. Das Bitterwasser werden wir leichten Kaufes süßen; wir lassen dann weiterhin das dumme Volk den Manna von Büschen klopfen, ihm weis machend: es habe aus den Wolken geregnet; während die Wachteln den Aufschauenden in die vor Verwunderung offenen Mäuler fliegen. Auf dem Sinai machen wir einen zweiten Versuch mit der Gewitterlymphe, die wir zuvor mit etwas Posaunenschall versetzt, und schaffen in Mitte des Lärms die Zehngebote, als unwahr antiquirte Satzung ab. Darauf wird die Stiftshütte mit Bundeslade, siebenarmigem Leuchter, Erzmeer, Opferaltar, dem Heiligen und dem Allerheiligsten, in allen Verhältnissen des Weltalls ausgebaut, dem Sonnencultus aufgerichtet, und die 72 Aeltesten werden mit der Goldruthe zu Propheten geschlagen. Gelüstet dem Volke etwa, nachdem wir ihm diese Aristokratie der 72 gestattet, weiter nach einer geistlichen Republik, dann lassen wir ihm ein Wetter unter den Füßen bräuen, und die Erde verschlingt die Bösgesinnten. Wird es sonst etwa unruhig und aufrührerisch; dann dürfen wir eine der gefangen gehaltenen Seuchen nur mit einem kleinen Ende loslassen, und es wird mit Aus-

satz geschlagen und anderer Noth; das Folgsame aber soll, nachdem es in sich gegangen, mit der Wasserquelle getränkt werden, die uns der Stab durch seinen Anschlag verrathen mußte. Werden sie aber vielleicht in ihrem Uebermuthe schwierig, dann wird derselbe Stab als Giftschlange sie wieder ruhig beißen, als Heilschlange aber den Reuigen Heilung bringen. Haben wir so die ganze Fabel revidirt und corrigirt, und durch die rechte Exegese aufgeschlossen, dann lassen wir uns durch die Ruthe ins Thal des Landes Moab gegen Phogor hinführen, und von ihr das Grab des Propheten weisen, das Keiner noch bis zu dieser Stunde gekannt. Denn auch seine Gebeine haben mehr als 3000 Jahre Zeit gehabt, sich auszuruhen, und es ist nachgerade Zeit, daß auch sie endlich einmal aufgestört werden, und zuletzt in irgend einem Naturaliencabinette zur Belehrung und Warnung ihres Nebenmenschen dienen. Wie wollten wir auch hoffen, das andere verborgenere Begräbniß auszufinden, wenn es uns nicht zuvor gelungen, das minder Versteckte offenbar zu machen.

Darauf schließen wir Josue, dem Sohne Nun, uns an, um auch seine Sachen, wie die der ihm folgenden Richter, in vernünftiger Weise zurechtzulegen. Wir ziehen mit ihm zur Jordansfurth, und suchen im Bette des Flusses die zwölf Grundsteine der Bogenbrücke auf, die er über ihn geschlagen. Bei Jericho stellen wir Nachgrabungen um die Fundamente der gestürzten Mauer an; beim Steige von Beth Horem bis nach Azeca hin suchen wir fleißig nach den Resten der Meteorsteine, die es damals nach der Schlacht bei Gabaon über die fünf Amorrhäerkönige geregnet; auch die Ueberreste der patagonischen Enakim und des Eisenbettes des Königs Og von Basan dürfen unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen, und so auch nicht der Stein des Bundes unter der Druideneiche. Wir suchen weiter, uns das Fell des Gedeon zu verschaffen, um an ihm zu demonstriren, wie es positiv elektrisch den Thau abweist, wenn aber negativ, alle Nässe zuläßt. Nach Ramatlechi geht dann unser Weg, um uns dort den Eselskinnbacken

zu beschauen, den Samson gegen die Philisthim erhoben. Es muß ein Steinesel gewesen seyn, dessen er sich gebraucht; denn Stein ist Lechi, und dem Felsen entquillt der Brunnen, der in dem Backenzahne des Esels seinen Ursprung genommen. Haben wir dann den Schaden, den die Brandfüchse angerichtet, sorgfältig abgeschätzt, die ausgehobenen Thore von Gaza wieder eingehenkt und das große Phikisterium, das der ungethüme Mensch in seiner fanatischen Wuth umgerissen, wieder restaurirt, und zur Bequemlichkeit der spätern Nachkommen auf's Neue eingerichtet; dann lassen wir von ihnen, zum Danke, die berühmte Augensalbe uns bereiten, die, am gehörigen Orte aufgelegt, das Gesicht uns stärkt und dem Verstande Kräfte giebt; damit, wenn wir den Hügel des Herrn mit Saul, dem Sohne des Kis besteigen, uns in Mitte der Prophetenschule nicht begegne, was ihm geschehen, indem er selbst zu prophezeien angefangen. Wir kehren darauf, haben wir das Thun dieser Fanatiker erforscht, bei der Hexe von Endor ein, um uns ihren magischen Apparat, die Blendlaternen, Dampfpfannen, Elektrisirmaschinen und den übrigen Betrug ihres Pytho zu beschauen. Weiter wandern wir dann ins Terebinthenthal, um uns den Riesen Goliath zu betrachten, und uns zu überzeugen, daß er eben nur der übertriebenen Größe seiner Statur wegen dem Hirtenknaben erlegen; weil, wäre der Mensch nur einen Kopf kleiner gewesen, der Bachstein aus der Schleuder über ihn weggeflogen seyn würde. Dem immerwährenden Psalmengeklimper des Hirtenkönigs aus dem Wege gehend, beschäftigen wir uns lieber mit dem wundersamen Naturspiel des andern Riesen von Geth, der 24 Finger und Zehen an Händen und Füßen besessen, die ihn jedoch Alle gegen gewaltsamen Tod nicht schützen konnten, und eilen zur Regierung des weisen Salomon zu gelangen, um uns im Prachthause, das er der Tochter des Pharao erbaut, und in den lieblichen Palmenhainen der Baalim, die er angepflanzt, auszuruhen, und nach der ausgestandenen Beschwerde zu ergötzen. Denn uns steht noch weite Fahrt bevor; wir ha-

ben im Verirkrüglein und dem gleichen Mehlhäflein der Wittwe von Sarepta nachzuschauen, warum in all der Zeit der Dürre das Oel und das Mehl in ihnen nicht ausgegangen. Wir haben dem Propheten Elias die Bauernregel abzufragen, nach der er so lange zuvor das aufsteigende Regengewölk über dem Meere geschaut; und sollen das Geheimniß des Feuers ihm ablocken, das, vom aufgegossenen Wasser im verborgenen Selbstzünder geweckt, nicht blos das Opfer, sondern auch die Kohlen und die Steine des Altars, offenbar abgeschwefelte Steinkohlen also, aufgefressen und verzehrt. Freilich; wenn wir uns überlegen, daß dieser Elias ein Sonnenheld, ja die Sonne selbst gewesen, dann wird uns Alles wohl begreiflich: da hat er gut das Wetter prophezeien, da er das Wetter selbst gemacht. Ob er das Getraide auf dem Felde und die Olive auf dem Baume reifen läßt, oder das Mehl im Sacke und das Oel in der Flasche, kömmt auch auf eins heraus; das todte Kind, das er belebt, ist die Wintererde; und was das Feuer betrifft, so hat er dessen ja genug an sich, um nicht blos die 450 Baalspfaffen und den Altar, sondern den ganzen Berg Carmel, sammt allem Zubehör, in lichte Flammen zu setzen. Haben wir das Alles in's Reine gebracht, dann wird uns das Hausmittel, mit dem der Prophet Elisäus die kranken Wässer von Jericho geheilt, und das wohlschmeckende Coloquintenmus, das er aus den Beeren des wilden Weinstocks bereitet, schon minderes Interesse abgewinnen. Auch die Axt, die in's Wasser gefallen und auf sein Geheiß geschwommen, wird uns nicht in Verwunderung setzen, da wir schon von der Schule her die Eigenschaften des Magneten kennen; um so mehr aber die schlechte Polizei uns entrüsten, die gestattet, daß die Bären bei hellem Tage dreißig und mehr Landskinder zerreißen, bloß, weil die armen Würmchen dem Propheten Kahlkopf zugerufen. So eilen wir durch die Zeit der Könige hindurch, überall guten Einsehens uns befleißend; wir wandern mit hinüber in die Gefangenschaft, und kehren mit Esdras und seinem berühmten Synedrium,

auf dessen Thun wir ein scharfes Auge halten, zur Brandstätte zurück, um auf ihr einen neuen Tempel zu erbauen. Da wir so die fatale Prophetenzeit glücklich hinter uns gebracht, wissen wir um das nun sich entwickelnde Sectenwesen schon besseren Bescheid; die Saduzäer sind uns liebe Freunde und Brüder, die Karaiiten sind die Protestanten, die Pharisäer die Papisten des Judenthums ganz offenbar; während wir in den Essäern die Pietisten begrüßen können. Sie führen uns ganz gemach durch die griechische Machabäerzeit zur römischen, und zuletzt zum Edicte des Cäsar Augustus und dem darin verordneten Census hinüber.

Der Führer hat die wißbegierige Gesellschaft bisher guten Weg geführt, und sie bis zu dem Punkte hingebracht, wo sie nun schon den Schlangentreter im Aufgang stehen sieht, und von ferne auf die Stätte niederblickt, die seine Exuvien in sich beschließt. Hier aber muß er Urlaub nehmen, und wenn auch mit Leidwesen, sich von den werthen Reisegefährten trennen, denen er bisher auf so langer Fahrt zu Geleit gegangen. Denn die Pilgerschaft mit den Kindern der Thorheit wird auf die Länge doch bedenklich, und das Gewissen ruft das alte Wort immerfort im Gedächtniß wach:

> Siehst du jetzo, wenn selbander
> Geh'n ein Weiser und ein Thor,
> Daß im vierten Wochentage
> Schon der Weise schweigt, dem Thoren
> Seine Thorheit schwer bezahlend?

Darum geht nur, Ihr Lieben! immer auf dem Pfade weiter, den wir bisher miteinander eingeschlagen, er wird Euch zum Ziele führen. Ihr werdet überall die Fußstapfen berühmter Vorgänger im Sande finden: vom alten Semler in Halle angefangen, werden die Fährten Gruner's, Teller's, Henke's, Wegscheider's, Röhr's, Schultheiß's, Bretschneider's, Vater's, Horst's, und die vom trefflichen Paulus durch Barth, Nork u. A. bis zu Strauß hinauf, Euch überall begegnen, und Ihr dürft ihnen nur keck nachtreten, und das Verborgenste wird sich vor Euch nicht

zu bergen wissen. Dem blinden Orion, der da für sein Augenübel Heilung wünschte, rief ein Orakelspruch entgegen: er solle nur immer gegen den Aufgang vorwärts schreiten. Hütet Ihr Euch aber, dem Rath zu folgen; geht vielmehr immer gerade aus dem Untergang entgegen! Da die Weisen aus dem Morgenlande einen Stern gefunden, der sie zum rechten Orte hingeführt; so werden die Wunderklugen des Occidentes doch wohl auch eines Führers nicht ermangeln, der sie zum Ziele ihres Wunsches bringt. Wollen sie nicht etwa einen der Feuergeister sich einfangen, die draußen im feuchten Wiesengrunde tanzen, und ihn sich zähmen und abrichten, daß er vor ihnen her die Laterne trägt; dann wäre ihnen zu rathen, bei Ahasverus, dem ewigen Juden, einzukehren, und ihn um guten Botenlohn zum Geleitsmann sich zu wählen. Der ist aller Wege und Stege gar wohl kundig; weiß Alles, was damals sich zugetragen, bis zu den kleinsten Umständen; ist aus- und eingegangen im Hause des Pilatus und aller Betheiligten; kennt dabei alle Schliche, weiß sich überall zurechtzufinden, und ist unverdrossen, und nimmt mit Geringem vorlieb. Auch kann er, da er seiner Zeit ein ehrsamer Schustermeister in Jerusalem gewesen, Euch darin nützlich seyn, daß er die abgelaufenen Sohlen wieder reparirt. Also unverzagt zum Werk! hat die alte Kaiserin Helena, nach langem Suchen, doch zuletzt das tief vergrabene Kreuz aufgefunden, warum sollte der Leib so emsiger Forschung sich entziehen? Habt Ihr aber wirklich den Schatz gehoben; dann seyd klug vor Allem, ruft Notare und Zeugen herbei, und laßt Verbalproceß schwarz auf weiß dressiren, und das Gefundene unter Siegel legen. Das ist jetzt thunlich, wo unter Ibrahim Polizei in's Land gekommen; sie würden Euch aber Alles rund weg ableugnen, vergäßet Ihr die Vorsicht, auf Treu und Glauben Euch verlassend.

Seyd Ihr also, nach langem Ausharren, zum Ziele gelangt, und habt dabei Alles wohl beschickt, dann kehrt freudig wieder heim; im Vaterlande wartet Eurer der Kranz, der

Euerm mühseligen Unternehmen gebührt. Unbeschreiblicher Jubel wird die Nahenden begrüßen; Joel Jacoby hat dafür schon jetzt seine wohlfournirte Menagerie an den Gränzen aufgestellt, und ich kann Euch, wenn es Euch Freude macht, einen Theil des Programms für den Empfang verrathen. Da kommen zuerst: „die weißgekleideten Knaben dieser Zeit, zusammengeknetet, zusammengeflickt aus Leichtsinn, Uebermuth und Niedertracht“.

Darauf in rosenrothen Taffet eingenäht, „die blasirten, verstümmelten Kinder einer wahnwitzigen Mutter, gesäugt von dem tollen Zeitgeist mit giftiger Milch, großgezogen von dem Teufel mit Schirlingstränken; — — Alles um Effect zu machen“.

Dann folgen „einige grauborne Esel mit dem Tigerkopfe gar gravitätisch daherschreitend, geführt von einigen greisigen Buben an der Krücke“.

Es präsentiren sich nun etwelche „Krüppel an Geist und Körper, die kriechen, gehen und klettern gelernt an der Gotteslästerung“.

Von ihren Lehrern geführt, und nach Classen geordnet, folgen diesen „die Schüler der Narrheit, mit Cumpanen der Lumpenwirthschaft untermischt, die faul und welk sind, ehe sie noch geblüht haben“.

Mehrere merkwürdige Exemplare aus dem Reiche der geflügelten Creaturen laufend, hüpfend, fliegend, streichen unter großem Gequicke, Gegacker und Gekoller daher; „menschenähnliches Federvieh aller Art: Gelbschnäbel mit der Viperzunge, wühlerische Mistkäfer, Maulaffen mit der Katzenpfote, gierige Bestien mit dem Hasenherzen“ u. s. w., von denen Einige auf dem Kopfe, Andere auf dem Schweife stehen.

Den Schluß macht zuletzt ein vermischter Haufen von Notabilitäten, als da sind: „Ritter der Faselei, Vasallen der Schande, Knechte der Lüderlichkeit, literarische Stinkthiere,

Menschenschinder, Seelenverkäufer, europamüde Vagabunden, Civilisationsungeziefer, Culturseiltänzer, Heroen der Prahlerei, geflügelte Blasbälge und geschwollene Windbeutel, politische Banditenjungen, Flickschneider nach dem Maaß der Encyclopädie, Philosophen des Unsinns, Exegeten des Aberwitzes, Bänkelsänger für die Zuchthäuser" und viel Andere mehr, die aufzuzählen der Athem nicht ausreichen will. Alle, während sie mit Ungeduld Eurer Ankunft harren, sind auf's emsigste mit ihren Berufsarbeiten beschäftigt: Einige zerknäueln die Bibel, Andere zimmern eine „neue Philosophie, machen Constitutionsentwürfe, demoliren Kartenhäuser, zerzausen alte Perücken, cultiviren die Gassenjungen, emancipiren die Weiber, recensiren die Komödianten und mehr dergleichen" *). So wie aber der Zug der Gränze naht, werden die Böller in sämmtlichen Literaturzeitungen und Journalen abgefeuert, die Blechmusik erschallt, die ganze Armada der hohen Intelligenz zieht den Kommenden entgegen, und nachdem sie das Gewehr vor ihnen präsentirt und die Offiziere gebührend salutirt, streuen die blasirten Kinder Blumen, die Esel mit dem Tigerkopfe yanen freudig brüllend, die Krüppel tanzen, die Schüler der Narrheit recitiren Verse, die Stinkthiere räuchern mit kostbaren Essenzen und Wohlgerüchen, die Gelbschnäbel züngeln mit der Viperzunge, während das Federvieh und die übrigen wohlconservirten Exemplare des Naturalienkabinets, jedes in seiner Mundart, sich vernehmen lassen. So werden die wandernden Pilgrime mit ihrem Funde und der Lade in die Mitte genommen, und mit allen Prunk in die Hallen der Unsterblichkeit eingeführt, die der Alte der Tage zuvor geräumt.

*) Stimme aus Berlin an die Rheinländer und Westphalen von J. Jacoby 1838, p. 30 u. f.

XXXVIII.

Briefe aus der Fremde.

Erster Brief.

Karlsruh den 17. März 1840.

Wer das Glück hat, in einem katholischen Lande, in einer katholischen Stadt und in dem Kreise gleichgesinnter Freunde zu leben, der muß, um dasselbe ganz empfinden zu können, bisweilen verreisen, so wie erst der Kranke die Gesundheit, der Hungernde das Brod, der Dürstende den Trunk kühlenden Wassers recht zu achten versteht. So ist demjenigen zu Muthe, der das liebe Bayerland verlassen hat und in protestantische Gegenden kommt, wo kein Crucifix an dem Wege an den Heiland mahnt, wo kein Bildniß der Heiligen an den Häusern geschaut, wo durch kein Geläute des Angelus Domini am Tage dreimal das Geheimniß der Menschwerdung des Erlösers verkündet wird, wo keine Kirche den Leib und das Blut unsers Herrn mehr in sich bewahrt. So steht hart an Bayerns Grenze jener erhabene Dom zu Ulm, bei dessen Anblick der Gedanke die Seele durchschneidet, wie derselbe einst in frommer Gesinnung zur Ehre Gottes erbaut ward, um den Herrn des Himmels und der Erde im heiligen Sacrament in sich aufzunehmen; jetzt ist er einsam und verlassen, und jedes Steinchen daran meint man seufzen zu hören, daß es seinen Zweck verfehlt. Aber nicht bloß dieß großartige Monument mittelalterlicher Baukunst mahnt an die Größe des Verlustes, nicht den die katholische Kirche, den vielmehr die Bewohner dieser Gegenden erlitten, sondern es ist ein schmerzhaftes Gefühl, an so vielen Kirchen vorüberzugehen, ohne darin Gott grüßen, und Nichts als das leere, verhallende Wort vernehmen zu können. Aber wir dürfen daneben auch nicht verschweigen, welchen Eindruck die katholischen Kirchen machen, die in den Hauptstädten Würtembergs und Badens angetroffen werden. Die ganz moderne Bauart derselben erinnert nur zu sehr an den modernen, oder um es anders auszudrücken, an den neologischen Sinn, der sich in diesen Landen eines großen Thei-

Europa's in zwei Hälften riß, stürzte die Schranken der Nationalitäten nieder, und brachte eine kosmopolitische Tendenz in die Völker, welcher gegenüber auch die Politik der Staaten sich in einen größeren Zusammenhang setzen mußte. Man suchte eine Basis für dieses neue System, und fand sie in Dem, was man das europäische Gleichgewicht nannte. Die Meinungen der Völker waren eine Macht geworden, und verzweigten sich in der Weise, daß dem deutschen Protestanten z. B. ein ungarischer oder ein französischer Glaubensgenosse näher stund, als ein deutscher Katholik".

Dagegen erkennt er sehr entschieden es an, wie mächtig Bayern, als Hort der katholischen Kirche, geworden sey; wer kann dieß aber auch, wenn er Vergangenheit und Gegenwart betrachtet, verkennen. Durch Bayern und durch Bayern allein ist die katholische Kirche in Deutschland im siebzehnten Jahrhunderte gerettet, und Bayern ist ihr weltlicher Schild auch im neunzehnten. Man täusche sich hierüber nicht, das verhältnißmäßig kleine Bayern wird, weil es treu am Glauben gehalten, weil es das vorhin erwähnte Panier der Kirche nicht aus den Augen verloren hat, auch für die Zukunft von Gott gewürdigt werden, in unserm Vaterlande der Schutz der Kirche zu seyn.

Doch kehren wir zu dem eigentlichen Entwicklungsgange der Schrift zurück. Nachdem der Verfasser zuerst von der Verschiedenheit der Meinung für und gegen Rußland in Deutschland, mit Unterschied des Volkes und der Ideologen, gesprochen hat, wirft er die Frage auf: ob wir denn wirklich Rußland wegen der Kämpfe gegen Napoleon einen so großen Tribut der Dankbarkeit schuldig seyen, wie Viele meinen. Aus sehr gewichtigen Gründen, mit Anführung vieler interessanter, wenn auch nicht ganz neuer Notizen (besonders S. 10 Note), entscheidet er sich dahin, daß wenn etwa ein Zoll der Dankbarkeit Rußland darzubringen gewesen, dieser längst abgetragen sey; die Erinnerung daran, wie Rußland im Jahre 1814 zu Paris allen deutschen Nationalinteressen gerade entgegengearbeitet und wirklich bedeutende Resultate in dieser Hinsicht erzielt hat, muß in der That Jedermann tief ins Herz gehen. Hiernach kommt der Verfasser auf die Ausbildung und Gestaltung der Pentarchie zu sprechen, und wirft dabei die nachgehends von ihm erneuerte Frage auf: ob dieselbe auch die hinlängliche Garantie der Dauer gebe? Er bemerkt nach einer Prüfung der Verhältnisse der einzelnen Großmächte:

„Die moralische Oberherrschaft der fünf Mächte ist bedingt durch ihr Einverständniß; dieses Einverständniß aber, so fest das Interesse

einer gemeinschaftlichen Herrschaft es zusammenhalten mag, ist nicht dadurch gewahrt, daß sie keine streitenden Interessen daneben hätten, sondern bloß dadurch, daß sie dieselben ignoriren und unterordnen. Mit andern Worten: die Pentarchie ist nur eine conventionelle Schöpfung; sie tritt immerhin bloß als eine derzeitige Nothwendigkeit auf. Sobald eine der theilnehmenden Mächte durch eine innere Revolution aus der Reihe gerissen, oder durch irgend ein überwiegendes Motiv in den Fall gesetzt wird, ihre Specialinteressen nicht mehr unterzuordnen, so ist das Gleichgewicht unter der Pentarchie selbst verrückt, und wir können eine Macht gegen vier, oder zwei gegen drei im Kriegszustande sehen. Der Fall hat sich angenähert, und die trennenden Specialinteressen haben sich geltend gemacht, so oft die Hauptbedingung der Einigkeit, der Gegensatz des revolutionären Elementes, an Kraft nachließ. Nun denke man sich einmal diesen Gegensatz: nämlich die revolutionären Kräfte, ganz hinweg: wie lange würde die Pentarchie ein geschlossener Phalanx bleiben"?

Indem nun dieser Gegenstand weiter ausgeführt wird, macht der Verfasser darauf aufmerksam, wie die Pentarchie keine historischen Anhaltspunkte für sich zu dem Zeitpunkte gesucht habe, als dieses so wohl möglich war; ferner, wie zwar allerdings die Mitglieder der Pentarchie monarchische Staaten seyen, wie dieß aber eigentlich nicht das Wesen derselben bilde, da Louis Philipp als Consul und ein zweiter Cromwell gewiß ebenfalls in dieselbe aufgenommen werden würden. Hierauf wird gezeigt, wie verkehrt das von dem Pentarchisten ersonnene Gravitationssystem sey, wornach die europäischen Mittelstaaten, wie Spanien, Portugal, Schweden u. s. w. unter den Schutz der einzelnen, die Pentarchie bildenden Mächte gestellt werden sollten, und wonach den deutschen Ländern, mit Ausschluß Oesterreichs und Preußens, sehr gütig Rußland als Protector zugetheilt wird. Dieß bahnt den Uebergang zu der Entwicklung der Wichtigkeit Deutschlands im ganzen europäischen Staatensystem, und hier bot sich dem Verfasser leicht ein Rückblick in die große Vergangenheit unsers Vaterlandes. Er sagt: „Als das „„Herz Europas““ als ein Land voll kriegerischer Kraft und unerschöpflich an Hilfsquellen, hat Deutschland von jeher die Ehre gehabt, daß man von allen Seiten herbeikam, um sich um seine Gunst, um seine Ausbeutung, oder um seine Beherrschung zu bewerben. Von jenem Cäsar an, der durch seine deutschen Truppen bei Pharsalus die Weltherrschaft errang, ward die Kaiserreihe fortgezählt bis auf die deutschen Herrscher, denen die Majestät des römischen Namens als Erbe zufiel. So lange Deutschland ein Ganzes war, befand sich auch

die Macht bei diesem Rang. Creatores regum hießen und waren die deutschen Kaiser: fremde Herzoge supplicirten vor ihrem Thron, um sich den Herzogshut in eine Königskrone verwandeln zu lassen, und noch Friedrich III. stund hoch genug, um Karl den Kühnen von Burgund mit dieser Bitte vor sich zu sehen, und sie ihm abzuschlagen. Wer sich des Höchsten vermaß unter den Königen Europa's, der strebte der deutschen Kaiserwürde nach. Franz I. von Frankreich, Karl von Spanien, Gustav Adolf von Schweden, minder glänzende Namen ungerechnet, begehrten von Thronen hinauf nach dem deutschen Reichsapfel, der die Weltherrschaft bedeutete; ein Papst sogar, Bonifacius VIII., soll sich mit dem Gedanken getragen haben, auch noch Kaiser zu werden. Als die kirchliche Spaltung der Nation die Majestät ihres Kaiserthums degradirt hatte, strebte man unter andern Formen nach der Macht eines Einflusses in Deutschland. Wer etwas Rechtes gelten wollte in Europa, der suchte durch deutsche Kräfte sich stark zu machen, und trat als Alliirter oder Protector in der Rolle auf, welche man sonst als Candidat um die Kaiserwahl zu spielen suchte. Die Soldaten und die Schlachtfelder gingen Niemanden aus in Deutschland. So zerstückelt der edle Körper war, so lebte doch selbst in dem Chaos der Bruchstücke eine Kraftnatur fort, welche unverwüstlich erschien, und nur einen Cäsar erwartete, um als militärische Größe hervorzutreten und pharsalische Schlachten zu kämpfen. Zwei Großmächte hatte die Nation zur Pentarchie gestellt; was übrig blieb, war Manns genug, um vereinigt eine dritte zu bilden. Napoleon war der letzte „„Protector““, welcher in fremdem Interesse diese Kräfte ausbeutete; — und seltsam genug, auch ihn wandelte auf St. Helena der Gedanke an: „„wenn ich Kaiser der Deutschen gewesen wäre......!?““ Anjetzo sehen wir denn, nicht anders als natürlich, auch den Gedanken eines russischen Protectors zum Vorschein kommen. Es ist eine Rolle, welche Rußland nachholt: nachdem in frühern Zeiten Italien, England, Spanien, Frankreich und Schweden ihre Candidaten gestellt, welche ein Stück deutschen Kaiserthums annehmlich fanden, so leuchtet ein, daß die Reihe noch nicht herum ist. Die Denkschrift von 1834, welche die deutschen Mittelstaaten influiren sollte, war gleichsam eine Gelegenheitsmacherin zu Antipathien gegen Oesterreich und Preußen; um einige Zeit später tauchten anregende Gerüchte auf, welche von Eintritt in den deutschen Bund, von wegen Liefland und Kurland, munkelten; unser Pentarchist endlich spielt privatim einige Trümpfe weiter aus, und bietet gelegentlich auch dem Liberalismus einen Stich an. Von der andern Seite wirft Frankreich zuweilen verlangende Blicke her-

über: es muß ein verführerischer Gedanke seyn, die deutschen Elemente einer sechsten Großmacht in Besitz nehmen zu wollen, wenn man die Bewerbung darum für offen ansieht. Zufälligerweise jedoch ist dieses Protectorat bereits besetzt, und zwar handfest, indem die betreffenden Staaten das Geheimniß gefunden haben, sich selbst zu protegiren". Hierauf folgt dann eine Erörterung über die sogenannten „kleinen Staaten" Deutschlands, deren große Bedeutung der Verfasser genügend hervorhebt. Bei dieser Gelegenheit gedenkt er, wie oben bereits erwähnt wurde, Bayerns in folgender Weise: „Bayern zum Beispiel, um mit dem größten dieser Staaten anzufangen, repräsentirt mit nichten blos einen Complex von vier Millionen, sondern es ist eine Macht in Deutschland durch die moralische Basis, welche es sich als Hort des deutschen Katholicismus geschaffen hat".

Ein sehr wichtiger Abschnitt ist der folgende, eine Glosse zu dem fast gänzlichen vielsagenden Schweigen des Pentarchisten über den Gedanken einer Allianz zwischen Frankreich und Rußland; es würde zu weit führen, die sehr wichtigen Betrachtungen des Verfassers über das Verhältniß dieser beiden natürlichen Bundesgenossen gegen Deutschland hier zu verfolgen, um so mehr, da wir uns nicht entschlagen können, zum Schluße die folgende Stelle, welche den Geist der kleinen Schrift erkennen läßt, unsern Lesern mitzutheilen.

„„„Von dem Mittelalter verschont geblieben zu seyn"", das ist in der That ein seltsamer Vorzug, der Rußland zu Gunsten kommen soll. Unsere ganze europäische Civilisation steht auf den Schultern des Mittelalters; wer sich mit einem Sprung auf die gleiche Höhe setzen will, dem geht eine Zwischenstufe ab. Das eben scheidet uns von den slavischen Nationen, daß sie ein Stück Weltgeschichte und ein Stück Welterziehung nicht mitgemacht haben, worin der gesammte Geist des Abendlandes seine Befruchtung empfing. Das fremdartig orientalische Element, das uns Slaven, wie Magyaren, so ferne stellt, ist nichts Anderes, als der Abmangel jener eigenthümlichen Vergeistigung durch das Mittelalter. England allein ist noch heutzutage der Staat, welcher wahrhaft frei und wahrhaft monarchisch nebeneinander zu seyn weiß, und zwar lediglich deßhalb, weil sein ganzes Staatsgebäude auf den Fundamenten des Mittelalters errichtet ist. Der Pentarchist selbst führt den schönen alten Spruch an, daß die Ehre das Gesetz der Monarchie sey. Dieser Spruch aber, und das Verhältniß, worauf er beruht, ist uns vom Mittelalter überkommen, und er ist nur eine halbe, oder eine erkünstelte Wahrheit, wo dieses Mittelalter nicht sein histo-

rischer Urahn ist. Das Mittelalter eben, aus seiner germanischen Ehrenhaftigkeit und dem Anspruch auf Selbstachtung heraus, hat anstatt eines todten Gehorsams eine ritterliche Treue entwickelt, welche weit weniger unterwürfig, aber unendlich viel aufopfernder ist, als eine geistlose Dienstbarkeit. In der abendländischen Monarchie ist dieses ehrenhafte Element auch fortwährend das veredelnde des Gehorsams geblieben, selbst unter den unbeschränkten Regierungen, deren das Mittelalter gar keine gekannt hatte; der morgenländischen Monarchie geht mit eben diesem Elemente die Seele ab, und wenn etwas Moralisches und Ehrenhaftes in ihren Gehorsam kommen soll, so muß die Religion als politische Hilfe dienen. Die Türkei stirbt von innen heraus ab, weil dieses moralische Hilfsmittel verbraucht, und das materielle eines fortgesetzten Terrorismus, welcher vom Thron ausging, gelähmt ist. Auch sie ist „„von dem Mittelalter verschont geblieben““; daß sie die Ergebnisse desselben auch nicht theilweise nachzuholen vermochte, ist ihre Anweisung auf den Ausschluß aus der europäischen Völkerfamilie. Der Pentarchist ist demnach mit jenem Paradesatz entweder von selbstwegen aus der staatsmännischen Auffassung in eine ideologische verfallen, oder er hat die Absicht gehabt, auf Ideologen damit zu wirken. Es ist ganz wohl denkbar, daß es ihm mit einem oder dem andern derselben auch gelingen wird; was jedoch die öffentliche Meinung angeht, so dürfte er in dieser Richtung schwerlich auf sie treffen. Die Ideologen haben in Deutschland so ziemlich ausregiert; sie fühlen auch sehr wohl, daß ihren verdünnten Reihen der Nachwuchs abgeht, und daß die jugendliche Welt sich andern Zielen zuwendet. Es ist wunderbar, daß eine so völlig haltlose Ansicht vom Mittelalter, wie sie von den unhistorischen Franzosen herüberkam, sich auch nur vorübergehend in Deutschland populär machen konnte. Wer mit halbwegs klarem Auge in die Tiefe der Geschichtsquellen schaut, dem blickt aus dem deutschen Mittelalter ein so kernhaftes Charakterbild, ein so lebensfrischer Naturwuchs, eine so undressirte und aus sich selbst gewordene Gliederung aller Verhältnisse entgegen, daß gleich der erste Eindruck es ihm unbegreiflich machen muß, wie man diese Kraftmenschen sich in Zuständen denken kann, die ihnen unbehaglich gewesen wären. Um ein Verständniß weiter wird ihm der Sinn aufgehen, daß auch das heutige Volk, so wie es leibt und lebt, sich mit Behaglichkeit in einen Zustand der Dinge finden würde, der keine Conscription und keine Finanzkünste, keine Polizeimacht und kein Vielregieren, keine schriftlichen Processe und keine gelehrten Richter, kein Beamtenwesen und kein Budget kannte. Dem Faustrecht ist der deutsche Bauer noch heutigen Tags zugeneigt,

und wenn er für einen activen Gebrauch desselben in seinen Angelegenheiten bestraft wird, so ist ihm damit in keiner Weise die passive Last desselben erspart, nur daß er den Kostenaufwand der Faustrechtsmittel schon im Frieden bezahlen muß, und die Kriegsplagen selber, wenn seltener geworden, dafür mit Hunderttausenden einfallen. In seiner Idee war dieses verlästerte Faustrecht übrigens nichts Anderes, als ein Kriegsrecht, das jedem Freien zustand, so gut als dem König; den Wehrgeldern, welche man ungereimt genug als „„Criminalstrafen““ beurtheilt hat, lag ein eben so natürlicher Gedanke zu Grunde, da sie einfacher Weise ein Abkauf der Blutrache waren. Der Tyroler in seinen Bergen würde noch heutzutage Beides gegen seine Amtleute eintauschen, wenn man ihm die Wahl frei stellte; der Squatter in dem amerikanischen „„Hinterwald““ zieht noch heutzutage um eine Ecke weiter, wenn ihm die Grafschaftsorganisation mit Aufhebung des Faustrechts nachrückt. Den Regierungsgewalten des Mittelalters aber war in diesen Dingen nur eine mählige und vermittelnde Einwirkung offen gelassen, weil die Naturbegriffe der Zeit sich nicht dazu hergaben, die Einzelrechte erst vom Staat zu empfangen, sondern sie als Beibringen schon in die Staatsgesellschaft mit eingelegt dachten. Aus demselben Grunde breitete auch das Associationswesen, in neuester Zeit wieder zu einem Modewort politischer Theorie erhoben, auf dem Boden des Mittelalters sich zu so mächtigen Verästungen aus. Von einem solchen Zeitalter stereotyper Weise als von einem „„unfreien““ zu sprechen, ist eine baare Lächerlichkeit. Die Uebelstände, an welchen das deutsche Mittelalter litt, waren vielmehr gerade die Auswüchse eines Freiheitsbaumes; sein unsterbliches Verdienst aber ist, daß es auf diesen wilden Stamm eine Civilisation zu zweigen verstund, welche, den Naturtrieb in seiner Kraft belassend, einen Reichthum von Blüthen und Früchten hervorbrachte. Das Deutschland von heute hat noch immer hinaufzusehen an der Blüthezeit seines Mittelalters. Die Deutschen von damals waren die erste Nation des Welttheils; ihre Künste und Gewerbe stunden in einem Flor, der noch nicht zurückgekehrt ist; ihre Städte waren groß und reich, wie wir Beides noch nicht wieder haben; unser Zollverein selbst, für unsere Zeit eine großartige Schöpfung, ist ein Zwerg neben der Größe der alten Hansa. Mit dem Anfang des modernen Weltalters, mit der Periode, in welche unsere Ideologen als aus der „„Finsterniß““ des Mittelalters in die „„lichten Räume““ der Neuzeit hereinschreiten, da eben beginnt die Unglücksgeschichte Deutschlands. An allen Enden des Reiches gehen Provinzen verloren; der Nationalcharakter erlahmt; der

Reichthum verarmt; der Handel verkümmert; die Kraft versiegt; die Größe sinkt ein; die Freiheit stirbt ab. Mag man immerhin sagen, Deutschland habe sich durch den Luxus an Freiheit zu Grunde gerichtet, welcher die Unterordnung unter eine Centralgewalt und damit die Erhaltung der Macht nach außen negirte: das Mittelalter selbst hat die beiden Gegensätze noch eben recht im Gleichgewicht zu halten gewußt. Die deutsche Nation würde die glänzendsten Blätter ihrer Geschichte ausreißen, wenn sie das Gedächtniß des Mittelalters verunehrte. Und unsern Ideologen darf man es als einen Popularitätstrumpf hinwerfen, Rußland sey vom Mittelalter verschont geblieben"!

Mit dieser kleinen Schrift habe ich mich, wie bemerkt, in der Hauptstadt des glücklichen Landes beschäftigt, wo sich Christen und Juden mit einander verheirathen können, und in welcher von Eisenbahnen nebst Zubehör, Runkelrübenzucker und Theater sehr viel, von andern als dergleichen materiellen Dingen sehr wenig gesprochen wird. Für morgen beabsichtige ich einen kleinen Ausflug nach Speyer; davon in meinem nächsten Briefe.

Zweiter Brief.

Straßburg den 21. März 1840.

Am Josephstage hörte ich in dem Dome zu Speyer die heil. Messe. Es ist ein eigen Gefühl, an der Stätte zu knieen, welche die sterbliche Hülle so vieler Kaiser und Könige birgt, deren Namen als groß und bedeutend in der Geschichte genannt wird. Hier ruht Konrad der Salier, die drei Heinriche fränkischen Stammes und Rudolf von Habsburg; hier schlafen Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich friedlich neben einander; hier schaut man die Kapelle, in welcher Heinrich IV., im Banne der Kirche, fünf Jahre unbeerdigt stand. Er und die andern Franken, sie waren die mächtigsten und gewaltigsten unter den Herrschern Deutschlands, und jetzt sind sie Nichts als Staub und Asche! Und doch wird die Seele wunderbar bewegt, selbst diesem Staube so nahe zu seyn, und man freut sich, daß derselbe, glücklicher Weise nicht mit Gold und Edelstein geschmückt, von der Raubgier und Habsucht der französischen Freiheit- und Gleichheitskrieger so gut verschont geblieben ist, wie ein anderer Sarkophag, geschützt durch die Worte: Maledictus qui aperuerit. Unter allen jenen Kaisern und

Königen ist nur einem, Adolf von Nassau, ein Monument, und zwar on dem verstorbenen Herzog von Nassau, gesetzt; in ritterlicher Rüsung kniet der schöne, unglückliche König, den Blick nach dem Hochalr gerichtet. Ihm gegenüber ist die Stelle leer, und unwillkührlich uß der Wunsch sich regen, daß auch Rudolf, der große Ahnherr des absburgischen Stammes, in dieser Weise verewigt werde; dieser Wunsch bleibt indeß nicht unerfüllt, denn König Ludwig hat es übernommen, auch diese Schuld der Nachwelt zu tilgen, und noch in diem Jahre wird Rudolf's Statue, von Schwanthaler's Künstlerhand, Stein gehauen, den Dom zu Speier zieren. — Dieß großartige Gebäude, im Style einer Basilika gebaut, macht, obschon ihm Altäre angeln, einen tiefen Eindruck durch seine Schönheit und Einfachheit; nst ein Lazareth, wo viele Tausende gestorben, ist es jetzt vollkommen ieder hergestellt und hat eine neue Orgel erhalten, welche mit herrchen Klängen in den gewaltigen Säulengängen wiederhallt. — Spricht ch in diesen Restaurationen, in dieser Liebe für den Bau zur Verrrlichung Gottes, ein besserer Geist aus, so läßt sich dieß noch weiger verkennen bei denjenigen, welche sich dem Dienste des Altars ewidmet haben. Ich muß sagen, diese Männer gefallen mir; mit eier großen Lebensfrische und einer wohlanständigen Freiheit verbinden ie einen streng kirchlichen Sinn. Hier in Straßburg besuchte ich den reisen Lehrer mehrer derselben, den frommen Generalvicar Liebernann, aus dessen Schule so viele ausgezeichnete Geistliche, der hochvürdigste Bischof von Speyer, Weiß, Klee, Räß und Andere hervorgegangen sind; jener, ein achtzigjähriger Greis von großer Sanftnuth und Milde, erinnerte sich mit inniger Freude seiner Schüler, von denen ich ihm Nachricht brachte.

Hier befinde ich mich nun unter einem deutschen Volke, französischen Douaniers und Soldaten, und unter dem Regime Louis Philipp's. Es wird viel angewendet, den Elsaß immer mehr zu französisiren, und zwar, wie es heißt, mit Erfolg, obschon man hier doch nicht zu allen anderwärts beliebten Nationalisirungsmitteln gegriffen hat. Bis etzt indessen macht Straßburg doch noch sehr den Eindruck einer echt deutschen Stadt, mehr als dieß bei wirklich deutschen der Fall ist. Von seinem Münster und dessen wohlbekannter Schönheit brauche ich Nichts zu sagen, aber so wie ich ihn sehe, fallen mir Brentano's Worte über denselben in seinem fahrenden Schüler ein; ja gewiß, an ihm sind viele Generationen hinaufgestiegen, und haben sich dann zu seinen Füßen schlafen gelegt.

Bekanntlich ist Straßburg der Geburtsort Sr. Majestät unsers Königs; freudig wurden wir überrascht, als wir das königliche Wappen an einem Orte gewahrten, wo wir es nicht vermutheten. Wir besuchten den Convent der Frauen von Notre Dame, welche sich vor zwei Jahren um Beiträge für die Herstellung ihrer Kirche und ihres Klosters auch nach dem wohlthätigen Bayern wendeten, und Se. Majestät, selbst reichlich spendend, bewilligten ihnen, als der Erziehung der Jugend in seinem Geburtsorte sich widmend, eine Collecte im ganzen Königreiche. Wir sahen die Kirche, welche am Josephstage ihr erstes Jahresfest gefeiert hatte, und hinter den Altar geführt, erblickten wir auf dessen Rückseite das königlich bayerische Wappen, und lasen, als eine Mahnung für die im Chore befindlichen Klosterfrauen: die Worte: „Laßt uns beten für unsre Wohlthäter"! Für diese war am Tage vorher ein Amt gehalten worden.

XXXIX.

Irland.

Der Haß hat sowohl seine Traditionen als die Liebe; er klammert sich an dieselben so fest an als diese; daß ihm dieselben entrissen, wankend gemacht, als irrthümlich nachgewiesen werden, duldet er so wenig als diese; er hat zweierlei Augen, ein scharfes und ein mattes, auch wie bisweilen die Liebe zweierlei Gewicht für Freund und Feind, nur weit mehr als diese. Denn wenn die Liebe in ihrer höchsten Potenz derartige Fälschung mit Unwillen von sich wirft, so reißt dagegen der Haß in seiner Steigerung dieselbe mit innerem Hohnlachen an sich. Der Haß behandelt nicht bloß die Lehre und die Praxis als seine Domäne, sondern er spricht vorzüglich die Geschichte als sein Erbgut an; auf diesem hat er sich sein Wohnhaus gebaut, aus welchem er tagtäglich seine Hörigen, Knechte und Taglöhner aussendet, daß sie ihm das Feld bearbeiten und nur dasjenige darauf pflanzen, womit er eben seine Speicher füllen, womit er seine Küche und seinen Keller versehen will.

Wer hat seit achtzig Jahren von den unmenschlichen Gräueln gesprochen, welche einige Haufen wilder und gieriger Abentheuerer bei

besitznahme der verschiedenen Theile Amerikas begingen, ohne die obligaten Seitenhiebe auf die Confession jener Abentheurer? Muß nicht der Herzog von Alba noch heutiges Tages als Knecht Ruprecht in jeder zu Nutz und Frommen der Jugend erscheinenden Geschichte auftreten? Wird nicht die Pariser Bluthochzeit, was auch Audins Untersuchungen über dieselbe zu Tage gefördert haben, fortwährend auf das Schuldregister der Kirche eingetragen? Bleibt nicht der Brand von Magdeburg, trotz Menzels genauer Forschung und ihrer evidenten Resultate, noch lange ein stereotyper Schmachartikel? Sind nicht Ludwigs XIV. Dragonnaden ein Futter, über welches die Romanenschreiber mit Heißhunger herfallen? Beschwört man nicht immerfort noch alle Rachegöttinnen wider den Erzbischof Leopold von Salzburg herauf? Und selbst die noblen Zillerthaler unserer Tage müssen als Document wenigstens der obscuren Unverbesserlichkeit der katholischen Kirche und ihrer Geistlichkeit dienen.

Von dem Verrath am Reich durch Auslieferung der drei lotharingischen Bisthümer an Frankreich bekömmt man wenig zu lesen. Die Verfolgungen, Verhaftungen, plötzlichen Landesverweisungen, welche länger als ein halbes Jahrhundert hindurch aus dem Schwanken der Pfalzgrafen zwischen Lutherthum und Calvinismus hervorgingen, sind erst in neuester Zeit an das Licht gezogen worden, von einer Seite, der man das Recht zu dergleichen Forschungen sonst gerne streitig machen möchte. Die Machinationen, um durch die übertragene Kaiserkrone das Reich einem fremden Fürsten zu unterwerfen, blieben weislich unbeleuchtet. Die Gewaltthätigkeiten und Ränke der oberösterreichischen Rebellen gegen ihren rechtmäßigen und milden Regenten haben erst in den historisch-politischen Blättern eine actenmäßige Darstellung gefunden. K. A. Menzeln gebührt das Verdienst, partheilos die Erinnerung an Manches aufgefrischt zu haben, was man aus den Jahrbüchern der Geschichte beseitigt wähnte.

Gesetzt aber, jenes vorhin Erwähnte Alles, von Alba bis auf die Zillerthaler hinab, verhielte sich unbedingt so, wie es für Geschichtsbücher, Compendien, Romane u. s. w. zurecht gemacht worden ist; es ließe sich weder an dem gewonnenen Standpunkt, noch an der Totalität oder an den einzelnen Specialitäten auch nur das Mindeste abdingen; es stünde in dem heiß entbrannten Kampfe der Leidenschaften, in der Fehde auf Tod und Leben, die eine Parthei vollkommen rein und tadelfrei, die andere einzig schuldbeladen und vorwurfsvoll da, so giebt es doch einen Erdenfleck, auf welchem Alles, was dort über weite Räume zerstreut vorgegangen seyn soll, sich concentrirt; was dort im

Drange der Ereignisse momentan auftauchte, ununterbrochen geübt ward; was dort durch Uebergriffe oder wilde Ausbrüche Einzelner je über Andere gebracht ward, kraft Gesetzes, mit Bedacht, nachhaltig und unabläßig in Anwendung trat. Ueber Alles, was Jahrhunderte hindurch auf jenem Erdenfleck von einer Parthei geschah, deren Habgier, Herrschsucht und Verfolgungswuth höchstens von ihrer eisigen Kälte und starren Fühllosigkeit übertroffen werden kann, über alles dieses glitt man mit einer leichten Pirouette hinweg; gleich als ob es hier nicht zu bemerken, der Mühe werth, alles in bester Ordnung, ganz regelrecht und wohlverdient sey. Und so gering ist doch die Volkszahl, welche dem kaum Glaublichen unterlag, und so klein ist doch der Erdenfleck, auf welchem, was im Folgenden als Bild des scheußlichsten Fanatismus aufgestellt werden soll, nicht; — denn es ist Irland, an Grundfläche ein Drittheil, an Bevölkerung halb so groß als England, Wales und Schottland.

Wir haben wohl viel davon gelesen, was das Volk Israel unter seinen ägyptischen Frohnvögten ausgestanden; wir haben wohl gehört, wie die Heloten als Knechte der Spartaner jeder bürgerlichen Freiheit und jedes Rechtszustandes entbehrt hätten; es ist wohl vernommen worden, wie die Griechen unter türkischem Joch manches hätten erdulden müssen; es ist wohl bekannt, welches Loos den ägyptischen Fellahs unter der Zuchtruthe des jetzigen Vicekönigs geworden ist; — aber der Zustand der Israeliten unter den Pharaonen, der Heloten unter den Spartanern, der Griechen unter den Türken, der Fellahs unter ihrem Pascha ist glücklich, ist beneidenswerth zu nennen gegen denjenigen, welcher die Katholiken Irlands unter der Herrschaft des Protestantismus mehr als zwei Jahrhunderte durch betroffen hat. Systematischer konnte ein Volk nicht unterdrückt, verfolgt, beraubt, mit dem namenlosesten Elend überschüttet, unabläßig abgehetzt werden, als die Irländer; und dieß einzig wegen ihres Glaubens an den Gekreuzigten; und dieß von solchen, die sich eben dieses Glaubens rühmen, und denselben in lichterer Form zu besitzen sich brüsten.

Geben wir einige Umrisse dieses düstern, zurückscheuchenden Bildes!

Vielleicht war von Gallien und Britannien her der Saame des Evangeliums nach dem grünen Erin hinübergeweht worden, schon zwei Jahrhunderte bevor der heilige Patric im ersten Drittheil des fünften Jahrhunderts diese Insel für denselben zu bearbeiten unternommen hatte. Wie in vielen Ländern, so konnte auch in Irland das Licht des Evangeliums nur allmählig und langsam die Nacht des Heidenthums durch-

dringen. Zur Zeit, als die vor den Angelsachsen flüchtenden Christen dem Glauben und der Wissenschaft auf der Insel manche Freistätte gegründet hatten; als dieselbe ihrer Kirchen, Klöster und religiösen Institute wegen schon längst den ehrenvollen Namen „der Insel der Heiligen und der Gelehrten" führte, war der Kampf mit dem Heidenthum noch nicht beendigt, war noch manche Verfolgung zu bestehen. Aber zahlreicher verbreiteten sich Bischofssitze über das Land; es trat in enge Verbindung mit dem Mittelpunkt christlicher Einheit, und mancher Lichtstrahl fiel südwärts über Europa aus den Klöstern auf der Insel Hy und zu Bangor.

Von 793 an erfolgten wiederholte Einfälle heidnischer Scandinavier, doch nie in solcher Zahl, um Irland unterjochen zu können. Nur an einigen Stellen der Küste setzten die kühnen Seefahrer sich fest. Hier bauten sie die Städte Dublin, Waterford, Limerik. Mit dem Heidenthum entsagten sie nachmals der Seeräuberei, und das Evangelium des Friedens führte sie auch in das friedliche Gewerbe des Handels ein.

Im Innern wohnte das alte Volk unter einer Menge von Häuptlingen in verschiedenartiger Abstufung und Unterordnung derselben. Bei dem Zwist zweier von ihnen rief der Eine König Heinrich II. von England zu Hülfe, der mit seinen normanischen Baronen nach der Insel zog, weniger, um jenem beizustehen, als um dieselbe für sich und sein Gefolge zu erobern. Die Barone brachten ihr Lehenssystem mit, ließen sich mit den errungenen Landstrecken belehnen, vermochten aber nie die ganze Insel sich unterwürfig zu machen. Durch nahe vierhundert Jahre beschränkte sich ihr Besitz auf ein Drittheil der Provinzen Leinster und Munster, nach Ulster und Connaught mochten sie nie vordringen. The pale (Pfahl, Marche) nannten die Engländer die Strecke, auf welcher sie sich niedergelassen, an welcher und über welche aber bei vierhundert Jahren, bald mit Erweiterung, bald mit Verengung der Gränzen unabläßiger Kampf mit den Eingebornen schwankte. Aber damals schon hegten die englischen Barone jenen Geist der Unterdrückung, jene Verachtung gegen die Landesbewohner, welcher in späterer Zeit allmählig in das grauenvolleste System umgewandelt worden ist. Damals schon galt ein Mord, von einem Engländer an einem Irländer begangen, für kein Verbrechen. Im Jahre 1367 erließ König Eduard III., um ja ein allmähliges Verschmelzen der Eroberer mit dem Urvolke der Insel zu verhindern, durch ein schmiegsames Parlament das berüchtigte Statut von Kilkenny, welches auf irgendwelche Verbindung eines Engländers mit einem Irländer, sey es durch Heirath oder Tausch

der Kinder, die Strafe des Hochverraths setzte; den erstern die Annahme eines irländischen Namens, das Tragen irischer Kleidung, die Nachahmung irischer Sitten bei Lebensverlust und Einkerkerung untersagte. Gerade hundert Jahre später und unter Eduard III. nächstem Namensnachfolger wurde ein Graf Desmond, einer der reichsten anglonormanischen Barone in Irland, wegen seiner Heirath mit einer Irländerin enthauptet.

Indeß konnte sich der englische Druck immer nur auf denjenigen Theil der Insel erstrecken, welcher in der Gewalt der Eroberer stand; der übrige Theil war frei, deswegen von so glühenderm Haß gegen die fremden Abentheurer erfüllt, welche den Einwohnern nach vier Jahrhunderten noch eben so fremd waren, als bei ihrem ersten Einfall. Irlands eigentliches Elend beginnt aber erst mit der Reformation.

Durch wen, weßwegen und auf welche Weise die Reformation in England eingeführt wurde, ist bekannt. Das Vorgeben von einem plötzlich über das Menschengeschlecht gefahrenen göttlichen Geisteshauch, und die 72000 Menschen, welche Englands Reformator hinrichten ließ, sind zwei Größen, die sich schwer zu einer Gleichung fügen werden. Heinrich decretirte, daß auch Irland seiner bisherigen katholischen Finsterniß entrissen werden sollte, und fand auf dieser Insel ein so gefügiges Parlament, als in England. Dem Doctor Johann Traverse, der in einer Druckschrift den geistlichen Primat des Papstes vertheidigt und sich muthig zu der Schrift bekannt hatte, wurde das Unstatthafte seiner Behauptung durch den Feuertod erwiesen. Umsonst suchte Heinrich die noch unabhängigen Chieftain's durch den Raub der Klostergüter an sich zu ketten, nur drei ließen sich ködern; von ihnen stammen die Lords Tyrone, Offory und Clanricarde ab.

Was Heinrich nach Launen des Augenblicks behandelte, das ging bei den Rathgebern seines Sohnes, Eduard VI., aus Grundsatz hervor, und wurde planmäßig betrieben. Im Jahre 1550 ließ der englische Statthalter den versammelten Prälaten eine königliche Verfügung vorlesen, welche die anglicanische Liturgie sofort in allen Sprengeln in Anwendung zu bringen befahl. „Ich unterwerfe mich unserm Herrn, gleich dem Kaiser in Allem, was Recht ist, nicht aber in diesem", sagte Johann Dowdal, den Heinrich zu der Würde eines Erzbischofs von Armagh und Primas von Irland befördert hatte. Unverweilt erhob sich der Prälat und verließ die Versammlung; der Erzbischof von Tuam und siebenzehn Bischöfe folgten ihm; nur der Erzbischof von Dublin und der Bischof von Meath schmiegten sich. Unmittelbar nach dieser Verhandlung wurden die Kirchen ausgeräumt, und auf dem Trö-

Viehmarkt verkauft, was so eben noch Gegenstand allgemeiner Verehrung gewesen war.

Die Bischöfe flüchteten sich, die Pfarrer blieben bei ihren Gemeinden, wurden aber alsbald ihrer Einkünfte beraubt, auf den guten Willen ihrer Pfarrkinder verwiesen. Die Entrüstung und Erbitterung war bei den katholischen Irländern in die verborgensten Tiefen der Herzen gesenkt. Um dieses zu erklären, hat man nicht nöthig zu Einflüsterungen der Jesuiten (deren der erste, Namens Codure, im Jahre 1541 hinüber kam), oder zu den Instigationen des spanischen und französischen Hofes seine Zuflucht zu nehmen, die eigentlichen Ursachen liegen nach dem bisher Berührten flach auf der Hand, und man kann den Jesuiten, wie jenen Höfen nur eine secundäre Einwirkung zugestehen, sie haben nichts hervorgerufen, höchstens das Vorhandene zusammengehalten, geleitet, selbst wenn man will, gesteigert. Es ist sonderbar, daß man ihnen so hoch anrechnen will, was protestantische Fürsten und Prädicanten in andern Ländern mindestens ebenso grell getrieben haben.

Die englischen Schriftsteller sind uneins unter sich, wem sie den Ruhm Irland civilisirt, das heißt für England unterjocht und die anerkannte Existenz der katholischen Kirche auf der Insel abgeschafft zu haben, beimessen müssen: Ob der virgin queen oder ihrem Nachfolger. Der pedantische Hume ist als Schotte der letztern Meinung.  Wenn er recht hat, so werden wir bald sehen, wie dieses zu verstehen ist.

Der vierhundertjährige unablässige Kampf der Ureinwohner gegen die Eroberer war der Kampf der Nationalität gegen das Fremde, der eingebornen Großen gegen die Eingefallenen, der heimischen Gesetze, Sitten und Gebräuche gegen die ausländischen. Seit jenem Tage zu Dublin, an welchem die Einführung der anglicanischen Liturgie anbefohlen und zurückgewiesen ward, trat zu jenem Elemente noch ein ungleich tiefer gewurzeltes, weiter sich verzweigendes, nachhaltiger wirkendes hinzu — dasjenige der Bewahrung des Glaubens gegen Decrete, die denselben abrogiren, gegen die Gewaltthat, welche denselben ausrotten wollte; und wie unglücklicher der Ausgang war, wie herzloser die Sieger die Früchte des Sieges ausbeuteten, desto mehr zogen sich jene Elemente in den Hintergrund, um diesem das volle Gewicht seiner Wirksamkeit einzig zu überlassen. Daß dem so sey, erhellt unwiderleglich daraus, daß der größte Theil der Nachkommen der englischen Einwanderer, die innerhalb des Pales lebten, dem alten Glauben so treu ergeben waren als die Andern, und späterhin das gleiche harte Loos über sich mußten ergehen lassen, wie die Ureinwohner.

Anfangs zwar mischte sich beides unter einander: Behauptung ihrer Unabhängigkeit bei den Chieftain's, und Erhaltung seiner Kirche bei dem Volke. Weil aber die englischen Könige seit Heinrich II. sich als rechtmäßige Herrn der gesammten Insel betrachteten, wurde jeder Versuch der englischen Obermacht sich zu erwehren, oder da, wo sie sich festgesetzt hatte, sie abzutreiben, zu aller Zeit Rebellion genannt. Diesem mußte man vorbeugen. Das war aber leichter zu wünschen als durchzuführen, denn beides hält schwer: ein Volk auszurotten, und ein anderes an dessen Stelle zu setzen. Doch an Maaßregeln, welche die Erreichung einer Absicht allmählig anbahnen können, indem sie von dem unscheinbaren Anfang dem Ziel immer näher rücken, war Elisabeth erfinderisch. Eine Fehde der Desmonds und Ormonds hatte weiter um sich gegriffen, und einen Charakter angenommen, in welchem feindselige Plane gegen die Beherrscher der Insel zu bestimmt hervortraten. Aber die englische Waffenmacht warf die Gegner darnieder. Desmond und seine Anhänger wurden in die Acht erklärt, 574000 Morgen Landes derselben für den Staatsschatz eingezogen. Hier schien Elisabeth das Mittel an die Hand gegeben, die alten Einwohner durch neue zu ersetzen, ein Mittel, welches von da an eine stets fruchtbarere Ausdehnung gewann; 200,000 Morgen dieses Landes wurden an englische Colonisten ausgetheilt, die erste Bedingung war, seine alten Einwohner auf dem Boden zu lassen. Aber die Weise, wie die Eroberer dieses Eigenthums zu Werke gingen (der bekannte Walther Raleigh befand sich unter denselben, weckte den schlummernden Keim der Unruhen abermals.

Die am weitesten verbreitete, für Englands Obermacht über die Insel bedrohlichste Schilderhebung jedoch brach in den letzten Jahren der Königinn Elisabeth aus. Daß aus dieser Veranlassung Philipp von Spanien unter Don Juan de Aguilar Hilfe sandte, wird, die damaligen Verhältnisse in England erwogen, nicht ungünstiger zu beurtheilen seyn, als Heinrichs IV. Machinationen in Deutschland. Daß Clemens VIII. dem Kampfe, der um ein solche Frage entstanden war, nicht gleichgültig zusah, wird ihm doch nicht zu größerm Vorwurf angerechnet werden können, als was kaum ein Menschenalter später im entgegengesetzten Sinne durch Cardinal Richelieu diesseits des Rheins geschah!

Wie des Günstlings der Elisabeth, des Grafen Essex, Glücksstern in Irland erbleichte, ist bekannt. Carl Blount Mountjoy war glücklicher, er schlug die Häuptlinge, nahm ihre festen Plätze, nöthigte den spanischen Befehlshaber sich zu ergeben, und zwang endlich den Nachkommen jenes ersten Tyrone, der wieder zu seinen Landsleuten zurückgekehrt war, und an ihre Spitze sich gestellt hatte, zur Unterwerfung. Elisabeth erfuhr

en Ausgang eines Krieges, der sie über drei Millionen Pfund Ster-
ng gekostet, selbst die Münze zu verschlechtern genöthigt hatte, nicht
iehr; vier Tage nach Eintreffen des letzten Siegesberichtes starb sie.
Gefechte, Hunger, Seuchen hatten einen großen Theil der Bevölkerung
es unterjochten Landes aufgerieben. Ein gleichzeitiger Schriftsteller
Morrisson History of the rebellion) versichert, man hätte auf den
Feldern und in den Gräben eine Menge Leichen mit Gras und Nesseln
m Mund gefunden. Ein anderer Schriftsteller sagt vielleicht etwas
übertrieben: „das Land, einst reich, fruchtbar, bevölkert, durch fette
Triften, Saaten, Heerden gesegnet, ist jetzt verödet und unfruchtbar;
ein Getreide mehr auf den Gefilden, keine Heerden mehr auf den Wei-
den, keine Vögel mehr in den Lüften, keine Fische mehr in den Ge-
wässern, mit einem Wort: dergestalt ruht der Fluch des Himmels auf
dem Lande, daß man es von einem Ende zum andern durchstreifen
könnte, und nur selten auf einen Mann, ein Weib, ein Kind stieße."
Der Keim von Irlands Zukunft war aufgegangen.

In Jakob I. hofften die Katholiken, als in einem Stuart, wenn
nicht einen Beschützer, doch einen in Beziehung zu ihrem Glauben und
ihrer Kirche mildern Regenten zu erhalten. Sie wurden bald enttäuscht.
Eine Kundmachung überzeugte sie, daß Freiheit ihres Cultus nicht zu ge-
warten sey. Deßwegen konnten andere Verordnungen, die unbezweifelt
wohlthätig für Irland hätte werden können, die erhoffte Absicht nur
unvollständig erreichen. Zu diesen gehörte die Beschränkung der Gewalt
der Clanshäupter über ihre Stämme; die Ausdehnung der Poynings-
acte, welche die Pflichtigkeiten der Untersassen gegen ihre Gutsherrn
festsetzte; die Einführung der Circuit's (herumreisende Richter zur Un-
tersuchung und Bestrafung vorgefallener Verbrechen) über die ganze
Insel; die Abänderung der sonderbaren Erbgesetze. Gewaltthaten neu-
tralisirten jeden möglichen Erfolg solcher Verordnungen, die unter an-
dern Umständen der Insel zur Wohlthat hätten werden müssen. Auf
den Grund eines Briefes, den jemand in der geheimen Rathsversamm-
lung zu Dublin fallen ließ, und worin vage Andeutungen einer im Nor-
den keimenden Verschwörung enthalten waren, fanden die in jener
Schrift bezeichneten Barone rathsam die Flucht zu ergreifen, worauf un-
verzüglich ihr großen Besitzungen zu königlichen Handen gezogen, einige
ihrer Anhänger hingerichtet wurden; dann brachen wirklich Unruhen
aus. Sie wurden gedämpft, 500,000 Morgen Landes fielen dem Kö-
nige zu. Alles das für herrenlos erklärte Land wurde an Engländer
und Schotten vertheilt, man mußte aber Protestant seyn, um einen
Theil erhalten zu können. Zu dem bisherigen Feind der Katholiken

war hiemit in den schottischen Presbyterianern, die einen großen Theil jener confiscirten Ländereien in Besitz nahmen, ein neuer, grimmigerer hinzu gekommen.

Die Liebhaberei, Irland zu colonisiren, d. h. die alten Bewohner in die Wildnisse und Bergschlüchte hinauszutreiben, veranlaßte den König zu einer andern Maaßregel. Unter der Benennung Discoverers (Nachspürer) wurde eine Anzahl sogenannter Rechtspraktikanten damit beauftragt, den alten Besitztiteln über die Ländereien nachzufragen, und diejenigen, über welche dergleichen nicht vorzuweisen wären, für heimgefallenes Krongut zu erklären, womit sofort königliche Günstlinge bedacht, die katholischen Eigenthümer und Einwohner durch protestantische verdrängt wurden.

Unter Carl I. hofften die Katholiken abermals, etwas freier auftreten zu dürfen. Was der König vielleicht geduldet hätte, das gaben seine Statthalter nicht zu: sie brachten alle unter Elisabeth wider die Katholiken erlassenen Gesetze zur strengsten Anwendung. Bisher war von den vier Provinzen Irlands einzig Connaught von dem Eindringen englischer Colonisten freigeblieben. Der Vicekönig Strafford unternahm es, auch diese zu unterwerfen. Er sandte eine Anzahl jener discoverers dahin, welche alsbald die Nichtigkeit vieler ehevorigen königlichen Concessionen entdeckten; ihnen folgte er selbst mit einem starken Kriegshaufen. Wer die Aussprüche der Gesetzesmänner nicht anerkennen mochte, den führten Soldaten zur vollkommensten und unwiderleglichsten Ueberzeugung. Als die Grafschaft Galway ihr Eigenthum gegen den König mit den Waffen behaupten wollte, bot ihr Strafford die friedliche Entscheidung durch eine Jury an. Die Grafschaft willigte ein, der Scheriff setzte die Jury nieder, und diese konnte nicht umhin die Rechtmäßigkeit dessen anzuerkennen, was die Einwohner behaupteten. Da ließ Strafford den Scheriff unter dem Vorwand, er habe eine schlechte Jury zusammengesetzt, um 1000 Pfund strafen, sämmtliche Mitglieder vor die Sternkammer in Dublin schleppen, jeden für 4000 Pfund (48,000 fl.) büßen, und auf den Knieen erklären, sie hätten sich geirrt. Eine neue Jury war fügsamer, weil durch diesen Vorgang belehrt; die Grafschaft Galway so wie ganz Connaught, erkannte sie, sey königliches Eigenthum. Ueberhaupt scheinen nach Hardinans History of Galway Geldstrafen, Prangerausstellungen, Ohrenabschneiden, Zungenschlitzen, Brandmalen Straffords Lehrmittel gewesen zu seyn, um irrthümliche Rechtssprüche an den Jury's zu corrigiren. Hegewisch in seiner Geschichte von Irland sagt: Straffords achtjährige Statthalterschaft (1632 bis 1640) sey in jeder Hinsicht für Irland wohlthätig gewesen, seine

„trefflichen Maaßregeln" hätten es auf eine Höhe des Wohlstandes erhoben, die es noch nie erreicht habe. „Noch fernere vierzig Jahre, sagt er dann weiter, einer während des gleichen Zeitraums so gründlich befestigten, ungestörten, mit Weisheit und Güte ausgeübten Herrschaft, würden Irland auf die Stufe der cultivirtesten europäischen Länder erhoben haben". Signum exclamationis.

Als Carl I. zu mildern Gesinnungen gegen Irland zurückkehren wollte, waren schon die Puritaner und Republicaner ihm über den Kopf gewachsen. Jene vierzig Jahre waren wirklich bei aller Consumption von Weisheit und Güte ein zu kurzer Termin gewesen, um die Herrschaft „gründlich" zu befestigen. Kaum als Karl mit seinem Parlament in Zerwürfniß gekommen war, schien Roger Moore, dem in Folge der englischen Gesetze verarmten Häuptling einer vormals mächtigen Familie in Leix, die Gelegenheit gekommen, des Jochs der Engländer sich zu entledigen, der unterdrückten Kirche wieder Geltung zu erringen. Zwei andere Sprößlinge ehemaliger irländischer Fürsten, Phelim O'Neal und Maguire, schlossen sich an; ganz Ulster trat unter die Waffen. Die Erinnerung an fünfhundertjährigen Druck, das täglich sich erneuernde Gefühl, ihres Glaubens wegen verfolgt zu seyn, die anfänglich glückliche Wendung ihrer Schilderhebung machte die Irländer übermüthig, rachedurstend, grausam. In kurzem wurden bei 12000 Protestanten, zum Theil auf ausgesucht barbarische Weise, getödtet. Daß die Religion das Hauptmotiv der Empörung war, sieht man daraus, daß die meisten Katholiken englischer Abstammung mit den Irländern gemeinsame Sache machten. Wäre damals Dublin gefallen, so würde die Oberherrschaft der Engländer über die Insel ihr Ende erreicht haben.

Das Parlament erklärte: die katholische Religion dürfe in Irland nicht länger geduldet werden. Um diesem Beschluß Nachdruck zu geben, sollte ein Heer dahin abgehen. Da es aber an Geld mangelte, wurden drittehalb Millionen Morgen Landes, welche man den „fanatischen Irländern", wie der Engländer Gordon in seiner Geschichte von Irland sie nennt, abnehmen wollte, zum voraus verpfändet; es fehlte nicht an Speculanten, welche auf das Unterpfand eingingen. Ein Heer von 50000 Mann wurde nach Irland gesendet; die Grausamsten wurden an Grausamkeit von den frommen schottischen Puritanern übertroffen. Mit der Schlußnahme zu Irlands Bekämpfung war jeder Irländer, der den englischen Boden betrat, dem Tode verfallen. Alle Gefangenen wurden gemordet, waren sie zu Schiff, gebunden in's Meer geworfen. Ein Obrist, Matthew, ging Tage lang auf die ka-

tholischen Bauern, wie auf die Hasen, und erlegte deren mehrere Hundert.

„Endlich“ 1649, sagt Hegewisch mit einem mehr hämischen als eigentlich absichtlich verwerflichen Ausdruck, „wurde König Karl enthauptet.“ Endlich, um Irland das Maaß des Elendes zum Ueberfließen zu füllen. Cromwell, der starre, finstere, puritanische Barbar stellte sich an die Spitze des Heeres; Raub, Brand, Mord, Treubruch in seinem Gefolge. Noch jetzt ist die Erinnerung an seinen Namen auf der Insel nicht erloschen. Die Stadt Drogheda wehrte sich mit äußerster Verzweiflung. Während er stürmen ließ, verhieß er Schonung, wenn man sich ergäbe. Dieß geschah; nun befahl er die ganze Besatzung niederzumachen; fünf Tage dauerte das Blutbad; hierauf wurden 1000 Einwohner in der Kirche geschlachtet. „Wer hat dieses große Werk gethan?“ schrieb er an das Parlament; „es war nicht unsere eigene Macht, es war der Geist Gottes“. So wurde etwa hundert Jahre früher in einem andern Lande, als einige Dörfer durch 8000 Mann zur Trennung von der katholischen Kirche gezwungen wurden, von der „göttlichen Fügung“ gesprochen. Der von so Vielen gepriesene Ludlow bemerkt zu jenen Vorgängen ganz kaltblütig: „es that noth, ein Exempel zu statuiren“. Dasselbe Exempel wurde an den Bewohnern der Stadt Werford wiederholt. Als die Kriegsknechte zu würgen aufhörten, traten die Gesetzesmänner in ihre Fußstapfen. Der Geschichtschreiber Leland bedauert, daß man es bei bloß 200 Hinrichtungen habe bewenden lassen. Dann folgten die Vermögensconfiscationen, bei welchen, wer über 10 Pfund besaß, nichts als das Leben rettete, wer nicht so viel besaß, war deswegen noch nicht gesichert. Bei 20000 Menschen wurden nach den westindischen Inseln geführt und als Sclaven verkauft; 1000 Mädchen auf einmal. „Es geschieht zu ihrem und dem öffentlichen Wohl“, schrieb einer von Cromwell's Agenten. Bei 40000 katholische Irländer suchten ihr Heil in der Auswanderung.

Mit allem diesem war die Bevölkerung zwar vermindert aber nicht ausgerottet. Dieses sollte wenigstens in drei Provinzen geschehen, die vierte, Connaught, den Rest der Bevölkerung aufnehmen. Das wurde unverweilt ins Werk gesetzt. Sträubte sich Einer, versuchte es Einer, die Milde dieser eifrigen Protestanten anzuflehen, so erhielt er zur Antwort: „Zur Hölle mit dir, oder nach Connaught“. Auf nachheriges Ueberschreiten der Gränzen war Todesstrafe gesetzt. Wie auf dem Lande, so wurde das auch in den Städten getrieben, man nannte dieß die Städte säubern (clearing the town.) Die hier Vertriebenen waren aber Nachkommen von Engländern, jedoch Katholiken.

Fünf Millionen Morgen Landes waren durch diese Operationen herrenlos geworden. Englische und schottische Speculanten und Abentheurer warfen sich über dasselbe her, wie Raubthiere über das Aas. In die Städte siedelte man Soldaten der republikanischen Glaubensarmee an. Von dieser Zeit her vornehmlich datirt sich das finstere puritanische Element in Irland.

Karl II. stieg auf den Thron des gemordeten Vaters. Den Katholiken schien ein Licht zu dämmern. Auch dieses war ein kurzer Moment. Die Strafgesetze gegen sie wurden erneuert; einige, die Klagen in London einreichen wollten, verhaftet; mehrere, die sich wieder in den Besitz des geraubten Landes setzten, als Rebellen behandelt. Karls Statthalter führten die Geldstrafen gegen Alle, welche den protestantischen Gottesdienst nicht besuchten, wieder ein, bemächtigten sich mehrerer Kirchen und Klöster, und hoben das Seminarium in Dublin auf. Doch wurde ein sogenanntes Reclamations-Tribunal (court of claims) niedergesetzt, vor welchem jeder Irländer, der seine Unschuld an der frühern Empörung beweisen und dann wieder zu Gütern gelangen sollte. Der Entscheid fiel anfangs für Manche günstig aus. Da begannen die neuen Eigenthümer Besorgniß zu hegen. „Der Papismus nimmt überhand"! schrieen sie, und mit dieser Losung brachte man selbst Weiber und Kinder in Allarm. Das Tribunal erhielt Befehl, seine Arbeiten einzustellen, und 3000 Irländer wurden mit der angebotenen Rechtfertigung abgewiesen. Karl, dem, sofern er nur Miene machte, gegen die Irländer ein milderes System annehmen zu wollen, die Presbyterianer alsbald zuschrieen: „er schirme Gotteslästerung und Götzendienst", durfte es nicht einmal wagen, den Erzbischof von Armagh, Olivier Plunket, welcher der Hinneigung zur katholischen Kirche, und dazu noch fälschlich, angeklagt war, dem Tode zu entreißen. Er erwiderte dem Vicekönig von Irland, Grafen Essex, der ihm die Grundlosigkeit der Anklage vor Augen stellte und für den Verurtheilten um Gnade bat: „Sein Blut falle auf Sie! Sie, Mylord, hätten ihn retten können, wenn Sie gewollt hätten; ich darf es nicht wagen"! Graf Ormond, der seine Gewalt als Statthalter nur etwas gemäßigter übte, sah sich den heftigsten Verläumdungen der Bekenner der gereinigten Lehre bloßgestellt.

Unter Jakob II. milderte sich der Druck; es schien, als ob die Katholiken für ihre Religion wieder Freiheit, in den bürgerlichen Verhältnissen eine bessere Stellung erhalten sollten, da riefen die Engländer Wilhelm von Oranien herbei, daß er ihr König sey. Jacob flüchtete nach Irland. Freudig ergriffen die Bewohner der Insel die Waffen zur Vertheidigung seiner Rechte. Die Schlacht am Boyne ent-

schied unglücklich für den rechtmäßigen König. Der Sieger ordnete die Wuth seiner Rache wider die Anhänger des Gegners, dem blutgierigen Haß der Protestanten gegen die Katholiken unter, oder verschmolz vielmehr beide ineinander. Wie nach Cromwell's Siegen die wilde, so trat nach des Oranier's Sieg die legale Verfolgung ein. Zuerst wurden 4000 begüterte Irländer als Rebellen und abermals 1,060,000 Morgen Landes für Krongut erklärt; ein Capitalwerth von nahe an drei Millionen Pfund ging größtentheils an Wilhelms Günstlinge über. Die Katholiken besaßen jetzt noch den eilften Theil der Insel, indeß sich ihre Bevölkerung zu derjenigen der Protestanten wie 4 zu 1 verhielt; und jener eilfte Theil gehörte wieder nicht Landeseinwohnern, sondern größtentheils Nachkommen von Engländern, die katholisch geblieben waren.

Wie gespannt auch die Stimmung der protestantischen Einwohner Irlands gegen England war, und wie sehr jene in ihren Glaubensmeinungen sich gegenüber stunden — einen Einigungspunkt zwischen jenen Irländern und England, zwischen der verschiedenen protestantischen Religionspartheien gab es doch: den Haß gegen die katholische Bevölkerung der Insel, das Bestreben, sie durch alle Mittel zu unterdrücken, ihr Daseyn zu verkümmern, sie, wenn es möglich gewesen wäre, auszurotten. In diesem Bereich allein genoß das irländische Parlament der unbedingtesten Selbstständigkeit, in allem Uebrigen war es das willenlose Werkzeug des englischen, selbst so, daß es der Beeinträchtigung den wesentlichsten Interessen der Insel sich nicht entgegenstellte. Strafgesetze — wohl verstanden, nur gegen die Katholiken — konnten im ausgedehntesten Umfange erlassen werden, zu deren Vollziehung war die englische Waffenmacht angewiesen.

Anderthalb Jahrhundert hatten Diocletian, Decius und Maxentius auf der Insel der Heiligen gewüthet; es sollte nun die Zeit der Juliane kommen, in einem Umfange, in einem Maaß, in einer Beharrlichkeit, wie es der einzelne Tyrann zu bestreiten niemals vermocht hätte; denn es war ein vielköpfiger, ein nimmer altersschwach werdender Tyrann, der die Gesetze gab und vollzog; es war das protestantisch irländische Parlament, welches die Gesetze erließ; es waren die ausschließlich aus Protestanten bestehenden Behörden, welche deren Vollstreckung eifrigst besorgten.

Zuerst waren die Gesetze gegen die verhaßte Religion gerichtet, in die das Volk hineinverwachsen war, gleichwie sie wieder in das Volk, also daß die eine nur mit dem andern sich vertilgen ließ. Das Gesetz verbannte alle Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, welche die Priesterweihe hätten

ertheilen können; blieb einer, so solle er verhaftet und über Meer verführt werden. Auf Rückkehr war Todesstrafe; ein schweres Gericht über denjenigen verhängt, der ihn beherbergen würde; wer aber die Anwesenheit eines Bischofs anzeigte, der gewann erklecklichern Lohn als Judas. Eben so wenig durfte ein fremder Priester landen. Die geduldeten Priester mußten jede Anhänglichkeit an das Haus Stuart abschwören (oat of abjuration), ihre Namen in ein öffentliches Verzeichniß eintragen lassen, Bürgschaft von 50 Pfund leisten, stets innerhalb der Gränzen ihrer Grafschaft weilen, nirgends eine geistliche Function außerhalb ihrer Pfarrei verrichten. Kein Priester durfte sich nach seinem Stand benennen lassen, oder dessen Gewand tragen; keine Kirche als solche sich kennbar machen, mithin kein Thurm, kein Glockengeläute. Allstündlich konnte jeder Katholik vor den Friedensrichter gefordert und verhört werden über Ort, Tag und Stunde, über die Celebranten und die Theilnehmer einer gehörten Messe; giebt er nicht genügende Auskunft, so hat er die Wahl zwischen 20 Pfund Strafe und einem Jahr Gefängniß. Wallfahrten werden mit Peitschenhieben vergolten, im übrigen alle Bilder im Freien zerstört, alle Kreuze niedergeworfen. Katholische Schulen durften nicht errichtet werden, die Lehrer wurden verbannt, getödtet, wenn sie wiederkehrten; auf jeden Schulmeister, der nach Westindien als Sclave abgeführt wurde, vergütete die Staatskasse fünf Pfund. Die wenigen Begüterten hätten aber ihre Kinder jenseits des Meeres können erziehen lassen. Auch hierauf war Bedacht genommen, nicht allein durch schwere Strafe, sondern die protestantische Ortsobrigkeit konnte jeden Augenblick verlangen, daß ihr die Kinder vorgeführt wurden; vermochten die Eltern das nicht, so trat die Strafe in Anwendung. Es ist wahr, der Besuch der Schulen war den Katholiken factisch nicht untersagt, aber Verzichtung auf ihren Glauben war dessen nothwendige Folge; sie hätten ebenso die Universität Dublin beziehen können, aber zuerst den Suprematseid und die 39 Artikel beschwören müssen. Das positive Gesetz machte mithin jede prohibitive Maaßregel überflüssig.

Das waren die Strafgesetze gegen das kirchliche Leben. Nicht menschlicher waren diejenigen gegen das bürgerliche, man möchte zuletzt sagen: gegen das physische Leben der Katholiken. Daß ihnen der Zutritt zu allen öffentlichen Stellen, welcher Art und Beschaffenheit immer sie seyn mochten, untersagt war, könnte man allenfalls Unterdrückung, aber noch keine Grausamkeit nennen. Auf jenes jedoch beschränkte sich die protestantische Gewalt nicht. Wer sich zur katholischen Kirche bekannte, war ferner vom Advocatenstand ausgeschlossen, unfähig,

Grundeigenthum zu erwerben, durfte solches für längstens 31 Jahre in Pacht erhalten, und nie mehr als ein Dritttheil des Betrags für seine Bewirthschaftungskosten beziehen. Ja mit dem steigenden Ertrag des gepachteten Landes mußte zugleich der Pachtzins steigen. Man sieht, die Gesetzgebung berücksichtigte alle möglichen Wechselfälle zum voraus. Selbst auf Grundbesitz Geld anzuleihen war den Katholiken untersagt. In keinem Land der Welt ist der Verrath zu einem Agens der bestehenden Einrichtungen gemacht worden, wie in Irland. Wer angeben konnte, daß Einer aus seiner Pachtung einen höhern Ertrag ziehe, erhielt eine Belohnung, brachte den Andern in Strafe, konnte überdem ihn von der Pachtung verjagen und sich in dieselbe setzen.

Handel und Gewerbe lagen in den Händen der städtischen Corporationen. Ohne einer solchen anzugehören, konnte man sich auf jenen nicht verlegen, und um in eine solche aufgenommen zu werden, mußte man meisten Orts Protestant seyn *). Wurde ja ein Katholik aufgenommen, so hatte er alle Lasten eines Mitgliedes zu tragen, konnte aber nie in die Reihen derjenigen hinaufrücken, die derselben enthoben waren. Auch das Handwerk durfte der Katholik nicht frei treiben, mehr als zwei Lehrjungen zu halten, war ihm nicht gestattet. Sie waren also beinahe einzig auf sparsamen Landbau **) und Taglöhnerdienste angewiesen; und selbst bei letztern nicht ohne hemmende, ja kränkende Vorschriften. Weigerte sich der katholische Taglöhner an einem Festtage, welchen die protestantische Kirche nicht anerkennt, der Arbeit, so unterlag er einer willkührlichen Strafe. Auch äußerlich mußten die Katholiken das Gepräge tragen, daß Duldung derselben einzig aus der Unmöglichkeit hervorgehe, sie zu vertilgen. Keiner durfte sich eines Pferdes bedienen, welches über 5 Pfund werth war, sonst mochte der erste beste Protestant es auf der Straße zur Hand nehmen und ihm die fünf Pfund ausbezahlen. Damit aber doch allfällige Zucht schöner Pferde den Protestanten zu Nutz käme, durften Katholiken solche, bis sie fünf Jahre alt waren, halten, jedoch keinen Gebrauch davon machen.

War die Erwerbung des Eigenthums unmöglich gemacht, so war dessen wirklicher Besitz eben so wenig gesichert. Zeigte sich irgend eine Bewegung im Lande, so hing es von den protestantischen Behörden ab,

*) Die Stadt Naas zählt 30 Katholiken gegen einen Protestanten; das, was man in England die Corporation nennt (die erbgesessene Bürgerschaft), wird aber ausschließlich durch letztere gebildet.

**) In England und Schottland waren im Jahre 1831 auf mehr als 34 Millionen Morgen Landes 1,055,982 Arbeiter beschäftigt, in Irland auf 14 und eine halbe Million Morgen deren 1,131,715.

die Miliz auf die Beine zu stellen. Dann nahm man Pferde, wo man sie bei Katholiken fand, und schrieb für Sold und Unterhalt eine Steuer aus — versteht sich ausschließlich von den Katholiken. Wurde ein Diebstahl begangen, ein Grundstück verwüstet, so konnte es niemand anders begangen haben, als „die Papisten", es mußte durch sie Schadenersatz geleistet werden — also eine Steuer auf die Katholiken der Grafschaft.

Ins innerste Heiligthum der Familie sollte das Gesetz Hader, Feindschaft, Verrath verpflanzen, die Pietät in ihren Keimen zerstören. Für die Protestanten gilt durch England und Irland in Erbfällen von Grundeigenthum das Erstgeburtsrecht, für Katholiken wurde gleiche Theilung eingeführt, als das sicherste Mittel der Verarmung. Das wäre noch das Mindeste. Tritt aber das Kind eines Katholiken zum Protestantismus über, so bestimmt der Kanzler von Irland, welches Heirathsgut der Vater ihm zu geben habe; ist es der älteste Sohn, so sind alle letztwilligen Verfügungen des Vaters ungültig, jener ist alleiniger Erbe, ja er kann sich noch bei Lebzeiten der Eltern in den Besitz setzen, und diese sind fortan nur noch seine Pächter, ohne weiteres Anrecht auf Grund und Boden. Ist ein Katholik dem Tode nahe, so hat er nicht den Trost, daß die Mutter Vormünderin der Kinder seyn werde, nicht die Beruhigung, einen, dem er sein Vertrauen schenkt, hiefür ausersehen zu dürfen; das muß er dem Kanzler von Irland überlassen, und dieser darf nur einen Protestanten dazu aufstellen. Der Arme muß also von hinnen scheiden ohne Beruhigung, das Einzige, was er den Seinigen hinterlassen kann, den Glauben, der ihm Licht, Trost, Kraft gewährte, denselben gesichert zu sehen. Keine Verwandtschaft mit einem Protestanten kann den Katholiken durch mögliche Erbschaft in eine bessere Lage versetzen, denn die Gesetze untersagen jedes Vermächtniß, jede Schenkung unter Lebenden an Katholiken.

So weit — und sie weiter zu treiben, war doch kaum möglich — ging die Verfolgung durch das Gesetz. Es fehlten nur noch jene allerhöchsten Cabinetsbefehle, die weiland Se. Majestät König Pharao von Aegypten erlassen und die uns Exod. 1, 16 und 22 aufbewahrt hat. Bei solchem Geist der Gesetze, deren Anwendung wieder ausschließlich den Protestanten anheimfiel, durfte man der Praxis unbedenklich auch noch etwas zutrauen. Sie haben dieses Zutrauen eine lange Reihe von Jahren durch bestens honorirt. Die großen Landeigenthümer hatten bei ihren Schlössern Gefängnisse und Frohnvögte mit Karbatschen, beide wurden gegen ihre Arbeiter und Taglöhner nach Belieben in Anwendung gebracht, waren es doch nur Katholiken, gegen die Geltung

fanden. Der Engländer Arthur Young gab im Jahr 1778 seine auf einer Reise durch Irland gemachten Beobachtungen heraus, und sagt hierüber folgendes:

„Der Grundeigenthümer ist seinen katholischen Pächtern gegenüber ein Despot, der kein anderes Gesetz kennt, als seine Launen. Es läßt sich kein Befehl denken, welchen seine Bedienten oder Anhänger nicht vollzögen. Jede Beleidigung, jeder Mangel an Ehrerbietung gegen seine Person kann er ohne alles Bedenken mit Peitsche oder Stock bestrafen, und wehe dem Unglücklichen, der sich nur stellte, als wollte er sich vertheidigen! Er würde augenblicklich niedergeworfen und mit Schlägen durchgewalkt werden. Von einem Mord spricht man in Irland auf eine Weise, die man in England gar nicht begreift. Ich habe von dergleichen Vorfällen gehört, ohne daß man eine Untersuchung durch die Jury zu befürchten gehabt hätte. Gewiß giebt es keinen Reisenden, der nicht Augenzeuge gewesen wäre, wie die Diener eines Edelmanns ganze Reihen von Karren in einen Straßengraben hinuntertrieben, um für den Wagen ihres Herrn Raum zu machen. Die Karren gehören armen Landbauern, niemand frägt, ob sie umgeworfen werden, oder in Trümmer gehen; schweigend muß der Eigenthümer Alles geschehen lassen, Peitschenhiebe würden seine Klage beantworten. Wollte sich ein Armer (und die Armen sind fast ausschließlich Katholiken) bei der Obrigkeit gegen einen Edelmann beklagen, so würde die Klage als Beschimpfung gegen den letztern betrachtet werden, der man bald ein Ende zu machen wüßte. Es läßt sich ein einziger Fall denken, in welchem der Arme Recht erhalten könnte, wenn nemlich ein Reicher gegen einen andern Reichen seiner sich annähme, dann würde er ihn schützen, wie er das Schaf schützt, welches er für seine Tafel bestimmt hat". Erhob der Irländer seine Stimme gegen irgendwelche maaßlose Bedrückung, verlangte er nur das Mindeste, forderte er nur die Anwendung der natürlichen Gerechtigkeit, so schallte es ihm immer entgegen: *no popery*. Verklagte der Katholik den Protestanten, so war der Richter Protestant; verklagte der Arme den Reichen, so war der Richter ein Reicher, was konnte unter beiden Umständen der Kläger erwarten? War ein Katholik verhaftet und sollte durch die Jury ein Urtheil erfolgen, so wurde das auf das Ende der Sitzung verspart, dann hatte man oft nicht einmal mehr Zeit, seine Sache vorzunehmen. War es nicht sehr gleichgültig, ob er ein paar Monate länger hinter Schloß und Riegel bleibe? Ist eine Untersuchung nothwendig, warum dieselbe beschleunigen? Der Beklagte sitzt ja in sicherer Gewahrsam. Richter und Beklagter sprechen oft Sprachen, deren Keiner die des Andern versteht, ein protestantischer Dol-

ietscher muß die Mittelperson machen; ist nicht hiermit die Sache ganz i seine Hände gelegt? — Ja selbst durch alle andern Verhältnisse ieht sich dieser Geist der Unterdrückung, der Verfolgung durch. Es ist icht lange her, seit ein Lord die Dazwischenkunft der Regierung verlang:, um den Bau ein „papistischen“ Brücke zu verhindern. Im Jahre 1792 vollten einige Katholiken als Abgeordnete irgend wohin sich begeben, man erweigerte ihnen in einer Dorfschenke das Frühstück für ihr gutes Geld, veil sie Katholiken wären. Am Peter und Paulstage des Jahres 1837 saß:n arme katholische Weiber und Kinder eines Dorfes des Abends harm:s um ein Freudenfeuer. Plötzlich fielen drei Schüsse, vier Kinder lagen odt zur Erde, die Mörder blieben unbekannt, niemand aber zweifelte aran, daß die Losung no popery Beweggrund des Mordes gewesen sey.

Es ist wahr, es hat Zwischenräume gegeben, in welchen nicht alle ene erwähnten Gesetze in ihrer vollen Streuge angewendet wurden, aber orhanden waren sie nichts desto weniger, und als kaum das Gerücht von iner Kriegsrüstung an den französischen oder spanischen Küsten erscholl, o wurde nachgeholt, was vielleicht kurze Zeit durch versäumt worden var; vollends dann, wenn bei einer Bewegung auf der Insel das Martialgesetz verkündet wurde. So zur Zeit des französischen Ver:uchs gegen Irland im Jahre 1798. Eduard Crosbie, einer der ver:ienstvollsten Katholiken der Insel, hatte sich nur zu Gunsten einer Parlamentsreform ausgesprochen. „Er ist ein Republicaner“, hieß es alsbald; er wurde vor Gericht geschleppt. Eine Menge Zeugen seiner Unschuld drängten sich herbei, keiner wurde zugelassen, sie wußten, es gelte einen Unschuldigen dem Tode zu entreißen, und wollten daher mit Gewalt in das Sitzungszimmer eindringen; Bajonnete verwehrten ihnen den Zugang. Da Zeugen gegen ihn nicht zu finden waren, so holte man diese aus den Gefängnissen, versprach ihnen für den Dienst das Leben, wendete überdem bei Weigerung die Folter an. Trotz aller die:er Bemühungen wollte sich kein Verbrechen herausstellen, aber das To:desurtheil wurde dennoch ausgesprochen, und sogleich vollzogen. Da:mals galt es sogar als Verbrechen, einem Protestanten das Leben ge:rettet zu haben, denn es mußte zum Beweis großer Gunst bei den Ka:tholiken dienen. *)

*) Sie haben das von den Jakobinern gelernt. Chateaubriands Schwester er:bat sich einst von dem General la Roche-Jacquelin das Leben von 800 ge:fangener Republicanern. Mit den Beweisen der edlen That versehen, eilte sie vor das Revolutionstribunal zu Rennes, und verlangte als einzige Ver:geltung die Befreiung ihrer eingekerkerten Schwester. Der Präsident des Tri:bunals brüllte sie an: Il faut que tu sois une coquine de royaliste que je ferai guillotiner, puisque les brigands ont tant de deference pour toi. D'ail-

Es kam so weit, daß Einer erklärte: „Ich fordere jeden auf, der mir beweisen könne, daß ich einem Protestanten das Leben gerettet habe!“ Ueber 200 Menschen wurden damals hingerichtet, aber die einfache Todesart genügte nicht, die Verurtheilten wurden erst gemartert, mit den Leichnamen Muthwille getrieben. Da die englische Armee, wo sie durchzog, die Ernbte zerstörte, folgten dann zwei Hungerjahre; der Schaden, den die Insel litt, belief sich auf vierthalb Millionen Pfund. Nach allem diesem konnte der Engländer Musgrave, der über diesen Aufstand ein Buch hinterlassen hat, mit naivem Ernst schreiben: „Hieraus mag man die Milde der Regierung entnehmen!“ Noch im Jahre 1792 erklärte die Corporation von Dublin, Irlands wahrer Normalzustand sey: a protestant king, a protestant parliament, a protestant hierarchy, protestants electors and government, the benches of justice, the army and the revenu trough all their branches and details protestants.

Und doch hat Irland von acht Millionen Einwohnern 6½ Million Katholiken, die anderhalb Millionen Protestanten theilen sich in eine Menge Fractionen, so daß von dieser kaum die Hälfte zur anglicanischen Kirche sich bekennt. Diese allein ist im Besitz aller kirchlichen Güter und Einkünfte. Sie besteht aus 4 Erzbischöfen, 18 Bischöfen, 326 Dignitarien (Dechanten, Domherrn, Kanzlern, Schatzmeistern, Archidiaconen u. s. w.), 1333 Pfarrern und 752 Vicarien. Im Jahre 1830 zählte man auf 1305 Pfarrer 377, welche sich gar nicht im Lande befanden, und im Jahre 1835 waren der kirchlichen Stellen, an welchen nicht einmal ein Vicar sich aufhielt, 150. In 198 Pfarreien wohnt nicht ein einziger Mensch, der zur anglicanischen Kirche gehört, aber die Pfarrer sind bestellt, der Ertrag der Pfründen kömmt ihnen zu gut, sie führen von den Pfarreien den Titel, verzehren die Einkünfte, wo sie es am behaglichsten finden, und dennoch wirft bald jeder Gassenbube mit dem lächerlichsten Dünkel Rom seine Bischöfe in partibus vor! — Außer 670,000 Morgen Landes, bezieht die Geistlichkeit den Zehnten und der mäßigste Anschlag ihrer Einkünfte weist eine Million Pfund nach. Zum Bau von Kirchen sind ihr 782,061 Pfund Sterling nur seit dem Jahre 1800 durch das Parlament bewilligt worden. Der arme katholische Pächter, der von dem Bodenertrag bloß einen Drittheil beziehen darf, der den Zehnten bezahlen, die von einer protestantischen Jury auferlegte*) Grafschaftssteuer, entrichten, zu allen

leurs la republique ne te sait aucun gré de ce que tu as fait. Elle n'a que trop de defenseurs et elle manque de pain.

*) Davon erhielt z. B. in der Grafschaft Donegal ein protestantischer Geistlicher

meindesteuern, die von den Protestanten bestimmt werden, beitra-
, den Geistlichen seines Glaubensbekenntnisses mit seinen Pfenningen
nothdürftiges Bestehen bereiten muß, dieser arme bedrückte Katho-
hat dann noch zu Erhaltung des protestantischen Kirchengebäudes und
ltus, von dem oft nicht der hundertste Theil der Bewohner eines
tes Gebrauch macht, seinen Beitrag (church rate) abzuliefern.
Auf solche Weise während des Laufes der Jahrhunderte, jetzt durch
e Gewalt, dann durch eine brutale Gesetzgebung beraubt, unter-
ückt, beinahe von allen Erwerbsmitteln ausgeschlossen, zu einem schlim-
rn Zustand als Sclaverei herunter gebracht, unablässig und durch alle
innlichen Mittel geistig verdumpft, gesellschaftlich abgesetzt, ist der
ößte Theil der katholischen Irländer auf Bodenertrag und Handarbeit
gewiesen. Welches aber ist sein Zustand in diesem beengten Verhält-
'e? die großen Gutsbesitzer kommen selten nach Irland, kennen ihre
ter kaum dem Namen und der Lage nach, geschweige denn, daß sie
en Verwaltung selbst besorgten. Damit beauftragen sie sogenannte
ittelpersonen, welche die Ländereien zu großen Abtheilungen in Pacht
hmen, in Stücken zerschlagen, an Unterpächter verlehnen, so daß der
ne Irländer seine drei Morgen vielleicht erst aus der fünften, sechsten
nd erhält, deren jede einen Gewinn machen will, und welche kleine
ücke die Noth, da oft nur zwischen Uebernahme unter jeder Beding-
; und Hungertod die Wahl frei steht, noch darüberhin immerwährend
gert. So muß der kleine Pächter das Land bearbeiten, nur ein klei-
: Rest bleibt ihm, auf dem er seine Nahrung suchen kann. Diese be-
ht in Kartoffeln der schlechtesten Art, weil sie die erträglichere ist.
ichen diese zu drei täglichen Mahlzeiten hin, so gehört die Haus-
ltung zu den glücklichen; nicht ganz arm wird derjenige genannt, der
des Tages zweimal an solcher Speise sättigen kann, ein großer
eil aber hat deren bloß für ein einziges Mal des Tages. Dazu giebt
kein Jahr, in welchem nicht Hungersnoth auf irgend einem Theil der
sel die Menschen zu Tausenden hinraffte. Da die Insel von Holz-
uchs entblößt ist, so fehlt es Vielen den Winter durch an Feuerungs-
aterial, wodurch der Mangel noch empfindlicher wird. Daß die La-
stätte diesem entspricht, wird kaum hinzugesetzt werden dürfen*). Von

110 Pfund als Pfarrer und Aufseher des Gefängnisses. Da nun die Protestanten der Grafschaft größtentheils reich, die Katholiken arm sind, so besteht die Mehrzahl der Gefangenen aus Katholiken, was will aber der protestantische Pfarrer mit diesen, und was wollen die katholischen Gefangenen mit ihm.

*) In der Pfarrei New-Port-Prott (Connaught) besaßen im Jahr 1835 von 11,761 Bewohnern 9838 kein anderes Lager als Stroh und getrocknetes Gras, 7531 hatten nicht einmal eine hölzerne Lagerstätte. In einem Weiler desselben, erfreuten sich von 206 Personen bloß 39 einer Decke des Nachts.

der Kleidung der armen Irländer ist nicht zu reden, buchstäblich sin sie in Lumpen gehüllt, und die Haushaltung, welche ein weibliches un ein männliches Sonntagskleid besitzt, worin sämmtliche Erwachsene ab wechselnd zur Kirche gehen, befindet sich noch nicht in dem traurigste Zustande. Die Wohnungen bestehen in nothdürftig errichteten Hüt ten, deren kleiner Raum alle Bewohner vereinigt, aus welchen si ohne Schonung, ohne Rücksicht auf Jahreszeit, oder körperliches Be finden der Bewohner hinausgeworfen werden, sobald sie den Pacht nich bezahlen können. Sollten sie in denselben dennoch Obdach suchen, so i Zerstörung der Hütte das Werk eines Augenblicks. Durch Taglohn de Zustand zu verbessern ist unmöglich, da der Boden unendlich mehr Händ beschäftigt, als erforderlich wären. Der Irländer ist im Durchschnit des Jahres nur 22 Wochen beschäftigt, wo es am meisten Arbeit gieb kommen doch bloß 210 Arbeitstage auf das Jahr; es gibt Gegenden, wo sie sich auf 24 beschränken, die übrige Zeit ist er zum Müssigang verur theilt. Auf einen armen Protestanten kommen 99 noch ärmere Katho liken, was nicht Redefloskel, sondern erhärtete Thatsache ist.

So sieht der Irländer rings um sich her nichts festes, bleibendes, nichts, was er sein nennen könnte, nichts was er vor der Gier oder dem Haß seiner Unterdrücker sich hätte retten können, als seine Religion, seinen Cultus; seine Religion und seinen Cultus, die aber seine Treue, seine Anhänglichkeit, sein erprobter Glaube, durch alle Verfolgungen, alle Stürme, alle Angriffe, unter tausend Gefahren, gegen alle Ge waltstreiche, alle Lockungen, alle Machinationen der Gegner gerettet hat, in die er sich hineingelebt hat, die er in Drangsal, in allen mög lichen Nöthen, auf der Flucht, in Todesgefahr mit sich nimmt, birgt als ein köstliches Juwel, für welches er Alles trägt, Alles wagt, Al les duldet.

Es ist wahr, sieben Jahrhunderte der Unterdrückung, beinahe drei Jahrhunderte der bald blutigsten, bald raffinirtesten, immer aber stei genden, religiösen Verfolgung sind nicht ohne Einfluß auf den Charak ter des Volks im Allgemeinen geblieben. Das Joch, welches auf seinem Nacken lastet, wird sichtbar durch des Irländers gebeugte Stellung, zaghafte Rede, scheuen Blick. Er ist oft kriechend, knechtisch, mißtrauisch. Was er als Recht fordern könnte, nimmt er als Gnade an. In sei nem Innern lodert eine Hölle von Haß; wehe, wenn dieselbe zum Aus bruch kömmt! Die Habgier wird von dem Haße und der Rachsucht über mannt, daher Beraubung des Reichen seltener vorkömmt, als dessen Beschädigung, und der Arme sich befriedigter fühlt, wenn er vieles zer stört, als etwas, dessen er noch so bedürftig wäre, an sich gebracht hat.

Wie anders dagegen tritt der Irländer in der Kirche auf! da
bt sich sein Haupt empor, da richten sich edle Blicke himmelwärts, da
hlt jeder sich frei, da erscheint das Volk in seiner Würde, da steht er
f einem Boden, der unter seinen Füßen niemals gewankt hat, da ist er
h eines Besitzes bewußt, für welchen er jeden andern daran hat ge-
n müssen, den er sich durch Ringen und Kämpfen, durch Dulden und
ragen, durch Entbehren und Missen erhalten, gesichert, erkämpft hat.
ıneben zeigt der katholische Irländer eine goldene Treue gegen seine
idensgefährten. Einst wurde zu Waterford ein Todesurtheil ausge-
rochen, Wie große Summe für den Vollstrecker verheißen ward, un-
r den dürftigen Leuten fand sich auch nicht einer, der dieselbe gewinnen
ollte. Der erste Beamtete des Königs mußte sich bequemen, die Hin-
chtung mit höchst eigenen Händen zu vollziehen. Ist der Irländer noch
arm, er theilt gern seine Brosamen mit dem Aermern, nie wird er
ine hülflosen Eltern verlassen. Er wird sich nie zum Zeugen wider sei-
en Glaubensgenossen hergeben, und vollends Verrath an ihm zu üben
äre eine unerhörte Sache. Uneheliche Geburten fallen äußerst selten vor,
re eheliche Treue ist so groß, als die Fruchtbarkeit ihrer Ehen.

Mit dem Bewußtseyn in Anhänglichkeit an ihren Glauben bis dahin
vieles erduldet zu haben, zieht sich durch alle äußerlichen Merkmale
ıechtischer Unterwerfung ein Gefühl des Stolzes, der Unabhängigkeit,
er innern Freiheit. Der Gutsherr in Irland war seit Jahrhunder-
en gewohnt, mehr noch als selbst in England, über die Stimmen sei-
er Pächter zu verfügen. Aber eben die Besorgniß, daß bei den Ka-
holiken dieses materille Interesse vor einem andern ungleich höhern
ürde zurückweichen müssen, machte die irländische protestantische Ari-
tokratie zu einem so bittern Gegner der sogenannten Emancipation.
Im Jahr 1836 sollte in Lonford eine unbedeutende Wahl Statt finden.
Ein armer Katholike befand sich damals im Schuldthurm. Sein Gläu-
iger, zugleich sein Gutsherr, versprach ihm Befreiung, sofern er für
inen torystischen Candidaten stimme. Der arme Irländer wurde her-
ausgeführt, in den Saal gebracht, in dem Augenblicke aber, in welchem
er seine Stimme geben sollte, klangs aus der Menge: „Bedenke deine
arme Seele und die Freiheit!“ Es war sein Weib, welche ihm diese Worte
zurief. — Der Mann gab die Stimme nicht der Erwartung des Gläu-
bigers, sondern seiner Ueberzeugung gemäß, und kehrte in den Schuld-
thurm zurück.

Dieses in seinem Haß wilde, in seinen Leidenschaften stürmische,
in seiner Rachsucht beharrliche Volk ist zugleich leitsam, gemäßigt, mild,
aber durch einen und denselben Factor wird es aufgeregt und gedämpft;

jenes, indem es sich selbst überlassen bleibt, dieses, indem es durch eine höhere Intelligenz, in deren Willen es zugleich volles Vertrauen setzen darf, gelenkt wird; jenes, indem es die gegen seine Religion verübten Unbilden zu vergelten Gelegenheit findet; dieses, indem es dieselben allmählig zu beseitigen hofft. Den vereinigenden, zügelnden Einfluß übt die katholische Association. Dieselbe will die vorhandenen Neigungen und Regungen nicht ausrotten, wohl aber lenken, mäßigen, die gewaltsamen und verbrecherischen Ausbrüche zurückhalten, und das Volk an milde, streng gesetzliche Mittel gewöhnen; sie sucht die bisher alleinige sociale Gewalt, vor welcher der Irländer noch einigen Respect hatte, den Galgen allmählig durch ein moralisches Ansehen zu ersetzen, und das Volk, wenn nicht der gesetzlichen Ordnung, doch vorerst irgend einer Ordnung zu unterwerfen, es an solche zu gewöhnen. Die Macht, welche die Association ohne alle andern Mittel, als die dynamischen des Ansehens und des Vertrauens, übt, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, einzig erklärbar aus Irlands Vergangenheit und den hieraus erzeugten Hoffnungen für seine Zukunft.

„Man hat mich geschlagen!“ schrie Einer bei einer Wahl zu Waterford mit der kläglichsten Stimme. „Warum hast du die Schläge nicht alsbald zurückgezahlt?“ erwiederts aus der Menge. „Ich meinte,“ rief der Geschlagene, „die Association habe es verboten.“ — Am Abend vor einer Wahl in Clare ließ diese ein allgemeines Verbot ergehen, sich zu betrinken; nicht ein Tropfe Wisky wurde von dem Volke getrunken. Früher konnten selten zwanzig Irländer zusammenkommen, ohne daß es Streit, bisweilen Thätlichkeiten abgesetzt hätte. Auf den Ruf der Association versammelten sie sich zu vielen Tausenden friedlich in beßter Ordnung, ohne den leisesten Wortwechsel anzuheben, ohne der geringsten Ausschweifung sich zu überlassen.

Hierin liegen die Keime von Irlands Zukunft. Wir haben in diesem Artikel Irlands Vergangenheit bis in den Zustand der empörendsten Herabwürdigung und Untertretung in einigen Umrissen dargestellt, wir werden später in einem zweiten Artikel die leisen Anfänge seiner Erhebung zu zeichnen versuchen.

Nur das noch: hier liegt auch ein „schwarzes Buch“ vor, nicht aus Conjecturen, Raisonnements, Verdächtigungen, Vermuthungen, Verdrehungen zusammengestoppelt; nicht durch den Aerger über vermeinte Zurücksetzung, oder fehlgeschlagene Entwürfe, oder von der Hand gewiesener Ansprüche dictirt, in der unverkennbaren Färbung innerer Gereiztheit verbissenen Ingrimms gehalten; sondern auf Thatsachen, auf Zahlen, auf Untersuchungen zum Theil englischer Commissionen gegründet, welchem Allem noch Manches hätte beigefügt werden können. Man entkräfte die Thatsachen, man widerlege die Zahlen, oder ziehe wenigstens, bevor man immer darauf ausgeht, nur den Splitter im Auge des Anderer zu suchen, und darum leicht zu finden, den Balken aus dem eigenen.

XL.

Der absolute Staat und die Schule.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

So stand der unglückliche Jüngling rathlos und ohne Hülfe vor dem Räthsel des Lebens, die Lehre, welche er empfing, gab ihm Plus und Minus zugleich, somit absolute Nullität. — Dafür aber war jene ausgemergelte, blasirte, kalte Gotteslängnung der neuen Belletristik desto früher an ihn gelangt. — Als sechsjähriger Knabe wußte er Heine'sche Trauerspiele auswendig, und Victor Hugo's Dramen füllten die Phantasie des Kindes mit ihren grausenhaften Zerrbildern. Die Rolle, welche in dieser „Poesie der Verzweiflung" der Selbstmord spielt, ist ein naturnothwendiges Product der Skepsis, aus der sie hervorgegangen *). Dem vierzehnjähri-

*) „Es versammelten sich damals viele schöne Geister an einem bestimmten Wochentage auch in unserm Hause; unter ihnen war H. Heine, der in Berlin mit seinen Studien auch seine poetische Laufbahn begonnen, und schon als aufblühendes Genie gefeiert wurde. Seine Gedichte waren bereits erschienen, und hatten durch ihre kühne Originalität sowohl, wie durch die unverkennbaren Funken ächten Dichtergeistes, der sie beseelt, bei Manchen Staunen, bei Vielen gerechte Aufmerksamkeit erregt. Seine beiden Trauerspiele, „Ratkliff" und „Almonsor", folgten. Das erste ist im Geiste der englischen Literatur gedichtet, den sich später auch die französischen Romantiker aneigneten; voller Scenen des Grausens und Entsetzens. Das zweite ist ohne vorherrschende Exaltation, weit edler gehalten; aber der Selbstmord spielt

gen Knaben schwebten bei Abfassung seiner Tagebücher Victor Hugo's derniers jours d'un condamné vor, zu denen er ein Seitenstück liefern wollte. Fast noch mehr erhellt das ganze Elend dieser Verlassenheit aus einer Aeußerung der Mutter in der Lebensgeschichte des Unglücklichen. „O wären doch schon früher die Schriften des würdigen Verfassers von „„Scipio Cicala““ erschienen, die wie ein Fels, auf dem ein Tempel Gottes steht, aus der Sündfluth unserer neuern Literatur auftauchen. Der edle Mann lebt in Bonn, und ich hätte ihm meinen Carl empfehlen können." — Welche Armuth des geistigen Daseyns, die den bekannten, jetzt bereits abgewirthschafteten Nachtreter Spindlers als einen Helfer in der Noth begrüßen, und solcher Misere gar einen persönlichen, moralischen Einfluß zutrauen kann!

In der That trägt Alles, was wir in den so höchst merkwürdigen geheimen Herzensergießungen des Selbmörders lesen, das Gepräge einer verzweifelnden Welt- und Lebensansicht. — Er ist lebensmüde im eigentlichen Sinne des Worts; — das Daseyn, dessen Zweck und Ende er nicht absieht, langweilt ihn. Mit vierzehn Jahren zeigen sich Spuren einer tiefen Hypochondrie, er glaubt zwei Brustkrebse und einige Brüche zu haben. Im November 1832 klagt er gelegentlich über Verwirrung seiner Denkkraft und Mangel des Gedächtnisses, auch über seine Gleichgültigkeit gegen alle Lebensfreuden. Alles

in beiden eine Hauptrolle. Wir lasen in unsern literarischen Abend-Gesellschaften auch Heine's Erzeugnisse. Carl, der damals eine der kleinen Berlinerschulen für Knaben besuchte, die noch nicht zum Gymnasium reif waren, und bereits lesen und schreiben konnte, hörte aufmerksam zu, als aber sein Vater bei der Vorlesung des Ratkliff eine Stelle unversehens überschlug, sprang er lebhaft auf ihn zu und sagte: „Nein, mein Vater, das kommt nicht, so heißt es nicht!" Wir erstaunten und erfuhren auf diese Weise, daß der sechsjährige Knabe schon Heine's Trauerspiele leider nicht nur gelesen, sondern auch ganz in seine Phantasie aufgenommen hatte."

ieses ist nicht Ursache, sondern Wirkung seines Seelenzu- :andes. — Als vierzehnjähriger Knabe schreibt er wie folgt: .Vieles hatte ich mir vorgenommen von meinen Schmerzen, ıeiner Wehmuth, die ich zu fühlen glaubte, und auch wohl ühlte, zu reden, bei mir selbst einstmalen Interesse für mich u erregen, aber ich weiß es selbst nicht, warum ich nicht ıehr mag. Ich will meine Leiden nicht auf's Papier über- ragen, es ist mir immer, als verlören sie dadurch an Poe- ie. — Doch genug, vielleicht rede ich in der Folge noch mehr arüber. — Ich bin jetzt in Secunda, seit Michaelis 1829, ılso seit einem halben Jahre. Viele gute Vorsätze, fleißig, rdentlich, gut und fromm zu seyn, habe ich gefaßt, und offe, die meisten glücklich auszuführen".

„Warum mehr über mich? Weiß ich doch eigentlich elbst nicht so recht, wer und wie ich bin? es mag vohl daher kommen, daß ich ein sehr gewöhnlicher Mensch in, und zwar eben dadurch noch gewöhnlicher, daß ich es ıicht seyn mag. Nun, dieser Wunsch ist nichts Ungewöhn- iches"!

Dann wenige Monate darauf: „ich glaube — einen Bruch zu haben und zwei verborgene Krebse, gerade auf den Brust- varzen. Sollten diese beiden Uebel zum Ausbruch kommen, o steht mein Entschluß fest: ich werde mich erschießen! Gott verzeihe mir die Sünde! Doch dies ist nicht ein plötzli- her Entschluß, schon oft dachte ich, auch ohne diese Uebel, meinem elenden Daseyn ein Ende zu machen; werden aber meine geistigen überspannten Leiden noch durch körperliche überboten, — wohlan, so verlasse ich die elende Welt, ob nun zur Vernichtung, oder zu einem schönern Daseyn über- zugehen? Ich weiß es nicht. — O! jetzt bin ich kalt, eis- kalt, aber ich habe Schmerz empfunden, dumpfen Schmerz, wenn ich alle meine Leiden zusammenrechne, Leib- und See- lenleiden — doch jetzt ist mein Entschluß fest, unumstößlich fest. Eine mitleidige Kugel oder Welle wird mich ja wohl befreien. O! es ist doch etwas Schönes, nichts zu haben,

als seinen Schmerz; nichts zu haben, als Wehmuth, und ihre liebliche Schwester, die Sehnsucht. Wenn man noch hoffen kann auf Erden, und Freude an der Freude haben — aber, wenn man nichts weiß, nichts hat, als stumme Verzweiflung, oder starre, kalte Oede im Busen; wenn man sich einmal der Freude hingiebt, wenn ein ungewohntes Lächeln auf den Lippen schwebt, wenn dieselben Lippen sich dann plötzlich zusammenziehen, wenn dann das Auge den starren Blick plötzlich zum todten Himmel aufrichtet, und aus der Freude das arme Herz wieder hinabsinkt in den Abgrund starrer Verzweiflung und schauerlicher Oede. Ja, Oede ist das rechte Wort, schwindet doch zuletzt selbst die Verzweiflung, und nur die Oede bleibt und ruhet nicht, bis sie die zweite stärkere Verzweiflung erzeugt".

Am klarsten drückt nachfolgendes Fragment seinen geistig verlassenen Standpunkt aus. Es ist das völlige Abgeschnittenseyn von aller Tradition, das furchtbare Gefühl des Allein- und Aufsichselbststehens, was den armen Jüngling zermalmt. „Hinweggeschleudert in das Leben wie eine Schneeflocke, einsam, nur begleitet von meinem Gram, wandle ich durch die Fluren, die so winterlich öde sind, wie meine Brust. Nebel hinter mir, Nebel vor mir, Nebel um mich her. Vergebens schweifen meine Blicke über die Gefilde, suchend nach einem freudigen Haltpunkt, vergebens und trostlos schweifen und irren meine Gedanken durch den Kreis meines zukünftigen Lebens nach einer freudigen Aussicht. — Ohne Vergangenheit, denn ich weiß nicht woher? ohne Zukunft, denn ich weiß nicht wohin? bin ich auch ohne Gegenwart. Auch die anderen Menschen mögen hineingeschneit seyn, gleich mir, in das Leben, aber es darf und kann ihnen gleich gelten, denn ihnen ist wohl, sie freuen sich der Gabe des Daseyns, so lange und weil ihnen wohl ist. Ich aber habe nie gekannt, was die Menschen Glück, und längst vergessen, was sie Hoffnung nennen. Nur ein dunkler Traum durchschauert oft noch mein Herz. Der Baum meines Lebens

prangte noch üppig in Rosenknospen, in Blüthen des Kampfes und Sieges und des Glückes; da brach ein rauher Sturm los, es war der Hauch der Wirklichkeit, und entblätterte den Baum, und betrog mich um meines Lebens Lenz, Sommer und Herbst, und mir bleibt nichts, als der Dornenbusch der Entsagung. — Herr des Himmels und der Ewigkeit, was habe ich dir gethan, daß du mich zermalmst"? — Und einige Wochen später: „Es war eine Zeit, wo ich hoffte, nachdem mir die Frische des Lebens geraubt war, in der Urne der Wissenschaft und des Studiums Trost und Ersatz zu finden; aber sie gewährt mir keinen Trost. Zerrissen im Innern, in meiner Ansicht von Gott und Göttlichem, zerfallen mit der Welt, frage ich umsonst nach einem Zweck meines Strebens. Das bleiche Gramgespenst meines Kummers drängt sich höhnisch zwischen mein Auge und das Buch, und ich habe auch diese Hoffnung aufgeben müssen; aber was soll nun aus mir werden"?

Wie er zur Religion stand, sagt nachfolgende Stelle. „Es wogt in mir wie ein Meer mit empörten Wellen. Ich unterliege.— Ging heute zum Thor hinaus, wo der Frühling aus tausend Kehlen länderbreit und weit das Feierlied sang. Wie hätte das mein Herz bewegen können, wenn es nicht so todt, müde und krank wäre. Da gehen die hölzernen Philister aus der leben-athmenden Natur in die todte, kalte Kirche mit dem steinernen Gast von Pastor, der von seinem Katheder herab eine Predigt hielt, ohne Kraft und Salz. Da hat der Fürst der Finsterniß doch eine andere Suada! — Wenn die Engel keine andere Sprache führen, als solch ein Pastor, so sind auch die Frömmsten verloren, wenn Satan mit ihnen sophistisch höhnt, spottet und vernünftelt. Jeden Morgen bete ich, jeden Abend auch, aber — wie? Fast mechanisch, nicht etwa wie ein unschuldiges Kind, sondern wie ein Geistesverwirrter. Hu! heute wollte ich wieder zu dem Ewigen flehen, und begann 1, 2, 3, 4. Da schauderte ich zusammen, ich hatte nur gezählt. Das Wesen des Gebets ist

für mich verloren. Ich habe kaum noch die Form. Nein, nur Formeln noch habe ich — an diese fesseln mich meine Worte — durch diese wähne ich die Gewährung zu fesseln. — Weit, weit ist es mit mir gekommen, ich könnte wahnsinnig werden. Mein Gedächtniß ist schwach, wie das eines Greises. Mein Geist abgestumpft in allen seinen Kräften, mein Herz dürre, wie ein vertrockneter Baum, mein Leib malt auch schon allmählig die Leiden, welche mein Herz empfindet, mein Mund vergeblich zu nennen trachtet. Mein Antlitz wird faltig, grau wie mein Inneres. Der Pflug der Schmerzen zog die Furchen. Das Land ist bestellt, Rosmarin und Todtenblumen sind seine Frucht".

In sittlicher Hinsicht hatte er sich auf das Gebiet einer Tugend gestellt, die aus der „Selbstachtung" hervorgehen soll. — „Bei mir, dem die Säule der Religion eine kalte Ruine scheint, dem die Idee des Schönen nicht genügt, blieb nur die des Edlen, Grossartigen übrig. Ich schämte mich klein zu erscheinen, gegenüber meinem gigantischen Schmerze. Verstöße gegen den Adel der Gesinnung, so unbedeutend, daß sie ein Anderer kaum als solche anerkannt haben würde, vergifteten, wie tödtliche Pfeile der Indianer, Tage lang meine Ruhe, und diese machte seit langer Zeit allein meine Zufriedenheit, mein Glück aus. — So scharfsichtig ist hierin mein Schmerz; und wenn mir ein solcher Anstoß nahte, wo ich meinem Gewissen entfliehen möchte, so zerschlug er mit eiserner Faust das Gewebe meiner künstlichen Sophistik, und stellte mich schonungslos an den Pranger meines eigenen Bewußtseyns, meiner eigenen Verachtung. Und mit Recht, denn hier habe ich mich recht eigentlich überzeugt, die wahre Größe liegt im Kleinen. Ein großes Vergehen kömmt mir immer vor, wie ein allmächtiger, ungeschlachter Warnungspfahl, an dem mit ellenlangen Buchstaben steht, wie man möglich macht, sich nicht den Kopf daran zu stoßen. Niemand aber wird leugnen, daß man dem Löwen eher entgehen mag, als der kleinen, deshalb schwer

merkten Viper. Die Versuchung zu stehlen, zu betrügen u. w. ist für einen edlen Sinn keine Versuchung. Großer Angriff regt mächtigen Widerstand auf, und wenn die Vernunft, ie Ueberlegung erwacht ist, so schläft die Sünde ein. Aber ie der Aal aus unserer Hand, so entschlüpft den Lippen nur u leicht eine Unwahrheit, an sich vielleicht klein, wie die homöopathischen Gaben, eine sogenannte Nergelei, wie sie der Provinzialismus onomatopoietisch malt, oder ein Verstoß im Ausdruck gegen Anstand und Würde. Ein läppisches, kindisches Wesen bemächtigt sich unserer nur zu gern, und ehe vir es gewahren, sind wir ein Raub der scheußlichen Selbstverachtung. Um nicht zu gleicher Zeit des Glückes untheilhaftig und eines edlen Schmerzes nicht würdig zu seyn, schwur ch vorgestern, bei einer unbedeutenden Gelegenheit, unter schweren Verbürgungen, einen Eid Gott und mir selbst; ich weiß nicht recht, ob ich ihn eigentlich gebrochen habe. Genug, ich fand heute (24. April) Veranlassung, meine Reinheit von dergleichen Kleinigkeiten erst von jetzt an zu datiren. Ich habe mir einen neuen Eid geschworen. Sollte ich ihn brechen, so steht mein Entschluß fest, mich selbst durch das Leben zu strafen“ *). Aber wie kann der Mensch sich selbst achten, der seinen Ausgang und sein sittliches Ziel nicht kennt. — Auch hier umgibt ihn wieder kalter Zweifel. „So viel glaube ich, bei aller meiner Dummheit, zu sehen, Alles in der Welt ist schön, — bis auf die Menschen. Die Schöpfung ist das Werk eines Genius, das Herrlichste und Barockeste neben einander, das Ideal neben der Mißgeburt. Gott mag wohl müde gewesen seyn, als er den schläfrigen Spätling Mensch zum Gott auf Erden schuf. Wenn er gut getroffen ist in seinem Ebenbilde, so steht es schlecht um das Ideal der Gottheit“.

*) Spätere Bemerkung Carl's von ihm selbst zwei Jahre nachher in Bonn geschrieben: „Also auch schon damals zum Selbstmord entschlossen: Nicht am, sondern durch das Leben wollte ich mich strafen.“

— — — „Die Bestimmung des Menschen ist ein peinvolles Räthsel. Woher soll man sie leiten? Mancher weiß, was er will, niemand, was er soll, und dieser Wille ist ihm auch nur gleichsam praktisch klar, d. h. er weiß, in welchem Kreise der menschlichen Gesellschaft, des bürgerlichen Lebens er sich zu bewegen, den Wunsch hat. Ueber die Zwecke des Lebens haben die Philosophen Systeme aufgestellt. Ich werde mich bestreben, sie zu lösen, aber ich bin im Voraus überzeugt, daß sie entweder chimärisch oder ungenügend seyn werden. Die Bestimmung kann nur auf Entwickelung der Bestrebungen, und zwar der guten, beruhen, da aber der Maaßstab für den eigentlichen Werth der Bestrebungen eben nur den Endzweck abgeben kann, so finden wir offenbar einen circulus in definiendo vor. Der Mensch weiß vielleicht oft sein Ziel, nie seinen Zweck". — „Das Leben ist ein Tanzsaal, wie es ein Theaterpossenspiel ist, und wenn Jemand im Tanze ein Bein gebrochen hat, so macht er, daß er fortkommt. Was der Aberglaube des Volkes als den diamantenen Wohnsitz der Gottheit dachte, ist blauer Dunst. Vielleicht auch, was er sich darunter und darüber denkt".

Zitterte also keine Regung des Gewissens und des Herzens mehr in diesem unglücklichen Gemüthe, welches von der Vorsehung bestimmt zu seyn schien, der heutigen, außer der Kirche stehenden Jugend ein furchtbares Spiegelbild vorzuhalten? Mit nichten! Einzelne Stellen seines Tagebuchs beweisen, daß zuweilen ein Schrei der Natur durch die traurige Oede des Atheismus drang, der sich von außen her über seinen Geist gelagert hatte. — Aber er selbst kämpft die bessere Regung sofort durch höhnenden Trotz und rohe Gotteslästerung nieder. Wo hätte in der geistigen Atmosphäre, die ihn umgab, die kindliche, demüthige Aufwallung einen Anklang gefunden? Hatte er ein Opfer, mit welchem er sein Herz zu Gott empor senden konnte? — Konnte er seine Sünden beichten, und die Losſprechung dessen empfangen, der dazu die Gewalt von Gott besaß? — Konnte der Leib des

Herrn über seine Lippen kommen? Nichts von dem Allen! — Er war allein. Wenn die rechte Gemeinschaft der Gläubigen mit Gott gebrochen ist, so hört die kirchliche Gemeinschaft der Menschen unter sich von selbst auf. Heute ist der Protestantismus bei der absoluten Isolirung des Individuums angelangt, vor sich das Nichts, hinter sich die Verzweiflung. Hören wir den Helden dieser traurigen Geschichte selbst:

— — — „Anfang October 1832. Zwar glaube ich ohne Sophisterei, daß ich Selbstherrscher bin über mein Leben und meinen Tod. Ich will aber doch vier bis fünf Wochen Probe halten: — ob ich die Pflicht haben kann zu tragen, oder die Möglichkeit des Erfolgs, oder im Gegentheil gegen mich und Andere die Pflicht des Todes. Es sind zwei Nächte, daß ich mit Inbrunst flehend meine Hände rang und den Herrn bat, daß er mir den Engel der Ruhe senden möge, daß er mich von meinen Sorgen auf einen Tag oder eine Woche ganz erlösete; eine Bitte, für mich so groß, daß ich sie kaum zu thun wagte, für Andere lächerlich, und von selbst gewährt ein ganzes Leben lang. Das Gebet verhallte unnütz; mag das Gebet überhaupt wohl, wie die Münzen, gelten, was man es gelten läßt, und gegen die Waffen des Geschicks nicht mehr helfen, als die Formeln der Hieb- und Schußfertigkeit. Wenn das eine Prüfung war, so hab ich sie freilich sehr schlecht bestanden; ich fordere von mir selber keine Rechenschaft mehr, ich habe mit mir ein zu großes Mitleid. Herr, der du ohne Anfang bist, der Mensch will ihn, ach! und muß ihn wollen und haben. Befreie mich auf wenige Tage von meinen Sorgen. Gieb mir den Anfang, auf daß ich sagen kann, der Herr that ein Wunder um meinetwillen, so will ich denn ein Wunder thun um des Herrn willen, und mehr seyn, denn die gefeierten Heroen, die gar rüstig und gerüstet kämpften, während ich lahm und mit gebundenen Händen klimme. — Nach dem Anfange, Herr, gieb mir auch bald ein Ende. — Amen“.

Klage.

„Sie rühmen viel vom Lebenslenz, von Glückessonnenschein,
Doch muß in Sonnenfinsterniß am Nordpol ich wohl seyn. —
Ich habe keinen Lenz gesehn und keiner Sonne Strahl,
Den Winter aber kenn' ich wohl, und seiner Oede Qual
Brach in mein Leben früh herein. — Der Winterstürme Graus
Trieb bald aus meines Herzens Flur die Blüthen all' heraus,
Und brachte viele Dornensaat, sie schoß so üppig auf,
Von meiner Seufzer Thau getränkt, von meiner Thränen Lauf;
Und wie sich mehrt der Leiden Wucht, so mehrt sich auch mein Schmerz,
O! jener Dornen scharfer Kranz erstickte längst mein Herz;
Mein armes Herz, so weh, so weh, zerrissen und zerwühlt,
Muß dulden glüher Wunde Brand, bis es die Erde kühlt“.

„Wenn es wahr ist, daß das Leben überhaupt eine Schule ist, so ist es für mich ein Arbeitshaus, eine Festung, wo ich büßen muß für das Verbrechen, daß ich geboren wurde. Kann seyn, daß ich eben nicht zartfühlend bin, ob ich's mir gleich eine zeitlang einbildete. Gewiß hat das Schicksal aber nicht darauf gerechnet, es spricht ziemlich deutlich“.

„Um mich aufzuraffen, brauche ich Gott und mich selbst. — Wenn mein Leiden von Gott ist, so könnte mich kein Dämon mehr erniedrigen, und wenn er in seiner Gnade so groß ist, als sein Zorn, so ist er eben so sehr Gott als Dämon. — Keine Lästerung ist mir jetzt zu groß, sie verschwinden alle vor der Wucht meiner Leiden“.

„Auch die bewährteste Charakterfestigkeit und der Allmächtige selbst, der als Schöpfer die Grenzen und Bedingungen menschlicher Geduld ermessen und durchschaut hat, wird eingestehen müssen, daß die Bürde gewaltigen Leidens nur dann ertragen wird, wenn irgend *eine* tröstende Idee den Willen stählt und aufklärt. Wo aber die bei mir? Nur eine könnte mir in der Wüstenei meiner Seelenkräfte geblieben seyn, der Gedanke des *Trotzes* gegen irrende Gewalt. Aber nur zu leicht wird es meiner qualüberdrüssigen Ver-

nst, dies letzte Bollwerk zu vernichten. Was ist Trotz?
ıgt sie. Doch gewiß nicht, den Nacken geduldig in ohn=
ichtigem Gram unter das tyrannische Joch zu beugen, nein,
lmehr es abzuschütteln mit Entschluß und Festigkeit, der
ewalt den Gehorsam aufzukünden, deren Legitimität ich an=
erkennen weder verbunden noch im Stande bin".

„Das scharfe Schwert meiner Leiden ist darum so fürch=
lich, und schneidet alle Fäden ab, die mich an Glück und
ben hätten binden können, weil ich nirgends einen Trost,
rgend einen Ausweg finden kann, der mich aus diesem La=
rinth führen könne, das zum Abgrunde führt. Ich bin ein
ahmer ohne Krücke, ein Blinder ohne Leiter, ein Kranker
ne Arzt, und ich gleiche jenem Baume, dem das Spiel der
latur, oder irgend eine gewaltthätige Menschenhand, oder
uch die Willkühr des höhnenden Sturmes seinen Platz auf
ner dürren Sandinsel oder einem steinigen Felsenboden an=
ies. Wohl anfangs mag er gedeihen, der Keim sich zum
Blatt, der Sproß zum Stamm, der Zweig zum Ast sich ent=
alten. Blüthen und Blätter mögen duften und der neckende
ephyr freudig mit ihnen spielen, wie ein lieblicher, süßer
Traum. Aber dann, wenn der Stamm, fest und stark, den
Stürmen sich nicht mehr beugen mag, wenn er dem verzeh=
enden Gifthauche des Sirocco trotzen will, und dann verge=
ens die Wurzeln lechzend und verschmachtend treibt, und
venn sie auf rauhem, zackigem Fels verschmachtend verderben
nüssen, wie dann? Die welke Krone streckt er gegen die Son=
nengluth empor, aber der Himmel, mit blutrothem Feuer
übergossen, lügt, als habe er nie mit blauer Treue gelächelt.
Auf die sehnsüchtig ausgebreiteten Zweige blickt die Sonne
hernieder, gleichgültig wie vorher, und eine Hoffnungsblü=
the, Blatt um Blatt, sinkt traurig zu den Schwestern. Das
Werk verdorrt und schwindet, und der hohle kalte Stamm
stürzt bei dem nächsten Windstoß zerschmetternd von steiler
Höhe in den Abgrund. — So auch ich, verdorrt, zerrissen,
zerfallen und in Zwiespalt mit mir selbst, so strecke ich das

Haupt zum Himmel, und sehe keinen Trost. Die Krone, das Laub verdorren, meine Arme breiten sich aus, vergebens — auf Erden keine Hoffnung. Wer weiß, ob einst Ruhe unter ihrer Hülle. So bin ich wie ein Schiff, das in der Sturmnacht ohne Steuer, ohne Anker, ohne Compaß ein Raub der Wogen wird".

„— Allmacht! Wenn sie mich zertreten will, und mich doch nur so langsam zermalmt! Thäte das ein Mensch, man würde sagen, das kann nur die erbärmlichste Ohnmacht, oder die niederträchtigste Bosheit"! —

„Das sind nun Weihnachts-Betrachtungen eines christlichen Jünglings, der Ostern zur Ehre Gottes, seiner Aeltern, seiner Lehrer, seiner selbst ein selbstständiges Leben, ein unabhängiges, künftiges Streben in Wissenschaft und Lebensbildung antreten soll. Komm nur, Schicksal, komm nur, du weißt ja aus Erfahrung, wo du mich, oder besser, die Ueberreste meines Ichs, den Schatten von mir findest. Ich wollte dir meinen Arm leihen, aber es war noch nicht Zeit, du lachtest mich aus. Oho! zur Selbstmordsarbeit immer noch Zeit. Erst muß ich mir ein Leidenscapital zusammenseufzen, das mich emancipirt. Komm denn heran, Zeit, wo ich die Augen schließen kann — wollte Gott auf ewig. O, schaut mich an, ihr Prediger der Menschenwürde, und dann faselt noch von freiem Willen. Schändlich, daß mich noch Täuschungen treffen. Freilich sie sind es nicht mehr, es sind nur schwarze Erfüllungen meiner schwarzen Ahnungen. Wer, wie ich, schon seit zwei Jahren in der Blüthenzeit der Jugend nur vegetirt, der hat auch keine Hoffnung mehr. Arbeiten kann und mag ich nicht. Gedanken hab ich nicht; der Vergnügungen, der Zerstreuungen bin ich nicht fähig; Unterhaltung verstehe ich nicht zu führen. Ich kann nichts, nichts, als sterben, — und das soll ich nicht. Es ist mein nur zu aufrichtiger Wunsch, daß ich auf der Stelle erblinden möchte."

„Heute habe ich wieder heiße Thränen geweint. Es ist doch kein Wesen im Himmel und auf Erden, dem ich mich

mit wahrem Vertrauen nähern könnte, ihm mein Herz auszuschütten! Oft versuche ich im Gebet Trost und Erhebung zu finden, aber ich bin nicht bei Gott, Gott ist nicht bei mir, Menschen verstehen mich nicht, denn so wie ich hat noch Keiner gelitten."

Aber ist denn diesem Herzen gar kein Trost, keine Erhebung, kein Enthusiasmus, keine Verehrung geblieben? Allerdings! — Er vergöttert Göthe!

„Als ich erfuhr, es sey dahin, was an ihm sterblich war, bewegte mich wohl ein wehmüthiges Gefühl, aber nicht der Schmerz eines Verlustes. Göthe war und ist Eigenthum aller Nationen, aber auch Gemeingut aller Zeiten. Es war mir nicht anders, als ob ich die Kunde läse vom Tode des Sophokles. Der Tod ist menschlicher als irdische Sieger. Das Haupt, das ihm so lange getrotzt, mäßigte seinen Andrang zur ehrfurchtsvollen Milde. Wie der Herr des Himmels, — und warum sollte es nicht erlaubt seyn, das edelste Geschöpf durch des Schöpfers Bild ohne Frevel zu würdigen? — ist er allgegenwärtig im Gebiet des menschlichen Geistes, ewig ohne Anfang und ohne Aufhören. — Nirgends Anfang, Muster, Meister beim ersten Klang seiner Leyer. Allgegenwärtig und ewig in Raum und Zeit für die Nachwelt."

Wahrlich, der lebensmüde Jüngling wird in der grausigen Nähe des Todes zum Seher! — Denn nicht nur dieser Einzelne, sondern die gesammte Weisheit dieser Zeit, die den Glauben und die Kirche höhnt, kann mit gutem Fuge von sich sagen: „Die Religion habe ich verloren, und für den Glauben wunderbar eingetauscht den Aberglauben. Ich bin zugleich Spötter, Atheist und Mystiker. Das schöne Original des Glaubens fand ich matt und platt; die grelle Copie, der Nachdruck jenes erhabenen Werkes, der Aberglaube bemeistert sich meiner Phantasie. Der Sinn der Menge ist wie ein schlechter Spiegel, der ein schönes Bild mit gezerrten, verlogenen Fratzen gleichsam parodirend wiedergiebt. So bin ich abergläubisch wie ein Türke, aber so eng das Leben mit der Re-

ligion, so eng ist mein Dasein mit dem Wörtlein aber verknüpft. Wenn ich glauben will, so bin ich abergläubisch, wenn ich witzig seyn will, so bin ich aberwitzig, wenn ich mir Wünsche aufbaue mit kühnem Fluge, so tönt es mit zerschmetterndem Hohne: „aber", „aber", wie der Dolmetscher des Schicksals." —

So ist er endlich mit achtzehn Jahren fertig mit dem Leben. — Die antikirchliche Erziehung des neunzehnten Jahrhunderts, wie der Intelligenzstaat sie zu geben vermag, ist geschlossen. — In dem Abschiedsbriefe an seine Eltern schreibt er: „Wenn ich noch hätte lieben können ein Wesen unter dem Monde, daß ich in seinem Glücke mich vergessen, wenn ich noch hätte hassen können ein Wesen unter dem Monde, daß ich an seinem Unglück mich geweidet hätte, so wäre mir das Leben keine Unmöglichkeit gewesen. Aber in diesem grellen Indifferentismus, wo selbst an mein Daseyn mich kaum etwas Anderes erinnert, als der — Schmerz; — da halte ich es für keine Sünde, sondern für eine Rettung der Menschenehre, daß ich es noch vermochte, mit meiner letzten Energie den Tod zu wählen."

„Zuweilen in einsamer Stunde, wenn mir so recht wüst und wirr im Innern war, wollte es mir scheinen als sey nicht mein Leib allein ein übertünchtes Grab, als sey auch die ganze ungeheure Schöpfung eine ebenso ungeheure Lüge, die tausend und abermal tausend Millionen Menschenherzen betrog mit der gleißenden Fabel von der Liebe, Weisheit und Allmacht eines ewigen Wesens. So verlor ich den Glauben an Gott, weil ich den an mich selbst verloren hatte. Wohl fein muß solche Lüge, undurchdringlich ihr Gewebe seyn; wohl sind die Grundsätze der Religion dem jugendlichen, empfänglichen Herzen tief mit Flammenschrift in das Metall des Gewissens und Glaubens gebrannt; aber wenn des Unglücks wilde Jagd heranbraust, so verweht die Flammenschrift, wie Spreu vor dem Winde, und dann bleibt nur die Oede, und Raum genug für die Dämonen der Verzweiflung."

„Als ich über meinen Selbstmord meditirte, war ich mit der Religion schon längst fertig und abgefunden, als ich bei dem Gedanken an Euch noch heillos schwankte. Auch dieses Mal hätte er mich fast zurückgeschreckt. Wenn ich Euch so ganz verloren sah in heitern Aussichten, deren Mittelpunkt ich war, wenn ich Euch am Rande des Abgrundes sorglos spielen sah, schnitt es mir oft tief in das gefühllose Herz. — Aber „Heil mir!“ so rief ich aus Ueberzeugung; jede neue bittere Erfahrung, deren ich noch manche machte, gab mir all' meine Mannheit wieder.“

„Dazu kam, daß die kindliche Liebe, obwohl das Heiligste, was ich kannte, mir doch bald sehr precär erschien. Daß sie oft angeboren seyn mag, will gar nichts sagen; sie ist vielleicht eben so oft anerzogen, nicht selten auch keins von Beiden. Aber gesetzt auch, sie sey allgemein, so kann sie natürlich seyn, ohne Pflicht zu werden. Was soll man den Eltern danken? Etwa, daß sie dem natürlichen Trieb folgten, ein Leben schufen, dessen glückliches oder unglückliches Schicksal nicht in ihrer Macht stand? — Es kömmt immer darauf an, wie man das Leben ansieht. Ist es unglücklich, so halte ich es für eine Qual, und ist es glücklich, so sehe ich es doch bei meinem Unglück nicht ein, mit welchem Rechte irgend eine Macht im Himmel und auf Erden mich zwingen will, glücklich zu seyn?! Schon das empört mich und raubt mir das Glück, daß ich gezwungen bin, wie ein gepreßter Matrose. Darum auch konnte ich mich zur Dankbarkeit gegen Gott, meinen Vater im entfernteren Sinn, nie überreden, wenigstens nicht zu dem Glauben, daß ich die Pflicht habe, das Leben, auch wenn es unerträglich würde, zu tragen.“

„Nur ein grenzenloser Despotismus hat das erste bewußte Daseyn geschaffen, ein Despotismus, dem Nichts gleich kommt, als eine empörende Forderung ihn zu heiligen! Nicht genug, daß der physische Mensch vor dem Tode durch eigne Hand zurückgeschreckt, auch der moralische soll ihn scheuen. Das

ist zu viel! Was giebt solchen Anmaßungen auch nur einen Schatten von Recht? Die ewige Seligkeit! Wer will mich zwingen, selig zu seyn? Wie wenn ich darauf verzichte? Es hat Momente gegeben in meiner Spanne Lebenszeit, in denen eine Ewigkeit von Qualen lag, und die mir deshalb auch keine Ewigkeit von Freuden aufwiegen kann. — O! über eure bettelhaften Verheißungen, ihr Posaunenengel der ewigen Gnade. Die Seligkeit ist eine Hoffnung wie andere, und wird täuschen wie ihre Schwestern. — Bien heureux ceux qui croyent"!

„Wer mir die Grundfrage beantwortet hätte vom Recht der Geburt, der hätte sich einen Gotteslohn an mir erworben! Die Werkzeuge jenes Despotismus sind Niemand als die — Eltern! Das Hazardspiel des Lebens fängt vor der Geburt der Kinder an. Auf des Kindes Gefahr thun die Eltern den ersten Wurf, werfen, bis es selbst werfen kann, und wenn sie verspielen, mit welchem Rechte wollen sie es zwingen ihre Zeche zu bezahlen, das ganze Spiel anzuerkennen? Als Knabe war ich zu jung, Alles dieß zu fühlen; ich träumte vom Gewinn, sagte: va banque! und habe Alles verloren!"

„Ohne Euch Eltern wäre ich kein Selbstmörder geworden!! Aber Euch klage ich nicht an, nur das Schicksal, um nicht Gott zu sagen. Ihr seyd kurzsichtige Menschen, aber Gott!! — Ach! Ihr waret so gute böse Eltern! Zwar die ersten Urheber meines Unglücks, habt Ihr doch so redlich gestrebt, mein Glück zu gründen. Ich fühle nur zu tiefen Schmerz, daß ich Euch das Erste vergelten muß, das Andere nicht vergelten kann. Aber wahrlich, so unschuldig Ihr an meinem, so unschuldig bin ich an Eurem Unglück. Ihr mußtet, ich mußte. Ihr wolltet nicht mein, ich will nicht Euer Unglück. Ersparen will ich Euch durch ein großes Uebel tausend größere. Oder meint Ihr, es könne keinen schwerern Schlag geben? Habe ich doch noch meine Ehre, und ein Gewissen, woran nur ein großer Flecken haftet. Es ist ein Blutmal, mein Blut, euer Blut. Glaubt mir, es handelt sich darum, ob Ihr, oder ich selbst mich verlieren sollte. Ich

verlor an mir Alles, Ihr wenig oder nichts; das werdet Ihr jetzt wohl begreifen. Entweder giebt es keine Fortdauer, und dann ist der ganze Bettel der Rede nicht werth; dann giebt es so wenig Tugend als Sünde, und meine That ist gleichgültig. Oder giebt es eine Fortdauer, d. h. eine ewige, so ist das Leben ein untergeordnetes Interesse, und ich habe besser gethan, dieses, als mich selbst, den Rest von Menschenwerth zu verlieren."

„Ich habe nichts gethan, als einen Fehler corrigirt, den die Natur, oder wer weiß, gemacht hatte. Wer weiß, was aus mir geworden wäre?" — — —

Auf diese Frage ist in der That kein Sterblicher im Stande Antwort zu geben. — Nur das vermögen wir mit Bestimmtheit zu erkennen, daß diese That das Resultat dieses Bildungsganges war. — Ohne Christus giebt es kein Heil für den Menschen, weder in der Erziehung noch im Leben. Dieß war der Grundsatz der ältern Erziehungsweise, wie sie heute noch in den „Jesuitenschulen" befolgt wird, — deren Besuch der Absolutismus bekanntlich mit äußerster Gewalt verwehrt. — Welche Stelle der Sohn Gottes dagegen innerhalb der Bildung einnimmt, welche eben dieses absolute Staatsthum ausstreut, lernen wir aus einer Schularbeit Carl's von Hohenhausen. „Wir finden," sagt der sechszehnjährige Knabe, „Christus immer Ideal, aber nie idealisirt. Diese großartige Persönlichkeit des Erlösers, verbunden mit der Dunkelheit einiger Bibelstellen, sind eben Ursache gewesen, daß man in ihm einen Sohn Gottes (im metaphysischen Sinne) gesehen hat. Das bringt weder uns Gewinn, noch macht es Christus größer." —

Wohin dieser Weg führt, zeigt das vorliegende traurige Exempel. Wäre es nicht billig und den Fortschritten des Jahrhunderts gemäß, wenn katholischen Eltern wenigstens die Wahl zwischen diesen Bildungsanstalten und den Jesuiten-Schulen freigestellt, und diese Intelligenz einer protestirenden

Bildung der heranwachsenden Generation nicht von Staats-
wegen aufgedrungen würde?

XLI.

Niebuhr und Bunsen als Diplomaten in Rom.

„Wer nicht kann, was er will, der wolle, was er
kann.“ Niebuhrs Lebensnachrichten Th. I.

Zweiter Artikel.

Die Leser dieser Blätter werden sich ohne Zweifel noch jenes Pu-
blicandums erinnern, welches am 15. November 1837 erlassen wurde,
um vor dem Volke die Verhaftung des Erzbischofs von Köln zu recht-
fertigen. Dieses Publicandum beruft sich vornehmlich „auf die treue
und gewissenhafte Ausführung der Uebereinkunft mit dem Papste von
Seiten der Staatsbehörden.“ Die wichtigsten Folgen, welche aus die-
ser Uebereinkunft für die Kirche hervorgehen sollten, waren die **Doti-
rung der Bisthümer** und die Erwählung der Bischöfe. Jeder-
mann weiß, daß eine freie Wahl der Bischöfe nicht Statt gefunden hat,
und daß die Bisthümer noch heute nicht dotirt sind. In Betreff des
letzten Punktes erinnere ich an des braven Niebuhrs Aeußerungen in dem
Briefe vom 28. Dezember 1821. „Daß man hier die lange Frist an-
genommen, ist ein glänzender Beweis des Vertrauens, welches man in
unsern guten Willen setzt.“ In demselben Briefe heißt es weiter: „ich
habe dem Papst versichert, daß er da **auf redlichen Willen zäh-
len kann**.“ Diese lange äußerste Frist zur Dotirung der Bisthümer,
welche Niebuhr als glänzenden Beweis des Vertrauens bezeichnet, war
das Jahr 1833! und noch heute ist nichts geschehen! man möchte darin
einen glänzenden Beweis finden, daß man auf „unsern guten Willen“
kein Vertrauen haben darf. Allein hiervon kann nicht die Rede seyn, da
Niebuhr bald nach Abschluß dieser Verhandlungen abtrat, und die bun-
senschen Bestrebungen — ins Leben traten.

Hören wir aber die Bulle selbst in der officiellen Uebersetzung der
preußischen Gesetzsammlung (1821. S. 114 ff.). Der betreffende Ab-
schnitt (S. 140 ff.) lautet: „Es sollen auf die, namentlich dazu ange-

wiesenen Staats-Waldungen so viel Grundzinsen errichtet werden, als auszustattende Sprengel da sind; und zwar zu solchem Betrag: daß die davon jährlich zu erhebenden reinen, von jeglicher Belästigung freien Einkünfte ausreichen, entweder zu gänzlicher Ausstattung der Sprengel, wenn es durchaus daran gebricht, oder zur Ergänzung der Ausstattung, wenn Sprengel einen Theil ihrer Güter noch besitzen, so daß jede Diöces zukünftig ein solches Jahr-Einkommen haben möge, welches die für die erzbischöfliche oder bischöfliche Tafel, für das Domcapitel, für das Seminar und für den Weihbischof ausgesetzten, unten aufzuführenden Einkünfte vollkommen decke; und daß das Eigenthum solcher Grundzinsen durch Urkunden, in bündiger den Gesetzen jenes Reichs entsprechender Form abgefaßt und von dem vorgepriesenen König selbst vollzogen, einer jeden Kirche übertragen werde. Und weil vorgedachte Waldungen, wie die Staatsgüter überhaupt, aus Anlaß der, im Kriege gemachten, Schulden mit Hypothek belastet sind, denselben daher kein Grundzins auferlegt, auch ihr Einkommen nicht bezogen werden kann, bevor durch Zahlungen, welche die Regierung den Hypothekar-Gläubigern geleistet, der Betrag der Staatsschuld vermindert, und ein zureichender Theil der Staatswaldungen von der Hypothek frei geworden ist; ferner, da nach dem Gesetze, wodurch der Durchlauchtigste König den Staatsgläubigern diese Sicherheit gewährt hat, im Jahre Tausend, achthundert, dreiunddreißig durch die Behörden sich entscheiden wird, was für Grundstücke von der Hypothek erledigt oder noch damit beschwert bleiben werden: so beschließen Wir, daß die Eintragung gedachter Grundzinsen in dem erwähnten Jahre Tausend, achthundert, dreiunddreißig, oder auch theilweise früher, wenn nämlich ein Theil der Waldungen von jener Hypothek befreit würde, Statt finden soll. Es werden demnach, wenigstens vom Jahre Tausend, achthundert, dreiunddreißig ab, jene Grundzinsen von den einzelnen Diöcesen unmittelbar erhoben; von nun an aber bis zu gedachtem Jahre hin, oder bis dahin, da die Errichtung des Grundzinses früher zu Stande käme, soll eine, dem Antrag der Grundzinsen gleichkommende Baarschaft aus den Regierungshauptkassen der Provinz einer jeglichen Diöces ausbezahlt werden. Und um jede Besorgniß zu heben, daß diese Art der Zahlung auch über das Jahr Tausend achthundert drei und dreißig hinausreichen könne, wenn vielleicht die Behörde der Einrichtung gedachter Grundzinsen widerspräche, weil die Staatsschuld noch nicht genugsam vermindert worden sey; so hat der belobte König sich erboten und fest zugesagt und verheißen: (ultro promisit, conceptisque verbis sese obligavit) wenn wider alle Erwartung sich solches zutragen möchte; daß dann mit baarem Gelde des

Staats so viel Grundstücke erkauft und den Kirchen zu eigenthümlichem Besitze übergeben werden sollen, als erforderlich sind, um durch ihr jährliches Einkommen den Betrag jener Grundzinsen zu erreichen. Da nun der Durchlauchtigste König verheißen hat, über dieses Alles bündige, in seinem Reich zu Recht bestehende, von Ihm selbst zu vollziehende Urkunden zu desto sicherer Vollführung ausstellen zu lassen: so soll gedachter Bischof Joseph verpflichtet seyn, jeder Kirche eine dergleichen Urkunden zur Aufbewahrung in ihrem Archiv zu überliefern."

Diese Bulle hat des Königs Majestät in die Gesetzsammlung aufnehmen lassen, und ihr in der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 23. August 1821 (S. 113 ebendas.) namentlich in Betreff der Ausstattung der Bisthümer die königliche Billigung und Sanction ertheilt, „kraft deren diese Verfügungen als bindendes Statut der katholischen Kirche, des Staates von allen, die es angeht, zu beachten sind." Ferner verfügte diese Cabinetsordre, daß für die Ausführung der Bulle „durch das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zu sorgen sey." Außerdem beruft sich des Königs Majestät ausdrücklich auf die früher getroffene im Wesentlichen gleiche von Allerhöchstdemselben schon am 9. Juni d. J. genehmigte Verabredung. Aber troß dem feierlichen Versprechen und dem entschiedenen Befehle des Monarchen ließen die Staatsbehörden nicht allein die äußerste Frist des Jahres 1833 verstreichen, sondern wie gesagt, noch bis zum heutigen Tag ist das Königswort unerfüllt geblieben. Die zur Ausstattung der Bisthümer bestimmten Kirchengüter wurden frei von Hypothek — und verkauft.

So also steht die Sache. Des Königs Majestät hat gelobt, der Kirche gewiße Besitzungen (als einen Ersatz der großen ihr entzogenen Güter) zu übergeben, und hat die Ausführung der Gelöbnisse anbefohlen. Aber die, denen die Ausführung zugekommen, ließen die äußerste Frist, die man sich vorbehalten verstreichen, und mit einemmale sind die Besitzungen fort, durch die Regierung verkauft. Wie kann es nun einem verständigen Menschen einfallen, von der Regierung die Abtretung dieser Besitzungen zu begehren? Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, also wohl auch der Papst. In der That hat man Mons. Cappaccini, als er in Berlin war, einen solchen Bescheid gegeben, und das Frankfurter Journal beruft sich nun kecklich auf die ihm ertheilten „befriedigendsten Aufschlüsse." Die Sache war nämlich öffentlich zur Sprache gekommen, und zwar durch Bunsens Schuld und die seines Genossen in Bonn. Jener hatte nemlich nicht allein in jenem Publicandum — denn bekanntlich ist auch dieses durch ihn verfaßt — sich auf die „treue und gewissenhafte Ausführung" berufen; in der Darlegung

hatte er sogar behauptet: die Ausführung der Vereinbarung sey „von demselben Geiste königlicher Gerechtigkeit und Freigebigkeit geleitet“ worden, wie die Unterhandlung und Vereinbarung selbst. An diese Gerechtigkeit, diese Freigebigkeit, diese Treue und Gewissenhaftigkeit wird am Eingange des Publicandums appellirt, um die Unfügsamkeit des Erzbischofs noch strafbarer erscheinen zu lassen. So schütteln sie immer an dem Baum der Erkenntniß ehe die Früchte nur reif geworden sind. Eine kleine Schrift, die in Würzburg erschienen, hat das Verdienst, das Vorgeben der geschehenen Dotirung aufgedeckt zu haben. Demnach bezog sich dann, in das Frankfurter Journal flüchtend, die Verneinung auf die Monf. Cappaccini in Berlin ertheilten befriedigende Aufschlüsse, die wohl darauf hinaus gelaufen: es sey eben nichts mehr zu holen. So weit gekommen, ging man nun noch einen Schritt weiter und verkündete der Welt, daß man auf diesem Wege umzukehren, mit Nichten gesonnen sey. Eine Schrift „die katholische Kirche in der Rheinprovinz“, die durch die Hand der brauchbarsten Provinzialbeamten derselben Tendenz mit vereinten Kräften einen Nothdamm erbauen sollte, sagt darüber unverhohlen: „Der König von Preußen dagegen bewies dem Papste das größte Vertrauen und seiner Stellung ... eine so hochachtungsvolle Rücksicht 2c. — Er überließ ihm nicht nur die Circumscription der Diöcesen, sondern erlaubte ihm auch die Besoldungen der höhern Geistlichkeit festzustellen. Er durfte sogar das Verlangen aussprechen: daß diese Besoldungen unabhängig von der Staatskassa seyen, und auf die Staatswaldungen angewiesen werden, also den Charakter der Besoldungen verlieren sollten. — Dieser Bulle, welche den Staat mit ungeheuren Summen, mit so lästigen, ja bedenklichen Verpflichtungen belastet, ertheilte der König ihrem wesentlichen Inhalte nach, insoferne es unbeschadet der Rechte der evangelischen Unterthanen und der evangelischen Kirche des Staats geschehen konnte, seine königliche Bewilligung und Sanction. — — Nach dieser Bulle, deren Bestimmungen zum größten Theile (Autor hust) gewissenhaft zur Ausführung gebracht sind, (hier macht Autor eine Note, von welcher sogleich mehr) hat die katholische Kirche 2c. — — Der Erzbischof von Köln bewohnt einen Palast (Autor auch) und hat einen Gehalt von 12000 Rthl. In der Note folgt die neue Wendung, „daß die Ingrossation auf die Staatswaldungen nicht eher möglich, als bis die Staatsschulden, denen sie verpfändet werden mußten, getilgt sind. Uebrigens haben eben die jetzigen Vorgänge erwiesen, wie staatsgefährlich (Autor sperrt) eine solche Maaßregel seyn würde. Wir dürfen sie jetzt wohl nicht mehr fürchten“.

Da sieht man also, wie sehr die Herrn bis dahin gefürchtet haben,

des Königs Majestät werde darauf bestehen, das gegebene feierliche Versprechen zu erfüllen; wie schwer auf ihnen die „bedenkliche Verpflichtung“ gelastet hat, welche ihr Landesherr eingegangen; wie sie der Ehre des Königs, das angebliche Interesse des Staats entgegensetzen, und die Verpflichtung jenes zu dem, was er wiederholt verheißen, gebilligt, sanctionirt und publicirt hat, mit dem Einwande zurückzuweisen trachten, daß die Erfüllung dieser Verpflichtung staatsgefährlich sey. Uebrigens ist, was man da von dem Vorbehalte der Rechte der evangelischen Unterthanen rc. eingeschoben, eine Entstellung. Die königl. Cabinetsordre enthält freilich folgende Stelle: „Diese meine Königliche Billigung und Sanction ertheile Ich vermöge Meiner Majestätsrechte, und diesen Rechten, wie auch meiner Unterthanen evangelischer Religion, und der evangelischen Kirche des Staates unbeschadet.“ Allein abgesehen davon, daß diese allgemeine Clausel nur bestimmt ist, etwaige Mißdeutungen auszuschließen, nicht aber auf bestimmte factische Anordnungen, welche mit den Rechten der evangelischen Staatskirche nichts zu thun haben, bezogen werden können, so handelt es sich hier überdieß von einer Verheißung des Königs, welche sogar der Bulle schon vorhergegangen, von Verabredungen welche des Königs Majestät schon am 9. Juni 1821, Seinem eigenen in der Cabinetsordre enthaltenem Zeugnisse gemäß, genehmigt hatte. Auf den Einwurf wegen Verpfändung der Waldungen habe ich, abgesehen von dem geschehenen Verkaufe für die armen Bonaparturienten (vgl. S. 29, 30 rc.) noch eine doppelte Antwort. 1) Es ist doch lustig zu sehen, wie Niebuhr die Leutchen durchschaut hat (II., 427). „Ich muß aber glauben, daß man die Idee zu unterhandeln ganz aufgegeben hat, obgleich vor zwei Monaten alles unterschrieben gewesen seyn soll (Also schon Neujahr 1820!) Ich muß dieß glauben, weil in der Verordnung über die Staatsschuld alle Domainen und eingezogenen geistlichen Güter, mit Ausnahme von 2½ Millionen für die Höfe, für die Staatsschuld hypothecirt sind. Nun aber wird der römische Hof die Bedingung aufstellen, daß die Bisthümer u. s. w. auf Einnahme aus Eigenthum der Kirche fundirt werden sollen.“ 2) Das hat der römische Hof aber dennoch nicht unbedingt gethan, sondern er ist in seinem von Niebuhr bewunderten Vertrauen zu dem Könige so weit gegangen, daß er einen Ausstand bis zum Jahre 1833 gewährte, und da diese Frist abgelaufen ist, so hat heute nur die folgende Stelle der sanctionirten Bulle noch Anwendung: „wenn vielleicht die Behörde der Errichtung gedachter Grundzinsen widerspräche, weil die Staatsschuld noch nicht genugsam vermindert worden sey; so hat der belobte König sich erboten und fest zugesagt und verheißen.. daß dann

mit baarem Gelde des Staates so viel Grundstücke erkauft und den Kirchen zu eigenthümlichem Besitze übergeben werden sollen, als erforderlich sind, um durch ihr jährliches Einkommen den Betrag jener Grundzinsen zu erreichen." Dieser Fall ist eingetreten; durch das Königswort hat nun die Kirche das Recht, sofortige Ausstattung in Grundbesitz vom Staate zu verlangen. Das Recht auf dieses Grundeigenthum steht so fest, wie irgend ein Recht im preußischen Staate, wie der preußische Thron selbst; denn worauf anders ruhen Throne, als auf Treue, Glauben und Gerechtigkeit?!

II. Ein anderer wichtiger Gegenstand für die katholischen Unterthanen, dessen Betreibung die bunsensche Tendenz im Gegensatze der niebuhrschen deutlich erkennen ließe, ist die gleich nach Niebuhrs Rücktritt erwirkte, namentlich auch durch ihre rückwirkende Kraft berüchtigte Verordnung über die gemischten Ehen und die Anstalten zur Ausführung resp. praktischer Erweiterung der darin ausgesprochenen Sätze. Das Schreckbild dieser Verordnung in der Hand drängte man die Bischöfe Reformen zu begehren, ja Bunsen selbst setzte bekanntlich die Briefe auf, durch welche die Bischöfe die gewünschte Nachgiebigkeit des heiligen Vaters erwirken sollten. Eine rege Thätigkeit, die kein Mittel unversucht läßt, ist Bunsen nicht abzusprechen (Beitr. S. 89 pol. Bl. I. S. 1 ff.; ich sage mit Niebuhr: Bunsens Werth erkenne ich ganz). Aber der Erzbischof von Köln machte Schwierigkeiten, so große, daß man endlich mit ihm brechen mußte. Wie nun verhehlen, daß man von der wahren Sachlage und namentlich von diesem Zwist den römischen Stuhl, an dem es doch war, über die Begründung der von dem Erzbischofe erhobenen Einsprüche zu urtheilen, ganz und gar nicht unterrichtet hatte? Ih nun! denkt Bunsen, man bindets eben dem Publicum auf, der heil. Vater habe „vom dem Gange der Ereignisse vollständige Kenntniß", stehe fortwährend mit der Regierung im besten Einverständnisse. Die Darlegung S. 21 am Schluß der vierten Periode der Abhandlung über die gemischten Ehen giebt zur Ergänzung des Publicandums „die befriedigendsten Aufschlüsse" — „Der Widerruf des Bischofs von Trier ward vielfach besprochen. Die Regierung mußte die Sache zur Entscheidung bringen. Der römische Hof wurde aufmerksam gemacht auf das gesetzwidrige Verfahren des Erzbischofs und dessen unvermeidliche ernste Folgen in den Verhältnissen zur Bonner Facultät (Mai und Juni d. J.); es schien aber, als glaube derselbe der Weisheit und Gewissenhaftigkeit des Erzbischofs die Sache überlassen zu müssen. Die Regierung beschloß also, sich an diesen selbst mit dem festen Willen zu wenden, eine entscheidende Erklärung von ihm zu erhalten, und die Sa-

che mit ihm endlich zum Abschluß zu bringen.“ Hier pfifferts einmal tüchtig. In der Abhandlung von den gemischten Ehen, im Anschluß an alle diesen Gegenstand betreffenden Vordersätze, namentlich an die Mittheilung über den Widerruf des Bischofs von Trier sagt uns Bunsen, die Regierung habe die Sache zur Entscheidung bringen müssen, der römische Hof habe geschienen, die Sache dem Erzbischofe überlassen zu müssen, die Regierung habe sich also an diesen gewandt, um die Sache zum Abschluß zu bringen. Was ist nun die Sache, was hat Bunsen dem römischen Hofe vorgetragen? Die Lage der Streitigkeiten über die gemischten Ehen? denn von dieser Sache allein ist hier die Rede. — Weit gefehlt; er hat in Rom die hermesianischen Angelegenheit zur Sprache gebracht. — Aber die wird ja erst im zweiten Theil der Darlegung besprochen. — Freilich, da steckt aber der Pfiff. Von tausend Lesern werden neunhundertneunundneunzig glauben, es stehe hier geschrieben, man habe Rom diese Sache vorgelegt, aber ohne Erfolg; das ist freilich durchaus unwahr, und doch ist Bunsen ein ehrlicher Mann, er sagt ja selbst, „der römische Hof wurde aufmerksam gemacht auf das gesetzwidrige Verfahren des Erzbischofs, und dessen unvermeidliche ernste Folgen in den Verhältnissen zur Bonner Facultät.“ Wenn die Leser der Darlegung diesen letzten Zusatz übersehen, oder bloß auf die unvermeidlichen ernsten Folgen bezogen haben*), was geht das Bunsen an? Wer hinters Licht geführt worden, der möge ein andermal besser aufpassen. — Ich habe an diesem Kunstgriff nicht die Fälschung zu rügen, denn die liegt in der Aufgabe, noch auch das armselige Hinterpförtchen der Gewissenhaftigkeit, welches zwar bei Licht besehen eine blinde Thüre ist, aber dennoch auf eine zahlreiche Klasse von Männern, mit denen Bunsen in Verbindung steht, ganz gut berechnet war. Mich dauert die Impotenz am meisten. Nur um die Lüsternheit zu befriedigen, wird betrogen, an Erfolg des Truges ist nicht zu denken. Kaum gelangt das falsche Wort nach Rom, so vernimmt aus dem Munde des Oberhirten die ganze Welt die Wahrheit, und die Denkschrift des heiligen Stuhls zeigt den vollen Zusammhang**). Auch die Besten der Guten gestehen, daß das eine verdrieß-

---

*) Das Publicandum spricht von den „unvermeidlichen ernsten Folgen“ im Allgemeinen.

**) S. die Denkschrift des heil. Stuhls. Augsb. 1838 S. 19, 20. „Ließ der Herr Ritter Bunsen in den Monaten Mai und Juni 1837 sowohl mündlich als durch Privatschreiben den Cardinal Staatssecretär wissen, daß seine Regierung einige Gründe habe, über den neuen Erzbischof von Köln zu kla-

iche Sache sey, und Bunsen selbst, der gehofft hatte, Rom ließe dieß Alles ruhig hingehen, schreit laut auf: „Ebenso neu, wie die starrsinnige Opposition des Erzbischofs von Köln wider die preußische Staatsregierung im Staatenleben des neuern Europa, ist die dadurch auf dem Felde der Diplomatie ins Leben gerufene Erscheinung, die Veröffentlichung diplomatischer Actenstücke, deren Geheimhaltung allgemein bis dahin als erster Grundsatz aller europäischen Cabinette und Höfe gegolten hat." (Pol. Bl. II., 15.)

III. Schon etwas besser ist ein Kunstgriff, welche die Darlegung angewendet hat, um den Erzbischof als Feind wissenschaftlicher Bildung, namentlich der Universitäten darzustellen. Hier konnte man eher ein Gelingen des Kunststückes hoffen, weil dem gefangenen Erzbischof kein Einspruch möglich war. Ich will zuerst den wahren Sachverhalt darstellen, wie er aus einer, Gott weiß wie, hervorgerufenen Erklärung der preußischen Staatszeitung Juli 1838 erhellt. Der rühmlich bekannte Curator der Bonner Universität hatte im Februar 1837 den Auftrag erhalten, mit dem Prälaten über die von demselben erhobenen Einwendungen gegen die Vorlesungen einiger Professoren eine Conferenz zu halten, aber erst unter dem 15. März, war dieser durch jenen um Bestimmung eines Termins ersucht worden, welchem Gesuche er umgehend unter dem 17. d. M. entsprach. Am 19. d. M. fand die Conferenz statt. — Statt dessen schrieb Bunsen in seiner amtlichen Darlegung S. 31: „Der Erzbischof wurde daher im Februar ersucht, die Zeit für eine solche Conferenz anzuberaumen. Nach langem Zaudern setzte er sie auf den 19. März fest". Als man den Prälaten um Festsetzung eines Termins ersuchte, am 15. März, waren die Osterferien bereits eingetreten. Bunsen aber stellt die Sache so dar, als habe der geduldige Curator von dem zaudernden Erzbischofe lange, lange Zeit, in Folge der mündlichen Besprechung, eine Mittheilung erwartet. „Allein die Osterferien traten ein, ohne daß irgend eine Mittheilung erfolgt wäre. — Die Aufregung der Gemüther über die theologischen Angelegenheiten nahm bedeutend zu. Eine heftige Polemik über Hermes und das Breve wurde sogar an öffentlichen Orten vielfältig betrieben. (Fürchterlich!) Die Regierung mußte diesem Unfug steuern. Sie mußte zugleich durch einen eignen feierlichen Act zeigen, daß, indem sie die Gesetze aufrecht hielte, sie im Geringsten nicht gesonnen sey, sich in Glaubensstreitigkeiten der katholischen Kirche

gen... Auf gar keine Weise betrafen aber die gemeldeten Klagen den Punkt der gemischten Ehen."

zu mischen, und daß sie nur durch den Eigensinn des Erzbischofs und die Gesetzwidrigkeit seines Verfahrens in die Unmöglichkeit versetzt worden, mit dem Erzbischofe selbst die Angelegenheit zu ordnen". Nun bedenke man: ein einziges Mal hatte man sich an den Erzbischof gewandt, um mit ihm selbst, wie es sich gebührte, die Angelegenheit zu ordnen, eine Besprechung hatte man nachgesucht; augenblicklich gewährte er sie, augenblicklich fand sie Statt. Man hatte ihm in der Conferenz vorgeschlagen, so sagt die Darlegung selbst, der Prälat möge die betreffenden Glaubenspunkte ausheben, und jenen (hermesianischen) Professoren vorlegen. „Dieß wurde versprochen, obwohl ohne feste Zeitbestimmung". Das Versprechen wurde in der Charwoche gegeben. Die Ausarbeitung einer so wichtigen Schrift, welche den hermesianischen Irrthümern die geeigneten Glaubenssätze der Kirche als ein Bollwerk der Orthodoxie entgegenstellen sollte, also die äußerste Vorsicht und Gründlichkeit erforderte, konnte kein Werk weniger Tage seyn; am wenigsten war in dieser kirchlichen Zeit eine schnelle Erledigung möglich. Aber der Curator, der wahrscheinlich in Bonn vernommen, daß diese Maaßregel die hermesischen Irlehre zu Grunde richten würde, scheint unverzüglich gegen die Verabredung ein eigenmächtiges Eingreifen des Staates beantragt zu haben. Denn schon am 4. April, am sechszehnten Tage nach der Conferenz, wurde dieses einseitige Eingreifen in Berlin beschlossen. (Lit. S. S. 28 der Beilagen zur Darl.)

Aus diesem ihm urkundlich vor Augen liegenden Sachverhältnisse nun entnahm Bunsen die Anklage gegen den Erzbischof wegen Zauderns, Eigensinnes u. s. w. „Die Regierung hatte nun offenbar Alles erschöpft" (nach einem einseitigen Benehmen des Curators mit den Professoren), „was von ihrer Seite geschehen konnte. Man erwartete mit Ungeduld, aber doch mit Zuversicht, eine Mittheilung des Erzbischofs über seine Forderungen und Beschwerden. Uebrigens konnte ihm das seit der Conferenz vom 19. März Vorbereitete und mit aller Oeffentlichkeit Geschehene nicht unbekannt geblieben seyn". Allerdings wird er es erfahren und die unmotivirte Beiseitsetzung der mit ihm getroffenen Verabredung schmerzlich empfunden haben. Sehen wir aber, wie Bunsen sein Spiel zu Ende führt. „Als nun unmittelbar vor dem Anfange der Vorträge den Alumnen des Convictoriums vorschriftsmäßig die Vorlesungen für das neue Semester bestimmt werden sollten" (so zwang man sie, hermesianische zu hören), „erklärten die meisten, daß sie sich an jene Entscheidung des Erzbischofs" (an das Verbot verdächtiger Vorlesungen) „halten müßten. Hier galt es Aufrechterhaltung der

Zucht, der Gesetze, des Ansehens der Regierung“ (des Hermesianis-
mus). „Der Gehorsam gegen die geistlichen Oberen und Lehrer der
Anstalt“ (d. h. den Curator und seine Getreuen) „wurde Allen als
Bedingung des Bleibens in derselben gestellt. Die Folge war, daß von
Siebzig nach und nach mehr als Sechzig austraten: ein schwerer Ver-
lust für die Kirche, welche des Nachwuchses sehr bedarf, und ein har-
tes Loos für die jungen Männer, welche so aus ihrer Laufbahn gerissen
wurden“ (zwei dicke pietistische Thränen salzen die Darlegung): „die
Lehrsäle verödeten“. — Die Folgen mußte der Erzbischof voraussehen:
sie wurden auch dem päpstlichen Stuhle nicht verhehlt“ (der in der
„Weisheit und Gewissenhaftigkeit des Erzbischofs“ Beruhigung fand).
„Wenn man sich nun fragt, welches der bewegende Grund einer so
unerklärlichen Handlungsweise des Erzbischofs sey“ (d. h. um das *Un-
erklärliche zu erklären*) „so *scheint klar*, daß, da nicht ange-
nommen werden darf, es sey der Zweck des Erzbischofs gewesen, sei-
ner Kirche einen Schaden zuzufügen, und da bloßer Eigensinn allein
schwerlich so verblenden kann“ (so eben wurde das Unerklärliche „nur
durch den Eigensinn des Erzbischofs“ erklärt), „*sein Zielpunkt nur
dieser gewesen seyn könne, durch starren Widerstand die
katholische Facultät und das Convictorium zu zerstö-
ren, und die Auflösung der Bonner Universität*, so viel an
ihm lag, herbeizuführen. Es war so leicht, den eigentlichen Zweck der
Kirche zu erreichen in der Form des bestehenden Geschäftsganges: es
war so unmöglich, irgend etwas dafür auszurichten auf dem eingeschla-
genen Wege: wie ist dieses zu erklären, als eben dadurch, *daß der
höhere, um jeden Preis zu erkaufende Zweck der Umsturz
der bestehenden Anstalten war*? Es ist schwer, dieß als Plan
eines deutschen Bischofs zu begreifen“.

Mit dieser Fratze hat Bunsen wirklich Glück gemacht; nicht allein
hat ihm der Hr. v. Altenstein in dem Schreiben an das Domcapitel,
welches mit dem Publicandum veröffentlicht wurde, die Anklage des
Strebens nach „Umsturz der deutschen Universitätsbildung“ und Ver-
drängung aller wissenschaftlichen Studien unterschreiben müssen, sondern
es ist ihm auch gelungen, die Gemüther vieler Schulmänner, denen
schon der Boden unter den Füßen zu schwanken schien, ganz erbärmlich
zu erschüttern. Solche Menschen, mögen sie auch sonst von der zahm-
sten Art seyn, können furchtbar werden, wenn das Uebermaaß der
Angst in Wahnsinn umschlägt. Männer, für welche es sonst noch an-
dere Erkenntnißquellen gibt, als Staatszeitungen, rehfuesische Wahr-
heiten und bunsensche Darlegungen, sah man damals tagtäglich in ba-

chantischer Wuth auf den abwesenden, gefangenen greisen Erzbischof einstürmen, einzig, weil er des Attentates gegen die deutschen Universitäten bezüchtigt worden. Augenblicklich hat dieser Trug denn allerdings einigen Nutzen gebracht, zuletzt kam aber auch hier die Wahrheit an den Tag, und es braucht nicht bemerkt zu werden, daß jene Männer, welche die Schmach einer öffentlichen Prostitution tief empfinden, sie bei der nächsten Gelegenheit unfehlbar rächen werden*). Ich wiederhole es, ein schweres Gewerbe ist das der Lüge; kaum den Gewinn eines einzigen Tages erlangt sie, den einer langen Zukunft auf's Spiel setzend.

IV. Es wird nicht minder lehrreich seyn, die bunsensche Diplomatie in den Unterhandlungen, welche mit dem Erzbischofe von Köln im Herbste 1837 gepflogen worden, zu beobachten (Darlegung S. 22 flg.). „Die Forderung einer Erklärung des Erzbischofs hinsichtlich der Instruction . . . durch die offenkundigen Mittheilungen und Gerüchte begründet". „Es wurden, in Voraussetzung einer befriedigenden Erklärung hierüber, mit zuvorkommender Bereitwilligkeit diejenigen Punkte berührt, über welche der Erzbischof Bedenken geäußert, Beschwerden oder Wünsche vorgebracht hatte . . . Sie betrafen, den Punkt des Geschäftsganges abgerechnet, nur den §. 11 der Instruction von der Aussegnung der Wöchnerinnen, über den oben die Actenstücke beigebracht sind. Die unbedingte Erklärung über die Zulässigkeit jener (von dem Erzbischof geltend gemachten) Auslegung und die Zusicherung über den von ihm gewünschten Geschäftsgang übertraf, nach seiner Aeußerung, alle Erwartungen des Erzbischofs".

„Derselbe besprochene und verabredete Entwurf ward vollzogen". — Was war denn nun verabredet? Zur Verabredung gehört doch Erklärung und Zustimmung; oben sahen wir aber, daß die Herren Beamten eine befriedigende Erklärung über den Hauptpunkt stillschweigend vorausgesetzt haben, daß der Erzbischof sich also zur ausschließlichen Beobachtung der Instruction nicht verpflichtet habe, vielmehr daraus, daß die Herren Beamten hierüber keine weitere Erklärung verlangten, wohl schließen durfte, daß sie nicht Willens seyen, darauf zu bestehen. Man verabredete also die Nebensachen, und die Hauptsache nicht; dann entfernten sich die Herren Commissarien. Es war aber die Absicht beider Theile, durch einen amtlichen Briefwechsel das Ergebniß der Besprechung festzustellen. Als nun der Erzbischof ei-

*) Der allernaivste Einfall Bunsens war wohl der, einen Paragraphen des allgemeinen Landrechts hervorzuheben, und diesen zu einem Theile eines auch an und für sich ersonnenen Concordates zu stempeln. Aber auch dieses Kunststück ist mißrathen. Siehe Beiträge S. 68, 69, 70.

ten von dem Grafen von Stolberg vollzogenen Brief erhielt, und auch dieses Nichtverabredete fand, war zu erwarten, daß er hiergegen Einspruch erhöbe. Dennoch: „Wie groß war das Staunen des königl. Commissarius, als der Erzbischof das Schreiben zurücksandte"! Bei der abermaligen Zusammenkunft zeigte sich Bunsen im höchsten Glanze seiner diplomatischen Gewandtheit. Welch eine Verwicklung! Die mit so großer Bestimmtheit ausgesprochene Ueberzeugung des Erzbischofs nöthigt ihn, — rechts zu gehen; die nicht minder bestimmte und aufrichtige Ueberzeugung und der feste Entschluß Sr. Maj. des Königs zwingt ihn, links zu gehen. Es handelte sich davon, jener zwingenden Umstände unbeschadet, „es dem Erzbischofe möglich zu machen, daß er rechts gehe, ohne daß er den Befehl des Königs, links zu gehen, zu verletzen brauche". Der Diplomat, geübt in „Vermittlung der Gegensätze", schlägt eine künstliche Fassung vor, gemäß welcher (zufolge der „Einfügung der von dem Erzbischofe festgehaltenen Worte"!) der Prälat hinfüro, seinem Gewissen gemäß, — rechts gehen kann, und — „alle Schwierigkeiten schienen gehoben, alle Bedenken beseitigt: eine schwere und betrübende Verhandlung schien im letzten Augenblicke noch mit einem glücklichen Einverständnisse gekrönt zu seyn".

Wahrscheinlich in der Stille der folgenden Nacht machte aber der scharfsinnige Diplomat die Entdeckung, daß, wie die Sache nun gestellt war, der Bischof rechts, und nicht nach dem Königlichen Befehle links gehen werde. „Um jedes Mißverständniß unmöglich zu machen", und „die eigene Verantwortlichkeit zu decken", setzte er nun auf seine Faust*) einen ziemlich langen — „kurzen Procès-verbal" auf, des Inhalts, daß die von ihm vorgeschlagene Formel, gemäß welcher der Erzbischof rechts gehen solle, „offenbar nach der Ansicht wenigstens dessen, der sie vorschlug, nur dies" bedeuten könne **), daß der Erzbischof dem Königlichen Willen gemäß links gehen müsse. Der Erzbischof wurde nun ersucht, die Richtigkeit dieser Interpretation der getroffenen Verabredung anzuerkennen, dabei aber zu seiner Beruhigung unterrichtet, daß der Procès-verbal „keineswegs auf einem Mißtrauen in die praktische Auslegung beruhe, welche der Herr Erzbischof der gedachten Formel zu geben gesonnen sey", d. h., daß man keineswegs dem schwarzen

*) Sonderbar ist die Rolle, die Bunsen hier neben dem Grafen Stolberg spielt. Ob dieser wohl, da er die hohe Sendung erhielt, mit Moses geantwortet hat: ex quo locutus es ad servum tuum, impeditioris et tardioris linguae sum.

**) Der Herr Ritter drücken sich also aus: „In welchem Sinne kann nun allein die Formel verstanden werden? Offenbar nur dies" 2c. 2c.

Verdacht Raum gegeben habe, als hätte er den schrecklichen Gedanken in sich aufkommen lassen, seinem Gewissen und der Verabredung gemäß (nachdem man die von ihm festgehaltenen Worte eingefügt hatte), auf eine Weise rechts zu gehen, durch welche der bestimmte königl. Befehl, links zu gehen, verletzt werden würde. Man glaube nur nicht, daß durch diesen Scherz der Wahrheit Abbruch geschehe.

„Gerade darum handelte es sich, von ihm (dem Erzbischof) nach dessen bisherigen Aeußerungen die unumwundene Erklärung zu erhalten, daß er wirklich die gedachte Instruction dem Breve gemäß finde". „Der Erzbischof erklärte, er finde die Instruction keineswegs . . . dem Breve gemäß". Der Erzbischof fand „die von der Instruction angenommene Zulassung katholischer Trauung ohne . . Versprechen . . mit dem Breve in offenbarem Widerspruche: und in Hinsicht der festgehaltenen Praxis erklärte er: er habe „vorkommenden Falls immer die Pfarrer dahin instruirt, die Trauung nie zu gewähren, wenn ein solches Versprechen nicht abgegeben sey"; und auf die Erklärung des Prälaten, „von diesem Verfahren nicht abgehen zu wollen und zu können", „ergab sich die praktische Nothwendigkeit, aber auch die große Schwierigkeit einer Fassung, welche einerseits dem bestimmten Befehle Seiner Majestät entspreche („einsegnen"), andererseits nicht das Gewissen des Herrn Erzbischofs verletze" (welches den bestimmten Befehl gab, nicht einzusegnen).

Der Diplomat schlug, „die von dem Erzbischofe festgehaltenen Worte einfügend", die Formel vor, „die gemäß dem Breve und der Instruction an das Generalvicariat 1834 festgestellte Praxis bestehen zu lassen". Der Sinn dieser Formel ist aber augenscheinlich dieser: 1) Breve und Instruction sollen gelten. Was im Widerstreite vorgeht, versteht sich von selbst. Eine Instruction ist nur um der Ausführung eines Gesetzes willen da, „für ihre Auslegung steht der Grundsatz fest (so sagt die Bunsen-Spiegelsche Convention selbst), daß sie nicht über den Inhalt des päpstlichen Breves selbst hinausgehen kann" (sie sagt es von der Instruction des Cardinals-Secretärs der Breven, welche auf Befehl des Gesetzgebers erlassen ist; um so mehr „steht der Grundsatz fest" für eine ohne Wissen des Gesetzgebers erlassene Instruction eines Bischofs). 2) Es bleibt, wie es ist, also: keine Einsegnung ohne Versprechen.

Und der Sinn dieser Formel soll nun seyn; „daß in der Ausführung der als Richtschnur geltenden Instruction immer die bestimmte Absicht vorwalten solle, diese Ausführung dem Breve so nahe

halten, als es nur möglich sey", „daß der Erzbischof innerhalb r Grenzen dieser Instruction so streng, als immer möglich, an das Breve zu halten, entschlossen sey"!

Es ist, als ob einer verspräche, dem Könige von Preußen und nen Ministern zu gehorchen, und das Versprechen dahin gedeutet irde, daß er nur innerhalb der Grenzen der Ministerialweisungen n Befehlen des Königs nachkommen dürfe.

Auf die Erklärung, „die festgestellte Praxis bestehen zu lassen", wartet man mit Zuversicht, daß der Erzbischof ganz anders handeln erde, als er „vorkommenden Falls immer" gehandelt hatte; durch die rklärung, seine „entgegengesetzte, ungesetzliche Praxis, die Aufhebung s wesentlichen Inhaltes der Instruction, die Vernichtung ihres Zwees" (Darl. S. 21) bestehen lassen zu wollen, steht es fest, „daß die nstruction als Richtschnur gelte".

Der merkwürdige „kurze Procès-verbal" verdient auch als ein engniß der Geistesstörung seines Verfassers besondere Beachtung. Zur Vervollständigung der Acten liegt auch dieses bei". Es ist diese Darstellung nicht, wie die Darlegung S. 23 vorgibt, „der Ansicht, ovon sie ausgehe", sondern dem „Zweck" nach von dem Herrn Erzischofe anerkannt worden (B. d. Darl. S. 26). Der Zweck aber war, en königlichen Willen zu erfüllen; diesen Zweck „erkannte und achete" der Prälat, obgleich er ihm nicht entsprechen durfte. Ich will ier nur auf das Schwanken seines eigenen Urtheiles über die darin eltend gemachte Auslegung jener Formel aufmerksam machen. I. Die n der gestrigen Unterredung besprochene Fassung . . . hat, nach neiner Ansicht, folgenden Sinn. II. „In welchem Sinne kann nn allein diese Formel verstanden werden? Offenbar nach der Ansicht wenigstens dessen, der sie vorschlug, nur dies" ꝛc., „der Sinn ist also" ꝛc. — „den allein zulässigen Sinn. — „Es darf als sich von selbst verstehend angesehen werden, daß ꝛc." (folgt der bunsensche Sinn = links). Der kurze Procès-verbal „setzt also dem Erzbischof nur das auseinander, was sich von selbst versteht". Die Anerkennung des Inhaltes des vom Herrn Regierungspräsidenten Grafen zu Stolberg entworfenen (?) und mitgetheilten Schreibens Seitens des Herrn Erzbischofs implicirt also mit Nothwendigkeit das Einverständniß mit diesem Sinne der besprochenen Formel und ist insofern, für die Erfüllung des bestimmt ausgesprochenen und unwiderruflichen Königlichen Befehls, dem Wesen desselben nach genügend, aber auch das Minimum, was die Annahme einer solchen Anerkennung rechtfertigen kann.

Also: die Anerkennung ist das Minimum, was die Annahme der Anerkennung rechtfertigen kann!

Schreiber hatte wohl im Sinne, daß man des Einverständnisses über den Sinn gewiß seyn müsse; diesen Gedanken aber vermochte seine diplomatische Muse nicht mit gesunden Gliedern zur Welt zu bringen. — Immer wieder dieselbe Erfahrung, daß der Mißbrauch der Kräfte ihr endliches Versiegen bis zur gänzlichen Impotenz zur Folge habe.

V. Aus der Darlegung will ich nur noch einen Zug hervorheben. In dem Erlaß vom 24. October hatte Bunsen gesagt, daß der Erzbischof vor der Wahl „durch eine schriftliche Versicherung bei Allerhöchstdenselben die zuversichtliche Erwartung begründet hatten, daß Sie die, von Ihrem Vorfahr entworfene, von den Bischöfen von Münster, Paderborn und Trier angenommene und in Ausführung gebrachte Instruction . . . ausführen würden".

Der Erzbischof, welchem daran gelegen seyn mußte, jede Verdunklung des Sachverhältnisses zu verhüten, fügt jener Erklärung vom 31. October 1837 die Bemerkung bei, „daß in meiner eben erwähnten, an Ew. Excellenz vor meiner Wahl eingesendeten Erklärung von der an die Vicariate erlassenen Instruction keine Rede war, auch nicht seyn konnte, da Ew. Excellenz derselben nicht erwähnt hatten". Der Unterschied war nicht unerheblich, und dennoch zog der Erzbischof, indem er ihn bemerklich machte, keine Folgerung. Hierüber nun die Darlegung S. 36: „vielleicht fühlte der Erzbischof, daß diese Erklärung nicht haltbar sey: wenigstens läßt dieses der verzweiflungsvolle Versuch schließen, die Instruction und das sie betreffende Versprechen ganz zu beseitigen". „Wo ist denn überhaupt", fragt er „je von der Instruction die Rede gewesen? Ueber die Convention hat man mich befragt, über die Convention habe ich mich geäußert, und jetzt hält man mir die Instruction vor"! „Es ist wahrlich betrübend, eine solche Ausflucht eines Erzbischofs lesen zu müssen! Bedarf es einer Würdigung derselben, wo die Urkunden selbst vorliegen"? Und doch hofft unser Diplomat, daß man die Urkunden nicht lesen, und aus seinem Machwerke sich ein Urtheil bilden werde. Denn, wer die Urkunden liest, der sieht, daß diese Ausflucht des Erzbischofs, ungeachtet die Darlegung sie mit Anführungszeichen mittheilt, von ihrem Verfasser erfunden ist. Der Erzbischof hatte eben in demselben Schreiben (lit. V. der Urkunden) erklärt, daß er „in den Angelegenheiten der gemischten Ehen gemäß dem päpstlichen Breve und der . . . Instruction . . . verfahren würde, und sich nur dagegen aus-

gesprochen, daß im Falle des Widerspruches die Instruction dem Breve vorgehen solle.

Die Ausflucht, welche die Darlegung vorbringt, steht also sogar in Widerspruch mit seinen Worten. Die Darlegung fährt aber fort, ihn Lügen zu strafen. „Die Instruction an die Generalvicariate ist einer der Hauptgegenstände der Convention vom 19. Junius 1834: sie wird in ihr erwähnt, begründet, erklärt: ja sie liegt ihr als integrirender Theil bei, und wird als solcher (Art. 7) aufgeführt“. Da hat man den Jesuiten! — hat wohl mancher wohldenkende Leser bei dieser Stelle ausgerufen. Wohldenkende Leser, sehen Sie zu, ob nicht das, was Sie Jesuitismus nennen, auf Ihrer Seite steht!

Noch einmal der kurze Procès-verbal! „Hierbei wird nicht im Geringsten in Zweifel gestellt, daß er (der Erzbischof) damals weder die Convention, noch die Instruction gekannt, welche der Herr Staatsminister ihm namhaft gemacht und bezeichnet“. (Auch hier wieder die Entstellung, als habe man ihm die Instruction bezeichnet.) Was konnte es nun, wohldenkender Leser, dem Herrn Erzbischof nutzen, daß die Instruction in der Convention erwähnt, begründet, erklärt, ja daß sie ihr als integrirender Theil beigelegt war, da er auch die Convention nicht kannte, und diese vielmehr nur durch den Herrn Staatsminister namhaft gemacht war.

Auf eine Beleuchtung der berüchtigten bunsenschen Noten, welche die römische Darlegung bekannt gemacht hat, will ich hier nicht eingehen, behalte mir aber vor, Einiges noch nicht hinlänglich Aufgehellte bei anderer Gelegenheit in Untersuchung zu ziehen. So großes Aufsehen sie erregt haben, so werden sie doch, im Zusammenhange mit diesen Untersuchungen betrachtet, minder vereinzelt erscheinen.

Wie flache Steine, über das Wasser geworfen, anschlagen und wieder abprallen, immer nah und doch ausweichend, als scheuten sie das Element, bis die Kraft und künstliche Schwingung endlich ausgeht, und sie unversehens in den Fluthen verschwunden sind: so hüpft, ehe sie gänzlich davon verschlungen wird, ihre flache Rede mit seiltänzerischer Verwegenheit über dem unsauberen Gewässer.

Auf diese Zusammenstellungen also will ich mich hier beschränken, sie scheinen mir genügend, um den Geist der bunsenschen Legation in ein ebenso helles Licht zu setzen, wie das ist, in welchem uns, freilich durch verschiedene Mittel, die niebuhrsche erschienen ist. Für die Hauptsache sind die Resultate gleich. Auf die Persönlichkeiten an sich kam es hier nicht an. Von dem, was Niebuhr dem Geiste und dem Herzen

bietet, ist freilich in Bunsen nichts zu finden; aber auch seine nähere Bekanntschaft hat ein großes Interesse. Wie dort eine wichtige Persönlichkeit, so tritt hier eine wichtige Klasse der Gesellschaft hervor. Wie Niebuhr mit seinen eminenten Gaben gegen die ihm fremde, feindliche Menge ankämpfte, so wird Bunsen ohne alle innere Kraft durch dieselbe Menge gehalten, weil er ihr angehört. Diesem Umstande vorzüglich verdankte er eine Art von gesellschaftlicher, ja literärischer Größe. Denn wie man sich im Kreise ohne Stühle setzen kann, so daß einer auf des andern Beinen sitzt, so ruht dort eine Größe auf der andern, und von weitem scheint es manchen, als ob das Ganze eine feste Basis habe. Für die Beurtheilung unserer literärischen Stellung und dereinst für die Geschichte des Verfalls unserer Literatur, welcher bereits in vollem Zuge ist, werden solche Persönlichkeiten Interesse haben. Welch eine Sprache! Wo hat man früher in wichtigen Staatsschriften Dinge der Art gelesen, wie z. B. folgende: „ist eine Beschwerde oder ein Uebelstand dagegen zur Sprache gekommen.“ (Darleg. S. 28.) „Kann dem Urtheile überlassen werden, zu beurtheilen (S. 16),“ wären solche Verhältnisse, solche Voraussetzungen .... anwendbar (S. 18), „die mildere Praxis, welche in den übrigen Monarchien besteht“ (statt: in den übrigen Theilen der Monarchie S. 14, 17). Nicht einmal die deutsche Declination versteht Bunsen. Niemand hat für ihn im Dativ Niemandem in amtlichen und außeramtlichen Schriften *) (Darleg. S. 11, S. 30 vgl. Beitr. S. 54). Solche Erscheinungen sind nicht unbedeutend. Kaiser Augustus, wenn ich mich recht erinnere, entfernte einen Senator wegen eines Sprachfehlers. Und wie schnell ist doch die römische Literatur gesunken! Was soll aus der unsrigen werden, wo auf der Höhe der Gesellschaft sich Männer bewegen, die die Elemente der Sprache nicht kennen, und Verse machen, wie sie einem Tertianer nicht zu verzeihen wären (Beitr. S. 55). Nur ein einziges Ungewitter, welches die Schminke abwischt — und o, wie werden wir da erscheinen! Unsre Zukunft hat Niebuhr schwarz gemalt, nicht zu schwarz, wenn von den Gefahren die Rede ist. Ob aber noch eine Rettung möglich, ob Gott sich unser noch einmal erbarmen werde, wer weiß es? Wer darf es verneinen? Wenn nur überall das wahrhaft Tüchtige, das wahrhaft Schlechte erkannt würde! Aber wie ließ

*) Möge dieß den armen Philologen trösten, der bei seiner Promotion in Göttingen im Jahre 1816 wegen einiger Accentfehler in der griechischen Uebersetzung von Göthes Heidenröslein durch Ernst Schulz und Josias Bunsen wahrhaft barbarisch mißhandelt wurde.

sich der wackere Niebuhr, weil er in allerlei Eitelkeiten, Heftigkeiten und Idiosynkrasien die Anlage dazu mit sich brachte, von Bethörungen und sogar, selbst Nichtswürdigkeiten umstricken! Jedes Lügenlied über römische Verdorbenheit und allgemein italiänische Verkümmerung vermochte auch ihn in krankhaften Schlaf einzuwiegen, in dem er dann phantasirend miteinstimmte in den Ton der verächtlichen Menge. Bunsen's Werth erkenne ich ganz, hieß es dann, weil Bunsen und die ihm Gleichgesinnten Empfindungen vor ihm ausgeschüttet, wie die des Schwanengesanges, mit dem er von Rom geschieden ist*).

„Wohl kann der in Geistlosigkeit und Dummheit auferzogene Pöbel Italiens, der an den Straßenecken der Städte den Predigten der Franciscanermönche unter tausend Pater noster und Ave Maria gläubig zuhört und sich die Mönchsmährchen aufbinden läßt von dem Heiligen, dessen Wunderhand am Spieße bratende, gerupfte Krammetsvögel lebendig machte, und im Nu mit Federn wieder bekleidete" (nach seinen neuesten Erfahrungen wird der zürnende Autor vielleicht nicht mehr das Wunder bezweifeln, daß wenn auch nicht durch einen Heiligen ein gerupfter Krammetsvogel wieder belebt und im Nu mit neuen Federn bekleidet worden) „und sich von dem Märtyrersinne und der Todesverachtung des Erzbischofs von Köln erzählen läßt, wie ihn der Ketzerkönig in Preußen mit Gewalt zur Heirath mit einer Ketzerin habe zwingen wollen . . . — wohl kann eine solche bornirte Raçe, näher dem Thiere, als dem Menschen, sich täuschen und trügen lassen. Nicht aber läßt das aufgeklärte, hochgebildete Deutschland (hier wäre Niebuhr dennoch erwacht) sich blenden und irren **) durch jene sogenannte urkundliche Darlegung", die mit Aufbietung aller in Rom bereiten Kabulisterei und Raffinerie — an's Tageslicht getreten".

So antwortet Bunsen auf die Denkschrift des heiligen Stuhles, und zum Schluße wendet er dann zu einer Kost, welche schlechter ist, als die jenes esurienten Storches (zu einer Stelle seiner eignen Note) abermals und abermals das matte, schmachtende Haupt zurück:

„Die Königliche Regierung hat nichts zu verheimlichen und nichts zu scheuen. Die Urkunden sind da, um sowohl die Gerechtigkeit ihrer Gesetze, als die Mäßigkeit ihrer Forderungen darzuthun".

*) Polem. Bl. II. S. 39, 40.

**) Mein, da fragt Knolle: Nanu, wat is mit dem Erzbischof? Hat ihn Eener verschluckt!? — Antwort: Ne, erscht wollte ihn zwar Preußen so verschlucken, aber es konnte ihn nich verdauen. —

Anhang.

Die Stelle aus Gans Beiträgen zur Revision der preußischen Gesetzgebung, 1r Band, Berlin 1830, auf die früher pag. 412 angespielt wurde, steht pag. 6 der Einleitung, und spricht sich also aus:

„Es ist in der neuesten Zeit so viel Phantastisches und Uebertriebenes über den preußischen Staat gesagt worden, daß man fast eine Scheu haben sollte, in philosophischer Weise von demselben zu sprechen. Gleichwohl läßt sich diese Forderung nicht beseitigen, weil man sonst nicht darstellen kann, was das Landrecht sey. Der preußische Staat verdankt seine Entstehung einer nicht mehr unmittelbaren Zeit, sondern einer solchen, wo die Staaten ihre feste Stellung und historische Gestalt schon eingenommen hatten. Er gehört somit ganz der neuen Geschichte an, und hat keine Erinnerung, die ihn mit dem Mittelalter in Verbindung brächte. Es giebt in Preußen kein anderes ancien régime, als die Zeit, in welcher es noch nicht war, weswegen denn die sogenannten Anhänger des Alten bei uns nicht etwa auf Friedrich den Großen und seine Zeit, welche ihnen selbst schon als neuerungssüchtig, und mit Recht, erscheint, sondern auf die provinciellen Bestandtheile hinweisen, die freilich schon vor dem preußischen Staate da waren. Ein Staat, so plötzlich hingeworfen, ohne in vorangegangenen convulsivischen leiblichen und historischen Wehen seine Begründung gefunden zu haben, ist nothwendig ein Staat des Gedankens und der Intelligenz. Wie der preußische Staat ein von dem Genie zweier Männer gemachter ist, ohne grade ein erobernder Staat genannt werden zu können, so entbehrt er auch einer in bestimmte Gränzen eingeschlossenen Ausdehnung, die andere Staaten, ihrer Individualität zufolge, nothwendig haben müssen, und wie der Gedanke sich seine räumliche Ausdehnung selbst zulegt, und nicht von dieser als einer ursprünglichen ausgeht, so läßt sich keine andere Beschränkung in dieser Beziehung absehen, als die in dem Gange der Gedankenentwicklung selbst liegt. Es ist mir bisweilen vorgekommen, daß man den preußischen Staat dadurch herabzusetzen glaubte, indem man ihm die Natürlichkeit absprach, und ihn einen Begriff nannte. Die Herabsetzenden wußten nicht, welche Ehre sie ihm zukommen ließen, indem sie ihn so zum Begriffe erhoben. Wir wollen auch nichts Anderes sagen, als daß der preußische Staat ein Begriff sey, der sich aber seine Realität selbst zu geben versteht."

„Was der preußische Staat ist, geht aus dem eben Angedeuteten klar genug hervor. Der neuen Geschichte allein angehörig, ist die In-

telligenz nicht erst sein saurer Erwerb, sondern sein Erbtheil. Er kann nicht anders als intelligent seyn. Auf keine angeborne, physische und nationelle Grundlage sich stützend, muß er stets eins seyn mit seiner Zeit. Die Interessen und Gedanken derselben, er mag sie nun aufstellen oder aufnehmen, sind die seinigen; sie bekämpfen, oder sich gegen dieselben sperren, hieße einen Selbstmord an dem eignen Lebensprincipe begehen. Preußen ist mit einem Worte das neue Deutschland, wie es sich von der alten, schwerfälligen Umhüllung und zuletzt nichtssagenden Form von Kaiser und Reich endlich losgesagt. Diese Form war um so unwahrer, als Deutschland wesentlich protestantisch ist, und der Katholicismus statt, wie im westphälischen Frieden, Toleranz zu gewähren, jetzt selber das tolerirte, das heißt untergeordnete Moment ist, wenn von Deutschlands geistiger Bedeutung gesprochen wird. Seit der Reformation ist Deutschland im Suchen nach einem Staate begriffen gewesen, der es dem Principe nach, das heißt als evangelisches, darstelle. Das plötzliche Erscheinen Preußens in der Reihe der Staaten ist nichts als die Erfüllung dieser Forderung. Mit diesem Auftreten ist die schon morsche Existenz von Kaiser und Reich gebrochen, wie sehr auch dem Anschein nach Preußen selbst dazu gehört. Wenn neuerlich von Liebhabern der alten Reichsverfassung und ihrer ehrwürdigen Schlechtigkeit fast darüber geklagt worden ist, daß Preußen einen für sich selbstständigen, und Kaiser und Reich entgegengesetzten Gang eingeschlagen habe, so sollte hier nur daran erinnert werden, daß dies die ganze Aufgabe des preußischen Staates, von seinem Entstehen an, war, daß die Geschichte Friedrich des Großen nichts als die siegreiche Verwirklichung dieses Gedankens ist, und daß die Zeit hoffentlich nicht mehr fernliegt, wo, was schon theilweise sich hervorthut, die Identität Preußens und Deutschlands, als in der Entwickelung nothwendig begründet, angesehen werden muß."

XLII.

Das Leben in Frankreich.

Beobachtungen eines Reisenden.

Zweiter Artikel.

Viele glauben, um das französische Leben zu kennen, bedürfe es keiner persönlichen Beobachtung, sondern nur einer aufmerksamen Lectüre der französischen Journale. Nach ihnen besitzt jede Parthei in Frankreich ihr Journal, worin ihre Gesinnung vertreten wird; hier verkündet sie unter dem Schutze einer Preßfreiheit, die nur in sehr seltenen Fällen das schon vollbrachte Vergehen bestraft, ungehindert ihre Lehre; hier sucht sie Proselyten zu gewinnen; hier theilt sie ihre Hoffnungen, Wünsche und Besorgnisse mit. Somit wäre also die Journalistik an die Stelle des Schulkatheders und der Kirchenkanzel getreten, und wer die Stärke der verschiedenen politischen Glaubensbekenntnisse kennen lernen will, der darf sich nur in den verschiedenen Büreaux der Journale oder auf den Postämtern nach der Zahl ihrer Abonnenten erkundigen, und er kann an den Fingern das numerische Verhältniß der Partheien zu einander herzählen. Er weiß dann auch, welche Ideen das geistige Leben des Volkes am meisten bewegen, welche Tendenzen vorwalten, und welchem Ziele die Nation entgegenschreitet. Kurz die Journalistik erscheint ihnen als die allgemeine Volksrepräsentantin, die Alle gleichmäßig im Verhältniß zu ihrer Stärke in der Masse der Nation vertritt; als das politische Barometer, woran der Kundige den Zustand der Atmosphäre erkennen kann, und daher auch mit Sicherheit vorauszusagen weiß, ob wir Morgen schönes Wetter oder Re-

gen und Stürme und Ungewitter zu gewärtigen haben. Denn seit der freien Entfaltung der periodischen Presse, so glauben sie, gibt es in der Nation keinen Schmerz und keinen Unmuth mehr, der sich nicht in diesen Organen der Oeffentlichkeit wenigstens durch einen Seufzer oder eine Klage Luft macht; eben so entwickelt sich nichts wahrhaft Großes und Edles, das Wohl des Volkes Förderndes im Verborgenen, das hier nicht Lob und Preis empfängt, und zur Nacheiferung Aller Augen gezeigt wird. Sonach wäre die Journalistik eine Sonne, die von Allen Licht und Wärme empfängt, und hinwiederum Alle erleuchtet und erwärmt.

Wer inzwischen diese angebliche Sonnengöttin etwas näher beim gewöhnlichen Tageslichte besieht, wer ihren sittlichen Lebenswandel und den ihrer Priester und Tempeldiener etwas genauer beobachtet, der wird leider darin des Menschlichen sehr viel, und des Göttlichen sehr wenig finden. Er wird bald erkennen, daß ihre Anbeter das, was ihre Göttin seyn könnte und sollte, mit dem verwechslen, was sie in der That ist; daß ihre Orakel weder uneigennützig noch untrüglich sind, und ihr kein Anspruch darauf zusteht, als ob sie wirklich in ihrer Gesammtheit die Repräsentantin des gesammten Volkes wäre.

Die Allerwenigsten haben auch nur im Entferntesten eine Vorstellung davon, wie ein Journal, und namentlich ein französisches, componirt wird. Da sie jeden Morgen zur gewohnten Stunde, mit dem warmen Semmel zum Frühstück vom Becker, auch ihr nasses Zeitungsblatt von dem Ausläufer richtig erhalten, so zerbrechen sie sich weder über die Fabrication des einen noch des anderen weiter den Kopf. Glauben sie nicht, wie die lesenden Kammerfräulein von den Romanen, die Journale schrieben sich selbst oder wüchsen auf den Bäumen, wie die Mädchen in Sachsen: so denken sie, was beinahe auf dasselbe hinausläuft, in ein Journal könne so ein jeder hineinschreiben, wie ein jeder es lesen könne, und der Redacteur registrire die Artikel zusammen, wenn sie nur gut

und mit Verstand geschrieben und wahr seyen. Dieser mythischen Vorstellungen halber sollen die folgenden Blätter die Journalfabrication in Frankreich etwas näher beleuchten; wir wollen darin einen Blick auf ihren Ursprung werfen, und dann ihre Eigenthümer, ihre Fabricanten, die Fabricationsweise, und das consumirende oder lesende Publikum in Augenschein nehmen. So wird sich dann die Frage von selbst beantworten, in wie weit die Journalistik das Leben des französischen Volkes repräsentire und welchen Einfluß sie darauf ausübe.

Die Entfaltung der periodischen Presse, als einer öffentlichen Macht, fällt in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Als nämlich der despotisch nivellirende Geist jener Zeit die ältere innere Gliederung der Societät geschwächt oder vernichtet hatte, und an ihre Stelle die Centralisation der absoluten Gewalt und die große Staatsadministrationsmaschine substituirt hatte, da erhob sich die Presse als ein Werkzeug der Nemesis. Sie war das Produkt einer gerechten Nothwehr. Statt der früheren geregelten Vertretung der verschiedenen Interessen machte sie sich nun als die allgemeine öffentliche Meinung geltend, die sich zuerst in bittender, demüthiger Stellung zu Füßen jener administrirenden Staatsmajestät niedersetzte. In dem Maaße aber, wie sie stärker wurde, nahm sie als berathende und beaufsichtigende Mitgewalthaberin neben ihr Platz, und hörte endlich damit auf, daß sie jene von dem Stuhle stieß und das entrissene Scepter selbst zur Hand nahm. Die Tochter der Reaction und Opposition ward sie die Mutter der Revolution. Das Schwert Napoleons jedoch, des Meisters und Erben der Revolution, trieb sie wieder von dem angemaaßten Throne. Sie lag nun schweigend auf ihrem Angesicht unter den Füßen seines militärischen Despotismus, und wenn er ihr erlaubte, die staubbefleckte Stirne zu erheben und den zitternden Mund zu öffnen, so geschah es blos, um als kaiserliche Panegyristin das Hosanna dem Ruhm seiner übermenschlichen Siege zu singen, oder als Hofpredigerin das Glück ihrer schmählichen Knechtschaft zu prei-

. Wollte sie sich eines andern unterfangen, so ließ er sie
: seinen Schergen mit eisernen Ruthen streichen, daß das
ut den Staub röthete, in dem die Entkräftete lag.

Die Restauration nahm der alten, gedemüthigten Him-
lsstürmerin die schweren, eisernen, ins innerste Fleisch ein-
ıeidenden Fesseln wieder ab; die leeren Zauberformeln einer
)ierenen Constitution, die das Gleichgewicht von Gewalten
,elte, welche gar nicht existirten, schienen ihr eine hinlängliche
hutzwehr, wenn die Berserkerin wieder ihre alten, bedenk-
)en Zufälle bekommen sollte. Die entfesselte Virago raffte
: zerschlagenes Gebein zusammen, sie schüttelte den Staub
n ihrem Gewande, rib sich die Stirne und richtete mit
wacher, zitternder Stimme an den Befreier Worte des schüch-
:nen Dankes, und bot ihm demüthig ihren Rath und Dienst
:. So begann sie nach und nach wieder bescheiden, neben
ren guten Räthen, auch hie und da eine Bitte, einen Zwei-
l, ein Bedenken, eine wohlgemeinte Rüge zu äußern. Wie
)er bei freier Luft und Bewegung und reichlicher Kost ihre
räfte wieder wuchsen, so kam ihr auch bald die volle, ver-
ɛhmliche, männliche Stimme wieder. Nun hob sie, unbeschadet
ırer Achtung vor der geheiligten, unverletzlichen und unver-
ıtwortlichen constitutionellen Majestät, den vorigen Streithan-
el mit der Administration, als alleinige Vormünderin und
:achwalterin aller Unterdrückten, wieder an. Die üble Laune,
as Fluchen und Gotteslästern stellte sich auch allgemach wie-
er ein; ihre Stimme wurde immer höher und gellender, so
aß man bald nur sie, die Alles überschreiende, vernahm,
ie keinen Widerspruch mehr duldete. Die Wuthanfälle blie-
en auch nicht aus. Jetzt wollten ihr die erschrockenen Her-
en die Zwangsweste anlegen, allein es war zu spät, sie zer-
iß hohnlachend die schwachen Ringe und fegte zum zwei-
enmal das Haus. Sie schuf einen König ihrer Gnade als
en obersten Vollstrecker ihres Willens, und bestellte ihre Die-
ıer, die Journalisten, zu seinen Ministern und Präfecten.
Fortan sollte sie herrschen.

Dieweil indessen die glänzenden Hoffnungen, die man von ihrem Regimente hegte, keineswegs in Erfüllung gingen, so ist ihr Ansehen seitdem bedeutend im öffentlichen Kredite gesunken. Viele sind mißtrauisch gegen sie geworden, Andere fürchten, Andere hassen sie als eine revolutionäre Unheilstifterin. Im allgemeinen möchte man sie gleich den Proletariern der Juliustage tout doucement entwaffnen, und zu einem friedsamen, nützlichen, bürgerlichen Gewerbe anhalten. Allein seit den Tagen ihrer Kindheit steht ihr die Brandfackel besser zur Hand als der Strickstrumpf; sie versteht sich besser auf umstürzen und niederreißen, als auf pflügen und bauen; ihrem Naturell sagt es mehr zu, Aufruhr und Empörung, als Gehorsam und Unterwürfigkeit zu predigen; sie säet lieber Zwietracht als Friede aus, und Hohn und Spott fließen ihr leichter von den Lippen, als Lob und Dank. Einmal hat sie der Kaiser durch seinen Ruhm berückt und gebunden und geknebelt, ehe sie aus seiner Bewunderung zur Besinnung kam: darum ist sie jetzt mißtrauisch auf ihrer Huth; jeder Versuch, sie zu entwaffnen oder einzuschränken, weckt nur ihren Zorn und ihre Rache. Und so behauptet sie, wie sehr sie auch von Vielen, ja vielleicht den Meisten, verwünscht und verflucht wird, bei der Ohnmacht jeder übrigen Autorität, in der Apathie und Anarchie, die oberste Gewalt. Von Zeit zu Zeit gelingt ihr noch ein Stoß, der das ganze künstliche Staatsgebäude in seinen innersten Fundamenten erzittern macht. Und gerade in diesem Augenblicke war sie es ja wieder, und nur sie allein, die den Juliuskönig durch einen ihrer Söhne demüthigte, indem sie ihn zwang, einen seiner Opponenten, der als Journalist begonnen und dessen Hauptstärke in der Journalistik besteht, und zwar gerade darum, weil er sein Opponent ist, zum ersten Vollstrecker seines Willens zu machen, das heißt seinen Willen dem seines Ministers und der Stimme der Journalistik unterzuordnen. Sie war es, die Louis Philipp, statt einer Dotation für seinen Sohn, in Thiers ei-

n Vormund gab, und jede erdenkliche Schmach, wie sie nur irgend ein Fürst erfahren, zur Mitgift.

Wer sind nun aber die, welche sich der Gunst dieser unbändigten Schönen zu erfreuen haben; wessen Interesse veritt sie, und wer läßt sich durch ihren Mund vernehmen?

Obwohl die periodische Presse für eine höchst demokrati-)e Gottheit gilt, so ist sie doch nur das Eigenthum einer hr beschränkten Kaste. Die Beweisführung dieses Satzes ist staunlich einfach. Wer anders kann sich zum Herren eines ournals machen, als der, welcher die Artikel dafür zu schreien versteht, oder der, welcher reich genug ist, andere zu zahn, die für ihn schreiben.

Nun aber ist es allgemein bekannt, daß ein großer Theil es französischen Volkes, ja vielleicht der größere, nicht chreiben kann, im allerbescheidensten Sinne des Wortes. Inter denen aber, die wirklich lesen und schreiben könen, wie wenige gibt es wieder, die Geschick und Muße haen, einen Journalartikel zu schreiben? Wie Alles, so hat uch das Artikelschreiben in unserer Zeit einen hohen Grad ußerer technischer Vollendung erreicht. Man vergleiche nur ein Zeitungsblatt von heute mit einem vor vierzig Jahren. Es ist dieß eine Kunst, die wie jede andere gelernt seyn will, und namentlich in Frankreich, wo eine elegante, brillante, pikante, epigrammatische Form den Inhalt vergessen macht; wo man das Beste und Tiefste keiner Beachtung werth findet, wenn es nicht in schöner, modischer Fassung geboten wird, und wo man umgekehrt das Frivolste und Verruchteste, jede Niaiserie und jedes Gift mit Begierde verschlingt, wenn es sich nur in goldener Schale dem Blicke präsentirt. So kenne ich Franzosen, die die Schriften Cormenins, Lamennais und das Charivari mit Wohlgefallen und Bewunderung lesen, obwohl sie deren Tendenz in innerster Seele verabscheuen!

Nicht was gesagt wird, sondern wie man es sagt, darauf kömmt es zuerst an; gleichwie auch in der vornehmen So-

cietät jeder, selbst der Schlechteste, nicht nur geduldet, sondern sogar bewundert wird, wenn er nur das Wort mit esprit zu handhaben weiß, und in seiner äußeren Erscheinung als gewandter und eleganter Schauspieler auftritt.

Das zweite Requisit der periodischen Presse, das Geld anlangend, so ist die Anzahl deren, die reich genug sind, ein Journal zu gründen und zu unterhalten, noch geringer, als die jener, die es schreiben können; denn in Frankreich betragen die Stempelgebühren eines Journals mehr, als das ganze jährliche Abonnement der meisten deutschen Zeitungen. Dann hat, wie bei aller neueren Industrie überhaupt, so auch bei dieser intellectuellen, die sich gegenseitig überbietende Concurrenz den kleinen Gewerbsmann, zu Gunsten der wenigen großen Fabrikherren, ruinirt. Die kleinen Journale können gegen die großen, die dem Publikum unendlich mehr geben, nicht bestehen. Ein großes Journal aber zu gründen, fordert immer ein Capital von mehreren hunderttausend Franken, und soll es nur leidlich auf die Dauer bestehen können, so bedarf es mindestens 3 bis 4000 Abonnenten. Die wenigen Capitalisten aber, die im Stande sind, solchen Forderungen die Spitze zu bieten, entschließen sich um so schwerer dazu, indem ein also angelegtes Capital nicht nur den Wechsel der öffentlichen Gesinnung, sondern auch alle übrigen Gefahren der Industrie zu bestehen hat. So haben bekanntlich in neuester Zeit die 40- und 60-Franken-Journale die alten Großhändler, die aristokratischen Monopolisten von 80 Franken, zu ruiniren gesucht. Sie haben, um dieß kühne Ziel industriöser Speculation zu erreichen, sich nicht gescheut, selbst mit Verlust zu fabriziren. Und noch gegenwärtig sagt man ziemlich allgemein, daß das Siècle, welches fast dreißigtausend Abonnenten zählen soll und darum täglich in drei Auflagen dreimal gesetzt werden muß, mit dem Steigen seiner Abonnenten nur seinen Verlust steigert, weil die Kosten der Fabrication den Kaufpreis übersteigen sollen.

Aus diesem Thatbestand ergeben sich nun einfach folgende

chlußfolgerungen: die, welche Journalartikel schreiben kön-
n, die Federführer, müssen sich um die Gunst der Ca-
talisten, ihrer Brodherren, bewerben. Gelingt es ihnen
cht, solche zu finden, die ihre Artikel bezahlen, so hilft ih-
n alle Kunst und Wissenschaft nichts, und auch sie sind
cht in der Presse, jener sogenannten allgemeinen Repräsen-
ntin, vertreten. Es müßte denn seyn, daß sie selbst zu den
:eichen und vom Glück Begünstigten gehörten, die ein un-
)hängiges Journal ihrer eigenen Meinung gründen können.
mgekehrt dagegen werden die, welche Geld besitzen und es
eliren wollen, leicht solche finden, die sich dazu hergeben,
re Gesinnungen, welcher Art sie auch immer seyen, mit al-
n Künsten einer feilen Sophistik zu vertheidigen. Denn viel-
icht bei den meisten Journalisten heißt es: „wessen Brod
ch esse, dessen Lied ich sing". Die Geschichte des Capi-
oles hat erst jüngst zu diesem Texte scandalöse Belege gelie-
:t, wenn es ihrer anders noch bedürfte, da Infamien dieser
lrt hier täglich gang und gäbe sind. Es ist dies ein Metier,
)ie ein anderes, und man wird honorirt, wenn man darin
Reister und kein Stümper ist, worüber der Erfolg entschei-
et. Wie also bei den Wahlen zur Deputirtenkammer der
Sensus entscheidet, so ist auch hier wieder die Capacität, der
Geist, dem Gelde untergeordnet und seine Wirksamkeit von
hm abhängig. Dagegen ist wieder der, welcher ein Interesse
at, sich in seinem Besitze zu behaupten, genöthigt, jene Fe-
erführer in seinen Sold zu nehmen. Und so sieht sich selbst
ie Regierung, der doch sonst so manche Mittel zu Gebote
tehen, ihre Vertreter zu begünstigen und zu entschädigen, ge-
wungen, ihren Journalen durch Subventionen zu Hülfe zu
ommen, und der Käuflichkeit der Presse auch ihren schmäh-
ichen Tribut zu zahlen. Sie muß durch reichliche Unterstützung
iner Seits die mangelnden Leser ihrer Vertheidigungsartikel
rgänzen, anderer Seits den guten Willen ihrer Vertheidiger
rkaufen. Eine weitere Folge hievon ist die, daß ein socia-
es Interesse oder eine Gesinnung, die keine Capitalisten be-

sitzt, welche einige hunderttausend Franken riskiren können und wollen, und die keine drei- bis viertausend Leser zählt, die jährlich eine Abgabe von 80 Franken ihrer Gesinnung zum Opfer bringen, in der periodischen Presse als nicht existirend, weil zur Stummheit verdammt, gar nicht vertreten wird, obgleich diese Presse doch so oft im Namen der öffentlichen Meinung über das Schicksal des Landes, über seine Minister und Gesetze entscheidet.

So kann also schon aus diesen ganz allgemeinen Gründen von einer allgemeinen, gleichmäßigen Repräsentation nicht im Entferntesten die Rede seyn; allein dieß wird noch augenscheinlicher, je näher wir auf die Sache eingehen.

Paris nämlich, der Sitz des französischen Lebens, hat sich, nebst allen andern Monopolen, auch das der Journalistik angeeignet. Hier fließen die beiden Requisite der Journalistik: das Geld und das Talent, das sich geltend oder zu Geld machen möchte, zusammen. Mit Paris können daher weder in dem einen noch im anderen die Provinzen die Concurrenz aushalten. Auch sie gehören zu den Stummen, die nicht existiren. Dieß scheint eine Uebertreibung, es ist aber nur die nackte Wahrheit. In Deutschland hat bekanntlich eine Zeitung, die nicht nur nicht im größten Bundesstaate, sondern selbst in einer seiner Provinzialstädte erscheint, was politischen Einfluß anlangt, allen ihren Mitschwestern den Vorrang abgewonnen. Wie anders in Frankreich! hier sind freilich nach der Juliusrevolution eine Menge neuer Provinzialzeitungen, zum Theil in Opposition gegen die Hauptstadt, gegründet worden. Aber welche von allen ist auch nur zu einigem Ansehen und Einfluß gelangt? Wann hat ihre Stimme irgend einmal eine Frage entschieden? Im Auslande kennt man kaum den Namen der einen oder anderen. Sie werden selten anders genannt, als wenn sie zufällig dem Kriegsschauplatze näher liegen, oder wenn in der Provinz ein besonders schauderhaftes Verbrechen begangen wurde, oder ein Berg einstürzte, ein Fluß austrat oder eine Stadt abbrannte. Während in den

ovinzen nirgend die Pariser Journale fehlen dürfen, wer küm-
rt sich in Paris um die Provinzial-Journale? Ich kenne Kaf-
häuser in Paris, wo man beinahe alle Pariser Blätter ohne
ısnahme findet, aber auch nur ein einziges aus den Pro-
ızen vergeblich sucht. Was will aber in Frankreich ein
ournal bedeuten, wenn es nicht in Paris, wo Alles sich in
ter Instanz entscheidet, gelesen wird; es wäre von gleichem
influß, wenn es in St. Petersburg geschrieben würde. Frei-
h theilen die Pariser Blätter von Zeit zu Zeit Artikel und
uszüge aus den Journalen der Provinzen mit; allein dieß
schieht nur, wenn es ihrem eigenen Partheiinteresse ent-
richt. Dieß ist auch einer der Gründe, warum die alles
rovinziale Leben Frankreichs aussaugende Centralisation in
er Pariser Journalistik eine so schwache Bekämpfung findet;
enn wie die Pariser Blätter von der Centralisation getragen
erden, und ihr guten Theils ihren Einfluß verdanken, so sind
ie selbst wieder ihre mächtigsten Werkzeuge, wodurch sie sich
ehauptet. Wie stiefmütterlich aber die Pariser Journale ih-
erseits sich die Vertretung der Provinzial-Interessen angele-
gen seyn lassen, kann jeder sich selbst aus einer Statistik ih-
res Inhaltes beantworten. Ich glaube nicht, daß es eine
Uebertreibung ist, wenn ich behaupte, daß ein einziges von
den zwanzig Pariser Theatern, z. B. die Renaissance,
in den großen Pariser Blättern zehnmal mehr Raum ein-
nimmt, als zwanzig Departements zusammen genommen. Wäh-
rend man von den wenigen ausgezeichneten Männern, die
Paris nicht an sich zieht, nur dann etwas zu hören pflegt,
wenn ihnen die Grabrede gehalten wird, ermüden die Feuille-
tonisten nicht, täglich die Leistungen von Pariser Schauspielern
und Sängern pro und contra zu discutiren. Eine Intrigue,
die in einem Pariser Salon vorgefallen, ein Bonmot, ein
Scandal setzt mehr Federn in Bewegung, als die wichtigste
Angelegenheit der größten Provinz des Reiches. Ja eine
Bestie einer Pariser Menagerie, in deren hungrigen Rachen
ein Waghals seinen Kopf steckt, hat sich einer größern Auf-

merksamkeit von Seite der Journalisten zu erfreuen, als ein Mann, der ein langes, verdienstreiches Leben in provinzieller Verborgenheit dem Wohle seiner Vaterstadt gewidmet, und sie zur Erbin seines Vermögens eingesetzt hat. Wird die Bestie krank oder wirft sie Junge, so theilen die Journale tägliche Büllelins mit, jener Mann dagegen kann es sich zur Ehre rechnen, wenn seines Testaments mit einigen Worten gedacht wird. Sind ja doch die meisten Journalisten Pariser, und Pariser sind wieder ihre ersten und vorzüglichsten Leser, für die sie unter den Inspirationen des Pariser Publicums schreiben. Daher hat das Geringfügigste in Paris für sie mehr Interesse, als das Großartigste im übrigen Frankreich.

Paris ist seiner Bevölkerung nach ohngefähr der vierzigste Theil von Frankreich, dem Raume nach aber, den es in den Journalen einnimmt, sollte man glauben, Frankreich sey der vierzigste Theil von Paris.

Gerade die Journalistik ist es übrigens, die Paris eine beinahe unumschränkte Dictatur über die gesammte französische Literatur sichert. Denn nicht nur wohnen hier die meisten Schriftsteller und werden hier beinahe alle Bücher gedruckt, und bei deren Auffassung vor allem die Pariser berücksichtigt, sondern für das übrige Frankreich existirt der Buchhandel, wie er in Deutschland organisirt ist, eigentlich gar nicht. Die Pariser Monopolisten pflegen nämlich kein Exemplar ihres Verlages an die Provinzialhandlungen à Condition zu schicken; verlangen diese eines, so müssen sie es, wie jeder andere Käufer, bezahlen auf ihr Risico. Nun aber erfahren diese Handlungen nur aus den Pariser Journalen und Revüen überhaupt die Existenz einer neuen literarischen Erscheinung. Die Pariser Kritiker aber theilen im besten Falle, wenn sie von Partheiinteressen oder sonstigen Interessen unbestochen bona fide sind, nur den Eindruck und das Urtheil darüber mit, was das Pariser Publicum gefällt hat, unter dessen Einfluß sie selbst leben. Und hiernach müssen die Provinzialen

 den Gehalt des Werkes und die Wahrscheinlichkeit des Absa- zes berechnen.

Diese Einrichtung ist für das geistige Leben Frankreichs von größerem Einfluß, als man vielleicht glauben sollte. Denn sie hat wieder zur unmittelbaren Folge, daß alle Provinzial- schriftsteller gezwungen werden, sich um die Gunst von Pari- ser Buchhändlern zu bewerben, damit diese ihre Werke in Verlag nehmen. Diese als Pariser kennen den Geschmack des Pariser Publicums, sie wissen, was hier Glück macht, die nothwendige Vorbedingung des Unternehmens; sie kennen zu- gleich Mittel und Wege, um auf die Pariser Recensenten einzuwirken, und ihnen ein günstiges Urtheil abzulocken. Ohne dieß Patronat aber ermangelt auch das ausgezeichnetste Werk aller Aussicht des Erfolges. Denn da keine Gegenseitigkeit statt findet, und man in Paris die Provinzial-Kritiken nicht liest, so erfährt man auch nichts von der Existenz eines Bu- ches, welches das Tageslicht in der Provinz erblickt, und es hält äußerst schwierig, sich auch nur in seinen Besitz zu se- tzen, des geringen Verkehrs wegen.

Diese Dictatur, welche die Revüen und Journale der Hauptstadt ausüben, erstreckt sich übrigens nicht allein auf die literarischen Erzeugnisse, sie gilt auch für jede andere Er- findung des menschlichen Geistes und jedes Werk der kunst- reichen Menschenhand. Die Schriftsteller sind es nicht allein, die sich von den Despoten der Capitale ein gnädiges Vorwort erflehen und erkaufen müssen; ein Mechaniker, der eine neue Maschine erfunden, ist in dem gleichen Falle; auch er muß sich um eine günstige Anzeige bewerben. Dieß bewirkt nun eine wahre Tributpflichtigkeit der Provinzen gegen die Haupt- städter. Ist der Client z. B. ein Straßburger, so wird er nicht ermangeln, den Tisch seines Patronen mit Gänsleber- Pasteten zu versehen; wohnt er auf den Rebhügeln der Cham- pagne oder Burgunds, so versorgt er ihn mit Champagner und Burgunder; von der Meeresküste sendet er Austern, aus der Languedoc Putterhahnen und aus der Terre de Bresse

fette Kapaunen, wie es aus der dazu ausgefertigten Karte der Leckermäuler zu sehen ist.

Das Verderbliche dieses Verhältnisses, an dem die Journalistik einen so großen Antheil, wie in Schuld so in der Beute, hat, ist wohl augenfällig. Denn einmal ist der Geschmack des Pariser Publicums, seiner großen Masse nach, immer mehr oder minder ein höchst frivoler. Es sind der Zerstreuungen dort so viele, die Leute sind stets an Neues und Neuerungen gewöhnt, und dadurch verwöhnt; ihr Gaumen ist abgestumpft, nur das Pikanteste, was alles Bisherige auf irgend eine Weise überbietet, kann für einige Augenblicke ihre flüchtige Aufmerksamkeit, die sogleich der Uebersättigung und dem Ueberdrusse erliegt, fesseln. Daß ein Werk nun diesen Bedingungen entspreche, das ist es, was der Pariser Buchhändler davon verlangt, wenn er sich darauf einlassen soll; denn bei allen ihren Berechnungen haben sie nur Paris vor Augen. Und dieß ist auch einer der Gründe, warum so wenige Werke ernster, gründlicher, wissenschaftlicher Forschung in Frankreich erscheinen; denn fänden sich auch Männer, die im Stande wären, sie zu schreiben, so fänden sich keine Buchhändler, die geneigt wären, sie zu verlegen. Daher der klägliche Zustand des französischen Buchhandels überhaupt. Einer der fleißigsten Pariser Feuilletonisten, der in die ersten dortigen Revüen sehr zahlreiche Artikel schreibt, sagte mir: „Ach in Deutschland sind sie glücklich, dort werden doch noch Bücher gelesen oder zum mindesten noch gekauft; allein bei uns! selbst wenn ein Schriftsteller von ausgezeichnetem und anerkanntem Namen ein ernstes wissenschaftliches Werk verfaßt, findet er keinen Verleger.“ Sehr charakteristisch waren die Guêpes von



Alphonse Karr, die literarische Erscheinung, welche in dem verflossenen Winter am meisten in den Pariser Boudoirs auf den Toilettentischen florirte. Mit Schnaken- oder Wespenstichen will das Pariser Publikum in seiner Apathie gereizt seyn. Noch müde und erschöpft von den Zerstreuungen der verflossenen Nacht und sich vorbereitend auf die der kom-

menden, schenkt die vornehme Welt nur einem solchen Schriftsteller in den Stunden der Toilette ihre Aufmerksamkeit, der ihr moxaartig auf die Haut brennt. Den beiden Hauptphasen des Pariser Lebens gemäß hat auch die mit ihm so eng verknüpfte Literatur zwei Hauptperioden ihres Erscheinens. Die eine fällt in den Beginn des Winters, wenn die elegante Welt aus den Provinzen nach Paris eilt, um an den Freuden der Faschingszeit Theil zu nehmen. Man greift alsdann nach solchen Büchern, die die Conversation in den Salons bilden, und die als Etrennes zu galanten Neujahrgeschenken sich eignen. Die zweite Periode fällt in den Beginn des Frühlings und die Fastenzeit. Alsdann nämlich nimmt die Societät einen zwar nicht viel aber doch einigermaßen ernsteren Charakter an; die Bälle hören zwar nicht auf, allein die Conzerte machen sich doch mehr geltend, und durch die Fastenpredigten findet man sich auch etwas aufgelegter zu einer ernsteren Lectüre in dem Tone von Massillon, Fenelon und Bossuet. Zugleich aber ist dieß auch der Zeitpunkt, wo man allgemach wieder an die Rückkehr in die Provinz denkt, und wo man sich also auch nach einigem literarischen Vorrath umsieht, der gegen die Langeweile des Landvergnügens dienen soll. Ist man endlich glücklich in seinen Landhäusern und Schlössern zur Sommerzeit wieder eingetroffen, so bleibt man durch die Journale und Revüen mit Paris in täglicher unmittelbarer Berührung, und macht sich nach ihnen seine Bestellungen für den weiteren Bedarf.

Wenn Paris in dieser Weise seinen drückenden Einfluß auf die Literatur selbst geltend macht, so kann anderer Seits dieser Zustand der Dinge für die Provinzen und ihr intellectuelles Leben nur sehr traurig einwirken. Die Pariser erleichtern den Provinzialen durch diese Praxis nicht nur das Denken, sondern sie entwöhnen sie fast jeder geistigen Selbstthätigkeit. Sie erlauben ihnen zwar, ihnen das nachzudenken, was sie ihnen vordenken; allein minder liberal sind sie, wenn jene es ihnen nachdrucken wollen. Zu diesem Zwecke nämlich

haben die Feuilletonisten und Novellisten eine Societät geschlossen, die in Solido jedem Provinzialen den Prozeß macht, der es sich beikommen läßt, ihnen eine Erzählung nachzudrucken. Als der Schreiber dieser Zeilen sich in Rouen befand, kam die bekannte Illustration der Romanliteratur, Monsieur de Balzac von Paris dort angefahren, um in höchst eigener Person dommages et intérêts vor dem dortigen Gerichtshofe, von einem armen Schelmen von Redacteur irgend einer dortigen unbekannten Revüe, zu verlangen. Da nun Paris ohnehin aus den Provinzen Alles an sich zieht, was sich irgend durch Geist und Originalität auszeichnet; so dient der würdige Rechtseifer dieser illüstren Bruderschaft nur dazu, die Revüen der Provinzen noch leerer und armseliger zu machen, als sie schon sind, und die Provinzialen wieder zu zwingen, sich auf die Pariser Zeitschriften zu abonniren. Kein Wunder, wenn daher bei solcher Vormundschaft die guten Provinzialen, denen es vom Glücke nicht gestattet ist, die Wintersaison in Paris zuzubringen, von den Parisern, wenn sie auf Besuch kommen, für langweilig und steif gehalten werden; ob sie gleich ihre besten Sonntagskleider anhaben, und mit den ausgesuchtesten Complimenten und der gespanntesten Aufmerksamkeit ihre schuldige Ehrfurcht bezeugen. Der Pariser findet sie unentwickelt in ihrem Geiste, linkisch in ihren Bewegungen, und unbeholfen und lächerlich in ihrer Sprache. Wie sollten sie auch alle die feinen Nüancen kennen, die die augenblickliche Mode der launenhaften Hauptstadt gewissen Worten und Wendungen gibt, bei deren verkehrter Anwendung man sich lächerlich macht. Die guten Leute sprechen von Dingen, die in Paris längst veraltet und vergessen sind, während sie eine Nacht in der Diligence geschlafen haben. Kein Wunder, wenn daher auch anderer Seits die eigentlichen Pariser, die nie über die Barrieren hinaus kommen, es nicht der Mühe werth finden, sich auch nur einigermaßen über den Zustand der Provinzen zu unterrichten. Sie verrathen darum oft eine Unwissenheit, die man selbst erfah-

ren haben muß, um sie nicht fabelhaft zu finden. So fuhr einmal einer meiner Bekannten mit einer Pariserin in der Diligence aus der Hauptstadt. Sie hatten Paris aus dem Gesicht verloren, als der Mond, seiner alten Gewohnheit gemäß, aufging und in den Wagen hineinschien: „Tiens, tiens la lune"! rief die Pariserin in solchem Erstaunen, daß die Reisegesellschaft nicht weniger erstaunt sie lachend fragte, ob sie denn geglaubt habe, der Mond scheine nur zu Paris. „Das nun eben nicht", war ihre Antwort, „aber daß er hier ganz genau eben so scheint, wie in Paris, das ist es, was mich wundert". Eine Antwort, die beweißt, daß Erd- und Himmelskunde anlangend die ehrlichen Memminger nicht ohne Rivalen unter den Parisern sind. Was sollten aber auch die gebildeten Welthauptstädter aus der Literatur ihrer provinziellen Landsleute lernen? Interessiren sich diese ja selbst gewöhnlich mehr für das, was in Paris, als was bei ihnen selbst vorgeht. So hat man in den letzten Jahren die Chronik von Rheims herausgegeben; ich hatte keine Gelegenheit, sie zu lesen, allein man hat mir gesagt, daß sie ein ausgezeichnetes, herrliches Werk des Mittelalters sey. Diese Chronik von Rheims nun fand, wie mich ein glaubwürdiger Zeuge versicherte, in Rheims selbst, einer Stadt von 33,000 Einwohnern, nicht mehr als drei Subscribenten! Im Allgemeinen werden den Buchhandlungen in den Provinzen auch nur die Abfälle der Literatur, Werke nämlich, die kein Pariser verlegen mag, angeboten. Wo sollen sie aber dazu den Muth finden, sie, die aller selbstständigen Bewegung ungewohnt sind? Das geistige Leben der Provinzen muß sich darum nothwendig, wenige Ausnahmen abgerechnet, in einer traurigen Stagnation befinden. Wie mich ein deutscher Pariser Buchhändler versicherte, so sind selbst seine Collegen in den Provinzen oft nicht einmal im Stande, einen orthographisch richtigen Brief zu schreiben, wenn sie ein Buch von Paris verlangen. Die Bücher, die dort geschrieben und wohl meist auf Kosten ihrer Verfasser gedruckt werden, sind sol-

che, die den Geist und das selbstständige Denken der Provinzialen eben nicht in große Unkosten setzen. Es sind Beschreibungen irgend einer alten Ruine, oder eines ehemals berühmten Schlosses, Erklärungen einer alten Inschrift, Guides des Voyageurs, Lokalgeschichten, Paroissiens, oder Schriften, die das materielle Localinteresse berühren. Eine höchst unschuldige Literatur, die der stolzen Pariserin keinen Eintrag thut.

Zu den Hauptliteraten in den Provinzen gehören Notare und Advocaten, deren Stärke eben nicht in dem hohen begeisterten und begeisternden Fluge ihres Geistes besteht, um dem dort herrschenden kalten materiellen Egoismus das Feld streitig zu machen. So ist denn auch die Circulation der Literatur überhaupt hier noch mehr als in Paris auf ein Minimum reduzirt. Hievon nur ein Beispiel. Angers, einst die Residenz der Herzoge von Anjou, gegenwärtig der Sitz eines Präfecten, eines Bischofs, eines Seminars und eines immer noch begüterten zahlreichen Adels, gehört also gerade nicht zu den unbedeutenderen Städten Frankreichs. Sein Haus der dames du bon pasteur, 600 Einwohner befassend, ist das größte, welches in Frankreich existirt, und zählt gegenwärtig schon über zwanzig Häuser in Frankreich, Italien, Savoien u. s. w., die es gegründet, und die von seiner Oberin abhängen. Die Stadt besitzt auch, wenn ich mich recht erinnere, zwei Journale, eines legitimistischer Gesinnung, aus dem wir die Briefe über Rom und Assisi mitgetheilt haben, ein anderes, das umgekehrt den Grundsätzen des gegenwärtigen Regimes huldigt. Da ich mich nun für frühere französische Literatur interessirte, so suchte ich dort einen Antiquar auf, der mit ältern Büchern handelte. Allein meine angestellten Erkundigungen nach vielfachem Suchen wiesen aus, daß ein Mann oder ein Geschäft dieser Art gar nicht in der alten Stadt Angers existire. Der ganze Verkehr mit ältern Werken beschränkt sich auf einige Bretter voll Bücher, die zur Marktzeit an einer Stelle, die man mir zeigte, ausgestellt werden, und vorzüglich für die Bauern und Bürger, die zu Markt gehen, bestimmt sind. Daß aber die Hand-

lungen, die mit neuen Büchern handeln, aus den oben angeführten Gründen auch nur auf das allerdürftigste versehen sind, ist augenfällig. Bei solchen Auspicien des geistigen Verkehrs konnte es mich nicht im mindesten befremden, daß die ehrsamen Bürger von Angers ihr schönstes Haus, geschmückt mit Holzsculpturen von ausgezeichneter Arbeit, wie nur wenige Städte eines aufzuweisen haben, gerade als ich dort war, niederrissen, um an seiner Stelle eine steinere Barake aufzuführen, die in hundert Städten nicht nur Tausende ihres Gleichen, sondern größere und prächtigere Muster findet. Es gewährte mir nur einen geringen Trost, daß man mir, auf meine Frage nach dem Preise jener Sculpturen, in dem neuen Hause sagte, das städtische Museum habe dieselben käuflich an sich gebracht. Museen sind ja leider meist nicht die Wiege der neuen, sondern die Beinhäuser der alten Kunst. Die Spießbürger von Angers indessen, wie ihre Brüder die Philister von Frankfurt am Main und anderwärts, nennen dergleichen barbarische Destructionen ihrer schönsten mittelalterlichen Kunstwerke „embellir la ville". Mit einem Geiste, wie er jetzt dort herrscht, hätten die Angeviner sicherlich nicht die schöne Kathedrale erbaut, die, das Erbe ihrer Väter, immer noch der schönste Schmuck ihrer Stadt ist. — Statt zu einem Antiquar gerieth ich dort endlich zu einem Krämer, der unter andern Dingen auch mit weißen Schreibbüchern jeder Gattung für Schulkinder und Kaufleute handelte. Auf meine Frage, woher er diese Bücher beziehe, war seine Antwort die in den Provinzen stets wiederkehrende: „von Paris". So versieht also Paris die Provinzen Frankreichs nicht bloß mit Journalen und gedruckten Büchern, sondern auch mit leeren Schreibbüchern und rastrirt ihnen die Pagina's, um auch hier seinen Gewinn an Papier und Einband in die Tasche zu stecken. In der That, man muß gestehen, es giebt kein Profitchen so klein, dessen sich die große speculative Weltstadt nicht zu bemächtigen gewußt hätte. Nach solchen Erfahrungen aber mußte ich es ganz natürlich finden, wenn mir ein literarischer Provinziale in Rouen, der alten

Residenzstadt der Eroberer Englands, mit nackten Worten sagte: „Wir hier in den Provinzen, wir denken gar nicht", und wenn eine sehr gefeierte Schriftstellerin, die gewöhnlich in der Provinz wohnt, mir in Paris das Gleiche bestätigend klagte: „Wir Armen in den Provinzen, wollen wir nicht ganz in der geistigen todten Leerheit und Stagnation versumpfen und untergehen, wollen wir uns geistig erfrischen; so müssen wir auf einige Monate jährlich nach Paris gehen."

Doch nicht genug, daß die Journalistik im Bunde mit der Pariser Centralisation die gesammte Literatur tyrannisirt, und das eigene Denken in den Provinzen beinahe gänzlich aufhebt; die ganze Literatur läuft Gefahr von den Journalen und Revüen verschlungen zu werden. In einer Zeit, die hauptsächlich nur in der Gegenwart und für den Augenblick lebt, haben sie den großen Vorzug, daß sie mit dem Augenblick leben und sterben. Die Empfindung, das Interesse, die Leidenschaft des Tages haben sie eingegeben, von ihnen werden sie aufgenommen und mit ihnen gehen sie unter. Sie entsprechen der Sucht nach Neuigkeiten und Neuerungen, einer äußerlichen Stimmung, die keinen Frieden und keine Ruhe im eigenen Innern findet; aus hundert Ingredienzen zusammengesetzt fröhnen sie jener Ungenügsamkeit, die von Allem nur die Blüthe genießen möchte; sie harmoniren mit jener Zerstreuungssucht des Geistes, die immer von einem zum andern springen und nichts sich ganz widmen möchte, und so erzeugen sie jenes gedanken- und empfindungslose Lesen, das die geistigen Kräfte durch eine stupide Apathie tödtet. Mancher glaubt daher der Literatur überhaupt seinen reichlichen Tribut bezahlt zu haben, wenn er auf ein Journal von 80 Franken oder eine Revüe abonnirt ist. Hier empfängt er ja mehr, als er bedarf, und kümmert sich um das Uebrige nicht. Andrerseits lassen es die großen Redacteure bei der industriösen Concurrenz auch nicht daran fehlen, um die Wette jeden irgend ausgezeichneten Geist an sich zu ziehen und ihrem Unternehmen dienstbar zu machen. Außer dem hiemit verknüpften großen Einfluß in der Politik und Literatur

können sie auch Honorare bieten, die bei einer andern Publicationsweise wegfallen würden. Daher ist es jetzt vielfach in Frankreich Mode geworden, beinahe Alles zuerst fragmentarisch in Form von Journal- oder Revüeartikeln mitzutheilen. Schriftsteller, die sonst nicht leicht einen Verleger zum bloßen Drucken ihres Werkes finden würden, erhalten so z. B. von der Revüe des deux Mondes 150 Franken für den Bogen als gewöhnliches Honorar.

Daß diese Praxis, die jedes Werk zerschneidet und auf die kleinen Dimensionen eines Artikels beschränkt, für die Literatur nur verderblich seyn kann, leuchtet von selbst ein. Sie bringt gerade jenen Zwittercharakter hervor, wie er der neuern französischen Literatur so eigenthümlich ist. Die Schriftsteller müssen sich stets den Forderungen eines Zeitungsartikels fügen, der immer mehr oder minder zur Unterhaltung eines sehr gemischten Publicums dient. Sie müssen daher die pikante, epigrammatische Form mit ihren grellen Farben und Antithesen anwenden. Selbst den Schein einer staubigen Gelehrsamkeit müssen sie meiden. Sie dürfen über nichts zweifeln, nichts der Untersuchung und dem Nachdenken des Lesers überlassen, ja ihm überhaupt gar nichts zumuthen; dieß wäre ihm ja peinlich und würde ihn im Genusse stören. Alles muß vielmehr appetitlich servirt und tranchirt seyn, daß er es ohne eigene Mühe und Anstrengung zum Dejeuner zu sich nehmen kann. So erhalten daher Werke wissenschaftlicher Forschung die Apretur der Frivolität, und dieß nennt man Popularisiren der Wissenschaft. Da indessen manche Gegenstände und Geister ihrer Natur nach durchaus dieser Behandlung widerstreben, so erhalten hinwiederum die Journale und Revüen, neben ihrer sonstigen Frivolität, dadurch einen gewissen Schimmer von Ernst und Wissenschaftlichkeit, wie er ihnen dermalen charakteristisch ist. Man nennt dieß denn eine science consciencieuse, und die Abonnenten glauben das Aeußerste gethan zu haben, wenn sie einen solchen Artikel lesen, und dispensiren sich hierauf mit ruhigem Gewissen von aller übrigen ernsten Lectüre.

Kein Wunder wäre es daher, wenn Frankreich bald nur noch Artikelschreiber für die Kaffeehäuser der Herren und die Salons der Damen, aber keinen Schriftsteller für ernste Männer besäße. Bloß materiell genommen, welche Masse von geistigen Kräften wird consumirt, um die zwanzig Pariser Blätter mit ihren unermeßlichen Columnen täglich zu füllen! Noch trauriger aber wird die Aussicht, wenn man das schmutzige Detail dieser Artikelschreiberei und die Persönlichkeit so vieler dabei verwendeter Subjecte kennt!

Daßelbe Publicum, welches auf den Eisenbahnen im Fluge reist, ohne etwas zu sehen, zu beobachten oder zu erfahren, das die Zeitungen mit der gleichen Eilfertigkeit liest, ohne daß es Zeit hätte, sich beim Lesen zu besinnen und über den Inhalt des Gelesenen nachzudenken; wie kann es fordern, daß die Artikel anders, das heißt gründlich und gewissenhaft, geschrieben werden. Actienvereine sind es, die in der Regel die Eisenbahnen wie die Journale entreprenniren, und eine möglichst große Dividende ist bei den einen wie bei den andern in der Regel das höchste Ziel ihres Strebens und ihr Mittel dazu ist Dampf! Dampf! Dampf! — Redacteure und Hauptcollaborateurs der französischen Journale sind die Ouvriers, und als solche in einer oft schmählichen Abhängigkeit von den Hauptactionärs und den Geldinteressen des Journals überhaupt. Willenlos müssen sie der Richtung folgen, die jene ihrem Interesse oder dem ihrer Parthei angemessen halten. Von oben erhalten sie das mot d' ordre, das sie befolgen müssen, wollen sie nicht ihre Existenz aufs Spiel setzen. Hat die Entreprise keinen rechten Erfolg, gelingt es dem Journale nicht seine Abonnenten zu vermehren, oder fängt es gar an die gewonnenen zu verlieren, so halten die Hauptactionäre eine Versammlung; sie berathen sich darüber, auf welche Weise der wankelmüthigen öffentlichen Meinung dermalen am besten beizukommen sey, welche neue Fahne man aufstecken, welche neugeprägten Worte man in Cours setzen müsse. Alte Mitarbeiter werden entlassen und neue engagirt, man bringt

Verbesserungen in der Administration und Ersparungen in er Oekonomie des Blattes an, und dieses macht alsdann mit euen Lettern gleich einem modificirten Ministerium sein neues Programm bekannt, worin es das Publikum von den glückli- hen Veränderungen in Kenntniß setzt, die unfehlbar das be- eits schon so zahlreich gelesene, blühende Blatt auf den höch- ten Gipfel aller Vortrefflichkeit bringen müssen. Wollen ber alle diese Verbesserungen dennoch nicht verfangen, nimmt as Desabonnement zu, so macht endlich das Journal ban- erott. Wie bei einem alten Schiff, das die See nicht mehr alten kann, Holz und Eisen ausgeboten wird, so wird auch as gestrandete Journal in öffentlichem Aufstriche dem Meist- ietenden überlassen. Das heißt, das hinterlassene Material es Verewigten und seine Freunde und Gönner, die Abon- enten, gehen auf den neuen Eigenthümer über mit der Ver- pflichtung, dieselben bis zum Ablaufe des Jahrganges zu be- ienen. Das letzte fallite Journal im verflossenen Winter var der Nouvelliste, der, wenn ich mich recht erinnere, für 10.000 Franken ausgeboten und für 50 Franken zugeschla- gen wurde!

Doch wenden wir den Blick ab von so melancholischen Bildern; nehmen wir an, die Redaction erreiche das kühnste Ziel ihrer Wünsche; ihr Blatt sey in aller Hände, vom Kö- nig bis zum Portier eines hôtel garni werde seine entschei- dende Stimme vernommen; von Allen werde um sein Lob ge- buhlt und sein Tadel gefürchtet, was ist dennoch am letzten Ende sein eigenes Ende? Ich kenne ein Pariser Kaffeehaus, das mit den vorzüglichsten Pariser Blättern versehen ist; jeden Montag kömmt der Epicier und nimmt alle, bis zum voran- gehenden Samstag, in Empfang, und zahlt sie nach dem Pa- piergewichte! Das glücklichste Blatt also lebt nur eine Wo- che, von einem Montag zum andern, das minder begünstigte nur zwei Tage! Von diesem Schicksal ist nur der Moniteur seines ehrwürdigen, offiziellen Charakters wegen, und ein Exemplar des Journals des Debats, wovon jenes Kaffeehaus

zwei hat, ausgenommen. In andern Kaffeehäusern werden die in Paris abgelesenen Zeitungen nach den Provinzen gesendet, für die sie immer noch gut genug sind, um ohne Zweifel zuletzt, wenn auch etwas später, das gleiche Schicksal mit ihren Pariser Brüdern zu erfahren. — Das ist also das Ziel, dem so viele Opfer gebracht werden!

Doch uns Deutschen steht keineswegs das Recht zu, den Franzosen über ihre Journalmisere Vorwürfe zu machen, spielen wir ja diesem schmählichen Pariser Journalwesen gegenüber eine noch kläglichere Rolle, als die französischen Provinzen. Wir können dieß unseren Lesern nicht augenscheinlicher machen, als wenn wir darüber die Betrachtungen wiederholen, die der Verfasser des Aufsatzes über das deutsche Zeitungswesen in der deutschen Vierteljahrschrift anstellt; zürnend klagt er, wie folgt:

„Der Pariser Journalist läßt sich gar nicht im Traume einfallen, wenn er mit Geist irgend eine Lüge erfindet, um einen leeren Platz auszufüllen, wie viele Tausende und aber Tausende mit vollen Backen an diesem seinem Lückenbüßer kauen werden. Wie er sich räuspert und wie er spukt, daran nehmen ganze Völkerschaften von wiederkäuenden Politikern ihr Absehen: denn es ist in Paris geräuspert, es ist in Paris gespukt worden. Von dem Gelehrten bis zum Handwerker, von dem Hofe bis in die kleinste Kneipe herab; es leben Generationen in Deutschland, welche gar nicht anders wissen, als ihre Politik von Paris zu beziehen, und von dem Abfall französischer Gedanken zu zehren. Paris ist die allgemeine Garküche für diese Abfütterung, und es gibt deutsche Zeitungsköche, welche sich für superiore Geister halten, wenn sie in täglichen „Uebersichtsartikeln“ aus den Ueberbleibseln jener Speisekammer ein Ragout zurecht machen, und die aufgewärmte Bettelkost in einer selbstgemachten Sauce auftragen. Von einem eigenen Geiste, von einem Nationalsinn findet sich keine Spur in dieser Presse. Wenn die französischen Blätter einmal acht Tage lang nicht über den Rhein kämen, sie würde einen Anblick darbieten, wie ein Barometer, wenn einmal das Wetter ausbliebe. Ihr ganzes Daseyn ist in einem französischen Leihhause versetzt; was sie an Gedanken ausgibt, das sind erborgte Gedanken: dormiunt ad somnum alienum, edunt ad appetitum alienum, vigilant ad vigilantiam alie-

nam. Mit einem Worte, so wie Guy Patin mit diesem guten lateinischen Spruch das Hofleben zu bezeichnen pflegte, der ordinäre deutsche Journalismus ist ein Höfling des französischen, ein leibhafter Hofmarschall Kalb dieses seines Serenissimus".

XLIII.

Briefe aus der Fremde.

Dritter Brief.

Paris den 31. März 1840.

Es hat mich nicht gereut, in Straßburg den Sonntag geblieben zu seyn; dieser bot noch so manches Anziehende dar, nicht darin, daß ich zu meiner Verwunderung schon am frühen Morgen fast alle Läden und Boutiquen, wie an einem Wochentage, geöffnet fand, sondern, daß für die Erbauung des Volkes auf eine so überaus würdige Weise gesorgt ist. Ich wohnte dem Gottesdienste in dem Münster bei, wo um acht Uhr eine deutsche, nach zehn eine französische Predigt, dazwischen um halb zehn Uhr das Hochamt gehalten wurde. Es fiel mir bei den Predigten besonders auf, wie sich dem Deutschen ganz die französische Lebendigkeit des Vortrages, dem Franzosen hingegen die deutsche Ruhe mitgetheilt hatte. Jener bewegte sich auf der Kanzel herum, unterstützte seine Rede durch lebhafte Gesticulation, unterbrach dieselbe durch eine Menge von Exclamationen, aber er hielt in der That eine vortreffliche Predigt, die ihren Eindruck nicht verfehlen konnte. Gegen den Schluß derselben zog die ganze Schaar der in Talare und Chorhemde gekleideten Seminaristen nach dem Hochaltare hinauf, und stimmte hier den von zwei Fagots begleiteten Chorgesang an; dann erschien der das Hochamt haltende Priester, und nunmehr bewegte sich, nach Austheilung des Weihwassers, der Zug der jungen Cleriker, Psalmen singend, durch den herrlichen Dom. Diese einfache Procession ist ungemein schön, und wenn man hier Diejenigen, denen für die Zukunft das Heil einer ganzen Diöcese anvertraut werden soll, erblickt, wie sie gemeinschaftlich zur Verherrlichung des Dienstes Gottes wirken,

so kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß doch die Vorbereitungsjahre zu dem verantwortlichen Amte eines Seelsorgers diesen jungen Männern, wenn sie nachher über den ganzen Sprengel sich zerstreuen, wirklich einen echt clerikalischen Sinn, ein Gefühl von der erhabenen Würde des Priesters verschaffen möchten. Die Zahl derselben möchte sich wohl beinahe auf hundert, wenn nicht mehr, belaufen haben, und unter ihnen allen gewahrte ich nicht leicht ein unbedeutendes Gesicht; doch das ist freilich das Unwesentliche, mehr noch sprach die Andacht und Erbauung, die in ihren Zügen zu lesen war, an.

Am Nachmittage besuchte ich noch einmal das schöne Gotteshaus, wo eine Kreuzwegandacht in einer in Deutschland nicht üblichen Weise gehalten wurde. Eine Mehrzahl von Kirchendienern trug, außer dem großen Crucifix, welches bei jeder Station vor dem Geistlichen niedergestellt wurde, die verschiedenen Leidenswerkzeuge, Nägel, Säule, Würfel, Hysop, Speer, Schwamm u. s. w., das Ganze wurde von einem angemessenen Volksgesange begleitet. Auf diese Weise verging mir der Sonntag in Straßburg auf eine das Herz erquickende Weise, und ich verließ die Stadt mit dem sich stets erneuernden Gefühle, welch ein großes Glück es ist, der heiligen katholischen Kirche anzugehören, denn auch weit in der Fremde ist man doch überall zu Hause.

Doch ich höre die Frage: in Straßburg gewesen und nicht den Münster bestiegen? Allerdings war ich droben beim schönsten Wetter, und ich konnte das lebhafte Treiben in der Stadt überschauen. Rings auf den Bergen, auf deutscher und französischer Seite, lag Schnee, und Wolken stiegen herauf, um noch weiter über das Land die weiße Decke auszubreiten. Und so geschah es auch, in der Champagne; und überhaupt bis ich die Barriere von Paris erreichte, hat es, statt daß man den Frühling zu finden hoffen durfte, geschneit.

Eine Reise mit dem Eilwagen durch Frankreich bietet an und für sich sehr wenig Interesse dar, es sey denn durch die Gesellschaft, die man trifft. Dießmal wollte es der Zufall, daß sich in einem Wagen — ein gewiß seltener Fall — fünfzehn Deutsche befanden. Unter diesen waren acht sogenannte Amerikaner, d. h. Auswanderer nach Amerika, welche in dieser Zeit vornämlich in so großer Anzahl aus Baden, Würtemberg und dem Elsaß hinüberziehen, daß in Straßburg allein mehrere Notare beschäftigt sind, über die Vermögensverhältnisse dieser Personen die erforderlichen Documente aufzunehmen. Dießmal waren es vier junge Männer und eben so viele Mädchen, welche ohne alle Aufsicht in die weite Welt reisen, und durch ihr Benehmen nicht gerade zu den erfreulichsten Hoffnungen für ihre Zukunft berechtigten.

Indem ich die Pfarrei nenne, in welcher ich zuerst mein Domicil in Paris oder „Jerusalem und Babel“ fand, bietet sich wie von selbst ein schöner Stoff zur brieflichen Mittheilung dar. Jene Pfarrei ist die von Notre Dame des Victoires; ihr steht ein Mann vor, der im Rufe der Heiligkeit sich befindet, sein Name ist Desgenettes. Als er vor mehreren Jahren Pfarrer wurde, belief sich die Zahl der jährlichen Communionen auf etwa 700, jetzt übersteigt sie die Summe von 12000; er, von jeher ein eifriger Legitimist, ist also der Beichtvater der zur Kirche bekehrten Democraten, unter ihnen Männer, die selbst thätig mit den Waffen in der Hand an der Juli-Revolution und späteren Emeuten Theil genommen haben. Dazu gehört z. B. einer der Herausgeber der Histoire parlementaire, Namens Roux, welcher Alles, was er schreibt, zu dem Père Desgenettes bringt, und oft ruhig zusieht, wie dieser sanftmüthige und doch strenge Censor ein ganzes Blatt und noch mehr von seinen Scripturen von oben bis unten zerreißt. Insbesondere zeichnet sich der Pfarrer von Notre Dame des Victoires durch eine rührend kindliche Andacht zur Mutter Gottes aus; sie ist die Schutzpatronin der von ihm gestifteten Confrérie pour la conversion des pécheurs, die sich bereits über ganz Frankreich ausgebreitet hat, und mehr als 500,000 Mitglieder zählt. So mancher der Bekehrten und so mancher der für Bekehrung Betenden hat das wunderthätige Muttergottesbild in jener Kirche mit einem silbernen Herzen geziert. Ueber diese Zunahme der Devotion in Frankreich überhaupt, insbesondere über die mancherlei Bruderschaften, welche hier bestehen, will ich bald ein Näheres berichten, für heute nur noch einige Worte über einzelne kirchliche Gebäude.





Wenn man die gewaltige Stadt von dem Triumphbogen aus überschaut, so ragen über alle andere drei Gebäude hervor, der ehrwürdige Dom von Notre Dame, die neue Kirche von St. Madelaine, und das Pantheon, in der That drei merkwürdige Gegensätze. Jener eine Kirche aus den Zeiten der Blüthe mittelalterlicher Architectur, St. Madelaine ein zur Kirche umgeschaffener heidnischer Tempel, das Pantheon die in einen Heidentempel verwandelte Kirche der heil. Genovefa. Welch ein dürrer Lorber ist es, hier in diesen entweihten Räumen zu ruhen, oder seinen Namen aufgezeichnet zu haben; dieß ist das Glück Jean Jaques Rousseau's und der gefallenen Julihelden, von denen eine Inschrift sagt, sie starben pour la defense des lois et de la liberté. Was nützt es ihnen, wenn eine andere hochtrabende Inschrift an dem Frontispice verkündet: Aux grands hommes la patrie reconaissante? während der Leib der heil. Genovefa in der benachbarten Kirche S. Etienne eine



ganz andere Verehrung genießt. Im Pantheon war außer dem mich hineinführenden Diener kein Mensch, während um das Grab der Heiligen eine Schaar von Gläubigen betend kniete und rings herum — eine angenehme Erinnerung an München — die kleinen Votiv-Wachskerzen, als Symbol des aus Liebe zu Gott glühenden Herzens, brannten. Schöner noch als die im gothischen Style erbaute Kirche S. Etienne ist eine andere nicht weit davon entfernte S. Severin, so fein, so niedlich, wie nicht leicht eine gefunden wird. Eine der schönsten freilich, die Paris besitzt, ist gegenwärtig dem Gottesdienste entzogen, es ist die kleine neben dem Palais de Iustice befindliche von König Ludwig dem Heiligen erbaute Kirche. Doch was ist das Alles gegen die Abtei von S. Denis, die Gräbstätte der Könige von Frankreich, ja davon könnte ich einen ganzen Tag erzählen. Wunderbare Fügung der Dinge! der König der Julirevolution hat es übernommen, diese herrliche Kirche wiederum ganz herzustellen und wie sehr dieß gelingt, davon kann man sich durch den Augenschein überzeugen. — So wenig ich für meinen Theil für die Juli-Revolution bin, und so wenig Freuden dieselbe auch dem durch sie eingesetzten Könige bringen mag, so muß man doch zugeben, daß durch die Regierung viele wesentliche Verbesserungen bewirkt worden sind. Ich kann mir zwar kein Urtheil über den Zustand der Sitten von Paris im Allgemeinen beilegen, allein wer die Stadt vor mehrern Jahren gesehen hat, wird zugestehen, daß sie wenigstens äußerlich von manchem Straßenunrath gereinigt worden ist. Das Palais royal und überhaupt alle öffentlichen Orte und Spatziergänge sind befreit von jenen Unglücklichen, die das Geld der Keuschheit vorziehen, und wenn man noch dazu rechnet, daß Spielhänser und Lotterien abgeschafft worden sind, so wird man die obige Aeußerung als der Gerechtigkeit angemessen befinden.

XLIV.

Ueber die Gefahr einer socialen Revolution durch die untern Volksklassen und über deren Stellung in älterer und neuester Zeit.

Wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen, so ist die Macht der politischen Ideologie, die Herrschaft des falschen Liberalismus, in sofern derselbe seinen Sitz in den mittlern Klassen der Gesellschaft hatte, in raschem Sinken begriffen. — Nachdem das Reich der Täuschungen seit den Julitagen des Jahres 1830 beinahe zehn Jahre gedauert hat, steht es heute auf dem Punkte: der Wirklichkeit gegenüber in sein ursprüngliches Nichts zu zerrinnen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die kühne Behauptung aufstellen, daß selbst in Deutschland, der eigentlichen Heimath der Abstractionen und Theorien, die Macht jener politischen Doctrinen gebrochen ist, die in der Wirklichkeit keine ihnen entsprechende Erscheinung finden. Man fängt an, die Dinge zu sehen, wie sie sind; der politisch-theoretische Enthusiasmus für diese oder jene Form der Verfassung ist zur Antiquität geworden, wo ihm nicht unbegreifliche Mißgriffe der Regierung noch auf eine Zeit hinaus Nahrung gewährt haben. Vielleicht ist selbst die Hoffnung nicht zu gewagt, daß der Begriff der wahren und wirklichen politischen Freiheit in nicht gar langer Zeit das Gespenst der liberalen Scheinfreiheit, welche mit dem Despotismus des omnipotenten Staates friedlich zusammen geht, aus den Köpfen und Herzen der Zeitgenossen verdrängt haben werde. — Eine zu weit getriebene Besorgniß vor jenem Afterjakobinismus aus der Restaurationsperiode und dem den Julitagen folgenden Lustrum scheint uns daher heute in der That

nicht mehr an der Zeit. Die Saison ist vorüber, die Physiognomie des Jahrhunderts hat sich geändert; die Gefahren, welche Europa bedrohen, sind heute andere, als vor sieben Jahren. — Revolution und Absolutismus sind heute in manchen Ländern einträchtig versammelt und innig verbündet zum Kampfe gegen das Recht und die wahre Freiheit, auf politischem, wie auf kirchlichem Boden, — in andern stehen sie noch in zornigem Kriege auf Leben und Tod gegen einander. — Nur dürften beide in andern Regionen zu suchen seyn als früher. Welche Stellung heute der Despotismus genommen, was von ihm zu erwarten, was dermalen sein nächstes Augenmerk sey, davon ist, wie der geneigte Leser sich zweifelsohne erinnern wird, in vielen frühern Artikeln die Rede gewesen. Heute wollen wir einen Blick auf eine Gefahr werfen, die von Seiten der Auflösung, der Anarchie, der Zerrüttung droht. — Es braucht deshalb Niemand zu erschrecken, die Anarchie, welche wir hier im Sinne haben, ist erst in ihren Anfängen vorhanden; bis sie erstarkt und zum Bauernkriege des 19ten Jahrhunderts heranreift, kann leicht noch ein halbes oder ganzes Geschlechtsalter darüber hin gehen, ein Zeitraum, mehr als hinreichend die Politik unsrer Tage vollkommen zu beruhigen und sicher zu stellen. Die Adepten dieser Politik haben nöthigere und dringendere Geschäfte, als daß die Sorge um so ferne Zeiten ihnen den Schlaf rauben sollte, um Zeiten, von denen es möglich ist, — daß diese Generation sie nicht einmal mehr erlebt.

Von dem oben angegebenen Standpunkte aus ist es in hohem Grade interessant, die Lage der untern, mit ihrer eignen Hand arbeitenden Klassen in Erwägung zu ziehen. — In England sind es die rebellischen Umtriebe der Socialisten und Chartisten, in Frankreich die von Zeit zu Zeit auftauchenden Arbeitervereine, welche, wie eine finstere, drohende Macht in den Vordergrund tretend, auf Augenblicke die heitere Ruhe des Rentiers stören. Dieß sind die Symptome, welche auf ein tiefer liegendes, gefährliches Unwohlseyn der Gesellschaft

und auf eine stürmische Zukunft deuten. Auch in Deutschland giebt es der Zeichen mancherlei, daß in dem dunkeln Schooße der Volksklasse, welche der ältere Sprachgebrauch den „gemeinen Mann“ zu nennen pflegt, Auflösungen und Zersetzungen gewisser innerer Zustände vor sich gegangen sind, welche die Vorzeit für wichtige Theile des gesammten Lebensorganismus der Völker hielt, eines Organismus, von dessen durchgreifender, in neuester Zeit geschehenen Veränderung die Schulweisheit unserer modernen Cameralisten und Statistiker sich eben so wenig etwas träumen läßt, als von den naheliegenden Folgen dieser Umwälzung. Auch in Deutschland umschleicht bereits der Pauperismus, wie ein drohendes Gespenst, die Gastmähler der Reichen, und die in's ungeheure wachsende Zahl der Verbrechen müßte Jedermann bedenklich machen, dem nicht jene kindische Hoffart, welche eine Eigenschaft alternder, dem Untergange zueilender Völker ist, die gesunde Ueberlegung geraubt hat. Nach diesem Wahne wäre es ein Verstoß gegen den Zeitgeist, einen unziemlichen Zweifel an dem Grunddogma der Aftercultur zu äußern: daß wir in jeglichem Betracht in den erfreulichsten Fortschritten begriffen sind! Eben diese Anschauungsweise ist es, die jede klare und ernste Würdigung der moralischen Lage der untern Klassen hindert. — Was das eigentliche „gemeine Volk“ glaubt und liebt, was es fürchtet und hofft, kümmert die staatsweisen Theoretiker, die Gläubigen des omnipotenten Staates nicht. Wie Wenige von ihnen haben einen Blick in jene Tiefe gethan! Wie wenige dieser Leiter der Cultur haben überhaupt auch nur ein geistiges Organ, das besagte „Volk“ zu beobachten, zu verstehen, sich in seinen Geist, in sein Wesen hineinzudenken, seine Noth mit ihm zu fühlen, den Pulsschlag seines Lebens zu vernehmen! — Gestehen wir es uns offen, zwischen der sogenannten gebildeten Welt, die zum größten Theile in Büchern lebt und nur aus Büchern das Leben kennen lernt, und dem niedern Volke ist ein eben so großer Abstand als zwischen Europa und Asien. Trotz aller unserer

Statistik, die jeden Rauchfang, jeden Düngerhaufen, jedes Schulkind zu Buche bringt, ist es für die Mehrheit jener „Gebildeten“ ein Geheimniß, ja es wäre für sie eine unerhörte und unglaubliche Neuigkeit, daß die rationelle Staatswirthschaft des letzten halben Jahrhunderts, in soweit sie nicht bloße Theorie geblieben, sondern bereits ihre Früchte zu tragen beginnt, auf dem besten Wege ist, in ökonomischer, wie in moralischer Hinsicht Europa in eine neue Barbarei zu stürzen. — Dabei verdient als merkwürdiger Beleg für die Beschränktheit, welche der verkehrten Bildung anklebt, der Sprachgebrauch erwähnt zu werden, daß eben jene Handlanger der falschen Staatsweisheit ihre abstracte Theorie, ihre völlige Verschlossenheit für das Leben: Praxis, — die mit Donnerstimme predigenden Thatsachen des Lebens aber Theorie zu nennen pflegen. Man muß über diese verkehrte Art die Dinge zu nennen vorweg im Reinen seyn, sonst ist es unmöglich zu verstehen, was die Zunft der Bureaukraten in ihrer Befangenheit meint.

Kehren wir zu der Frage über den Zustand der untern Klassen der Gesellschaft zurück, so scheint uns ein kleines Büchlein (de l'esclavage moderne), welches der große Prophet und Prediger der anarchischen Revolution, der ehemalige Priester La Mennais neuerdings in die Welt geschleudert hat, der höchsten Beachtung werth. — Die Aufstachelungen zur Empörung, die es enthält, geben, nicht minder wie die dort abgelegten Geständnisse, Stoff zu inhaltschweren Betrachtungen. — La Mennais vergleicht den heutigen Proletär, der von seiner Hände Arbeit leben muß, mit dem Sklaven der antiken Welt. — Wahrlich, die Vergleichung fällt nicht zum Vortheil des erstern aus. Ein neues Recht, sagt La Mennais, der Grundsatz, daß alle Menschen von Natur gleich seyen, stehe heute in der Ueberzeugung aller Menschen fest. Niemand wage diesen Satz offen anzugreifen. — „Aber er ist jetzt nur eine einfache Idee, ein bloßes Sentiment. Er hat fast gar keinen Einfluß auf äußere Thatsachen, er hat

keine weitumfassende, praktische Anwendung erhalten". In der eigentlichen Wirklichkeit ständen wir noch an der heidnischen Lösung dieses socialen Problems, „an der Sklaverei der Alten, nur gemildert und versteckt, unter andern Namen und Formen". Heute sey der Arbeiter der Sklave des Capitalisten. „Was ist heute der Proletär in Beziehung auf den Capitalisten? Ein Werkzeug, zur Arbeit bestimmt. Für frei erklärt durch das Gesetz, ist er freilich nicht mehr das käufliche und verkäufliche Eigenthum dessen, der sich seiner bedient. Aber diese Freiheit ist nur Schein. Nicht sein Leib, sondern sein Wille ist Sklave. — — Als Ketten und Ruthen für den Sklaven der neuen Zeit dient der Hunger". — —

„Dem Sklaven war wenigstens immer Nahrung und Kleidung gesichert, außerdem eine Herberge und Zuflucht für die Nacht, und Verpflegung, wenn er krank wurde, weil dem Herrn selbst daran lag, ihn zu erhalten. Dasselbe Interesse verbot, daß man ihn nicht durch ein Uebermaaß von Arbeit erdrückte. — Jetzt aber kann man ungestraft auf den Proletarier unerträgliche Mühe und Arbeit häufen, und niemals ist er des nächsten Morgens sicher. Wenn er leidet, wer kümmert sich darum? Wenn er stirbt, wer weiß es? — Ein Anderer tritt auf seinen Platz, so dicht gedrängt sind die Reihen, so schnell treibt der Hunger die Stellen zu besetzen. — So ist also dieß das Schicksal des Armen: völlig von dem abzuhängen, der ihn benutzt; leben, wenn man seinen Arm beschäftigt, sterben, wenn er keine Arbeit hat, oder wenn der Lohn nicht hinreicht. Ist das Sklaverei oder nicht? — In Wahrheit, ich wundere mich nicht, daß Einige, welche nur die materielle Seite der Dinge im Auge haben, so weit gekommen sind, daß sie inmitten unsrer so gerühmten Civilisation die antike Sklaverei zurückwünschen". — La Mennais zieht dann, um seinen Satz zu beweisen: daß die gerühmte Gleichheit der Staatsangehörigen, das Schiboleth der modernen Politiker, ein lächerliches Phantom und eine Lüge sey, — die Parallele zwischen der Lage des Armen und der des Rei-

chen in den verschiedensten Lagen des Lebens. Vor Gericht, bei der Gesetzgebung, der Verwaltung und dem Fiscus gegenüber, überall ist für den Reichen besser gesorgt, als für den Armen. „Man führt ein menschliches Wesen vor den Richter, bleich, entstellt, abgemagert. Kaum bedecken einige schmutzige Lumpen seine Blöße. — Ihr seyd, sagt ihm der Richter, ertappt worden, indem ihr die Hand zum Betteln ausgestrecket, oder indem ihr die Nacht auf der Straße schliefet". —

„Das menschliche Wesen sagt mit erstickter Stimme, daß es keine Arbeit gehabt, oder daß es Alters, oder Krankheits halber zur Arbeit unfähig, entweder habe sterben oder von Andern liebreiche Hülfe empfangen müssen, daß es, ohne irgend ein Obdach, ohne Freunde, vor Müdigkeit und Erschöpfung an der Straßenecke zusammengesunken sey! Ohne Obdach! antwortet der Richter; das Gesetz hat diesen Fall vorgesehen; ihr seyd in seinen Augen des Vagabondirens schuldig; also des Vergehens der Straßenbettelei und des Vagabondirens; beide sind mit Gefängnißstrafe bedroht." —

La Mennais findet, ohne Zweifel mit Recht, daß alle diese Thatsachen eine schreiende Verletzung des Grunddogma's des revolutionären Staatsrechts, d. h. der Volkssouveränetät enthalten. Er zieht den Schluß: daß unser geselliger Zustand auf einer vollständigen, ungerechten, schreienden Verletzung des Fundamentalrechtes der wahren Gesellschaft beruhe. — Politisch genommen sey heute das Volk Sklave. „Und woraus besteht dieses Sklavenvolk? Nicht bloß aus Proletarien und Menschen, die von jedem Eigenthum entblößt sind, sondern aus der ganzen Nation, mit Ausnahme von zweimalhunderttausend Privilegirten, unter deren schmachvoller Herrschaft sich drei und dreißig Millionen Franzosen beugen; dieß sind die wahren Sklaven dieser Zeit, weil ihre Herrn und Meister, die 200 Franken Steuer bezahlen, und allein mit dem Rechte bekleidet sind an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, über sie, über ihre Personen, ihre Freiheit, ihre Güter

nach Lust und Laune verfügen, und dieß, wohlverstanden: nach ihrem ausschließlichen, eigenen Interesse! Nach einem halben Jahrhundert des Krieges gegen die Tyrannei des Königthums und der Feudalität, nach so viel Anstrengung und Opfern, nach so viel Kämpfen, um die Menschheit von einem erdrückenden Joche zu befreien, — seht da, was wir erreicht haben!" —

Was La Mennais sonst noch in diesem Büchlein sagt, enthält den Plan, wie diese Masse der Nichtprivilegirten, den neuen Aristokraten, den Zweimalhunderttausend, die das Wahlrecht haben, systematisch den Krieg machen müsse. — Association, Begehren einer Wahlreform, Verweigerung der Abgabenzahlung in Masse, wenn die Regierung, („die gegen ihren Herrn, das Volk, rebellirende Gewalt",) Widerstand leiste, das ist der Weg, um „zu einer bessern Organisation der Arbeit zu gelangen und zu einer billigern Vertheilung ihrer Früchte, um dann zur Menschenwürde zurückzukehren und die Rechte des Bürgers zu erobern." — „In der That", so schließt der Herold der absoluten Demokratie, „die politische Frage löst sich auf in der andern Frage über die Wahlreform. — Es handelt sich um eine umfassende, vollständige Verbesserung, die weder auf dem unedlen, corrumpirenden Princip des Wahlcensus, noch auf willkührlichen Kategorien, oder albernen Voraussetzungen in Betreff der Fähigkeit, sondern allein auf dem, dem Menschen und dem Bürger anklebenden Rechte beruht. — Dann wird Niemand seiner wesentlichen Freiheit oder seines Antheils beraubt, der ihm an der Souveränetät des Volkes zusteht, dann allein ist die moderne Sklaverei in Wahrheit vernichtet. Niemand hat die Macht zu verhindern, daß dieser Tag komme, den die ganze künftige Menschheit segnen, den sie in ihren heiligen Gesinnungen feiern wird, aber von uns hängt es ab, ihn zu beschleunigen. Mögen unsre Anstrengungen einmüthig, mögen sie ausdauernd seyn, nichts uns entmuthigen, weder der Widerstand Einiger, noch die Trägheit Mehrerer, und bald wird der Stern, den das Men-

schengeschlecht erwartet, den es mit seinen Wünschen herbeiruft, den seine festen Hoffnungen begrüßen, die stagnirenden Dünste des Horizonts in Flammen setzen.“ —

Es wäre eine Beleidigung für unsre Leser, wenn wir gegen diese Theorie streiten wollten. Es ist dieselbe Lehre, welche Luther und Hutten wie einen Pechkranz in das Gebäude der Gesellschaft des sechszehnten Jahrhunderts warfen, gekleidet in die Tracht des neunzehnten. Seitdem der heilige Stuhl seinen Richterspruch gefällt, ist es überflüßig gläubige Katholiken vor dieser Sirenenstimme zu warnen. — Wer der Kirche angehört, weiß, was er davon zu halten hat; wer draußen steht, sehe selber zu, wie er sich zu dieser consequentesten aller Durchführungen der pseudopolitischen Grundsätze stelle. Somit entschlagen wir uns mit gutem Fuge jedweder Polemik, jedweder Widerlegung dessen, was La Mennais glaubt und hofft und wünscht. — Aber ein Anderes ist die Lehre, ein Anderes die Thatsache, und über diese letztere erlauben wir uns einige Bemerkungen.

La Mennais' oben besprochenes Büchlein ist ein Manifest, erlassen im Beginne des Krieges, den der Radicalismus (die consequente Revolution) gegen den Liberalismus (die minder consequente) zu eröffnen im Begriffe steht und in manchen Ländern bereits eröffnet hat. Ueber den weitern Gang desselben erlauben wir uns, aus dem einfachen Grunde keine Voraussagung, weil für uns, wie für unsere Leser, die Zukunft ein verschlossenes Buch ist. — Menschlichem Ansehen nach könnte allein ein großer europäischer Krieg diesen innern Kampf, der die europäische Gesellschaft in ihren Fundamenten zerrütten würde, weiter hinausschieben. Ihm vorzubeugen wäre allein die Kirche im Stande, wenn es ihr gelänge sich von den widernatürlichen Hemmungen frei zu machen, unter denen sie heute in den meisten Ländern seufzt, und wenn sie dann wieder die Massen mit ihrem Geiste durchdränge.

Dieß vorausgeschickt entsteht die Frage: wie ist heute die Masse, das heißt die niedere, arbeitende Volksklasse, organi-

sirt? eine Frage die unmittelbar auf eine andere, oben bereits angedeutete führt: welche großen durchgreifenden Veränderungen sind im Laufe der letzten dreißig Jahre in der socialen und politischen Stellung jener Volksschichte durch die Gesetzgebung der Regierungen selbst, zum Theil unter dem lebhaftesten Widerstreben des Volksgeistes, in's Leben gerufen und mit aller, dem modernen Staatsthume eigenthümlichen Energie durchgeführt worden?

Diese Fragen können in Beziehung auf das Landvolk, wie in Betreff der städtischen Bevölkerung, aufgeworfen werden. — Wir beschränken uns hier zunächst auf eine Untersuchung der Lage der letztern, wobei wir vornämlich Deuschland im Auge behalten, da dieselben Verhältnisse der Hauptsache nach, nur in verschiedener Abstufung, in allen christlich germanischen Ländern wiederkehren. Die Erörterung des Einflußes der neuen agrarischen Gesetzgebung versparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Seit es in Deutschland Städte gab, war Alles, was heute Industrie heißt, einer corporativen Verfassung unterworfen. — Dieser überaus merkwürdige Bau des Zunft- und Innungswesens war jedoch nicht aus einer politischen oder national-ökonomischen Reflexion, sondern wie alles Leben, aus dem Instincte einer jugendkräftigen, frischen Zeit hervorgegangen. Erst nachdem jene alten, ächt nationalen Einrichtungen ganz oder größtentheils zerstört sind, kann man nachweisen, worin ihr tiefgreifender moralischer und volkswirthschaftlicher Einfluß bestanden habe.

In Folge jener corporativen Gliederung war nämlich die arbeitende, gewerbtreibende Bevölkerung der Städte keine unorganische Masse, sie war ein hierarchisch-gegliederter Organismus, der in und durch sich selbst disciplinirt, durch seine eigenen Verfassungen und Ordnungen gehalten sich selbst regierte. —

Unstreitig ist diese Moralische Seite jener Einrichtung die wichtigste. Der Einzelne stand nicht, wie ein isolirtes Atom, inmitten des Ozeans eines modernen Staats, er hatte

das moderne Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseyns nicht, welches auf der heutigen Menschheit lastet; er wußte und begriff sich als Theil, als lebendiges Glied eines engern Ganzen, das er liebte und worauf er stolz war. Die Zunft, das Handwerk, war für den, der ihr angehörte, in die Stelle der Familie getreten, sie war ihm noch mehr, sie war seine Welt und flößte ihm ein Gefühl der Sicherheit, des behaglichen Wohlseyns ein, welches die Krankheit der neuen Zeit, das Streben in's Vage, in's Ungemessene, die schrankenlose Eitelkeit, die mehr scheinen will, als sie ist, weder entstehen noch aufkommen ließ. Wer den Angelegenheiten seiner Zunft seine Aufmerksamkeit, seinen Eifer, seine Liebe schenkte, fand keine Zeit, keinen Platz in seinem Innern, den Staat regieren helfen zu wollen, mit dem er nur mittelbar durch seine Corporation zusammenhing.

(Fortsetzung folgt.)

XLV.

Veritas odium parit.

In Preußen sind nun fast alle katholischen Journale und Zeitungen verboten, und, um die Sache ab ovo zu beginnen, hat man, willkommene Gelegenheit ergreifend, buchhändlerische Interdicte gegen künftig erscheinende noch ungeborne Werke in Masse geschleudert, oder ihre Verbreitung in einer Weise erschwert, daß es einem Verbote gleich zu achten ist. Der fränkische Courier, welcher bisher an seinem Erscheinungsorte in dem Preise von weniger als 7 fl. ausgegeben in Preußen um 22 fl. 45 kr. bezahlt werden mußte, ist nun vollends exilirt worden. Ihrerseits hat auch die Augsburger Allgemeine Zeitung, deren Publicum doch zum größern Theile ein ka-

tholisches ist, über die katholischen Angelegenheiten eine völlige Schweigsamkeit angenommen, und wenn sie dieß Schweigen ja einmal unterbricht, geschieht es in einer Weise, daß man in Berlin nicht besser damit zufrieden seyn könnte, wenn sie in Preußen erschiene. Das ist die Waffe der Intelligenz, derselben Intelligenz, die anfangs selbst, da sie alle Federn in ihrem Dienste glaubte, an die öffentliche Meinung appellirt hat. Um vor aller Welt klar und deutlich darzuthun, daß Jemand Unrecht habe, genügt es ja und ist es das Gerathenste, vor aller Welt ihm Stillschweigen zu gebieten. Die hellen, klaren Köpfe, die dienstbaren Geister mögen nun immerhin ihre Stimme erheben und ihre „richtigen Ansichten" weithin verbreiten. Ihre geistigen Erzeugnisse müssen volkskalendermäßig wohlfeil seyn, ja, wenn es möglich ist, dürfen sie gar nichts kosten, damit auch der ärmste Bettler, wenn er zu lesen versteht, die erfreulichen Lichtstrahlen daraus einzusaugen vermöge. Die den dunklen Regionen Angehörigen aber mögen der trägen Ruhe sich hingeben, wozu das Element, in dem sie sich bewegen, sie einladet, und wenn sie doch im Fiebertraume etwas herausreden sollten, was ist da natürlicher, als damit wie mit der Waare, welche die englischen Kaufleute gerne im himmlischen Reiche einschwärzen möchten, zu verfahren. Mehr als 5 Millionen katholischer Landeskinder und, wenn möglich, 20 Millionen deutscher Katholiken sollen somit kein Organ mehr haben, durch welches sie ihre Ueberzeugung aussprechen können, sie sollen fortan jedes Wort, das aus ihrer gepreßten Seele aufsteigen will, auf ihren Lippen ersterben lassen. Es ist sicherlich kein Zeichen lebensfroher Gesundheit oder ruhigen Selbstvertrauens in sein Recht, wenn man selbst die Erzählung der Thatsachen, welche ja die Erzählenden nicht erfunden oder gemacht haben, sondern nur referiren, nicht mehr ertragen kann. Wir unseres Theiles möchten nie einer Sache das Wort reden oder irgend einer Parthei angehören, welche den Gegnern unbedingtes Stillschweigen auflegen zu müssen glaubt. Leidenschaft, Ueber-

treibung, boshafte Verschweigung, Lüge, Verläumbung, Schmähsucht, und wie sie alle heißen, jene unterirdischen Schutzgeister mancher vielgelesenen Blätter verabscheuen auch wir mit ganzer Seele, und wünschen, daß solchem Unwesen so bald als möglich, und so gut als möglich Grenzen gesetzt werden. Aber jeden laut werdenden Gedanken schon deswegen unterdrücken, weil er nicht von unserem Standpunkte ausgesprochen worden ist, zu welchem Ziele soll dies führen? Zum Frieden? den wollen wir Alle. Werden sich aber je zwei Feinde versöhnen, welche stumm einander gegenüber stehen bleiben, oder wird es nicht vielmehr zur Versöhnung nothwendig seyn, daß sie in Würde und gegenseitiger Achtung mit einander sich benehmen, daß derjenige, welcher, wie die ernste Erwägung der Sache herausstellt, gefehlt hat, seinen Irrthum eingestehe, und der Andere, der ihm zugefügten Beleidigung nicht mehr gedenkend, die versöhnende Hand zum Brudergruße reiche? Die jede weitere Discussion verbietende Ekthesis jenes orientalischen Satrapen hat viel vom Frieden erzielt. Das Schicksal derselben wird jedem ähnlichen Verbote jeder Zeit zu Theil werden. Eine Sache, sie sey was immer für eine, die mit moralischen Ueberzeugungsmitteln bekämpft, nicht bestehen kann, verdient auch sicherlich den Untergang. Oder will man denn doch wirklich nur dem Unfuge, ungerechten Uebergriffen, lügenhaften, aufreizenden Aeußerungen zuvorkommen? Sonderbar aber, wenn nur in katholischen Blättern solche Auswüchse gefunden werden sollten! Oder will man etwa von einem geheimen Gefühle getrieben, das Urtheil der Geschichte auf solche Weise anticipando zu berücken suchen? Aber die Geschichte ist eine Macht, welche hoch über allen menschlichen Geboten oder Verboten, selbst einer unumschränkten Censur, stehend dergleichen Bemühungen noch jedesmal zu Schanden gemacht hat, und zuletzt selbst das Urtheil darüber spricht. Oder will man etwa den Katholiken ihre Leiden erleichtern, indem man ihnen zu seufzen verbietet? Wenn man einem Unglücklichen die Klage wehrt, so sieht

man wohl vielleicht seine Thränen, man vernimmt seine Seufzer nicht mehr, aber seine Seele ist deswegen nicht erleichtert, seine Trauer stört zwar vielleicht Andre nicht mehr, aber sie ist, da sie in Thränen und Klagen keine Linderung mehr findet, nur um so bitterer und schärfer geworden. In der That ist es meist nur der Ton der Klage und der Ausdruck der Trauer, worin die Katholiken öffentlich sich vernehmen lassen; der Ausdruck der Trauer über die unnatürliche Hemmung des Lebens- und Entwicklungsprocesses ihrer Kirche; der Trauer über die Verkennung der besten und reinsten Absichten, der Trauer über die wenigstens indirect ausgesprochene Beschuldigung, als könnten Katholiken nicht eben so ruhige, getreue und in allen bürgerlichen Dingen eben so gehorsame Unterthanen, wie Andere, seyn, oder als wäre es bloß launenhaftes Wesen oder versteckte Bosheit, was sie zur Renitenz treibe; der Trauer über die belohnte Untreue Einiger gegen ihre Kirche, so wie über die Leiden Anderer, welche, weil sie dem, was sie als ihre Pflicht erkannt haben und was man ihnen feierlich zugesichert hat, willig Alles hinopfern, die allgemeine Theilnahme erregt haben; der Trauer über die Zumuthung endlich, daß der Katholik den Grundsätzen der von ihm als wahr erkannten Kirche entsagen müsse, um dem sogenannten Landesgesetze gehorchen zu können, einem Gesetze, das, für ganz andere Verhältnisse berechnet, auf die mit Vorbehalt der freien Uebung ihrer Religion neu erworbenen Provinzen gar nicht mehr anwendbar ist. Das Einzige, was den Katholiken tröstet, ist die feste, durch die Geschichte aller Jahrhunderte gesicherte Ueberzeugung von dem Geschicke seiner Kirche, vermöge welchem sie weit öfter im Trauer- als im Freudengewande zum Siege geht, wie einst auch ihr unsichtbares Haupt und ihr ewiger Schirmherr an das Kreuzesholz genagelt überwunden hat.

XLVI.

Verona und seine Mildthätigkeit.

Zweiter Artikel.

Ueber die zahlreichen Anstalten, welche die christliche Barmherzigkeit Verona's, zum Unterhalte und Unterrichte der Armuth gegründet, haben wir in einem vorhergehenden Bande dieser Blätter (Jahrgang 1839, Band I., S. 513 — 528 und 703 — 721) nach den statistischen Notizen des Grafen Giuliari unseren Lesern Bericht erstattet. Seitdem ist eine andere Schrift, demselben Gegenstande gewidmet, durch Freundeshand uns zugekommen. Sie führt den Titel: „Die Philanthropie des Glaubens, oder das kirchliche Leben zu Verona in der neuesten Zeit. Geschildert von Aloys Schlör, Doctor der Theologie und Weltpriester. Wien 1839 bei Mayer und Compagnie". Wir hatten früher den Wunsch geäußert, daß doch Jemand das innere Leben so manches bei uns unbekannten wohlthätigen Institutes darstellen möchte. Diesem Wunsche entspricht der Verfasser jener Schrift, die zwar nur gering an Umfang, aber reich an Inhalt ist. Ohne Wortgepräng ist sie mit Verstand, in einer dem Gegenstande angemessenen Weise abgefaßt, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie auch in andern Städten den Gedanken weckte, ähnliche Monographien über das religiöse Leben und die werkthätige, ihm entspringende Barmherzigkeit zu schreiben. Dieß würde zur wechselseitigen Aufmunterung dienen; man würde zu einer lebendigeren Einsicht seines eigenen Zustandes gelangen; eine Stadt könnte der anderen das ihr Fehlende entlehnen und das Mangelhafte verbessern. Ja

schon das wäre ein großer Gewinn, wenn dadurch die öffentliche Theilnahme an höheren Interessen, mit denen sich oft nur ein beschränkter Kreis frommer, wohlthätiger Seelen befaßt, gesteigert würde, und immer Mehrere ihre Wichtigkeit und an anschaulichen Beispielen den Segen eines christlichen Lebens fühlten.

Rührten die statistischen Angaben des Grafen Giuliari von einem Italiener her, der seinem Kaiser von der Barmherzigkeit seiner Vaterstadt zum fröhlichen Empfange Bericht erstattete, so hat die genannte Schrift einen deutschen Priester zum Verfasser, der das rege kirchliche Leben während seines Aufenthalts daselbst beobachtet und studirt hat, und es nun zur religiösen Beherzigung und dankbaren Nachahmung mittheilt. Zu loben ist es an ihm, daß er als Deutscher in Allem, was von unseren Sitten und Gewohnheiten abweicht, der verschiedenen Nationalität des reizbareren Italieners gebührende Rechnung gehalten, ohne aber Alles eben darum vortrefflich zu finden, weil es anders ist, als bei uns. Während man anderwärts viel Lärm um wenig Wolle macht, freut es uns, in seinem Vorworte zu lesen: „Man ist hier nicht gewohnt, über das Gute, das man thut, viel Geschrei zu machen, und es in prahlerischen Anzeigen öffentlich kund zu geben; daher der Verfasser große Mühe hatte, um die nachfolgenden Notizen vom kirchlichen Leben Verona's durch Beobachtungen und Nachfragen zu sammeln“.

Die kleine Schrift, die des Guten und Nachahmungswürdigen so Vieles enthält, bildet einer Seits dem Andenken eines Deutschen, des Tirolers Joseph Grasser, der als Bischof mit väterlicher Sorge das kirchliche Leben dort hegte und pflegte, ein ruhmreiches Denkmal; anderer Seits aber mag sie als das Zeugniß eines Deutschen auch dazu dienen, einem vielfach mit Unrecht gekränkten und hochmüthig geschmähten katholischen Volke, den Söhnen Italiens, die schönste Genugthuung durch eine gerechtere Würdigung und Anerkennung zu verschaffen, und so den gehässigen Urtheilen und

Vorurtheilen confessioneller und nationeller Befangenheit, als Vorbote, daß auch in diesem Gebiete der Tag der Gerechtigkeit gekommen, ein Ende machen helfen. Endlich zeigt sie an einem glänzenden Beispiele, an einem deutschen Hirten und einer italienischen Heerde, wie beide Nationen, wenn sie von dem einen, über allen Nationalitäten stehenden christlichen Brudergeiste durchdrungen sind, zum gemeinsamen Heile mit vereinigter Kraft um so erfolgreicher wirken können.

Möchten Andere dieses Beispiel segenreichen Zusammenwirkens nicht verloren gehen lassen; möchten z. B. die edlen Magyaren daran ihr eigenes Interesse, den Nutzen und die Ehre ihres Volkes besser einsehen lernen, als es, nach den Verhandlungen des jüngsten Landtages, der Fall zu seyn scheint. Wir gönnen von ganzem Herzen jedem Volke seine Muttersprache und seine Weise; ja wir loben Jeden und auch die Ungarn, wenn sie mit Liebe und Eifer über ihrer Erhaltung wachen. Wir verachten, oder vielmehr beklagen ein Volk, das sich leichtsinnig dieß Erbgut der Väter entreißen und von jedem Beamten, der seine Sprache und seine Gesinnung nicht kennt, zuchtmeistern läßt; welches papageienartig jedes Wort seines Herren, ohne seinen Sinn zu fühlen und zu verstehen, nachspricht: allein wir wollen auch, daß jedes Volk die Sprache seines Bruders ehre, und sie nicht zum eingebildeten Vortheil seiner eigenen mit frevelnder, gewaltthätiger Hand antaste. Wir können daher jene Fanatiker unter der ungarischen Nation nur in dem Interesse ihres eigenen Landes beklagen, die da wähnen, dann sey der glücklichste Tag ihres Volkes gekommen, wenn ihre deutschen und slavischen Brüder endlich durch Zwangsmittel jeder Art dahin gebracht seyen, daß sie ungarisch mit den Lippen stottern, möchten sie es immerhin in ihrem Herzen verfluchen. Was soll auch der ruhigste Deutsche dazu denken, wenn er hört, daß man seine Stammbrüder in Ungarn zwingen will, der gemeinsamen Muttersprache zu entsagen, während sie von Engländern und Franzosen täglich mehr geschätzt und erlernt wird. Die

deutsche Sprache ist den edelsten ebenbürtig, vielen geht sie im Range voran, sie weicht keiner; was ihren guten, vollen Klang betrifft, darf sie sich vor Niemanden schämen, auch vor keinem Klavierspieler, und hieße er Liszt; ihre Abkunft aber anlangend, stünde es ihr übel an, wollte sie ihr silbernes Haupt vor irgend jemand demüthig entblößen und schüchtern die Augen niederschlagen, und gehörte er auch dem ältesten Magyarischen Magnatengeschlechte an, das seinen Ursprung mit den Chroniken des Volkes von Attila oder gar von Nimrod ableitete. Denn sie kann urkundliche Beweise ihres guten, alten, unverfälschten Adels aufweisen, wie man sie in keinem Familienarchive antrifft; sie ist bei allen Jahrhunderten und allen Nationen in die Lehre gegangen, und hat ihre Schätze in allen Ländern gesammelt; wer darum Gelegenheit hat, an ihrem Reichthume Theil zu nehmen, der darf es sich als ein Glück schätzen, und wer bei ihrer Weisheit in die Schule geht, dem gereicht es zur Ehre. Hätten jene Eiferer daher mehr wahre Vaterlandsliebe und minder bornirte Eitelkeit und Unwissenheit, so würden sie diesen Vortheil wohl zum Besten ihrer eigenen Sprache zu benützen wissen. Sie würde dadurch mit dem erweiterten und entwickelten Geiste des Volkes erstarken, und reicher und blühender sich entfalten, während nun ein blinder Fanatism in seiner starren Abgeschlossenheit die fremde Sprache tyrannisch zerstört und die eigene gleich den Sitten des ihm anvertrauten und untergebenen Volkes verwildern läßt. Mögen sie wohl bedenken, jene Aristokraten, daß eine Aristokratie, die ihre Stellung und ihre Pflichten verkennend, nicht durch ihren inneren Werth den ersten Rang behauptet, ihn auch bald äußerlich verlieren muß; denn die materielle Gewalt ist dem nur unterthänig, der sich geistig als ihr Herr und Meister erweist, wer aber dem Materialism, dem Egoism, der Immoralität und Ignoranz erliegt, der degradirt sich selbst, und muß auf die Herrschaft freiwillig verzichten, oder die Macht der Dinge entreißt sie ihm gewaltsam. Dieß ist der unerbittliche Gang der Geschichte, den weder ein Beschluß der

beiden Tafeln, noch das tolle, zügellose Geschrei eines unbärtigen und ungebärdigen Publicums ändern wird. Der Verfasser dieser Zeilen ist weder ein Ungar noch ein Oesterreicher, gönnt aber Beiden das Beste; sollten sie also einem patriotischen Magyaren zu Gesichte kommen, so mag er sie als die wohlgemeinte Warnung eines Dritten hinnehmen.

Doch kehren wir den Blick von diesem widerwärtigen Schauspiele blinden Unverstandes und selbstmörderischen Eifers ab, dem erfreulichen Bilde christlicher Eintracht und Liebe in Verona zu, wie der deutsche Verfasser uns dasselbe schildert. Gern entlehnen wir ihm einige Ergänzungen zu unserem früheren Berichte, und wünschen dadurch zu der möglichst weiten Verbreitung seiner Schrift, die jeder, auch ein Protestant, mit Nutzen lesen kann, beizutragen.

Der Verfasser stellt sich selbst die Frage: „Woher so viel Gutes und Treffliches in Verona“? und beantwortet dieselbe in seinem Vorworte und den Schlußbemerkungen also: „Aus dem Glauben, dem römisch-katholischen Glauben, welcher hier und überhaupt in Italien mit höherer Gewalt alle Verhältnisse des menschlichen Lebens durchdringt, ordnet, heiligt. — Die vielen und vortrefflichen religiösen Orden und Institute (größtentheils mit dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend beschäftigt), welche in der neuesten Zeit binnen wenigen Jahren zu Verona entweder aus den Trümmern einer zerstörenden Vergangenheit wieder heraufstiegen oder völlig neu emporgekeimt — die prachtvolle Feier und zweckmäßige Einrichtung des Gottesdienstes, durch welchen der Clerus unter der weisen Leitung eines vortrefflichen Oberhirten mit sanfter und siegreicher Gewalt auf das Volk einwirkt — der vorwaltende Geist der Liebe und Menschenfreundlichkeit, welcher die Höheren mit den Niedern, die Vorgesetzten mit den Untergebenen verbindet und eine unschuldige Heiterkeit über das Leben ausgießt — alles dieß ist ein lebendiges Zeugniß von der Macht des Glaubens, über die man staunen muß. Ja! der Glaube, nicht die Philantropie, der kirchliche

Glaube ist es, der in Verona so viel Gutes und Großes schafft. Alle Werke der Liebe sind hier Werke des Glaubens; daher ihr kräftiges Beginnen, ihr gesegnetes Fortschreiten, ihre edle, reine Tendenz, ihre unzweideutige religiöse Fassung, ihr demüthigstilles, aber desto mächtigeres Eingreifen in die Umbildung der Menschheit zu ihrer geistigen und bürgerlichen Wohlfahrt".

Weil alle ein Geist belebt, so steht auch hier nichts vereinzelt da; Eins trägt das Andere und wird von ihm getragen. Der Clerus ist ausgezeichnet durch seinen Eifer und seinen Lebenswandel, weil er aus dem Schooß eines gläubigen Volkes hervorgeht, in dem Seminar unter den Augen eines wachsamen Bischofs eine vortreffliche Erziehung erhält, in den Oratorien, den Bruderschaften für die Christenlehre und so vielen anderen Einrichtungen im lebendigen Verkehr mit allen Klassen und Altern die beste, unausgesetzte Uebungsschule hat, und endlich durch häufige Priesterconferenzen und geistliche Exercitien stets in seinem Eifer wach gehalten und neu gestärkt wird. Das Volk ist gut, weil es von der frühesten Kindheit an von diesem Clerus mit bewunderungswürdiger Sorgfalt in der Christenlehre unterrichtet und auferzogen wird; weil es Achtung und Liebe zu seinen Priestern gewinnt, die ihm in allen Tugenden und Opfern vorangehen, die bei jedem guten Werke thätig mit angreifen, und deren väterlicher Seelenführung im Beichtstuhl es sich daher folgsam anvertraut, und deren Wort auf der Kanzel es täglich mit Ehrfurcht anhört. Unter solcher Leitung sind aus der Mitte dieses Volkes zahlreiche Orden aufgekeimt, und hat es Bruderschaften geschlossen und Einrichtungen gegründet oder willig aufgenommen, wodurch alle seine Lebensverhältnisse, durch alle Stände, von der Wiege bis zum Grabe, von einem religiösen Geiste durchdrungen werden. Als ein wahrer Wächter und Hüter über Allen steht endlich ein Bischof, dessen Schritte nicht mißtrauisch bewacht werden, der das Gute ungehindert wirken kann, weil geistliche und weltliche Gewalt hier in Eintracht verbunden

sind. „Auch die weltlichen Behörden", bemerkt hierüber die vorliegende Schrift, „erweisen dem Clerus die verdiente Achtung, und schenken ihm ein beinahe freundschaftliches Vertrauen. Der hochwürdige Herr Bischof übt die Rechte der Kirche aus, und auch der niedere Clerus handelt nach den heiligen Canones. Die Seelsorger, zuvörderst der Pfarrer, sind vermöge ihres Amtes Wächter der öffentlichen Sittlichlichkeit, und rufen bei vorkommenden Scandalen den Arm der weltlichen Gerechtigkeit an. Die Erziehungs- und Wohlthätigkeitsinstitute sind fast alle der Leitung des Erzbischofs und seiner Geistlichkeit unterworfen, und ohne die Mitwirkung des Clerus würde wohl hier keine Anstalt der Liebe gegründet werden können, weil man nicht aus kosmopolitischer, sondern christgläubiger Liebe handelt. Die Sorge für die Armen ist größtentheils den Geistlichen überlassen, die nach ihrem Ermessen das Almosen sammeln und vertheilen".

Der Verfasser beginnt passender Weise seine Schilderung dessen, was die christliche Religion in Verona Lebendiges geschaffen, mit einem kurzen Ueberblick des christlichen Alterthums dieser Stadt. Vor allen andern Heiligen ist die Stadt in den Schutz der heiligen Jungfrau gestellt, deren Feste, Andachten und Geheimnisse hier mit besonderer Vorliebe begangen werden, die das Volk darum auch als seine wahre Mutter ansieht und die es vertrauensvoll Madonna del Popolo, d. h. unsere Frau vom Volke, nennt. Nach seinem großen Heiligen, St. Zeno, dessen Leib erst am 23. März 1838 in der, ihm zur Grabstätte unter Pipin dem Karolinger geweihten, Kirche von St. Zeno wieder aufgefunden wurde, heißt Verona auch vorzugsweise das Bisthum des heil. Zeno. Das Haus, welches die Ueberlieferung als seine Wohnung bezeichnet, wurde in ein Oratorium verwandelt und darüber die Inschrift gesetzt:

Hoc super incumbens saxo prope fluminis undam
Zeno pater tremula captabat arundine pisces

Unter denen die im Laufe der Jahrhunderte auf diesem bischöflichen Stuhle gesessen haben, werden 37 öffentlich als Heilige verehrt. Allerdings die glorreichste, durch ihre Fürbitte und ihr Vorbild für die Nachfolger hilfreiche und aufmunternde Ahnenreihe. Von diesen Heiligen waren Chricinus und Syagrius Kirchenschriftsteller aus den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, andere in den kirchlichen Disciplinen berühmte Männer unter diesen Bischöfen sind: Rothingus, Ratherius, der Kardinal Adelardus, Ognibane, Agostino Valerio, Bragadino, Giustiniani und Lianti der Vorgänger Joseph Grassers, in dem nun auch Verona einen seiner ausgezeichnetsten Hirten betrauert. Andere ihm oder seiner Diözese angehörige Heilige sind St. Facius und Gualphardus, Petrus Martyr, die heil. Eremiten Benignus und Carus und der sel. Andreas a Piscaria. Wie sich die Veroneserinnen bis auf den heutigen Tag durch den Eifer ihrer Frömmigkeit ausgezeichnet haben, — die Stadt zählt drei Ordensstifterinnen in dem gegenwärtigen Jahrhundert, — so feiert sie in dem Chor ihrer Verklärten auch die heiligen Jungfrauen Angela Merici, Teuteria, Tusca, Maria Consolatrix, Placidia und die heilige Wittne Tuscana. Man sieht hieraus, daß sich in dem großen himmlischen Jerusalem die glaubenseifrige Stadt zu ihrem Schirme auch ein kleines himmlisches Verona erbaut hat. Doch hat sie meines Wissens nicht das Beispiel ihrer stolzen Herrin, Venedigs, nachgeahmt. Die kriegerische Meeresfürstin, die sich nicht mit der Familie des heiligen Borromäus die Humilitas zur Devise erwählt, ließ sich ja, auf einem bekannten großen Gemälde in dem Dogenpallaste, im Himmel in Mitte der Heiligen darstellen, wie sie zwischen der Justitia und der Pax mitten inne sitzt. Den ihr, der Vielbesungenen, „durch Götterhand Gegründeten" von den Dichtern gespendeten Weihrauch wog sie bekanntlich mit Gold auf. Verona dagegen, auch keine Verächterin des Lobes, und den Beinamen Della Degna führend, wetteiferte mit den Schwe-

sterstädten an Geschichtschreibern, die den Ruhm seiner Heiligen, Gelehrten, Künstler und Denkmäler aufgezeichnet haben.

Von der Geschichte zu den Kirchen selbst übergehend erfahren wir aus der angeführten Schrift, daß die Stadt immer noch, nach der gräulichen Napoleonischen Verwüstung, (bei einer Einwohnerzahl von 56,000) mit Einschluß der öffentlichen Kapellen bei sechszig Gotteshäuser zählt und darunter fünfzehn Pfarrkirchen. München mit seinen Vorstädten zählt ihrer nur vier und in Paris umfaßt eine einzige z. B. die Pfarrei von St. Roch beinahe die gesammte Seelenzahl aller fünfzehn Pfarreien von Verona; der Schluß auf die Seelsorge springt daraus in die Augen. Unter andern wird in diesem Abschnitt auch ein anderwärts nachahmenswürdiges Beispiel berichtet. Ein Jude kaufte eine Kirche, die zur Zeit der Profanation geschlossen wurde, und verwandelte sie, als ein speculativer Kopf, in ein Theater. Allein die Veroneser bezeugten solchen Abscheu vor dieser frevelhaften Entweihung, daß beinahe Niemand das Theater besuchte, und sie nun ihrer heiligen Bestimmung wieder zurückgegeben wird. Nach dem alten Basler Lexicon soll die Kathedrale einst mit mehr als 200 Geistlichen bestellt gewesen seyn; jezt „besteht das Domkapitel aus 13 Domherrn, unter welchen drei Dignitare, der Archipresbyter, Präpositus und Archidiaconus, die jedoch nicht infulirt sind. Zum Dienste der Kathedrale sind ferner vier Mansionare mit einem Sakristeidirektor und zugleich Cäremoniar, dann zwanzig Kapläne, und vierundzwanzig Akolythen angestellt“.

Seit übrigens in der Napoleonischen Epoche, schmählichen Andenkens, die raubgierigen und zerstörungssüchtigen Hände sogenannter Befreier das Kirchen- und Armengut in Italien getheilt, die Klöster aufgehoben und die Kirchen ihres Kunstschmuckes und ihrer Kostbarkeiten beraubt, sind auch die Kirchen Verona's ohne alles stabile Vermögen. Es wäre gut, wenn einmal ein Italiener, zur Warnung seines Vaterlandes vor künftigen Befreiungen dieser Art, ein Verzeichniß des Vor-

züglichsten machen wollte, was die Franzosen in so kurzer Zeit Italien geraubt, und was sie dort zerstört haben. Man würde über das Ungeheure des Verlustes staunen und die Zahlen und Thatsachen würden lauter reden, als weitläufige Demonstrationen. Einer der grellsten Fälle dieser Art findet sich in dem Buche eines Franzosen aufgezeichnet. Valery berichtet nämlich in seinen Voyages historiques littéraires et artistiques en Italie Paris 1838 tome I. p. 412, daß man in der berühmten Kirche des heiligen Antonius in Padua seit langer Zeit zu nächtlichen Wächtern sich einer Race von Hirtenhunden aus Dalmatien bediene, die auch die Kleinodien des Gotteshauses treu und glücklich bewacht, bis auf die große Plünderung Anno 1797. Hier mußten die zahmen Schäferhunde vor den wilden heißhungrigen Wölfen der Revolution das Feld räumen. Damals nämlich wurden zur Abtragung der Kriegscontribution auch die drei großen goldenen Lampen, die die Grabstätte des Heiligen schmückten, eingeschmolzen; und darunter war eine, die der Großsultan dem Gotteshause als Ehrengeschenk übersandt hatte! So wurde von den Kindern des allerchristlichsten Königreichs nicht einmal das Weihgeschenk des Erbfeindes der Christenheit in ihrem Goldhunger verschont. Mir ist hiezu nur ein Gegenstück bekannt, das mir, wenn ich mich recht erinnere, in San Lazaro von dem würdigen und gelehrten Pater Aucher selbst an Ort und Stelle erzählt wurde. Als man nämlich in derselben vandalischen Zerstörungszeit auch in Venedig alle die alten und reichen Klöster aufhob, blieb das der Lazaristen auf der Insel allein verschont, und warum? — weil sie einen türkischen Ferman hatten und daher von Seite Napoleons des Schutzes türkischer Unterthanen genossen; wären sie als christliche Venetianer angesehen worden, so hätte ihr Vermögen die Börsen französischer Generale und ihre Bibliothek die Säle der Bibliothèque imperiale gefüllt.

Da übrigens Verona aus dieser allgemeinen Plünderung und Zerstörung sein bestes Kleinod, den Glauben, sich glück-

lich gerettet, so ist es noch eine Frage, ob dieser Verlust zeitlicher Güter ihm nicht zu seinem ewigen Besten und Frommen ausgeschlagen. Zwar „sind die Benefizien fast durchgehends von sehr schmalem Einkommen, und die Pfarrerstellen bieten fast keinen anderen Vortheil, als viele Geschäfte und Verantwortlichkeit. Die Cooperaturen sind noch magerer, und auch die Kanonikate (mit 500 fl. C. M.) keine fetten Präbenden". Dafür aber ist auch die arme Kirche frei von solchen Unwürdigen, die blos aus zeitlichen Rücksichten verlockt werden; daher auch jener Reichthum von Tugenden, der den Veroneser Clerus auszeichnet, von dem Dr. Schlör rühmt: „Bei der Armuth fast aller Pfründen findet sich auch in dem Veroneser Clerus keine niedrige Rivalität, kein ehrgeiziges oder habsüchtiges Streben nach Pfründen und Ehrenstellen. Ungeheuchelte Demuth zeichnet die Geistlichen aus. Einer kommt dem Andern mit Ehrenbezeugung zuvor; Einer beeifert sich, dem Andern zu dienen. Bei feierlichen Messen, Segen u. dgl. beobachtet man keine so strenge Rangordnung unter Celebranten und Assistenten; die Pfarrer, die Ordenssuperioren, die alten Priester assistiren den jüngeren und minderen, und es gibt keine noch so geringe Verrichtung am Altare, die nicht von den vornehmen, wie von den minderen Geistlichen gern gewählt würde". Statt daß sich, wie es sonst im Mittelalter vielfach geschah, Unberufene in den Priesterstand eindrängten, um Ehre und Reichthum darin zu gewinnen: „rechnen es sich jetzt die vornehmsten Familien zur Ehre, einen aus ihrer Mitte als Geistlichen zu sehen". So zeichnet sich der Priesterstand durch seine Bildung aus, und sein väterliches Vermögen setzt ihn in den Stand, nicht nur den Armen zu trösten und zu belehren, sondern ihm auch mit seinem Almosen reichlich beizustehen, was denn durch die Liebe und Achtung des Volkes wieder dem ganzen Stande zu gut kömmt. Die Kirche ist arm, aber auch der Aermste trägt zu ihrem Unterhalte und ihrem Schmucke bei Festen bei. Auf dem Lande erheben sich an vielen Orten neue Gotteshäuser,

und solche, die sich mittellos dem Dienste des Altares widmen wollen, finden stets Wohlthäter unter Vornehmen und Geringen, die ihnen das erforderliche Patrimonium (mindestens 1000 Thaler) verschaffen. Ist in den Kirchen des Goldes und Silbers minder, wie ehemals, so sind sie doch meist reinlich gehalten, und hunderte von Lichtern, die das Volk auf seinen Altären zum Dienste Gottes anzündet, beweisen, daß die Gluth der Andacht in seinem Herzen nicht erloschen ist.

Ein schöner kirchlicher Brauch eröffnet in Verona am Frohnleichnamsfeste die Prozession. Es ist eine geistliche Heerschau, die der Bischof über die seiner Hut Anvertrauten hält, an dem Tage, der den Triumphzug der siegenden Kirche vorbildlich feiert. Am Morgen nämlich, nach der feierlichen Messe de sanctissimo, versammeln sich die Pfarrgemeinden der Stadt, die Bruderschaften, die Jugend und die Behörden in der Domkirche. Im Schiffe der Kirche, gerade der Kanzel gegenüber, steht der Thron des Bischofs, von wo er auch den Predigten, namentlich in der Fasten, beizuwohnen pflegt. Dort sitzt er nun in festlichem Ornate, von zahlreicher Assistenz umgeben, es werden die einzelnen Pfarrer aufgerufen, und mit fliegenden Fahnen und unter dem Schalle der Musik beginnen sie, jeder mit seiner Gemeinde, singend den großen Festzug. Blumengeschmückte Knaben, theilweise nach dem Bilde ihres Schutzpatronen, des heiligen Aloysius, gekleidet, und Symbole des heiligen Sacramentes tragend, erhöhen die festliche Heiterkeit. So ziehen alle Gemeinden an den Augen ihres Hirten vorüber, durch die alte ehrwürdige Kathedrale, in die reich geschmückten Straßen der Stadt.

Wie wir übrigens schon oben bemerkt, ist der Verfasser keineswegs ein unbedingter Lobredner, was er zum Beispiele gerade in seinem Urtheile über die sogenannten Panegyrici und die musikalischen Hochämter zeigt. Er sagt: „Die messe cantate sind bei allem Kostenaufwand, den sie verursachen, der Erbauung nicht sehr förderlich. Sie daueren wenigstens zwei Stunden und noch länger, wenn darunter der Panegyrico ge-

halten wird. Die Musik ist nicht befriedigend, oft theatralisch und in gänzlichem Mißverhältniß mit den Theilen der Messe, indem das Gloria allein fast eine Stunde währt, nicht viel weniger das Credo, vom Offertorium an nur die Orgel gespielt wird, deren Getön der Celebrant aber durch das Absingen der Präfation und des Paternoster unterbricht. Auch die feierlichen musikalischen Vespern sind durch ihre Länge sehr ermüdend und zu wenig im Kirchenstyl componirt. — Vorzüglich beliebt bei Clerus und Volk sind die sogenannten Panegyrici oder Lobreden, welche aber einen verdorbenen Geschmack zeigen und selten Nutzen schaffen. Gewöhnlich wird darin nichts als die Lebensgeschichte des respectiven Heiligen per longum et latum und mit den grellsten Farben geschildert, ohne specielle Anwendung, weil der zweite Theil der Rede, welcher dazu bestimmt seyn sollte, sehr unverhältnißmäßig kurz ist. Zudem sind diese Reden in zu hohem, poetischem Style und sehr künstlich ausgearbeitet, so daß das Volk fast nichts davon versteht, aber eben deßwegen den Redner lobt. Vorzüglich beachtet man eine gewählte klassische Sprache, auf deren Ausbildung der Clerus vielen Fleiß verwendet". In der Mitte übrigens zwischen Hohen und Niederen stehend und sie vermittelnd, bedient sich dagegen der Clerus im Umgang, im Beichtstuhle und in der Christenlehre des Volksdialectes, „der etwas sehr Vertrauliches und Liebliches hat".

Denselben Vorwurf macht er auch den Fastenpredigten, „daß sie nämlich meistens zu gekünstelt und unverständlich sind, auch in der abgehandelten Materie nicht zusammenhängen, sondern die verschiedenartigsten Themate in buntscheckiger Reihenfolge besprechen. Weiß der Redner durch unerreichbare Erhabenheit der Gedanken und Sprache zu imponiren, so ist man entzückt und bietet ihm zu seinem Lobe Sonette und Geschenke". Dagegen rühmt er den regen unermüdlichen Eifer, womit die Priester sich überhaupt das Predigtamt angelegen seyn lassen, und ihren Fleiß und ihre Genauigkeit in

der Vorbereitung. Besonderes Lob, des großen Nutzens wegen, aber verdienen ihm die geistlichen Uebungen in den acht oder vierzehn letzten Tagen der Fasten, in geistlichen Lesungen und Betrachtungen eines faßlichen und praktischen Inhaltes bestehend, und in Leben und Herz eindringend. „Ueberhaupt sind die minder feierlichen Vorträge, die bei kleineren Andachten von dem Priester ohne Cotta und Stola, und größtentheils in sitzender Stellung gehalten werden, die zweckmäßigsten und wirksamsten. Eine Eigenthümlichkeit Italiens ist auch, daß bei der Predigt, nach dem ersten Theile, Almosen für die Kirche gesammelt wird, um welches der Prediger die Zuhörer bittet, und welches desto reichlicher ausfällt, je besser die ohnehin freigebigen Gläubigen durch den religiösen Vortrag gestimmt werden. Ungeachtet dieses Almosensammeln eine kleine Störung in der Predigt erzeugt, findet es seine vollkommene Rechtfertigung in der Armuth der Kirchen, welche durchaus keine Fundation besitzen, sondern von den zeitweiligen Gaben der Gläubigen erhalten werden". Der oben angeführte französische Reisende erzählt hiemit übereinstimmend folgende Thatsache (Tom. I. pag. 106): nach einer Predigt dieses wahrhaften Redners (des Paters Sarpa zu Rom) sah man, wie dieß häufig in Italien geschieht, bei einer Almosensammlung Leute aus dem Volke und vom Lande, die des Geldes ermangelten, wie sie ihre Ringe von den Fingern und aus den Ohren zogen und in den Klingelbeutel legten. Es waren freilich geringe Kleinode und von wenig Werth, aber ihr Opfer zeigte, bis zu welchem Grade sie selbst der Hingabe und der Rührung fähig waren. Bei unseren Bauern von Gonesse und Villejuif kann man sich von einer solchen Gemüthsbewegung keine Vorstellung machen. So weit der erstaunte Franzose. Ein anderer schöner Brauch findet in Wien statt, und vielleicht auch in anderen österreichischen Kirchen, wo nämlich nach geendeter Predigt die Zuhörer mit lauter Stimme dem Prediger ihr: „Vergelts Gott" sagen. Diese bloßen zwei Worte aus dem Munde von Tau-

senden in dem gleichen Augenblicke gesprochen, lassen nach der Weise, wie sie den Lippen entschweben, sehr deutlich erkennen, wie tief es dem Worte des Predigers gegeben war, in die Herzen einzudringen, und ob es darin lebendig geworden, und sie mit Dank für die empfangene Wohlthat erfüllte; es sind ja die ersten Töne, die aus dem Herzen klingen, nachdem der Prediger seine Saiten gestimmt.

Wie bei uns, so verrichtet auch in Verona am Gründonnerstag der Bischof die Fußwaschung an zwölf armen Männern. Eine ihm eigene schöne Sitte dagegen ist es, daß am Charfreitage der Celebrant, bevor er die Präsanctificata zum Hauptaltare trägt, um ein Almosen zur Erhaltung des heiligen Grabes in Jerusalem bittet, welches jährlich dahin abgeschickt wird. Wäre dieser Gebrauch in der ganzen katholischen Christenheit eingeführt, so würden die Väter vom heiligen Grabe sich wohl nicht, wie dermalen, in so großer Entblößung befinden. Heilige Gräber und die Auferstehungsprozession am Charsamstage, wie bei uns, sind dagegen in Verona nicht üblich. Am Ostermontag findet die allgemeine Krankenkommunion statt, indem von jeder Pfarrkirche das Hochwürdigste, unter feierlichem Glockengeläute, zu allen Kranken des Pfarrbezirkes getragen wird. Die Beichte ist schon vorausgegangen, wie auch bei den Versehegängen, die das Volk unter dem Vorantritte von Fackelträgern, Hymnen und Litaneien singend, begleitet. „Diese Trennung", bemerkt hier der Verfasser, „der Beichte der Kranken von der Kommunion wäre (so viel möglich) überall zu empfehlen, da auf diese Weise, sowohl dem Priester als dem Kranken, manche peinliche Verlegenheit erspart und manches Sacrilegium verhütet würde". „Im allgemeinen", sagt er, „sind die Beichten und Kommunionen hier viel häufiger und erbaulicher, als anderswo, da es sowohl um die Gläubigkeit als um den Religionsunterricht besser steht. Das Sacrament der Firmung wird vom Bischof auch unter dem Jahre den gefährlich Kranken, die es noch nicht empfangen haben, in ihren Häusern ertheilt.

Viele Gläubiger sind der in Rom bestehenden Bruderschaft vom heiligen Herzen Jesu einverleibt. Eine rührende Feier bildet auch die erste Kinderkommunion, bei welcher die Taufpathen mit den Kleinen kommuniciren. — Sehr heilsam und lobenswerth ist ferner, daß die verschiedenen Gewerbsgenossen, wie einstens die Zünfte, großentheils religiöse Vereine bilden, welche das Fest ihrer Schutzheiligen feierlich begehen, und bei dieser Gelegenheit nebst den heiligen Sacramenten einen ihrem Stande entsprechenden Unterricht empfangen". Zum Schluße des Abschnittes über die kirchlichen Functionen endlich empfiehlt er, als nachahmenswerth, die Herausgabe von geistlichen Kalendern, deren in Verona jährlich zwei erscheinen, der Amico di tutti und die Strenna ecclesiastica, in denen, nebst erbaulichen Erzählungen und manchem für das bürgerliche Leben Nothwendigen, Tag für Tag angegeben ist, welche Andachten und in welchen Kirchen sie gefeiert werden.

Auf die beiden Abschnitte über die nicht genug zu empfehlenden Einrichtungen der Christenlehre und der Oratorien verweisen wir den geneigten Leser zur eigenen Lectüre, um so mehr, da die, zuerst in der Peterskirche zu Rom 1607 eingeführte Bruderschaft der heiligen Christenlehre in Verona, durch die Sorgfalt des seligen Bischofs Grassers in seiner Revision ihrer Regeln, in einer Art erweitert und den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßt worden, daß sie hinwiederum als musterhaft die Aufmerksamkeit des heiligen Vaters in Rom auf sich zog, „das gegenwärtige Oberhaupt der Kirche lautet die betreffende Stelle, in Kenntniß gesetzt von der trefflichen Einrichtung der Christenlehre zu Verona, hat verlangt, daß das Reglement derselben, welches im Jahre 1831 gedruckt worden, nach Rom gesendet werde." Als die schönste Frucht der Oratorien rühmt er: „Die Jünglinge der Oratorien zeichnen sich überall vor den andern durch ihre gründliche Religionskenntniß, Sittsamkeit und Andacht aus, welche sie auch gewöhnlich im reifern Alter bewahren. Der Müßigang an Sonn- und

Feiertagen, verderbliche Spiele und Unterhaltungen, böse Gesellschaften, unkeusche Verbindungen sind durch die Einrichtung der Oratorien ferngehalten. Ueberdieß wird auf diese Weise eine Elite der Jugend erzogen, welche den Altersgenossen zum Beispiel dient und ihren Nachahmungseifer weckt".

Ueber den allgemeinen Volkscharakter lautet sein Urtheil: „Die Veroneser sind der Mehrzahl nach entschieden religös, sehr gutmüthig, heiter, gesprächig, liebvoll und freundlich, auch gegen Fremde, voll Achtung gegen den Klerus und voll Ergebenheit gegen das österreichische Herrscherhaus. Man lebt hier aus dem Glauben, und wird schon von Kindheit an in der Religion bestens unterrichtet und zu allen Uebungen der Andacht angeleitet." Bei diesem Lobe vergißt er aber auch der Schattenseiten des Bildes nicht: „Wohl hat die häufige und tiefe Armuth (Mittelstand ist fast keiner, die wenigsten Bauern haben Grundeigenthum) manche Laster im Gefolge, z. B. Betrug, schmutzigen Eigennutz, Trunkenheit, Vorliebe für Hazardspiele und Lotterie, die hier ein großes Verderben für die gemeinen Leute ist," (in Frankreich und Belgien hat man sie aufgehoben!) „auch Unkeuschheit, die jedoch durch die große Leichtigkeit, mit welcher hier die Ehen geschlossen werden können, zum Theil vermindert wird. Das Theater wird wenig besucht, dafür liebt man das müßige Herumgehen, denn die große Hitze im Sommer, und die Kälte im Winter ohne Schutz, macht die Arbeit sehr beschwerlich. — Die Nächstenliebe ist hier so ausgezeichnet, daß nach beiläufiger Berechnung täglich 200 Thaler für die Stadt Verona auf Zwecke der Wohlthätigkeit gespendet werden. Die zahlreichen Kinder der Armen werden fast ganz durch die Milde der Reichen in Gratisschulen und Instituten der Liebe unterrichtet und versorgt. Der hohe Adel (auch des männlichen Geschlechts) zeichnet sich durch gläubigen Sinn, Nächstenliebe, Demuth aus, und mehrere aus demselben, Herrn und Frauen, wirken zu den Erziehungsinstituten thätigst mit.

Mit tiefster Achtung ist deßfalls zu nennen das Haus des edlen Marchese di Kanossa, dessen Beispiel und Freigebigkeit Außerordentliches für die Kirche leistet.“ Als der augenscheinlichste Beweis, welche allgemeine Anerkennung das bischöfliche Seminar, dessen Besuch für Alle öffentliche Geltung hat, genieße, wird angeführt, daß es mehr als die drei übrigen Gymnasien zusammen, nämlich 500 Schüler zähle; die Professoren, sämmtlich Geistliche, beziehen ihren geringen Gehalt aus dem Stiftungsfond, mit dem Rest sind sie auf die Vergeltung Gottes angewiesen. Der Bischof selbst wohnt den monatlichen Prüfungen bei, und besucht fast täglich das Seminar, um jeden einzelnen Kleriker kennen zu lernen.

Eine dem italienischen Klerus eigenthümliche Einrichtung sind die Priesterexercitien. „Nicht bloß einzelne Priester stellen bei verschiedenen Anlässen, z. B. vor dem Antritte des Pfarramtes, geistliche Uebungen an und verschließen sich auf mehrere Tage in Klöster, um in stiller Abgeschiedenheit den priesterlichen Geist zu erneuern und zu stärken; auch der gesammte Klerus verrichtet jährlich durch zehn Tage im Monate September gemeinschaftliche Exercitien, welche im Seminar der Stadt gehalten werden. Der Klerus theilt sich in zwei Hälften, deren jede durch fünf Tage den Geistesübungen beiwohnt; die Landgeistlichen wohnen und speisen im geräumigen Seminarsgebäude, die Stadtgeistlichen kommen zur bestimmten Stunde dahin, um in Gemeinschaft mit ihren Mitbrüdern dem Geschäfte des Heiles obzuliegen“. Der Bischof selbst wohnt ihnen während dieser zehn Tage bei und macht am Schluße die Recapitulation aller in den Instructionen und Meditationen vorgetragenen Wahrheiten. „Der Klerus versammelt sich mit sichtbarem Vergnügen zu diesen geistlichen Exercitien, zu welchen er durch das Beispiel seines frommen Oberhirten mächtig aufgemuntert wird, der nicht bloß denselben beiwohnt, sondern jährlich eigene Geistesübungen durch acht Tage in einem Kapuzinerkloster anstellt. Das Volk wird durch die Priesterexercitien sehr erbaut, da es sieht, wie die Geistlichen nicht

bloß Andern Buße und Besserung predigen, sondern auch selbst nach dem verlangen, was Allen Noth thut.“

Dienen übrigens diese geistliche Uebungen vorzüglich die Andacht und den Seeleneifer zu wecken und wach zu halten, so ist eine andere Einrichtung, die Priesterconferenzen oder Collegia, dazu bestimmt, den wissenschaftlichen Forderungen Genüge zu leisten. In der Stadt und auf dem Lande finden sie monatlich einmal statt; in der Stadt bestehen dafür drei Versammlungsörter, deren einem sich jeder Priester zuschreiben und seine jedesmalige Präsenz einschreiben läßt. „Wer nicht erscheint, muß sich bei dem Bischof selbst, oder dessen Generalvikar rechtmäßig entschuldigen, und dem Gesuche um Verlängerung der Beichtjurisdiction das Zeugniß beilegen. Der Gegenstand der Conferenzen ist die Beantwortung gewisser Fragen aus den theologischen Disciplinen, Dogmatik, Moral, Kirchenrecht, Pastoral, von welchen drei für jeden Monat dem Directorium beigedruckt werden, nebst einer Frage über die Liturgie. Auf diese Fragen bereitet sich jeder Priester vor, und bringt deren kurzgefaßte Beantwortung zur Conferenz mit; sind Alle versammelt, so eröffnet der Präses (am Dome der Bischof selbst oder sein Generalvicar, umgeben von mehreren Domherren) das Collegium mit einem kurzen Gebete, bei welchem Alle knieen. Ein Cleriker liest hierauf einen Abschnitt aus den Statuten der zu Verona gehaltenen Diözesansynode, um die gute Kirchenzucht im Andenken zu erhalten. Man horcht mit Aufmerksamkeit diesen weisen, in schönem Latein abgefaßten Bestimmungen, und vernimmt zuweilen, wenn kleine Abweichungen in der jetzigen Praxis zur Erinnerung kommen, den parlamentarischen Ruf hört, der eine nicht zwecklose Erheiterung verschafft. Es wird dann von demselben Cleriker eine kurze Dissertation über irgend eine theologische Streitfrage vorgelesen, worauf der Notar die Namen der Priester in einer Urne dem Präses überreicht, welcher zur Beantwortung der Theses aufruft. Der Notar liest die Theses des betreffenden Monats vor, und die genannten

Priester geben nach der Reihe ihre kurze Beantwortung mündlich ab. Hierauf erhebt sich einer der Definitoren, deren mehrere für jeden Conferenzort vom Bischofe bestimmt sind, und liest eine längere, wohlbegründete Dissertation über die fraglichen Punkte ab. Das schöne, classische Latein, die klare Darstellung, die scharfsinnige Lösung von Seite dieser Definitoren verdient alles Lob. Zuletzt verliest der Notar einen gedrängten Auszug des vom Definitor Vorgetragenen, der dem Gedächtnisse der Zuhörer trefflich zu Hülfe kommt. Dieser Auszug wird im Archive des Bisthums deponirt und ist ein fortwährendes Zeugniß des unter dem Clerus herrschenden Geistes zu jeder Zeit. Ueber die liturgischen Fälle werden, wenn sich aus den kirchlichen Decreten und aus den Werken der gelehrten Liturgiker nichts Sicheres eruiren läßt, häufig Anfragen nach Rom gestellt, und die gegebenen Entscheidungen im Directorium des nächsten Jahres abgedruckt. Ein kurzes Gebet bildet Anfang und Schluß der Conferenz. Es ist wahrhaft ein erhebender Anblick, den Bischof im Kreise von mehr als hundert Geistlichen zu sehen. Auf dem Lande bei den Decanen ist zwar die Conferenz minder feierlich, aber mehr vertraulich. Man glaubt da dem Definitor nicht aufs Wort, sondern macht öffentlich Gegenbemerkungen, und discutirt recht eigentlich den Gegenstand bei dem darauf folgenden frugalen Mahle, und den Tag über wird viel Nützliches besprochen und die Bruderliebe genährt". Solches sind Synoden, wie sie die katholische Kirche versteht, wie sie aber wohl nicht in der Absicht der baden'schen Petitionäre liegen.

Dieses sind in kurzem Ueberblicke die kirchlichen Einrichtungen, denen Verona seinen vortrefflichen Clerus verdankt, unter dessen Leitung sich dann wieder so viele Orden, Bruderschaften und Vereine gebildet haben, die auf die mannigfaltigste Weise sich der Erziehung und dem Unterrichte des Volkes und der Unterstützung der Armen gewidmet haben. Da wir dieselben beinahe alle schon in unserem früheren Ar-

tikel aufgeführt haben, so können wir uns hier auf einzelne ergänzende Zusätze beschränken.

Im Jahre 1835 hielt der Capuzinerorden seinen Einzug in den von Grund aus durch die Mildthätigkeit der Veroneser erbauten Convent, 1837 bezog er ein zweites Haus unweit der Stadt, das der Marchese Bonifazio di Canossa ihnen erbaut und eingerichtet hatte. Das Noviziat der Jesuiten in Verona zählt über zwölf Individuen. In Erwartung der Uebernahme des städtischen Gymnasiums zu St. Sebastiano, das seiner Baufälligkeit wegen eines totalen Umbaues bedarf, liegen sie der Seelsorge ob: „geben geistliche Exercitien, besonders für Priester, hören Beichte, predigen. Ihre leider! sehr kleine Kirche ist bei Predigten stets gefüllt. Sowohl Clerus als Volk ist ihnen mit Achtung und Liebe zugethan“. Die Philippiner, so genannt nach ihrem Stifter, dem heil. Philippus Neri, in Gemeinschaft lebende, durch einfache Gelübde verbundene Weltgeistliche beschäftigen sich hauptsächlich mit Wissenschaft und Sprachstudium, deren Früchte sie dann als eifrige Prediger zum Nutzen Aller anwenden. Zur geistigen Würze ihres Mahles wird jedesmal ein theologisches Problem aufgegeben, das jeder beantworten muß und von demjenigen zuletzt gelöst wird, der sich darauf vorbereitet hat. Eine ähnliche Verbindung dieser Art bilden die Weltpriester alle Stimmate unter ihrem Oberen D. Gasparo Bertoni, seit zehn Jahren erst bestehend. Diese frommen und zum Theil sehr wohlhabenden Männer führen in klösterlicher Zurückgezogenheit ein Leben der Armuth und Abtödtung. Sie nehmen keine Geschenke, auch keine höheren Meßstipendien; predigen jede Woche in ihrer Kirche, haben in ihrem Hause ein Gymnasium, worin sie den Unterricht unentgeltlich, aber nur Wohlgesitteten ihrer eigenen Auswahl, ertheilen. Sie stehen in hoher Achtung, und bei gewissen Festlichkeiten geht der Clerus der Stadt mit besonderem Vergnügen in ihr kleines Kirchlein, um dort die heilige Messe zu lesen.

Aus dem Leben der drei jüngsten Veroneser Ordensstif-

terinnen, der Leopoldina Naudet, Stifterin der Sorelle della sacra famiglia; der Marchese Maddalena di Canossa, Mutter der Figlie della Carità und der Teodora di Campostrini, Stifterin der Sorelle minime dell' Addolorata, erfahren wir einige nähere, anziehende Umstände. Die erste wurde im Jahre der Aufhebung der Jesuiten geboren, kam nach dem Tode Kaiser Joseph's II. als Erzieherin und französische Sprachmeisterin der jungen österreichischen Erzherzoge an den kaiserlichen Hof zu Wien. Von der französischen Revolution nach Prag geflüchtete Trappisten scheinen in ihr den ersten Gedanken ihrer Bestimmung als Ordensstifterin erweckt zu haben. Zur Zeit der großen Säcularisation (1807) kam sie nach Verona. 1833 wurde ihre klösterliche Communität von Kaiser Franz und die Constitutionen von der Congregation der Kardinäle Odescalchi, Sala und Lambruschini durch Gregor XVI. approbirt, und die Schwestern der heiligen Familie als ein neuer Orden erklärt. Ihrer Abstammung nach einer angesehenen französischen Familie von Soissons angehörig, hat sie auch ihrem Orden vorzüglich den in der französischen Kirche und seinem Clerus herrschenden Geist aufgedrückt. Ihre Töchter sollen, obwohl sie sich auch dem Wohle des Nächsten durch Erziehung der Kinder weihen, doch mehr ihr Heil in der Beschauung suchen und sich enger mit Gott vereinigen. Daher strenge Clausur mit vielen Jahren der Prüfung. In dieser beschaulicheren Richtung ihres Ordens schließt sich ihr die Signora Teodora di Campostrini an sie an; dagegen hat die Marchese di Canossa, der Richtung unserer Zeit folgend, ihre geistlichen Töchter vorzugsweise dem thätigen Leben geweiht. Und wie vielfach ist diese Thätigkeit! Wie gegenwärtig der sinnreiche Erfindungsgeist so Vieler im Dienste der Welt sich bemüht, durch complizirte Maschinen jede sonst müssige Kraft in Bewegung zu setzen und auf das vortheilhafteste zu benützen, so hat es diese Frau, nachdem sie ihren Palast um der Armen willen verlassen, im Dienste Gottes gethan. Das Noviziat ihres Or-

benden Priesters, Don Nicola Mazza, ertheilt. Wir haben ihrer schon in unserem früheren Artikel gleichfalls erwähnt. Sie sind vorzugsweise armen Knaben von ausgezeichneten Anlagen bestimmt, „weil diese, je nachdem sie ausgebildet werden, entweder sehr viel Gutes oder sehr viel Böses für die kirchliche und bürgerliche Gesellschaft stiften". Deßhalb gibt er ihnen die Mittel einer höhern Ausbildung an die Hand, und läßt ihnen die Standeswahl zwischen den schönen Künsten, der Theologie, Medicin oder Jurisprudenz frei. So ist er der leibliche und geistliche Vater von mehr als dreihundert armen Kindern geworden, ohne andere Mittel, als die Vorsehung Gottes und die Gottesfurcht seiner Mitbürger. „Oft kommt er in die Lage, keinen Kreuzer für die Bedürfnisse des morgigen Tages zu besitzen. Er macht dann die Runde durch die Stadt, während einer seiner Gefährten in der Kirche zum heiligen Zeno betet, und schon öfters geschah es dann, daß ein Fremder ihm, ohne sein Begehren, ein Säckchen Dukaten einhändigte, welches ihm wieder für einige Zeit aus der Noth half. Der gute Priester pflegt in seiner Glaubenseinfalt zu sagen: die armen Kinder aufnehmen, das ist mein Geschäft; aber sie ernähren, das geht Dich an, lieber Gott. Wenn man ihn fragt, woher er denn das Geld nehme, um so viele Kinder zu erhalten, so antwortet er: Ich beziehe mein Geld aus einer Bank, die noch nie ein Falliment gemacht hat. Der liebe Gott gibt täglich so viel aus, und kommt doch in keine Schulden. Bis jetzt hat Don Mazza's Institut noch keinen sogenannten Fond, keine Approbation der weltlichen Behörde (die es übrigens von selbst durch milde Gaben unterstützt), keinen eigenen Namen (was bei mancher andern Anstalt oft das Einzige zu seyn scheint, wodurch sie existirt und was sie bezweckt); sein Fond ist die Wechselbank Gottes, seine Name steht nicht in Schematismen und Kalendern, sondern im Buch des Lebens".

Der religiöse Geist der Veroneser zeigt sich auch in der geistlichen Leitung ihres städtischen Krankenhauses, die fünf

frommen Priestern anvertraut ist. Zweimal in jedem Monat ist für alle Kranke Beicht und Kommunion. In jedem Krankenzimmer befindet sich ein Altar, wo von den Krankenwärtern, frommen Personen oder Geistlichen öfters am Tage vorgebetet, auch einmal in der Woche Messe gelesen wird. Jeden Sonn- und Feiertag wird von einem Geistlichen in jedem Zimmer Christenlehre gehalten, oder wenigstens aus dem Katechismus vorgelesen, und die Litanei zu unserer lieben Frau gesprochen. Die meisten Geistlichen der Sadt, an deren Spitze der Herr Bischof, bilden einen frommen Verein, dessen Mitglieder nach verabredeter Austheilung das Jahr hindurch abwechselnd einige Nächte im Spitale wachen, die Kranken bedienen, den Sterbenden zusprechen, damit keiner ohne den Trost der heiligen Religion dahinscheide. Auch sonst wird das Spital vom Herrn Bischofe, von Geistlichen und frommen Laien häufig besucht, um den Kranken sowohl religiöse Stärkung als zeitliche Gaben und kleine Geschenke zu reichen. Die Mitglieder der Bruderschaft vom heiligen Sacrament, der Philippinischen Oratorien, und die *Figlie della carità* machen es sich zur Pflicht, an Sonntagen das Spital zu besuchen". Was von dem Spitale, gilt auch von den Zufluchts- und Waisenhäusern und den Kinderbewahranstalten; wie ein christlicher Geist sie gegründet hat, so wacht er auch über ihnen, und eine christliche Erziehung ist der Hauptzweck Auch die zur Anbetung des heiligen Altarsacramentes eingesetzte, sehr zahlreiche und nach den verschiedenen Pfarreien abgetheilte Bruderschaft verbindet, wie gewöhnlich, mit ihren feierlichen Andachten Werke der Nächstenliebe, zu welchen die Verbrüderten durch Ablässe aufgemuntert werden, als: „die Armen zu beherbergen, Feinde auszusöhnen, Verirrte auf den Weg des Heils zurückzuführen, Unwissende in der Religion zu unterrichten, Kranke und Gefangene zu besuchen". Wie man hier Bedürfnisse unserer Zeit nicht auf eine bequeme Manier zu ignoriren oder auf eine verkehrte, gewaltthätige Weise zu unterdrücken sucht, sondern ihnen weise zu begegnen weiß, da-

von gibt auch die erst jüngst, mit Erlaubniß der Regierung durch Decret vom 9. März 1837, errichtete geistliche Leihbibliothek Zeugniß. Auch sie ist auf die Barmherzigkeit milder Geber gegründet, und dem allgemeinen, unentgeltlichen Gebrauche bestimmt, um durch eine gesunde Lectüre gute Lehren und Grundsätze unter dem Volke zu verbreiten, während anderwärts umgekehrt die kleinen Leihbibliotheken, die überall in den Landstädtchen von dem ersten Besten oder vielmehr Schlechtesten, der gewinnsüchtig auf die Lüsternheit des großen Publicums speculirt, errichtet werden, nur dazu dienen können, den Geist des Volkes noch mehr irre zu leiten und das Gift der Immoralität und des Unglaubens recht populär zu machen.

Somit nehmen wir denn zum zweitenmal Abschied von der Kirche des heiligen Zeno und der schönen marmorerbauten Stadt mit ihren hohen Thoren und stolzen Brücken, die dem sonnigen Norditalien, der Wiege italienischer Dichter, angehört, und die ein germanischer, dem Herzen unserer Alpen entquillender Strom, der Bruder des Rheines und Inn's, mit seinen Wellen benetzt, in denen einst ihr heiliger Bischof mit zitternder Hand Fische gefangen. Wir nehmen von ihrem gutmüthigen, mildthätigen Volke Abschied, dessen harmlose Heiterkeit noch immer bezeugt, daß Bergamo, die Geburtsstadt des volksthümlichen Harlekins, eine ihm nahgelegene, befreundete Schwesterstadt ist.

Wenn sich demnach Italien rühmt, das Vaterland der ältesten Universitäten, Hospitäler und Unterstützungs-Leihhäuser in Europa zu seyn, dann hat sich Verona durch seine vielfachen, großartigen Anstalten christlicher Barmherzigkeit für geistliche und leibliche Pflege, die es in neuester Zeit geschaffen, nicht als die unwürdigste seiner Töchter gezeigt. Wir scheiden daher von dieser Stadt, wie aus einer wohlbestellten und geordneten, christlichen Haushaltung mit dem Gefühle der Dankbarkeit und der Beschämung für die empfangenen guten Lehren und Beispiele.

Der Dichter Petrarca hat im Hinblicke auf die blutigen,

innern Fehden, die einst in seinen Mauern gewüthet, das unglückliche Verona dem Aktäon verglichen, wie er von seinen eigenen Hunden zerrissen wird: möge der Geist der Eintracht, in dessen Schatten jetzt so Manches Gute und Schöne dort aufkeimt und blüht, segenbringend fortdauern; mögen seine Bürger, statt sich eitlen nichtigen Theorien einer sogenannten Giovine Italia hinzugeben, in den Fußstapfen ihrer Väter wandelnd mit thätiger Hand an dem wirklichen Besten ihrer Stadt fortarbeiten, ihre Kinder zu braven und frommen Bürgern erziehen und die Wunden ihrer Armen heilen und ihre Thränen stillen. Mögen sie fortfahren mit großartigem, aufopfernden Sinne ihre Ducaten in die Wechselbank einzusetzen, die Don Mazza in ihrer Mitte aufgeschlagen hat; denn wenn sie noch nie ein Falliment gemacht hat, so ist es auch zugleich die, deren Actien die sicherste und reichlichste Dividende bei der letzten großen Schlußabrechnung abwerfen, wie keine Eisenbahn- und Dampfschifffahrtgesellschaft. So werden sie in einer unheilschwangeren Zeit der Zerrissenheit und Zerstörung am besten ihre zeitliche Wohlfahrt und ihr ewiges Heil fördern, und es wird ihr Ruhm seyn, wenn auch Andere, wie dieses schon mit mehreren ihrer Anstalten geschehen ist, zu ihnen kommen werden, um gleichfalls an ihrem Segen Theil zu nehmen, und das bei ihnen Gegründete mit dankbarer Bewunderung bei sich hinüber zu verpflanzen. In einem andern und höhern Sinne, ihrer geistlichen Gnaden wegen, wird dann der alte Lobspruch, der zum Preise der laudis amatrix und ihrer äußern Herrlichkeit, womit die Grazien sie geschmückt, gedichtet wurde, aufs Neue zur lebendigen Wahrheit werden:

Verona, qui te viderit
Et non amarit protinus,
Amore perditissimo
Is credo, se ipsum non amat,
Caretque amandi sensibus
Et odit omnes gratias.

XLVII.

Hirtenbrief des Erzbischofs von Lemberg.

Je mehr in unseren Tagen die Wichtigkeit der äußeren Verfassung der Kirche, und in ihr die Wichtigkeit des heil. Stuhles, als des Mittelpunktes der Einheit, hervortritt, um so erfreulicher ist es, von denen, welchen die Obhut einer großen Anzahl von Seelen anvertraut ist, diese Wahrheit bewußt und klar ausgesprochen zu sehen. Der gegenwärtige Hirtenbrief des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Lemberg, Michael Lewicki, der durch die Allocution des heil. Vaters über die Losreißung der unirten Ruthenier (zu deren Stamm auch die meisten Diöcesanen des Herrn Erzbischofs gehören) von der katholischen Kirche veranlaßt worden ist, kann als ein leuchtendes Beispiel gelten, in welcher Weise der lebendige Verkehr der Glieder mit dem Oberhaupte aufzufassen und zu verstehen sey. Nachdem der Prälat seinem Clerus die bewußte Allocution des Papstes mitgetheilt, fährt er also zu ihm redend fort:

„Schon haben sehr Viele von Euch, indem sie diese Angelegenheit mit Uns besprachen, in Unserer Gegenwart bezeugt, daß sie die Anschläge jener Ruthenier zur Aufhebung der heiligen Union von ganzem Herzen verabscheuten, und über eine so große, der römisch-katholischen Kirche zugefügte Unbill herzlich betrübt seyen. Doch zweifeln Wir nicht, daß Ihr Alle, die Ihr in Unserer Erzdiöcese als Diener des Heiligthumes angestellt seyd, dieselben Gesinnungen heget. Denn Ihr habt es erkannt, daß die Einsetzung eines sichtbaren Oberhauptes in der katholischen Kirche eine göttliche sey, und Ihr bekennt es nicht allein selbst, daß die höchste Gerichtsbarkeit in dieser Kirche dem römischen Papste, als dem wahren und rechtmäßigen Nachfolger des heil. Petrus, des Fürsten der Apostel, zukomme, sondern Ihr haltet es auch

für Eure Pflicht, wie wir dies in den Prüfungen auf Unserer canonischen Umreise durch die ganze Erzdiöcese, hauptsächlich aber durch die im Verlaufe jener Prüfungen häufig angestellten Catechisationen erfahren haben, Euren Pfarrkindern diese Lehre vorzutragen, und ihnen die schuldige Ehrfurcht, Unterwürfigkeit und den schuldigen Gehorsam gegen den heil. römischen Stuhl einzuschärfen.

Nicht also, weil es nöthig wäre, Euch von der Nothwendigkeit der Verbindung mit der heil. römisch-katholischen Kirche jetzt erst zu überzeugen, sondern daß es offenkundig werde, „daß Ihr nicht den Geist dieser Welt empfangen habt, sondern den Geist, der von Gott ist" (I. Corinth. C. 2, V. 12), haben Wir es für gut befunden, über diese Wahrheit mit Euch Einiges in Erwägung zu ziehen.

Wer die h. h. Evangelien liest, dem leuchtet es von allen Seiten ein, daß Christus der Herr dem Vereine der Apostel den heil. Petrus vorgesetzt habe, daß er der Erste unter den übrigen Aposteln sey, und ihnen eine dienliche Stütze gewähre (Math. C. 16, V. 18, 19. — Johan. C. 21, V. 15, 17. — Luc. 22, V. 32). Daher rührt es, daß die gesammte Kirche, von ihren ersten Anfängen an, den Petrus als den Fürsten der Apostel stets verehrte, und jetzt noch, wie das auch die liturgischen Bücher der morgenländischen Kirche selbst bezeugen, fortwährend verehrt. Und es ist nicht zu denken, daß der Primat des heil. Petrus nur auf seine Person und den Verein der Apostel selbst beschränkt gewesen sey, vielmehr, wie es der Wille des göttlichen Erlösers war, daß die den Aposteln verliehene Macht, alle Völker zu lehren und die h. h. Geheimnisse zu verwalten, auch ihren Nachfolgern, den Bischöfen, übertragen würde, so wollte er nicht minder, daß der dem heil. Petrus zugetheilte Vorzug und die diesem Vorzuge inwohnende Machtfülle auf die Nachfolger dieses Fürsten der Apostel fortwährend überginge, und daß diese bis zur Vollendung der Zeit den Bischöfen der gesammten Kirche vorstünden, und die oberste Sorge für das Heil Aller trügen. Daß diesen göttlichen Gesetzen unseres allerheiligsten Erlösers die katholische Welt sogleich von den Zeiten der Apostel an nachgekommen sey, zeigen die unumstößlichen Denkmale des christlichen Alterthums; denn nicht nur Einzelne, so wie die gefeiertsten Väter und Vorsteher der griechischen oder morgenländischen Kirche selbst, haben den von dem heil. Petrus herstammenden Primat des römischen Papstes für die gesammte Kirche fortwährend bekannt, sondern diese Wahrheit wurde in der ganzen Kirche stets so fest geglaubt, daß sogar die Beschlüsse, welche in den allgemeinen Concilien über den Glauben und die kirchliche Disciplin gemeinsam gefaßt wur-

den, erst dann Gesetzeskraft erhielten und zur allgemeinen Norm wurden, wenn sie die Zustimmung des römischen Papstes und die Weihe seiner Macht empfangen hatten.

Diese von unserem Herrn Christus selbst festgesetzte Einheit des Glaubens und der hierarchischen Ordnung stand durch den Verlauf der acht ersten Jahrhunderte unerschüttert fest, und der Orient nicht minder als der Occident hing dem römischen Papste, als dem sichtbaren Oberhaupte der gesammten Kirche innig an, bekannte denselben Glauben, und verwarf mit demselben jegliche Irrthümer. Der Erste, der um die Mitte des neunten Jahrhunderts das ungenähte (Joh. C. 19, V. 23) Kleid unsers Herrn Christus zu zerreissen wagte, war Photius, der gegen die von den heiligen Canones vorgeschriebene Norm in das Patriarchat von Constantinopel eingedrungen war, darauf aber in dem mit Zustimmung des Papstes im J. 869 zu Constantinopel gehaltenen Concilium verdammt und von dem patriarchalischen Stuhle verjagt wurde, unter Beistimmung der griechischen Bischöfe selbst, welche damals von der Nothwendigkeit der Verbindung mit der römischen Kirche noch zu höchlich überzeugt waren, als daß sie sich durch die Einflüsterungen des Photius zur Aufhebung dieses Verbandes sogleich hätten verleiten lassen.

Allein das ist das Geschick der menschlichen Dinge, daß kein Irrthum, wie offenbar er auch seyn möge, nicht zuletzt seine Anhänger findet. Was Photius zuerst behauptet hatte, das brachte Michael Cerularius um die Mitte des eilften Jahrhunderts aufs Neue in Vorschlag, und zwar schon mit einem solchen Erfolge, daß er in der That die morgenländische Kirche von der abendländischen losriß. Doch fühlte er bald darauf selbst den Finger Gottes; denn als er nach Beiseitsetzung der Untergebenheit und des Gehorsams gegen den römischen Papst, auch gegen die höchste weltliche Gewalt sich zu verschwören wagte, wurde er seines Patriachates entsetzt, und starb verbannt auf einer Insel der Propontis. Wiewohl nun aber auf den Vorgang des Photius und Cerularius die morgenländische Kirche in das Schisma verfiel, so fanden sich doch noch in dieser Kirche Viele durch Wissenschaft, Frömmigkeit und Eifer für die Ehre Gottes ausgezeichnete Männer, welchen die Wiederherstellung der abgebrochenen Verbindung mit der abendländischen Kirche am Herzen lag, und die zu wiederholten Malen jenes betrübende Schisma auszugleichen trachteten. Dieses beweisen die Acten des ums Jahr 1275 zu Lyon, so wie des zweiten ums Jahr 1277 zur Zeit des Johannes Beccus zu Constantinopel gehaltenen Concils, endlich die Acten des Concils von Florenz im Jahre 1439. Die in diesem Con-

cilium wieder hergestellte heil. Union unterschrieben der Patriarch Joseph von Constantinopel und alle auf dem Concil versammelten griechischen Bischöfe, mit diesen aber auch der Metropolite der Ruthenier, Isidor. Da nun diesen Synodalbeschluß auch der griechische Kaiser, Johannes Paläologus unterschrieb, so freute sich die katholische Welt, daß nun jedem fernern Zwiespalt der morgenländischen und abendländischen Kirche ein Ziel gesetzt sey. „Aber groß sind die Gerichte des Herrn, und unerzählbar seine Worte, darum sind ungeordnete Seelen dem Irrthume verfallen.“ (Sap. C. 17 V. 1.) Denn während alle schon nach dem sichern Hafen des Heiles strebten, geschah es, mit Zulassung der göttlichen Vorsehung, daß der Bischof Marcus von Ephesus, der dem Florentinischen Concil beiwohnte, den Wünschen Aller sich widersetzte, und indem er sich zahlreiche Anhänger verschaffte, die wiederhergestellte Vereinigung aufs Neue wankend machte.

Auf diese Weise ward auch die ruthenische Nation in die Finsternisse des zuletzt erregten Schisma's gehüllt, und lebte lange in dieser unseligen Nacht, bis endlich unsere Vorfahren die göttliche Barmherzigkeit des himmlichen Vaters an sich erfuhren, und von seiner Gnade unterstützt, die Wahrheit erkannten, und gegen Ende des 16ten Jahrhunderts in den Schooß der wahren Kirche, außer der es kein Heil giebt, von dem römischen Papste Clemens VIII. väterlich wieder aufgenommen wurde.

Darum laßt uns den Vater des Lichtes und der Erbarmungen, der uns auf diese Weise zu Gliedern seiner Einen Heerde unter dem Einen Hirten, dem römischen Papste, zu machen würdigte, unaufhörliche Danksagungen für dieses höchste Geschenk darbringen, und ermahnt durch die oben angeführte Allocution unsers heiligsten Herrn des Papstes Gregors XVI., den unseligen Fall Jener, welche neuerdings die wahre Kirche verlassen, und dadurch ihr und so vieler durch das kostbare Blut Christi erkauften Seelen Heil einer ewigen Gefahr ausgesetzt haben, beweinen; laßt uns die göttliche Vorsehung anflehen, „daß sie thue mit ihnen nach ihrer Barmherzigkeit, und sie lehre ihre Rechtfertigungen“ (Psal. 118 V. 124). Zugleich jedoch laßt uns warme Gebete zu unserm göttlichen und allmächtigen Heilande und Herrn Jesus Christus unabläßig erheben, daß er uns die Gnade der Beharrlichkeit in dem Verbande mit der heil. römisch katholischen Kirche schenken, diese Kirche selbst und ihren wachsamen Hirten, den römischen Papst, stets unverletzt erhalten und in den so großen Bedrängnissen der gegenwärtigen Zeiten sie durch wirksame Tröstungen gnädigst stärken und kräftigen wolle.

„Im Uebrigen, Brüder, freuet Euch, seyd vollkommen, muntert Euch auf, seyd einig im Wissen, habet den Frieden, und der Gott des Friedens und der Liebe wird mit Euch seyn". (Cor. II. C. 13 V. 11.)

Gegeben zu Lemberg am 18. Februar 1840.

Michael, Metropolit.

XLVIII.

Briefliche Mittheilungen

aus dem Großherzogthum Posen.

Großherzogthum Posen den 1. April 1840. Ich theile Ihnen hiebei die Antwort S. M. des Königs vom 8. Februar auf die Eingabe unserer Deputirten vom 20. Januar mit, und erlaube mir zu dieser für uns höchst betrübenden Antwort einige Bemerkungen zu machen:

„Den Geistlichen Sucharski, Kuntak und Perzynski erwiedere Ich auf ihre Eingabe vom 20. v. M., in welcher sie sich ungebührlicher Weise als Deputirte der katholischen Geistlichkeit der Erzdiöcesen Gnesen und Posen bezeichnen, daß Ich den Bescheid bestätige, den sie durch den Minister der geistlichen Angelegenheiten auf ihre Verwendung für die Rückkehr des Erzbischofs von Dunin in seine Diöcese erhalten haben. Die wegen Einsegnung der gemischten Ehen in den Diöcesen Gnesen und Posen bestandene Praxis, worüber der Erzbischof von Dunin, als Capitular-Verweser, am 20. Januar 1830, ein amtliches Zeugniß ausgestellt hat, beruhen auf einem Gesetze des Königreichs Polen, und ist in einer Reihe von fast 70 Jahren mit Erhaltung der Eintracht unter den verschiedenen Glaubensverwandten beobachtet worden, bis der Erzbischof von Dunin mit Uebertretung der Gesetze, mit Verletzung seines Mir geleisteten Eides und Meiner landesherrlichen Autorität, diese Eintracht zu stören sich unterfing. So lang er in seiner sträflichen Auflehnung beharrt, und auf die an ihn ergangene Aufforderungen zu seiner Pflicht nicht zurückkehrt, so lange muß es bei dem wider ihn angeordneten Verfahren sein Bewenden haben, welches Ich den Geistlichen auf ihre Verwendung eröffne, indem ich ihnen zugleich über die geflissentliche Entstellung der Wahrheit, namentlich über die frevelhafte Angabe, als

ob Ich die katholische Religion mit Entsagung aller meiner Souverainetäts-Rechte durch die feierlichsten Tractate garantirt habe, Mein ernstliches Mißfallen zu erkennen gebe. Meine katholischen Unterthanen werden sich jederzeit auch für ihren Glauben Meines wirksamsten Schutzes zu erfreuen haben, niemals aber werde Ich dulden, daß die Religion von der Geistlichkeit und ihren Obern mit Antastung Meiner Souverainetätsrechte gemißbraucht werde.

Berlin den 8. Februar 1840. (gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Geistlichen Sucharski
in Gnesen."

Einige Bemerkungen hiezu. 1. Das hier in die Wirklichkeit der Bestimmung der Bittsteller zu Deputirten der gesammten Geistlichkeit gesetzte Mißtrauen muß uns überraschen. Die genannten Männer haben in ihren Händen die Vollmacht von sämmtlichen Decanaten beider Diöcesen. Sie nahmen sie im Juli v. J. nach der Hauptstadt, Behufs etwaiger Legitimation, mit, als sie die Absicht hatten, S. Majestät persönlich um die Freilassung des Erzbischofs anzuflehen. Da ihnen aber der Zutritt verweigert wurde, ohne ihre Autorisation zu untersuchen, so fühlten sie sich verpflichtet, schriftlich sich ihrer Aufträge zu entledigen. Die ehrwürdigen Männer sind noch heute im Stande, sich als von dem gesammten Clerus gewählt zu legitimiren, der Vorwurf also, „als hätten sie sich ungebührlicher Weise als Deputirte bezeichnet," trifft sie unverdient.

2. Was das durch den Erzbischof noch als Capitularverweser unterm 20. Januar 1830 ausgestellte Zeugniß anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die dienstfertigen Geister damals Behufs Einschleichung einer dem A. L. R. entsprechenden Praxis für die Rheinlande dem apostolischen Stuhle bei der gerade damals zu Rom anhängigen Verhandlung ein Certificat über eine derartige, in den östlichen Diöcesen bestehende Observanz vorzulegen suchten, um ihn um so leichter zur Nachgiebigkeit für die westlichen Diöcesen zu bringen, ihm auf diese Art die Augen blendend. Aus der klug berechneten Absicht ist leicht zu ersehen, daß es nicht ohne Vorspiegelungen und Beschönigungen für den damaligen Capitularverweser beim Abdringen jenes genannten Zeugnisses nach der sonst üblichen Praxis abgelaufen seyn mag. Deshalb fiel auch damals das Zeugniß des Culmer Bischofs darüber weit selbstständiger aus, welches auch wahrscheinlich zu Rom nicht vorgelegt ward. Wäre aber auch diese Muthmaaßung unwahr, so durfte der Capitularverweser, ohne vorherige Anfrage über die bestehende Praxis in allen Decanaten, als selbst der Seelsorge längst entfremdet, ein solches Zeugniß

nicht mit Bewußtseyn abgeben; da er ja doch bei später gewonn
Einsicht des Irrthums auf seine Aufforderung an die Decanate
an 1000 amtliche Zeugnisse dem Ministerio zustellte, die von dem le
Decennium des vorigen Jahrhunderts bis in die neuesten Zeiten
genügende Bürgschaft von der uralten kirchlichen Praxis liefern,
also die Seitens der Regierung vorgeschützte Observanz mit Nichten
allgemein war, wie jenes genannte Zeugniß sie bezeichnete. Die hier
da vorgekommenen Fälle unbedingter Einsegnung gemischter Ehen
ben nur statt gefunden von *übelunterrichteten*, *unwissend*
oder *feigen, gewissenslosen* und *gewinnsüchtigen* Pfarre
welche das A. L. R. täuschte. Uebrigens macht es dem Erzbisch
Ehre, daß er nach erkanntem Irrthum, das bewußtlos abgegebene Ze
niß als *irrig* in seinem Umlaufsschreiben vom 30. Jan. 1838 wid
rufen und bei der erkannten Wahrheit der kirchlichen Lehre, die so
auch keine Mißbrauchsweise eingeführte Observanz zu verjähren verm
standhaft bleibt.

3. Da man jene Observanz und die bezügliche Gesetzbestimmun
auf dem polnischen Gesetze basiren lassen will, so ist zu bemerken, da
ein Gesetz der Art in Polen bis 1768 gar nicht existirte. In diese
Jahre gelang es endlich der Vermittelung der fremden Mächte; Pre
ßen im Einverständnisse mit Rußland, welches seit Peter d. Gr. Pol
durch fortwährende innere Uneinigkeiten gänzlich zu schwächen suchte, ve
wandte seinen Einfluß zu Gunsten der conföderirten Dissidenten zu Thorn
und Rußland nahm sich der zu Stuck in Litthauen zusammengerotteten
Schismatiker an. So erkannte die Republik diese Conföderationen an
und genehmigte die Postulate derselben. Dies fand statt durch den Trac-
tat vom 24. Februar 1768. Bekannt sind die Künste Katharina's II.
und die Bestechungen der damaligen Repräsentanten der Republik, wie
sie uns von Augenzeugen, besonders in den Memoiren des Joseph
Wybicki, die neulich durch Bemühungen des Gr. Ed. v. Raczynski an's
Licht gekommen, vor die Augen gestellt werden. Dieser Tractat nun,
abgesehen von den Umständen, die ihn hervorgerufen und begleitet ha-
ben, besagt **Art. II. §. 10. Actus separ. primus: „Matrimonia inter personas diversae religionis e. c. Romano-Catholicae, Graeco-Nonunitae et Evangelicae utriusque Confessionis, a nemine prohibeantur aut impediantur. Proles ex mixto ejusmodi matrimonio, religionem parentum sequetur, filii nempe patris, filiae matris;** ***excepto casu, quo personae nobiles in pactis ante ductum matrimonium inter se convenerint.*** **Copulatio a sacerdote, vel ministro ejus religionis, quam sponsa profitetur, peragatur; quodsi**

o parochus sponsae Romano-Catholicae copulationem denega-, ministro religionis dissidentium libertas esto eundem copudi. Decreta denique, si quae forte huic sanctioni contraria ex ocunque judicio emanata fuerint, pro nullis declarantur". Dieser nämliche Tractat garantirt vor Allem heilig, feierlich und auf ige Zeiten die Integrität der Republik mit ihrer Constitution, gierungsform, Freiheit, Gesetzen (Haupttractat Art. V.), erkennt die holische Religion als die herrschende an, und bestimmt, daß der nig nur ein Katholik seyn könne. Actus separatus primus t. I. §. 1. Religioni Romano-Catholicae titulus *dominantis* tri-ietur, eademque in *perpetuum* dominatum obtinebit. — §. 2. Perstuis temporibus statuimus, neminem in futurum Regem Poloiae esse posse, nisi eum, qui aut *natione*, aut *vocatione* sit Roanus-Catholicus. Quodsi vero quisquam Polonorum, alterius dei candidatum ad thronum Poloniae promovere praesumserit, undem pro hoste et inviadicabili Capite irrevocabiliter declaranus. Cf. Act. separ. secund. Leg. Card. IV. — §. 3. Cum relijonem Romanam-Catholicam in Polonia dominantem, Juribus Cardinalibus adnumeremus, transitum ab Ecclesia Romana ad liam quamcunque religionem in hoc Poloniae regno, M. Duc. Lithuaniae etc. etc. et in annexis provinciis *criminale delictum* declaramus. Cf. Act. separ. secund. leg. Card. Card. II. — (Der Tractat vom 18. Sept. 1773 zu Warschau besagt Art. 8: „Les Catholiques Romains jouiront dans les provinces cedées par le présent Traité, tout comme dans le Royaume de Prusse et dans les Districts de Luxembourg, de Butuw et de Drahim, de toutes leurs possessions et propriétés quant au Civil, et par rapport à la Religion, ils seront entiérement conservés *in statu quo*, c'est à dire, dans le même libre exercise de leurs culte et discipline, avec toutes et telles Eglises et biens Ecclesiastiques, qu'ils possedaient au moment de leur passage sous les domination de Sa Majesté Prussienne au Mois de Septembre en 1772. Et sa dite Majesté et ses Successeurs ne se serviront point des droits de Souverain au prejudice du *Statu quo*, de la Religion Catholique Romaine dans les pays sousmentionnés.) Sind nun aber die Hauptgarantien von den vereinbarenden Mächten gehalten worden? — Ist nicht der ganze Tractat durch die Theilung und gänzliche Vernichtung der Republik ipso facto null und nichtig geworden? — Und kann man noch die kaum vernarbte Wunde auffrischen, da man sich auf dieses Gesetz Polens — denn kein anderes existirt — beruft? —

Man sieht aus dem Tractate deutlich die damals versteckte Absicht, welche von den polnischen Ständen bei ihrem letzten Athemzuge noch jenes Gesetz abzudringen suchte, um in der Folge weitere Gesetzbestimmungen, wie sie zum neuen Schisma der wiedervereinigten Griechen in den alten Provinzen geführt haben, darauf zu bauen. Doch so mußte es mit den gottvergessenen polnischen Ständen kommen. **Cum primum Poloni tam audacter manus suas contra legem divinam et ecclesiasticam levarent, en ultionem Dei! levavit ille manum suam et protrivit eorum regnum ac dispersit illos veluti Judaeos inter nationes, ut sint in sibilum et stuporem mundo** — schreibt in jener Zeit ein frommer Greis. — Es wird vorgeschützt, daß jenen Tractat drei polnische Bischöfe unterzeichnet haben. Der beklagenswerthe Zustand damaliger Bischöfe Polens in Hinsicht ihrer theologischen Kenntnisse, ihre höchst strafbare Glanzsucht und Lebensbequemlichkeit, wodurch sie sich mehr um die Senatorstühle, die sie unter den berathenden Ständen der Republik einnahmen, kümmerten, als um die geistlichen Bedürfnisse ihrer Diöcesanen und die Wahrung ihrer unveräußerlichen Religionsgrundsätze, wie dieß uns die Memoiren Kottartaj's beweisen, erklären es, wie diese Bischöfe durch Bestechungen, durch die den Senatoren drohende Gewalt der moskovitischen Soldateska, durch trügliche Vorspiegelungen des treulosen und schwachen Königs, so wie des meistens russischgesinnten hohen Adels zu diesem unwürdigen Schritte verleitet wurden. Sagt uns doch Kottartaj in seinen Memoiren selbst, daß die Bischöfe damals mehr Senatoren als Hirten waren, über deren Unwissenheit in Religionssachen Benedict XIV. in der bekannten Bulle: „Magnae nobis admirationis", klagt; es ist daher leicht anzunehmen, daß die den Tractat unterzeichnenden Bischöfe diese Bulle, obgleich erst zwanzig Jahre alt, nicht kannten, indem sie doch wohl so gewissenhaft gewesen wären, gegen diesen Tractat ihre Protestation im Allgemeinen wenigstens einzulegen. Doch sie wußten wahrscheinlich in ihrem vornehmen Dünkel und Hochmuthe, als Kronkanzler, Großsiegelbewahrer, (mit welchen Titeln sie sich gerade bei ihrer Unterschrift brüsten) nicht, daß **nullus Episcopus legi Sedis Apostolicae praescribere valet**, welche Bestimmung bereits im Jahre 1414 in das Reichsgesetz aufgenommen ward. Allein was die Bischöfe damals unterließen, der apostolische Stuhl versäumte nicht durch seine Nuntien Durini und Garampi in demselben Jahre und späterhin wiederholt gegen alle Verletzung der kirchlichen Rechte in jenem Tractate feierlich zu protestiren. Auch wurde dieses Gesetz in der Folge, abgesehen von der Vernichtung desselben durch die Theilung Polens, völlig ignorirt,

wie es auch als Civilgesetz in die Verwaltung des Sacramentes keinen Eingriff machen konnte. Die apostolischen Breven, welche in den Jahren 1774 an das bischöfliche Consistorium zu Culm, im Jahre 1777 an das bischöfliche Consistorium zu Posen, und die in allen spätern Dispensationsfällen a gradibus parentelae von dem apostolischen Stuhle gemachte Clausel über die katholische Erziehung sämmtlicher Kinder in gemischten Ehen, zeugen im Ueberfluß davon. Es verhält sich mit diesem Gesetze, falls es auch von den Ständen damals ungezwungen und frei gegeben seyn sollte, wie neulich mit den Bestimmungen der Ständetafel in Ungarn über denselben Gegenstand. Der Primas Erzbischof, wohlbewußt seiner Hirtenpflicht, hat im Namen aller seiner Brüder, deren zehn den Ständeberathungen beiwohnten, unterm 31. Dezember würdevoll und feierlich erklärt, daß sie (die Bischöfe) als Väter und Bewahrer der gesunden Lehre Christi in ihrer kirchlichen Amtsordnung nach den uralten Satzungen der Kirche, ohne Rücksicht auf menschliche Gesetze, sich richten werden. (Relig. Kirchenfreund, Januar Hft. v. 1840. S. 63 des Anhangs.) — Wir begreifen nicht, wie man sich auf ein Civilgesetz in rein religiösen Sachen berufen kann, auf ein Gesetz, welches zwar einige Bischöfe unterzeichneten, aber nicht als Hirten, sondern als Senatoren. Uebrigens waren die Senatoren vorsichtig genug, indem sie die Einsegnung gemischter Ehen nicht unbedingt verlangten, sondern wie das spätere A. L. R., dem Gewissen des katholischen Priesters dieselbe anheimstellten. Das deutet genug auf ein kirchliches Gesetz hin, welches den katholischen Geistlichen von der unbedingten Einsegnung abhalten mag. Ist aber diese Gewissensfreiheit dem einfachen Parochus gelassen, wie darf dieselbe dem Bischofe, als ordinario et primo parocho dioeceseos, in dessen Namen allein die sämmtlichen Parochi ihr Amt ausüben, verweigert werden? — Das Gewissen jedes Parochus ist an das positive Gesetz der Kirche gebunden, welches in unserm Falle der Erzbischof seinen Kindern ins Gedächtniß gerufen, indem es Vielen entfallen war, und somit ihr Gewissen in dieser Hinsicht regulirt hat.

4. S. Majestät der König finden in der Handlungsweise des Erzbischofs eine Verletzung der Landesgesetze; allein, wäre dieß auch der Fall, so muß man doch wohl bedenken, daß dieselben unter dem Beirathe ganz protestantischer Minister lediglich aus einseitigen, menschlichen, immer sich ändernden Grundsätzen geflossen, und Eingriffe in das Wesen der katholischen Religion betreffen.

5. Wenn in dem kgl. Erlaß vom 8. Februar bemerkt wird, daß

der Erzbischof durch seinen Hirtenbrief die Eintracht unter den verschiedenen Glaubensgenossen gestört, so möchte man fragen, ob man in Berlin selbst diese vermeinte Eintracht in den ähnlichen Verhältnissen mit verschiedenen Glaubensgenossen so sehr pflegt.

6. Wir glauben, daß die weltlichen Souverainetätsrechte sich gar wohl mit einer vollkommenen Freiheit unserer Kirche vertragen, wie dieselbe uns feierlich garantirt ist, oder wie soll man die Garantien vom 18. Sept. 1773 und 25. Sept. 1793 (Cf. Die Darlegung des Rechts- und Thatbestandes in der Sache des Erzbischofs von Gnesen und Posen. Münch. 1839. S. 2 d. Docum.) verstehen? — Was bedeuten die königlichen Worte bei den Occupationen 1815 „eure Religion soll aufrecht erhalten werden"? — was besagt der Aufruf des Königs v. 12. April 1838 an die katholischen Unterthanen des Großherzogthums Posens. Aber müssen wir uns nicht über eine Auslegung dieser Garantien bekümmern, die es sich für erlaubt hält, uns unser geistliches Oberhaupt auf die gewaltsamste Art zu entreißen und ohne rechtskräftiges Urtheil auf einer Festung seit einem halben Jahre zu halten.

7. Es wäre wohl überflüssig, dem Obigem noch irgend etwas hinzuzufügen, aber der kgl. Erlaß sagt: daß man nie dulden werde, daß die Religion von der Geistlichkeit und ihren Obern mit Antastung der Souverainetätsrechte des Königs gemißbraucht werde. Wir erlauben uns die Frage: haben denn nicht die Apostel und ihre Nachfolger den unmittelbaren Auftrag von Gott erhalten, mit Hintansetzung jeder irdischen Gewalt, die Reinheit der göttlichen Lehre zu bewahren, und zu verhüten, daß sie nicht durch weltliche Willkühr beeinträchtigt und durch menschlichen Mißbrauch verunstaltet werde? — Wie kommt ein Ministerium, dessen Glieder eines entgegengesetzten Glaubens sind, dazu, sich eine Sendung über die katholische Religion und Kirche, bezüglich auf das Dogma, beizulegen? — Sollen denn die katholischen Unterthanen Preußens von den Bekennern einer andern Confession und nicht von ihren rechtmäßigen Obern über die Grundsätze ihrer Religion Belehrung empfangen? — Würde dieß nicht zum Umsturze aller garantirten Gewissens- und Religionsfreiheiten führen? —

Möge Gott, der Allgütige, den Erzbischof in seiner Beharrlichkeit stärken — er wird, wenn es Gott gefällt, eher seinen Geist aushauchen, als sein Körper aus der Gefangenschaft entlassen wird — doch sein Tod

unter dieser Voraussetzung wird uns größere Früchte bringen, als man jetzt erwartet. Dann werden wir erst die sich unser erbarmende Stimme des Allmächtigen vernehmen: der die nicht verläßt, die auf ihn vertrauen.

Großherzogthum Posen den 15. März. Die Decane beider Diöcesen (Gnes'ner 16 — Pos'ner 22), welchen die Antwort Sr. Majestät des Königs vom 8. Febr. c. in Abschrift mitgetheilt wurde, beschlossen alle, noch einmal sich dem Throne zu nahen, und richteten an den König nachstehendes Schreiben dd. Großherzogthum Posen den 15. März.

Abschrift.

Allerdurchlauchtigster König
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät haben die Deputirten der katholischen Geistlichkeit der Erzdiöcese Gnesen und Posen auf ihr Gesuch vom 20. Januar d. J. wegen Befreiung des Erzbischofs aus seiner Gefangenschaft unterm 8. Februar c. abzuweisen geruht, in der Voraussetzung, daß dieselben sich ungebührlicher Weise als Deputirte bezeichnet haben, ihr Gesuch deßhalb nicht in Uebereinstimmung mit der gesammten Diöcesangeistlichkeit seyn möge.

Dieses sowohl, als auch der höchst betrübte Zustand unserer geistlichen Angelegenheiten, der in alle Verhältnisse des Lebens auf's Verderblichste, in das Innerste unserer Religion aber auf's Allerschmerzlichste eingreift, drängt uns nochmals Ew. Königl. Majestät landesväterliche Fürsorge und allgepriesene Gerechtigkeitsliebe ehrfurchtsvoll in Anspruch zu nehmen, und das Gesuch unserer Deputirten allerunterthänigst zu wiederholen, indem wir bezeugen, daß wir den Canonicus, Decan und Probst Sucharski zu Gnesen, den Ehren Domherrn, Official, Decan und Probst Perzynski zu Deutsch-Crone, den infulirten Probst und Decan Salmonski zu Strzelno, und den Commendatur-Abt, Consistorial- und Schulrath, Probst Kantak zu Inowraclaw, wirklich zu Deputirten auserwählt, und dieselben bevollmächtigt haben, die dringendste unserer Kirchenangelegenheiten, als die Freilassung unsers rechtmäßigen Oberhirten ist, wahrzunehmen, und dieserhalb Namens der gesammten Curat-Geistlichkeit und ihrer Pfarrkinder ihre Verwendung zu Ew. Königl. Majestät, als unsern huldvollen Landesvater, gelangen zu lassen.

Wir bezeugen in tiefster Ehrfurcht, daß die von unsern, hier mitunterzeichneten Deputirten unterm 20. Januar d. J. zu den Stufen Ew. K. M. erhabenen Thrones niedergelegte Vorstellung den Grundsätzen und Forderungen unserer Religion, unserer Ueberzeugung und unserem Willen gemäß sey, und wir davon ohne Verrath an Gottes heiligster Sache nicht abgehen können, ehrfurchtsvoll hinzufügend, daß hierin kein Mißbrauch unserer Religion zur Antastung E. K. M. Souverainetätsrechte, die uns heilig sind, liege, denn eines solchen Verbrechens sind wir sammt unsern Obern unfähig.

Das etwa hie und da zuweilen bei Einsegnung gemischter Ehen beobachtete, den Vorschriften der Religion zuwiderlaufende Verfahren können wir nicht als Norm annehmen, weil einzelne, auch noch so veraltete Thatsachen, eben so wenig ein Recht begründen, als die Thorheiten und Laster, die täglich begangen und verübt werden, und von Erschaffung der Welt an bis zu unsern Zeiten begangen und verübt worden sind. Kain erschlug seinen Bruder Abel; nach ihm sind Tausende und abermal Tausende solcher Mordthaten verübt worden, ohne daß man, auf die Verjährung gestützt, ein Recht auf fortwährende Ausübung dergleichen Verbrechen in Anspruch nehmen könnte. Gleich nach vollbrachter That erwachte in Kain das Gewissen, er wurde flüchtig aus Furcht vor Strafe, die er wohlwissend verschuldet hatte. Wir aber wollen von unserm Gewissen nicht gefoltert werden, sondern ruhig aus dieser Welt scheiden, und dieses können wir dann, wenn wir treu unsrer Kirche dienen, und ihre, selbst dem Staate heilsame Lehren befolgen.

Das Gesetz des Königreichs Polen hinsichts der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen, war ein Civilgesetz, welches im Bereiche der weltlichen Macht lag, nicht aber das Gewissen, das Innere der katholischen Religion, als die Segnungen sind, berührte, konnte und durfte diese auch nicht berühren; widrigenfalls sich dasselbe als Gewissenszwang, als Gewissensverletzung, als despotische Gewaltthat demonstrirt hätte, die kein Staat, keine Macht auf Erden, kein Gesetz, welches auf Weisheit, Gerechtigkeit und Toleranz basirt ist, billigen kann, am allerwenigsten billigen wird. Auch haben sich die Könige Polens dergleichen empörende Widerrechtlichkeiten gegen die katholische Religion nie zu Schulden kommen lassen, mit Ausnahme einer verruchten Mordthat am H. Stanislaus, die ein ewiger Schandfleck zur Warnung in der Geschichte bleibt. Der Warschauer Tractat vom $\frac{24}{13}$ Februar 1768 gibt zwar Art. II. §. 10 Vorschriften über Erziehung der Kinder in ge=

mischten Ehen, zwingt aber nicht die katholischen Priester zur Einsegnung solcher Ehen.

Ew. K. M. finden in der Handlungsweise des gefangenen Erzbischofs eine Auflehnung, eine Uebertretung der Landesgesetze, eine Verletzung des Allerhöchst Demselben geleisteten Eides und der landesherrlichen Auctorität; und in diesem Falle würden wir denselben als den strafbarsten Verbrecher anerkennen und kein Wort für ihn verlieren. Allein E. K. M. werden in höchsten Gnaden zu vergeben geruhen, wenn wir in tiefster Ehrfurcht zu erwägen geben, daß dieser Eid nur das bürgerliche, der dem Papste aber geleistete das kirchliche Leben berühre: jenen hat der Erzbischof nach seinem innern Bewußtseyn nicht verletzt, diesen aber (auf rein kirchlichem Gebiete sich bewegend) unverbrüchlich, wie es ihm Gott, Pflicht und Gewissen geboten, aufrecht zu erhalten gestrebt, weil ihm die Ewigkeit mehr als alles Irdische galt. Ohne sich schwer zu versündigen, konnte und durfte er nicht anders handeln, und sollte er auch in der Gefangenschaft sterben, was bei des Greises durch Kränkungen, Kummer, Gram und Sorgen zerrüttetem Gesundheitszustande täglich zu befürchten steht. Der Stifter unserer Religion hat gelehrt zu geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist. Nach dieser Lehre ist der Erzbischof gleich jedem Unterthan E. K. M. Treue und Gehorsam schuldig, jedoch nur in soweit, als dadurch die Gebote seiner Kirche, die ihm als göttliche Gebote gelten, nicht überschritten werden, und in Collisionsfällen haben letztere natürlich den Vorzug; um so mehr, als durch dieselben das weltliche Gebiet auch nicht im mindesten verletzt, vielmehr im ganzen Umfange kräftig geschützt wird. Denn der Papst ist, nach der dogmatischen Lehre der katholischen Kirche, der Stellvertreter Christi auf Erden, und der Regent der vom Erlöser gestifteten Kirche auf dem ganzen Erdenrunde; von ihm ist die von der Kirche sanctionirte Bedingung Behufs Eingehung gemischter Ehen neuerdings in Erinnerung gebracht und zur Befolgung geboten. Seine Stimme in Religionssachen gilt uns folgerecht für Gottesstimme: sollen wir dieser nicht gehorchen, durch frevelhaften Ungehorsam unser Gewissen foltern, und unsere zeitige sowohl als ewige Glückseligkeit gefährden und zu Grunde richten?

Der Erzbischof hat dieser Stimme pflichtgemäß Gehör gegeben, und sein früheres, als Capitularverweser gegebenes, seinem eigenen offen abgelegten Geständnisse nach, auf Irrthum beruhendes Zeugniß widerrufend, die in der katholischen Kirche hinsichtlich der Einsegnung gemischter Ehen unumstößlich feststehenden Bedingungen uns in Erinne-

rung gebracht, wodurch, da die religiöse Trennung rein im Bereiche der Kirche liegt, weder die Eintracht unter den verschiedenen Confessionen gestört, noch die landesherrliche Auctorität verletzt werden kann. Auch die etwa vorkommende Verweigerung der Einsegnung, geschweige daß der Nichtkatholik kein Gewicht darauf legt, ist dem Landesgesetze um so weniger zuwider, als ein solches Gesetz, welches die Einsegnung der gemischten Ehen unbedingt gebietet, gar nicht existirt.

Wenn Ew. K. M. die feierlichen Tractate, wodurch die katholische Kirche in ihrem vollen Bestande garantirt ist, in Allerhöchst Eigener Person nicht geschlossen haben, so haben dieses der hochselige König von Preußen, Friedrich II., mit der Kaiserin von Oesterreich, Maria Theresia, in Berlin am 28. Juni 1742, mit dem Könige und der Republik Polens am 8. September 1773 in Warschau und Friedrich Wilhelm II. am 25. Sept. 1793 in Grodno gethan; und da diese Tractate auch für Allerhöchst Ihre Nachfolger lauten, so glaubten unsre Deputirten, unserer Uebereinstimmung gewiß, daß die Unverletzlichkeit derselben, so wie die unserer Religion vollkommen gesichert sey, was auch die ganze Welt glaubt. Nächstdem haben E. K. M. in dem Aufrufe an die Einwohner des Großherzogthums Posen bei der Wiederbesitznahme vom 15. Mai 1815 Allergnädigst zu erklären geruht: „Eure Religion soll aufrecht erhalten werden". Auch durch den Aufruf vom 12. April 1838 an die katholischen Einwohner des Großherzogthums Posen haben Allerhöchst dieselben uns den vollen Bestand unserer Religion Allerhuldreichst zugesichert.

Abgesehen aber auch von allen diesen uns so theuern Garantien, so sichern E. K. M. Landesgesetze jeder privilegirten Religionsgesellschaft, so wie jedem Unterthan die volle Gewissensfreiheit, und bestrafen billig jede Gewissensverletzung, jeden Gewissenszwang; und dieses ist, was wir auf Grund des Gesetzes mit allem Fug und Recht in Anspruch nehmen. Denn wir leben unter dem Schutze dieser Gesetze, haben uns dieses Schutzes nicht unwürdig gemacht, flehen um denselben auf die Gerechtigkeit unserer Sache gestützt, und wiederholen demnach das ehrfurchtsvolle Gesuch unserer Deputirten vom 20. Januar d. J. seinem ganzen Inhalte nach, in tiefster Ehrfurcht ersterbend

Euer Königl. Majestät allerunterthänigste treugehorsamste Deputirte und Decane der Erzdiöcese Gnesen und Posen. (Die Unterschriften.)

Von der **Warthe** den 20. März. Ich theile Ihnen hier das versprochene Schreiben des Gnesner Domprobstes Leo v. Przyluski an den Oberpräsidenten der Provinz mit, welches derselbe im Namen des Kapitels, ohne dazu ermächtigt zu seyn, unterm 23. Decbr. pr. er-

ließ, und zufolge dessen er die Kirchentrauer in der Kathedrale auf eine kurze Zeit eigenmächtig abschaffte.

Abschrift.

Ew. Hochwohlgeboren verehrlicher Erlaß vom 15. d. M., worin uns der Allerhöchst ausgesprochene Wille Sr. Majestät des Königs über die unverzügliche Abstellung der in der hiesigen Erzdiöcese aufgekommenen Kirchentrauer kundgethan wird, ist uns zugekommen. Bevor wir uns über unsere Bereitwilligkeit in Befolgung des Allerhöchsten Befehls erklären, ersuchen wir Ew. Hochwohlgeboren ergebenst uns gütigst zu erlauben, über den wahren Zweck sowohl, als über die Art und Weise der gedachten Kirchentrauer einige Bemerkungen vorangehen zu lassen. Weit entfernt durch die Einführung der Kirchentrauer ein Attentat zur Beunruhigung der katholischen Bevölkerung unternehmen zu wollen, haben wir darin vielmehr ein Mittel gefunden, die aufgeschreckten Gemüther zu beruhigen, indem wir das Volk vor die Altäre führten, ihm gleichsam mit Wort und That die Stätte zeigend, wo es seinen innigsten Schmerz ausschütten soll, wo es dagegen Linderung zu suchen und für die Entheiligung seines religiös verehrten Kirchenoberhauptes Abhilfe zu erflehen hat; womit ihm zugleich zu bedenken gegeben ward, daß jede andere Art im Ausdruck seines Schmerzes eben so illegal als sündlich seyn würde. Daß diese Ansicht der Sache keineswegs ersonnen ist, sondern vielmehr den wahren Grund derselben darstellt, beweist schon der Umstand, daß die Kirchentrauer, wenn gleich allgemein aufgekommen, doch nirgend, so viel uns bewußt, bedenkliche, die Ruhe bedrohende Auftritte hervorgerufen hat, wenigstens nirgend da nicht, wo nicht die weltlichen Auctoritäten hindernd eingeschritten sind, deßwegen nehmen wir auch nicht Anstand, Ew. Hochw. vertrauensvoll zu versichern, daß auch fernerhin die öffentliche Ruhe dadurch nicht wird gestört werden, wenn nur nicht die weltlichen Behörden störend dazwischen treten. Bei so loyalen Gesinnungen unsrer Seits muß es uns mit tiefem Schmerz erfüllen, wenn unerachtet unsrer treuesten Ergebenheit, Se. Maj. unser Allergnädigster Landesvater noch mehr als verdächtige Absichten in unserm Verfahren gewahren wollen. Wir können vielmehr die Zusicherung der unverbrüchlichsten Treue, als Allerhöchstdessen gehorsamste Unterthanen nicht genug wiederholen. Um von dieser Treue und Ergebenheit zugleich den Beweis zu liefern, entbieten wir in schuldigem Gehorsam unsere Bereitwilligkeit zur ehesten Abstellung der Kirchentrauer, und ersuchen Ew. Hochw. ergebenst unsere Vorschläge über die Art und Weise sowohl, als über den Zeitpunkt dieser Abstellung gefälligst zu vernehmen und zu ge-

nehmigen. Es sind bei der beabsichtigten Abstellung überhaupt gewisse Rücksichten zu beobachten, deren Auseinandersetzung hier eine zu weitläuftige Erörterung herbeiführen, deren Beseitigung dagegen die Abstellung zwar in unsrer Kathedrale, keineswegs aber zu gleicher Zeit in allen Pfarrkirchen der Diöcese zu Wege bringen würde. Denn wohlgemerkt, daß unser Kapitel nicht die competente Auctorität ist, welcher die Anordnung wegen der Abstellung zustände, daß die Kathedrale einerseits zwar als ermunterndes Beispiel dienen, andrerseits aber noch bestimmter schiefe Ansichten und Deutungen hervorrufen würde, deren Folgen für die öffentliche Ruhe und für unsre persönliche Sicherheit bedenklich werden dürften. Um diese Besorgnisse zu beseitigen, haben wir den Beschluß gefaßt, zur Abstellung der Kirchentrauer sowohl, als überhaupt zur endlichen Beilegung des unseligen Zwiespalts zwischen der Regierung und der geistlichen Behörde einen entscheidenden Schritt zu thun, und zwar ein Mitglied unsers Collegii, und wo thunlich im Einverständniß, oder gemeinschaftlich mit dem Kapitel zu Posen, also eine Deputation von beiden Kapiteln mit versöhnlichen Vorschlägen nächstens, jedenfalls im Verlauf dieser Woche zu unserm Hochwürdigsten Herrn Erzbischof nach Colberg zu schicken. Wir dürfen Ew. Hochw. wohl nicht erst betheuern, daß diese Mission keine andere, am allerwenigsten politische, sondern nur versöhnliche Absichten in den kirchlichen Wirren (!) zum Grunde haben wird, wobei wir dann wenigstens die allgemeine und gleichzeitige Abstellung der Kirchentrauer mittelst einer vom Hrn. Erzbischof zu erlassenden Anordnung für die ganze Diöcese in sichere und bestimmte Aussicht stellen. Wenn Ew. Hochw. sich bis zur Rückkehr unsers Deputirten aus Colberg mit der Abstellung werden geduldigen wollen, so werden dadurch allein alle Besorgnisse und sonstige Bedenklichkeiten gehoben werden. Um dieses Vorhaben auszuführen, ersuchen Ew. Hochw. wir ergebenst für unsern Deputirten, den Hochw. Domherrn, Johann Zienkiewicz, einen Paß nach Colberg uns zu ertheilen; zugleich aber auch einen Erlaubnißschein für denselben zum freien Zutritt bei dem Hrn. Erzbischof von den betreffenden hohen Ministerien geneigtest nachsuchen zu wollen, welcher letztere dann der Kürze wegen von Berlin aus an die beaufsichtigende Behörde in Colberg übermacht werden könnte. Sollte das Posener Metropolitankapitel unserer Deputation beitreten wollen, wozu unsrerseits an dasselbe heute die Einladung ergeht, so werden für den dortigen Deputirten die Pässe noch besonders nachgesucht werden.

Schließlich werden wir noch die Frage wegen der Autorschaft der Kirchentrauer Ew. Hochwohlgeboren zu beantworten haben, und diese

werden wir unbedenklich hinsichtlich unsrer Kathedrale Niemanden anders, als uns selbst zu Last legen können, wenn gleich wir nur auf die öffentliche Stimme hörend, mit unsrer Anordnung alsdann erst nachfolgten, nachdem dieselbe in den meisten Pfarrkirchen bereits in Aufnahme gekommen war, und wir gleichsam mit dem Strudel unwiderstehlich fortgerissen wurden. — Endlich über die Beschaffenheit der Trauer in unserer Kathedrale ist noch zu merken, daß die herkömmliche Einrichtung des Gottesdienstes innerhalb der Kirche keine weitere Aenderung erlitten hat, als die rauschende Kirchenmusik in Vocalmusik, mit Begleitung von Blasinstrumenten, verwandelt, und außerhalb, das Glockengeläute mit Beibehaltung des Gebrauchs Einer Glocke eingestellt worden, übrigens auch keine Creppe auf Altäre oder Fahnen ausgehängt ist. Zuletzt ersuchen wir wiederholentlich Ew. Hochw. eben so gehorsamst als dringlich unsere submissesten Anträge wegen der Mission nach Colberg und Aussetzung der einzustellenden Kirchentrauer bis zur Rückkehr der Deputirten höhern Orts gütigst unterstützen zu wollen, wonebst Ew. Hochw. wir die Zusicherung unsrer hohen Verehrung erneuern.

Gnesen den 23. Decbr. 1839.

Das Metr. Kapitel v. Gnesen
v. Przyluski.

An den Königl. Preuß. Oberpräsidenten
Hrn. Flottwell.

Von der Stezza den 1. April. Unsere Lage wird hier immer bedenklicher. Der Oberpräsident Schön bringt gegen die acht Pfarrer des Deutsch-Croner Decanats ein Verfahren in Ausübung, das er den ehemaligen Instructionen englischer Gouverneure von Irland entlehnt zu haben scheint. Der königl. Landrath von Zychlinski zu Deutsch-Crone ist sein würdiges Organ. Alle acht sind schon, wegen eingeführter Kirchentrauer, in Geldstrafe genommen worden. Unser hochwürdiger Official Perzynski hat bereits 100 Th. zahlen müssen. Ich theile Ihnen hiermit Einiges über unsere traurige Lage mit. Unterm 25. Nov. erhielten wir alle eine Verfügung des Landraths von Deutsch-Crone, welche uns bei Strafe von 5 — 100 Th. die Kirchentrauer aufzuheben befahl. Wir meldeten dieß dem erzbischöflichen Consistorio in Posen, und baten um Verhaltungsbefehle. Unterm 3. Dezbr. ergieng nachstehende Antwort, die den bei Einigen Anfangs gesunkenen Muth aufs Neue belebte.

Abschrift.

Auf Euer Hochwürden gefälliges Schreiben vom 29. v. M., betreffend die Maaßregeln, die von Seiten der Staatsbehörden wegen der

durch die gewaltsame Abführung des Herrn Erzbischofs von Dunin herbeigeführten Kirchentrauer in dem dortigen Decanate vorgenommen worden sind, haben wir die Ehre ergebenst zu erwidern: daß es uns nicht möglich ist, weder die Collision zu beseitigen, die dieserhalb durch Civilbehörden hervorgerufen worden ist, noch Verhaltungsbefehle zu erlassen, wonach die dortige Geistlichkeit hierin zu verfahren hätte. Wir sehen die gedachte Kirchentrauer in dem Umfange, als wir denselben in dem diesfälligen Circularschreiben selbst bezeichnet haben, nur als einen religiösen Act religiöser Liebe und Anhänglichkeit an, dessen Wesen, sowohl in dem religiösen und kirchlichen Verhältnisse, als auch in den frommen Gefühlen der Geistlichkeit und der Gläubigen gegen ihren apostolischen Seelenhirten seinen Grund hat, und welches folglich ganz religiöser Natur ist. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, so wenig wir hierin einerseits Zwangsmaaßregeln anzuwenden gesonnen sind, so fest und unerschütterlich sind wir andererseits der Ueberzeugung, daß eine auf das kirchliche Leben beschränkte, die Staatszwecke in keiner Weise hemmende Handlung unmöglich die Civilbehörden zu Maaßregeln bestimmen dürfte, die für die katholischen Glaubensgenossen im höchsten Grade kränkend und betrübend seyn müßten. Eine Zumuthung, daß wir in unserer Stellung das religiöse Verhältniß der Diöcesanen zu ihrem Oberhirten locker machen, oder ihre frommen Gefühle gegen denselben stören, würde ein Verrath an unsern eigenen religiösen Grundsätzen seyn, und dürfte so wenig rechtlich von uns gefordert, als durch uns ausgeführt werden.

Daß daher, wie Euer Hochwürden berichten, die besagte Trauer in einem amtlichen Schreiben als ein „Unfug“ und die in Bezug auf dieselbe erlassene Anordnung als eine „unüberlegte“ bezeichnet wird, können wir nur als eine Kränkung betrachten, und das um so mehr, als uns von einer Cabinetsordre S. Majestät des Königs auf dem sonst üblichen Geschäftswege bis jetzt nichts bekannt ist. Wir bemerken auch daher schließlich, daß wir es Ew. Hochwürden Ermessen allein überlassen müssen, wofür Sie sich der angedrohten Geldstrafe gegenüber entschließen wollen, glauben jedoch, daß Sie bei dem Bewußtseyn Ihrer Unschuld selbst in der Armuth und Erniedrigung einen hinlänglichen Trost und Ersatz finden würden.

Posen den 3. Dezember 1839.

Erzbischöfliches General-Consistorium. (gez. V. Kilinski.)

An den Herrn Official und Domherrn Perzynski Hochwürden. N. $\frac{39}{12}$ in Deutsch-Crone.

Bald fing aber an, da die Orgel nicht gespielt wurde, der königl.

Landrath Geldstrafen zu verfügen und dieselben per Execution einzuziehen; Vieh, Meubles, Kleidungsstücke sogar wurden nach Deutsch-Crone geschleppt und öffentlich verkauft. Wir verlangten von dem königl. Landrathe die Mittheilung der königl. Cabinetsordre, nach welcher gegen uns verfahren werde — dieß ward aber abgeschlagen. Den 31. Januar wandten wir uns an das königl. Ministerium und baten, uns entweder die Cabinetsordre mittheilen zu lassen, oder uns wegen des uns zur Schuld gelegten Ungehorsams auf gerichtlichem Wege zu belangen. Beides wurde aber mit einer Härte abgeschlagen, die man unter der Regierung des seiner Gerechtigkeit wegen gepriesenen Monarchen, nicht erwarten konnte und sollte. Jetzt blieb nichts übrig, als der rohen Gewalt zu weichen und sich auspfänden zu lassen. Nicht lange brauchte man darauf zu warten, denn von Woche zu Woche stieg die Strafe um 10 Th. — Merkwürdig ist die Correspondenz des Probstes Tuszynski zu Schrotz mit dem königl. Landrath zu Deutsch-Crone. Schon ward der Probst zu 40 Th. verurtheilt, und dieselben per Execution eingezogen, als der Kreisbote mit einer neuen Strafverfügung an einem Sonntage während des Gottesdienstes erschien. Der Probst sagte dem Kreisboten, er würde selbst am andern Tage nach Deutsch-Crone kommen, oder sollte er daran verhindert werden, bei dem H. Landrath schriftlich einkommen. An demselben Tage aber erhielt er schon die angedrohte Execution, welche ihm für 50 Th. 2 Kühe und einen Umschlagpelz wegnahm. Auf das Schreiben, welches diese Execution anbefahl, erwiderte der Probst also; den Brief theile ich Ihnen juris causa mit:

Abschrift.

Ew. Hochw. erwidere ich auf die Verfügung vom heutigen Tage ganz ergebenst, daß Sie nur im Sinne eines protestantischen Christen und dazu noch eines Laien schrieben, der sich nicht in den Glauben und die Pflichten eines Katholiken, vielweniger in die eines katholischen Priesters hineindenken kann, mithin es Ihnen auch zu verzeihen ist, wenn Sie mich fortwährend des Ungehorsams gegen den Allerhöchsten Willen S. Majestät des Königs in der vorschwebenden Angelegenheit beschuldigen, und Sie vom Gegentheile zu überführen, scheint mir ebenso ein unmögliches Werk zu seyn, als wenn man schwarz in weiß und umgekehrt verwandeln wollte. Was dagegen den Allerhöchsten Befehl angeht, so leuchtet mir derselbe noch immer nicht klar genug ein, und ich kann nicht begreifen, daß S. Majestät bloß für das Deutsch-Croner Decanat Befehle ertheilen sollten, wovon man weder im erzbischöflichen General-Consistorio, noch in allen Decanaten der Posner und Gnesner Diöcese etwas weiß. Billiger Weise muß ich glauben, daß, da die Kir-

chentrauer in beiden Diöcesen allgemein ist, auch der erlassene Befehl des Landesherrn allgemein seyn dürfte, und uns längst die gedachte Cabinetsordre in dem Amtsblatte zu Gesicht hätte kommen müssen. Dem sey es aber, wie ihm wolle, so kann und darf ich nicht anders in geistlichen Angelegenheiten handeln wie bisher, in sofern ich nicht meinen Eid brechen, mein Gewissen verletzen, und von dem gerechten Richter zur strengsten Rechenschaft gezogen werden will.

Ob nun meine geistliche Behörde mit oder ohne Wissen des Landesherrn Verfügungen und Verordnungen erließ, ist nicht meine Sache zu untersuchen, vielmehr muß ich das erstere stets präsumiren, und halte mich fest an die Stelle der heiligen Schrift. Matth. XVIII., 17 und des A. L. R. Th. II. Tit. XI., §. 113 — 114.

Wenn Sie ferner in Ihrer Verfügung sich des Ausdruckes unüberlegt bedienen, das übrigens schon öfters von Ihnen gebraucht ist, um unsere wahre Tendenz herabzuwürdigen, so mag es dahin gestellt seyn, und dem Urtheile einer partheilosen Mit- und Nachwelt überlassen bleiben, wer von uns beiden in dieser rein kirchlichen Angelegenheit überlegt oder unüberlegt Behauptungen aufstellt und darnach handelt. Doch Sie wünschen, daß es erwiesen werde, was ich behauptet habe: die Civilbehörde schreite gegen unsere Religions- und Gewissensfreiheit ein.

Ich setze voraus, daß es Ihnen nicht unbekannt ist, daß ein juramentum nicht nur ein actus religionis, sondern auch ein actus conscientiae ist und beides in gleichem Grade tangirt. Nun haben wir katholische Priester unsrer geistlichen Behörde drei Eide geleistet, den einen vor dem Empfange der Weihe des Subdiaconats, den andern vor dem Presbyterate, den dritten bei unserer Installation auf das Pfarrbeneficium. Genannte Eide sind nicht im Geheimen geschehen, sondern mit Genehmigung der hohen weltlichen Obrigkeit, haben folglich die formelle Sanction erhalten. Bekanntlich hat das erzbischöfliche General-Consistorium verordnet, daß hinsichtlich der Gefangenschaft unsers hochw. Erzbischofs die Orgel und Musik beim öffentlichen Gottesdienste schweigen soll, und dieser Verordnung bin ich und der ganze untergeordnete Clerus — Kraft der drei geleisteten Eide — Gehorsam schuldig. Ew. Hochw. befehlen und brauchen im Auftrage des Herrn Oberpräsidenten Zwangsmaaßregeln, um uns zu nöthigen gegen den Befehl unserer rechtmäßigen Behörde zu handeln. Nun frage ich Sie und die ganze Welt, ob das nicht Eingriffe gegen Religion und Gewissensfreiheit sind? — Weder meine Religion, noch mein Gewissen erlauben es mir, und selbst die Staatsgesetze verbieten es mir, meineidig zu werden, und wie ist

es nun möglich, daß die Civilbehörde meine Religion und mein Gewissen verletzen, und mich zu Handlungen zu bewegen sucht, die mich offenbar als einen Abtrünnigen und Meineidigen vor Gott und der Welt hinstellen! —

Mögen Sie mich noch so empfindlich angreifen, ich finde nur darin die schönste Gelegenheit mich in der Geduld zu üben, und in der Tugend zu vervollkommnen, wofür ich Ihnen in dem neuen Jahre Alles dasjenige wünsche, was zu Ihrem leiblichen und geistlichen Wohle ersprießlich seyn kann, erlaube mir aber die Bitte hinzuzufügen, Sie wollen gegen arme, ihrer Pflicht getreue katholische Priester in dem neuen Jahre schonender verfahren.

Schrotz den 30. Dezember 1839. Tuszynski, Probst.

An den königl. Land-Rath Herrn v. Zychlinski Hochwohlgeb. zu Deutsch-Crone.

Der Herr Land-Rath verfügte nun alle 8 Tage neue Executionen und Auspfändungsbefehle. Am 5. März erhielt der obengenannte Probst folgendes Schreiben:

Da Ew. Hochwürden mit dem Allerhöchsten Orts untersagten Trauergottesdienste fortfahren, so werden Sie in Bezug auf meine Verfügung vom 30. Jan. in 70 Th. Strafe genommen, und beträgt demnach der ganze Betrag der von Ihnen einzuzahlenden Ordnungsstrafe 180 Th. Sollten Sie in Ihrem Ungehorsam fortfahren, so müssen Sie nach einer angemessenen Frist abermals in 80 Th. Strafe genommen werden.

Deutsch-Crone den 5. März 1840.

Der Landrath v. Zychlinski.

An den Probst Tuszynski Hochwürden. N. $\frac{1153}{3}$ in Deutsch-Crone.

Ungeachtet dieses Verfahrens sind die acht Pfarrer Westpreußens ihrer geistlichen Behörde treu, und sind Alle bereit, nachdem ihnen Alles genommen seyn wird, in einem Talar mit dem Stabe in der Hand von Haus zu Haus zu gehen, und gleich den ersten Verkündern des Glaubens Jesu, milde Gaben ihrer Pfarrkinder in Anspruch zu nehmen. Gott stehe ihnen bei, daß sie ausharren bis ans Ende.

Großherzogthum Posen den 21. April. Der Erzbischof von Dunin hat dem Gouvernement den schönsten Beweis gegeben, daß ihm nicht revolutionäre Umtriebe, wie man vorgab, sondern nur das Wohl seiner Gemeinde am Herzen liege. Er wandte sich an den König mit dem Gesuche, ihn entweder in Posen oder in Colberg die heiligen Oehle für seine Diöcese weihen zu lassen. Das zweite wurde nur genehmigt und die Regierung einer großen Verlegenheit überhoben. Am Palmsonntage reisten auf Kosten der Regierung fünf Priester dahin (drei aus

der Posner, zwei aus der Gnesner Diöcese), um ihrem gefangenen Oberhirten bei der heiligen Handlung zu assistiren und dem geliebten Hirten im Namen der weinenden Heerde ihre treue Anhänglichkeit und schuldige Ehrfurcht zu bezeugen. Ueber den Gesundheitszustand und die Lage unsers hochverehrten Erzbischofes werde ich Ihnen nächstens zuverläßige Nachrichten mittheilen.

XLIX.

Glosse zu einem Artikel der Allgemeinen Zeitung vom Niederrhein.

Da die Allgemeine Zeitung bekanntlich in Aufnahme von Beschuldigungen gegen Einzelne oder ganze Stände, wie billig, äußerst vorsichtig und zurückhaltend ist, so hat uns ein Correspondenzartikel vom Niederrhein, Nro. 128, doppelt überrascht. Der Verfasser desselben, nachdem er die Wiedereinsetzung des Erzbischofs von Cöln ganz beiläufig als ein Hirngespinnst darstellt, dessen Unmöglichkeit von Seiten der Regierung die Rheinländer vollkommen einsähen, nachdem er ferner, ich weiß nicht zum wie vielten male, gesagt, das Interesse an der frühern Aufregung habe, nachdem in den wesentlichen religiösen Punkten Alles, was verlangt worden, zugestanden sey, merklich abgenommen, geht nun zu einer offenen Beschuldigung mit folgenden Worten über: „Es sind nur sehr wenige Prediger, meist vom Lande, die wenigsten in Köln, welche noch die Fastenzeit benutzt, und die Kanzelreden in Controversen verwandelt haben, wie sie das Gesetz sowohl als der Anstand verbieten. Einige derselben haben diesen Mißgriff auch jetzt noch sich zu Schulden kommen lassen, so daß selbst das Gericht eingeschritten ist und Verurtheilungen erlassen hat." Wir wollen die Möglichkeit hievon zwar keineswegs in Abrede stellen, da uns aber von diesen Einschreitungen des Gerichts und diesen Verurtheilungen durchaus nichts, dermalen wenigstens noch, zugekommen ist, so erwarten wir, daß sich die Allgemeine Zeitung nähere Notizen von ihrem niederrheinischen Correspondenten über diese auch nur so nebenhin geworfene Beschuldigung ausbitte. Ueberhaupt aber ist es uns aufgefallen, wie mangelhaft seit einiger Zeit ihre Mittheilungen über die Verhältnisse des katholischen Deutschlands sind. Sie weiß es sehr wohl, daß wir nur Gerechtigkeit und eine gleiche Vertretung in ihren Columnen verlangen, und daß demnach unsre Forderung eine mehr als bescheidene ist, wenn wir gegen drei protestantische Artikel auch einmal einen katholischen von ihrer Unpartheilichkeit erwarten. Uebrigens aber sind die Katholiken Deutschlands kein so kleines und verächtliches Häuflein, — sie weiß es ohne Zweifel selbst besser als wir, — daß sie nöthig hätten, um die karge Gunst irgend einer Zeitungsredaction zu betteln. Achtet man ihre Reclamationen nicht, so können sie einstweilen, in Erwartung einer katholischen Zeitung, die auch in materieller Beziehung mit jeder andern die Vergleichung auszuhalten im Stande ist, die sie interessirenden Nachrichten und Mittheilungen in der Münchner politischen Zeitung oder im Fränkischen Courier lesen, wo sie dieselben minder unvollständig finden werden. Wir werden vielleicht später noch einmal auf diesen Gegegenstand ausführlicher zurückkommen.

L.

Der französische und deutsche Priester.

Gleichwie in der katholischen Kirche das Sacrament der Buße besteht, das die Gläubigen verpflichtet ihr vergangenes Leben zu überschauen, sich ihre Schwächen, Unvollkommenheiten, Gebrechen, kurz die schweren und läßlichen Sünden ins Gedächtniß zu rufen, diese Fehltritte dem Priester offen zu bekennen und unter Versicherung einer aufrichtigen Reue deren Vergebung zu erflehen: so liegt es auch in dem Berufe dieser Zeitschrift sich nicht auf eine ausschließliche Polemik wider die von der Kirche getrennten Confessionen zu beschränken, sondern zuweilen die Controlle auf das eigene Haus zu richten, dasselbe in allen Theilen sorgfältig zu untersuchen, die Bauschäden genau zu ermitteln und Pläne zu entwerfen, um das durch Alterthum, Mangel an Aufsicht und Reparatur, oder durch Einwirkung feindlicher Elemente schadhaft Gewordene gründlich wieder herzustellen, damit nicht nur die Angehörigen sich nach dieser Wohnung sehnen und mit Wohlbehagen darin verweilen, sondern auch in fremden Gästen die Sehnsucht erweckt werde, dieses einladende Haus zu betreten, und darin eine bleibende Stätte aufzuschlagen. Diese Betrachtung hat den Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes bewogen, die heutigen französischen und deutschen Priester zum Thema seiner Arbeit zu wählen, und er wird seine Gedanken zwar mit Freimüthigkeit, jedoch auch mit der durch die Sachlage bedingten Bescheidenheit vortragen. Für seine Person diesem Stande fremd; von Gesinnung ein echter Deutscher, jedoch auch gleichzeitig ein Verehrer des Guten, wo es auch immer zu Hause seyn möge, glaubt er die hinlängliche Unparthei-

lichkeit zu besitzen, um sich keiner Ungerechtigkeit schuldig zu machen.

Die kölnische Catastrophe hat in manchen Provinzen Deutschlands den so gesunkenen Glauben auf eine so umfassende Weise erhöht, daß die Einwirkung Gottes unverkennbar ist; allein wenn diese Begebenheit Früchte tragen soll, so ist es nöthig, daß die Anregung noch mehr erweckt, bekräftigt und vervielfältigt werde, und dieß kann nur mit Hülfe der Priester, denen das Lehramt in unserer Kirche übertragen ist, mit Erfolg erreicht werden. Hat nun dieser neue Abschnitt der deutschen Kirchengeschichte auf der einen Seite Seelsorger gefunden, worauf die Kirche mit Stolz ihre Blicke richten kann, welche die Heiligkeit ihres Berufs vollkommen begriffen haben, die uns als ein Muster der Frömmigkeit, des Glaubenseifers, der Standhaftigkeit und des Leidens um Jesu Christi Willen vorleuchten; so ist es leider nicht minder wahr, daß wir andere Religionsdiener kennen gelernt, welche selbst die Layen mit Wehmuth und Trauer erfüllten, die durch ihren Ungehorsam gegen ihre Vorgesetzten, durch ein sträfliches Beharren auf irrigen Lehrsätzen, durch Anrufung und Beförderung einer der Kirche feindlich entgegentretenden Gewalt, durch Bekämpfung der Disciplin, oder einen tadelhaften, selbst sträflichen Lebenswandel keinen geringen Scandal erregt haben. Was sich auf dieser speziellen Kampfstätte zugetragen hat, berechtigt uns zu der Schlußfolge, daß es außerhalb derselben sich auf gleiche Weise verhalte, und es läßt sich dieß auch aus dem Zustande der theologischen Litteratur, so wie aus andern zuverlässigen Anzeichen nachweisen.

Die Kirchengeschichte liefert den Beweis, daß beinahe alle Ketzereien in der Mitte des Priesterthums ihren Ursprung genommen haben, und daß solche eben so sehr durch Hochmuth, Eigensinn, Neid, Rachlust, gekränkte Eigenliebe, oder Bestrafung der Fehler und Gebrechen einzelner Priester, als durch den Verfall der Disciplin bei einem großen Theile der

Religionsdiener; durch Einmischung in Dinge, welche nicht zu ihrer Competenz gehören; durch Nichtbeachtung oder Verrath der mit ihrem Stande unzertrennlichen Pflichten, oder durch eine mechanische und geistlose Erfüllung ihres Berufes, so wie endlich durch Vernachlässigung aller wissenschaftlichen Ausbildung erwachsen sind. So waren es, um bloß die jüngere Zeit zu berühren, abtrünnige Geistliche, welche die „Reformation“ hervorgerufen haben; und wenn die Katholiken auf der einen Seite diese Glaubensspaltung, wodurch sich so viele Millionen dem Schooße der Kirche entzogen haben, tief bejammern; wenn sie auch gleich darüber einig sind, daß nicht sowohl Ueberzeugung, als blinde Wuth, sträfliche Zerstörungssucht und die höchste Potenz des Hasses gegen das Oberhaupt der Kirche die Verneinung so vieler unläugbaren Glaubenssätze erzeugt haben; so können sie doch andrerseits nicht umhin, das Geständniß abzulegen, daß ein sichtbares Sittenverderbniß des Clerus jenen Reformatoren die erste Veranlassung und den Vorwand zu ihren Devastationen gegeben habe. Das Concilium zu Trient hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, die eingerissenen Gebrechen abzustellen, und ihm verdanken wir eine wiederholte Bestätigung der angefochtenen Dogmen sowohl, als eine echte Reformation an Haupt und Gliedern. Inzwischen scheint es das Loos der Kirche zu seyn, einer bleibenden Ruhe niemals zu genießen; und wenn sie auch seit dem Abfalle des 16. Jahrhunderts von keinem neuen Schisma verheert worden ist, so mußte sie dennoch die heftigsten Kämpfe bestehen, wovon sie einige an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Es waren abermals Priester, welche diese Stürme hervorgerufen, gehegt und genährt haben.

I

Auch in Frankreich entwickelte sich das Bestreben, den Centralpunkt des Glaubens anzufechten, die Gewalt des Papstes, nach der Individualität der Ansicht, entweder zu beengen, oder

zu verdrängen, und so entstand die berüchtigte Erklärung von 1682 über die Freiheiten der gallicanischen Kirche. Ein Theil des französischen Clerus war kurzsichtig genug zu unterstellen, daß die dem Papste entrissene Gewalt ihm zu Theil werden würde; allein da er sich zur Erreichung seiner Zwecke des Beistandes der weltlichen Macht bedienen mußte, so erging es ihm, wie es bei allen Bündnissen zwischen Starken und Schwachen zu geschehen pflegt, daß nämlich der Staat nicht nur alle errungene Vortheile für sich behielt, sondern auch noch der Clerus, der seinen eben so natürlichen als durch die heilige Schrift bedingten Beschützer Preis gegeben, und dessen Autorität erschüttert hatte, in seinen, bis dahin unbestrittenen Gerechtsamen verkürzt und unter völlige Botmäßigkeit gesetzt worden ist. So manche unter der hohen französischen Geistlichkeit, anstatt in ihren Diöcesen die Heerden zu leiten, zogen es vor, bei Hofe um Gunst und Reichthümer zu buhlen, sich in unwürdige Kabalen zu verwickeln, dem Regenten und dessen Maitressen zu schmeicheln, zu den scheußlichsten Lastern der Großen die Augen zuzudrücken, oder gar daran Theil zu nehmen, so daß sie bei allen gläubigen Christen verächtlich wurden. Wie der Herr, so der Diener, sagt das Sprichwort; und es war daher nicht zu verwundern, daß auch ein Theil der Pfarrgeistlichkeit, der Stifter und Klöster in Disciplin und Sitten verfielen nnd vielfältiges Aergerniß darboten. Wenn bei solcher Beschaffenheit Voltaire und die Encyklopädisten sich diese Geistlichkeit als Zielscheibe ihrer Diatriben ausersahen, deren Schwächen sie mit mancherlei Zusätzen und Ausschmückungen, in anziehender Sprache, aufdeckten und aus dieser menschlichen Gebrechlichkeit Schlußfolgen gegen die Wahrheiten der Religion selbst ableiteten, so lag es in der Natur der Sache, daß ihnen ein ungewöhnlicher Beifall zu Theil werden mußte, und daß ein großer Theil des Volkes sich ihnen anschloß. Indem also die Revolution die letzte Hand an das erschütterte Gebäude legte, anfänglich die Religion als ein Staatsinstitut willkührlich und mit völliger Be-

seitigung des Oberhauptes der Kirche regulirte, demnächst aber dieselbe völlig aufhob, hatte sie bei den Zeitgenossen ein leichtes Spiel, und ihre Maaßregeln waren bloß eine praktische Anwendung der unter den Massen verbreiteten Gesinnungen. Merkwürdig bleibt es aber immer, daß es abermals Priester waren, welche im Nationalconvent die Constitution civile du clergé abgefaßt und demnächst das Beispiel einer öffentlichen Abschwörung ihres Standes und ihres Glaubens gegeben haben. Wobei freilich um so größere Ehre der übergroßen Mehrzahl gebührt, die der Kirche unerschütterlich treu geblieben.

Die ins Exil gewanderten katholischen Priester wagten es wieder verstohlen in die Heimat zurückzukehren, und, wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, uneingedenk des sie bedrohenden Todes, den schmachtenden Seelen das wahre Evangelium vorzutragen und die heiligen Sacramente zu spenden. Diese Religionsdiener, welche durch die Schule des Elendes gewandert waren, und seine Weihe empfangen hatten, leuchteten ihren Heerden durch Uneigennützigkeit, Sittlichkeit, aufrichtige Frömmigkeit und andere Tugenden vor, so daß die Zahl der Gläubigen sich täglich vermehrte und man, ungeachtet des gesetzlichen Verbotes, den Gottesdienst öffentlich zu feiern wagte. Napoleon, als erster Consul, der das Bedürfniß seiner Zeit begriff und mit der Revolution abzuschließen wünschte, brachte im Jahre 1801, zum großen Schmerz der Revolutionisten, ein Concordat mit dem päpstlichen Stuhl zu Stande; allein ein Herrscher seiner Art, der, als er einige Jahre früher, vor seiner Einschiffung nach Aegypten einen Catalog der erforderlichen Bücher amtlich anfertigen mußte, die heiligen Evangelien, gleich dem Koran, unter die Rubrik der politischen Schriften gebracht, und im Morgenlande sich dem Mohammedanismus günstig und ergeben gezeigt hatte, konnte unmöglich aus Ueberzeugung, sondern nur aus weltlichen Rücksichten zu einem Frieden mit der Kirche veranlaßt werden. Es darf daher auch nicht befremden, daß er die durch das Concordat eingeräumten Vortheile durch die gleichzeitige Pu-

blication der sogenannten organischen Artikel, wodurch die Kirche dem Staat völlig subordinirt und der Verkehr mit dem heiligen Stuhl von seiner jedesmaligen Erlaubniß abhängig gemacht wurde, wieder aufzuheben getrachtet. Eingriffe in das kirchliche Gebiet bringen jedoch, wie die stete Erfahrung gelehrt hat, in katholischen Staaten lange nicht den Schaden und die Nachtheile hervor, als wenn gleiche Schritte von protestantischen Regierungen unternommen werden, indem in den erstern die Praxis die Härte des Gesetzes um vieles mildert, während in den letztern sich noch das Bestreben den Text zu erweitern kund giebt. Auch bringt der kirchliche Sinn des Volkes und die Macht des Bestehenden den katholischen Regierungen, wider ihren Willen, Zugeständnisse ab; anstatt daß der Protestantismus stets vorwärts treibt, und die ihrer Religion mit Treue und Festigkeit Ergebenen wegzuschaffen sucht. Auch der despotische, eigenmächtige Kaiser mußte erfahren, daß, selbst ohne die russische Katastrophe, seine Macht nicht hingereicht hätte, den heiligen Vater, bei der zunehmenden Theilnahme des katholischen Volkes, in Fontainebleau als Gefangenen zurückzuhalten. Die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des heiligen Stuhls, in einer freien, unabhängigen Stellung, tritt nie sichtbarer hervor, als wenn derselbe eine Hemmung in seinem erhabenen Berufe erleidet; daher sagt Hurter mit Recht in seinem Innocenz III.: daß alle Regenten, welche den Papst zu stürzen getrachtet, sich selbst den Untergang zugezogen hätten. Bei einer Unterdrückung des Papstthums wird es auch dem gemeinen Manne einleuchtend, daß die Kirche gefährdet sey; daß überall, wo die Staatsgewalt die kirchliche Herrschaft an sich zu ziehen trachtet, das Wesen der Religion in ihren Grundfesten bedroht wird; und daß nur dort, wo die Hierarchie sich in den ihr vorgeschriebenen Gränzen frei bewegen kann, die Religion blühen und Früchte ärndten könne. Es war daher natürlich, daß sich in den Ansichten des französischen Clerus eine Reaction kund gab; daß die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche

ihm nicht sowohl eine Wohlthat erschienen, als er vielmehr darin eine Schwächung seiner eigenen Autorität wahrnahm, und daß er sehnsüchtig und zutrauensvoll seine Blicke nach dem Papste wendete, von welchem allein eine Abhülfe möglich war. Wenn schon die Leiden und Verfolgungen des gewöhnlichen Menschen unsere Theilnahme erwecken, um wie viel größer und tiefer mußte also der Schmerz der französischen Geistlichkeit wegen der unwürdigen Behandlung des Papstes seyn? Bei dieser Richtung der Gemüther ward der Sturz des Soldatenkaisers und die Rückkehr der Bourbonen zu Stande gebracht. Unter Ludwig XVIII. und seinem Nachfolger schien es sich, nach viel gemachten Erfahrungen, zu Besserem anzulassen. Leider war aber in den Massen des Volks, und selbst unter denen, die sie zum Bessern leiten sollten, noch zu viel von jenem revolutionären Stoffe, der sich nach mehrern Jahren zu einer neuen Explosion entzündete. Paris gab das Zeichen zur Rebellion, es ging ans Niederreißen der Kreuze, Stürmen der Klöster, Zerstören der Kirchen und Mißhandeln der Geistlichen. Die Regierung jedoch, voraussehend, daß an sie beim nächsten Acte unausbleiblich die Reihe käme, griff endlich ein, setzte dem Unwesen seine Gränzen und stellte sich fortan der Kirche gegenüber mindestens in ein passives Verhältniß.

Stellt man nun an uns die Frage, wie sich die französische Geistlichkeit seit der ersten Revolution bis heute entwickelt habe, so haben wir hierauf die nachstehende Antwort zu ertheilen. In den gräuelvollen Tagen der Revolution verloren viele würdige Priester durch den Henker ihr Leben; andere suchten dasselbe durch eine Flucht aus dem Vaterlande zu retten, und wurden im Auslande durch den Tod weggerafft, oder fanden dort eine bleibende Stätte; Manche von den in der Heimath Zurückgebliebenen apostasirten, traten in den Laien-Stand über, oder leisteten der Constitution civile du clergé den Eid der Treue, so daß sie bei der im Jahre 1801 erfolgten

Reorganisation als schismatisch übergangen wurden. Bereits in den ersten Tagen der Revolution waren sämmtliche Klöster, Abteien und Stifte aufgehoben, und deren Vermögen sowohl, als jenes der Weltgeistlichkeit für Staatsgut erklärt und öffentlich versteigert worden. Alle theologischen Lehranstalten gingen unter, und von 1791 bis 1802 war der Unterricht gänzlich vernichtet. Das Concordat von 1801 hatte den Clerus in allen Beziehungen nur höchst nothdürftig dotirt; und da die fortwährenden Kriege einen großen Theil der Jugend absorbirte, der Ueberrest aber in weltlichen Fächern ein leichtes Unterkommen fand, so konnten sich nur wenige, und zwar aus den niedrigsten Ständen, zur Theologie angezogen fühlen. Alle Umstände vereinigten sich also, um dem mit dem Drucke der Armuth, der Erniedrigung und der geringen geistigen Ausbildung behafteten Clerus ein obscures, von allem Einflusse entblöstes und in den Resultaten unbedeutendes Loos zu bereiten. Nichts desto weniger aber, gleichwie der Heiland seine Jünger unter den geringsten Klassen auserwählt und dennoch durch dieselben die Welt umgestaltet hat: so hat es auch abermals der Vorsehung gefallen, durch die französische Geistlichkeit Erfolge herbeizuführen, welche das christliche Gemüth mit Erstaunen erfüllen müssen. Muß man auch eingestehen, daß der wissenschaftliche Unterricht in den Seminarien noch Vieles zu wünschen übrig läßt; mangelt es auch noch gänzlich an theologischen Facultäten, so haben dagegen die Lenker des Priesterthums es vollkommen begriffen, was der Zeit Noth thue, um wahre Diener Gottes zu bilden. Ihre Bemühungen gingen vorzüglich dahin, aus den Candidaten gläubige Christen zu schaffen, denselben Gottesfurcht, Menschenliebe, Unterordnung der weltlichen Genüsse unter die geistigen Bestrebungen, Sittenreinheit, Demuth, Beredsamkeit, Eifer für die Verbreitung des Wortes Gottes und alle Tugenden, welche den echten Christen zieren, anzueignen. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, ging der junge Clerus, unter sichtbarem Beistande des Himmels, an das Werk.

Da das weibliche Geschlecht den Wahrheiten der Religion el zugänglicher zu seyn pflegt, als die Männer, so gelang schon in den ersten Jahren der Wiedereinführung einer regelten Regierung, also lange vor der Restauration, die ospitäler der größern Städte durch barmherzige Schwestern rwalten zu lassen, welche sich von Jahr zu Jahr vervielfäl- jen und heute über ganz Frankreich in der Art verbreitet sind, ß auch kleine Landstädtchen Institute dieser Art besitzen. Ver jemals das Glück gehabt hat, Häuser dieses Ordens zu treten, und sich dort von der Reinlichkeit, Ordnungsliebe, reundlichkeit und Frömmigkeit dieser Frauen zu überzeu- n, der wird diesen Besuch unter die merkwürdigsten und nußreichsten Tage seines Lebens zählen. Nur in der katho- chen Religion findet man solche erhabene Beispiele von inzlicher Selbstverleugnung und völliger Hingebung der Re- zionsdiener, welche keine Aufopferung und Lebensgefahr heuen, um den Elenden ihren Trost und ihren Beistand ı leihen; die es als ihre höchste Pflicht erkennen, verpe- ete Orte, woraus alle Andern furchtsam entwichen sind, auf- ısuchen, um der Contagion entgegen zu wirken, die Siechen ı verpflegen, ihre Leiden zu mildern, mit ihnen zu beten nd ihnen die Sterbstunde zu erleichtern. Kein Unterschied der leligion hat auf diese Behandlung Einfluß, sondern der Ka- olik wie der Protestant genießt derselben Liebe, und man- e Kranke sind durch diese Art der Verpflegung so gerührt orden, daß sie in den Schooß der Kirche zurückgekehrt sind. ls nach der Schlacht von Leipzig die Reste der französischen rmee, mit einer pestartigen Krankheit behaftet, über den thein flohen, und kein Mensch die Kranken, aus Furcht der nsteckung, zu berühren wagte, hat eine, dem Verfasser be- ınnte junge Nonne, ungeachtet ihrer schwächlichen Constitu- on, die auf Karren angelangten Kranken mehrere Tage hin- urch auf ihre Schultern geladen und auf die Betten des Hos- itals getragen, bis übermäßige Anstrengung und Mitthei-

Reorganisation als schismatisch übergangen wurden. Bereits in den ersten Tagen der Revolution waren sämmtliche Klöster, Abteien und Stifte aufgehoben, und deren Vermögen sowohl, als jenes der Weltgeistlichkeit für Staatsgut erklärt und öffentlich versteigert worden. Alle theologischen Lehranstalten gingen unter, und von 1791 bis 1802 war der Unterricht gänzlich vernichtet. Das Concordat von 1801 hatte den Clerus in allen Beziehungen nur höchst nothdürftig dotirt; und da die fortwährenden Kriege einen großen Theil der Jugend absorbirte, der Ueberrest aber in weltlichen Fächern ein leichtes Unterkommen fand, so konnten sich nur wenige, und zwar aus den niedrigsten Ständen, zur Theologie angezogen fühlen. Alle Umstände vereinigten sich also, um dem mit dem Drucke der Armuth, der Erniedrigung und der geringen geistigen Ausbildung behafteten Clerus ein obscures, von allem Einflusse entblöstes und in den Resultaten unbedeutendes Loos zu bereiten. Nichts desto weniger aber, gleichwie der Heiland seine Jünger unter den geringsten Klassen auserwählt und dennoch durch dieselben die Welt umgestaltet hat: so hat es auch abermals der Vorsehung gefallen, durch die französische Geistlichkeit Erfolge herbeizuführen, welche das christliche Gemüth mit Erstaunen erfüllen müssen. Muß man auch eingestehen, daß der wissenschaftliche Unterricht in den Seminarien noch Vieles zu wünschen übrig läßt; mangelt es auch noch gänzlich an theologischen Facultäten, so haben dagegen die Lenker des Priesterthums es vollkommen begriffen, was der Zeit Noth thue, um wahre Diener Gottes zu bilden. Ihre Bemühungen gingen vorzüglich dahin, aus den Candidaten gläubige Christen zu schaffen, denselben Gottesfurcht, Menschenliebe, Unterordnung der weltlichen Genüsse unter die geistigen Bestrebungen, Sittenreinheit, Demuth, Beredsamkeit, Eifer für die Verbreitung des Wortes Gottes und alle Tugenden, welche den echten Christen zieren, anzueignen. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, ging der junge Clerus, unter sichtbarem Beistande des Himmels, an das Werk.

Da das weibliche Geschlecht den Wahrheiten der Religion viel zugänglicher zu seyn pflegt, als die Männer, so gelang es schon in den ersten Jahren der Wiedereinführung einer geregelten Regierung, also lange vor der Restauration, die Hospitäler der größern Städte durch barmherzige Schwestern verwalten zu lassen, welche sich von Jahr zu Jahr vervielfältigen und heute über ganz Frankreich in der Art verbreitet sind, daß auch kleine Landstädtchen Institute dieser Art besitzen. Wer jemals das Glück gehabt hat, Häuser dieses Ordens zu betreten, und sich dort von der Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Freundlichkeit und Frömmigkeit dieser Frauen zu überzeugen, der wird diesen Besuch unter die merkwürdigsten und genußreichsten Tage seines Lebens zählen. Nur in der katholischen Religion findet man solche erhabene Beispiele von gänzlicher Selbstverleugnung und völliger Hingebung der Religionsdiener, welche keine Aufopferung und Lebensgefahr scheuen, um den Elenden ihren Trost und ihren Beistand zu leihen; die es als ihre höchste Pflicht erkennen, verpestete Orte, woraus alle Andern furchtsam entwichen sind, aufzusuchen, um der Contagion entgegen zu wirken, die Siechen zu verpflegen, ihre Leiden zu mildern, mit ihnen zu beten und ihnen die Sterbstunde zu erleichtern. Kein Unterschied der Religion hat auf diese Behandlung Einfluß, sondern der Katholik wie der Protestant genießt derselben Liebe, und manche Kranke sind durch diese Art der Verpflegung so gerührt worden, daß sie in den Schooß der Kirche zurückgekehrt sind. Als nach der Schlacht von Leipzig die Reste der französischen Armee, mit einer pestartigen Krankheit behaftet, über den Rhein flohen, und kein Mensch die Kranken, aus Furcht der Ansteckung, zu berühren wagte, hat eine, dem Verfasser bekannte junge Nonne, ungeachtet ihrer schwächlichen Constitution, die auf Karren angelangten Kranken mehrere Tage hindurch auf ihre Schultern geladen und auf die Betten des Hospitals getragen, bis übermäßige Anstrengung und Mitthei-

kung des Gifts sie selbst ergriffen und in wenigen Stunden weggerafft haben.

Auch für die Erziehung der weiblichen Jugend aus höhern Ständen entstanden auf allen Punkten des französischen Reichs, durch Einwirkung der Geistlichkeit, Congregationen, welche für höchst mäßige Summen in allen Lehrfächern einen so gründlichen und so befriedigenden Unterricht ertheilen, daß weltliche Pensionate nicht mit ihnen zu rivalisiren vermögen, sondern sichtbar erlöschen. Wenn diese Lehrerinnen es auch für ihre erste Pflicht erachten, Sinn für Frömmigkeit und Tugend in den zarten Seelen zu erwecken, so ist ihre Lehrmethode doch keineswegs mönchisch; vielmehr liegt überall das Bewußtseyn zum Grunde, daß die Zöglinge für das öffentliche Leben bestimmt seyen, und daher wird nichts verabsäumt, was der gute Ton erheischt, so daß selbst der Unterricht im Gesange, in der Musik und im Tanze nicht mangelt. Der Frohsinn und die Heiterkeit leuchten überall hervor, und gleich zärtlichen Müttern walten die geistlichen Schwestern, die selbst in den Mutter-Anstalten auf das sorgfältigste ausgebildet wurden. Die Abreise eines Zöglings ist diesem sowohl, als für das ganze Haus ein tiefer Schmerz, und nach Jahren sehnt sich die Jungfrau oder die Mutter wieder nach dem Besuche einer Anstalt, worin sie so fröhliche Tage zugebracht hat. Obwohl diese Nonnen gleich den barmherzigen Schwestern ihre Gelübde, nach den weltlichen Gesetzen, blos auf fünf Jahre ablegen dürfen, so ist es doch unerhört, daß eine Klosterfrau jemals ihre Anstalt verlassen und das vor dem Priester gethane ewige Gelübde gebrochen hat. Durch die schnelle und so bedeutende Vermehrung der weiblichen Klöster widerlegen sich von selbst jene protestantischen Ansichten, daß Mönchsorden ein Verrath an der Menschheit seyen; daß die Nonnen nützlichere Glieder der Gesellschaft: namentlich zärtliche Gattinnen und gute Mütter hätten werden können. Abgesehen davon, daß in der Welt so viele, selbst mit ungewöhnlichen Vorzügen begabte Jungfrauen ledig bleiben, weil

ihnen die Lust oder die Gelegenheit zum Heirathen abgeht; daß manche Ehen keineswegs unter die glücklichen zu zählen sind, braucht man nur die französischen Nonnen in ihrem Berufe, im Kreise ihrer nächsten Anverwandten, oder selbst in Privatwohnungen, deren Besuch ihnen keineswegs verwehrt ist, zu beobachten, um sich zu überzeugen, daß sie zu den heitersten, zufriedensten und glücklichsten Geschöpfen gehören, und daß sie ihr Loos mit keinem andern Stande vertauschen möchten. Diese ungetrübte Gemüthsruhe, diese ungeheuchelte Frömmigkeit, dieses tiefe Bewußtseyn, ein Gott gefälliges Werk zu verrichten, haben die Folge, daß viele junge Frauenzimmer aus den höhern und höchsten Ständen den Freuden der Welt entsagen, und sich einem ihren Neigungen und Anlagen zusagenden Orden einverleiben lassen, weshalb denn auch in diesen Anstalten ein guter feiner Ton allgemein verbreitet ist.

Bekanntlich thut das französische Gouvernement nichts oder sehr wenig für den Elementarunterricht, und um daher diesem Mangel abzuhelfen, hat man weibliche Anstalten geschaffen, woraus Lehrerinnen für das Landvolk und die Primärschulen in den Städten hervorgehen. Die Besoldung dieser Nonnen ist so niedrig gesetzt, daß auch die kleinste und ärmste Landgemeinde die Ausgabe für eine solche bestreiten kann. Obgleich die Mitglieder dieser Congregationen vereinzelt über das ganze Land vertheilt sind, und sie öfters in einem Alter, wo die Jugend noch in ihrer Schönheit prangt, ihren Beruf antreten, so ist es dennoch unerhört, daß sie der Verführung unterliegen, oder sogar einem Versucher begegnen, weil die ihnen beigebrachte Haltung Ehrfurcht einflößt, so daß selbst der durchtriebenste Wollüstling seine Begierden nicht zu äußern wagt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß alle weiblichen Orden unter der steten Aufsicht und Controlle des Clerus, dem sie ihr Daseyn und ihr Gedeihen zu verdanken haben, stehen, und daß keine wichtige Maaßregel berathen und vollzogen

wird, ohne den Rath der dazu bestimmten geistlichen Behörde. Auch wird es sich nicht bezweifeln lassen, daß wenn in einem der größten und bevölkertsten Länder Europa's es möglich geworden ist, sämmtliche Hospitäler und Lehranstalten mit der erforderlichen Anzahl von Nonnen zu versehen, unter dem weiblichen Geschlecht ein hoher Grad der Religiosität verbreitet seyn müsse. Die Jungfrauen nun, welche in keinen Orden treten, sondern dem Berufe als Mütter entgegensehen, müssen bei dieser Bildung und Richtung auch wieder wohlthätig auf ihre Kinder einwirken, und es läßt sich daher mit Gewißheit voraussehen, daß in nicht gar zu entfernter Zeit die Religion auch unter dem hartnäckigen und größern Versuchungen unterliegenden männlichen Geschlechte erfreuliche Fortschritte machen werde. Daß diese Fortschritte nicht schon größer sind, hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß dem Clerus, mit Ausnahme der Elementarklassen, worin Ordensbrüder sehr segensreich wirken, beinahe alle Einwirkung auf die Erziehung der männlichen Jugend gesetzlich entzogen ist, so wie, daß den männlichen Congregationen, welche sich den höhern Unterricht zur Aufgabe gestellt hatten, nicht nur von der herrschenden liberalen Parthei die Fortsetzung ihres Berufs, sondern sogar der Aufenthalt in Frankreich untersagt worden ist, so daß sie sich jenseits der Gränze niederlassen mußten, woselbst, ungeachtet der großen Entfernung, dennoch ihnen aus allen Theilen des Reichs so viele Zöglinge zuströmen, daß die geräumigen Häuser solche nicht mehr zu fassen vermögen, vielmehr stets erweitert werden müssen.

In den ersten Jahren der Restauration waren zahlreiche Missionarien erstanden, welche von Ort zu Ort zogen und überall ihr priesterliches Amt durch Predigen, Beichthören, Ertheilen des heiligen Abendmahles und fromme Andachten verwalteten. Die höhere Geistlichkeit war zu diesen Missionen durch mannigfaltige Gründe bewogen worden. Eines Theils war, bei der stets wachsenden Population, die Zahl der vorhandenen Pfarrämter unzureichend, andern Theils gab es laxe,

gleichgültige, unwissende Pfarrer, die gar nicht oder schädlich auf ihre Gemeinden einwirkten. Es mußte also eine kräftige Seelsorge geschaffen werden, und hiezu waren die von Feuereifer glühenden jungen Missionarien die tauglichsten und besten Werkzeuge. Daß ihr Wirken das Murren Vieler erwecken, daß sie auf Hindernisse mancherlei Art stoßen würden, war vorauszusehen; allein Verunglimpfungen, Drohungen und Mißhandlungen vermögen den begeisterten Priester in Erfüllung seiner Pflichten nicht einzuschüchtern; vielmehr vollzieht er ruhig und gehorsam die Befehle derjenigen, die ihn gesendet haben, und stellt alles übrige dem Heilande anheim. So hatten denn auch die Missionen bereits ungewöhnlich auf die Stimmung der Gemüther gewirkt, als sie von der Juli-Revolution überrascht wurden. Die Feinde des Glaubens, wohl einsehend woher ihnen die nächste Gefahr drohe, stürmten mit Wuth und Raserei auf sie ein, und machten ihren Leistungen durch das Recht des Stärkern ein plötzliches Ende. Sind indessen die Missionen untergegangen, so leben doch die Menschen noch fort, welche ihnen vorgestanden haben, und es läßt sich erwarten, daß sie in einer veränderten Gestalt und Form den Rationalismus, den Indifferentismus, so wie den Atheismus bekämpfen werden, denn in Frankreich ist ein Fortschreiten der Religiosität unverkennbar. Je mehr sich dort der Einfluß und die Gewalt der Frauen auf die Männer äußert, desto schönere Erfolge lassen sich von der nahen Zukunft erwarten. Der Saamen ist gestreut, ein umsichtiger Landwirth nimmt denselben unter seine sorgfältige Pflege, und schützt ihn vor der ungünstigen Witterung, so wie vor dem Wuchern des Unkrauts; die Erndte kann also nicht ausbleiben. Nicht sowohl große theologische Gelehrsamkeit ist ein Bedürfniß für Frankreich, als vielmehr eine Methode, welche die Wahrheiten des Christenthums einfach und faßlich entwickelt, und in dieser Beziehung zeichnen sich die Franzosen vor allen andern Völkern vortheilhaft aus. Die Gesinnung der französischen Geistlichkeit spricht sich in dem Werke des

Thomas a Kempis von der Nachfolgung Christi, aus, wo es I. Buch, I. Hauptstück heißt: „Was nützt es dir über die Dreifaltigkeit hochgelehrt streiten zu können, wenn du die Demuth nicht hast, ohne die du der Dreifaltigkeit nie angenehm werden kannst. Wahrhaftig, hohe Worte machen den Menschen nicht heilig und gerecht; ein Leben voll Tugend, das macht uns bei Gott angenehm. Es ist mir ungleich lieber, Reue und Leid im zerschlagenen Herzen zu empfinden, als aus dem Kopfe eine schulgerechte Erklärung geben zu können, was sie sey. Hättest du die ganze Bibel und die Sprüche aller Weisen im Gedächtnisse, hättest aber dabei nicht die Liebe Gottes, nicht seine Gnade im Herzen, wozu hälfe dir all jenes, ohne dies Einzige“?

Die französische Geistlichkeit zeichnet sich durch Einheit der Gesinnungen und des Willens aus; in ihrer Mitte trifft man keine Hermesianer, keine Rationalisten, keine Widerspenstigen gegen die Anordnungen ihrer Vorgesetzten. Als Lamennais in seinen bessern Tagen eine gewagte Lehre entwickelte und sich einen großen Anhang verschaffte, bedurfte es nur der Mißbilligung des Oberhaupts der Kirche, um die neue Schule aufzulösen und Gehorsam zu leisten. Welch beschämendes Beispiel für unsre Hermesianer? In geschlossenen Gliedern verfolgt der Clerus dieses Landes unermüdet sein erhabenes Ziel; er erfreut sich seines bisherigen Erfolgs und wird nicht eher ruhen, bis er das Werk des Satans zerstört und die Irrenden in den Schooß der Kirche zurückgeführt haben wird. Wie sehr sind daher ausländische Theologen im Irrthum befangen, welche auf jenen Clerus mit Geringschätzung herabsehen, weil sie in der Kirchengeschichte und in der Bearbeitung der Dogmatik mehr zu leisten vermeinen. Nicht solche Bücher, sondern der lebendige Glaube ist es, welchen das Bedürfniß der Zeit erheischt, und man muß daher ehrfurchtsvoll das Haupt vor einen Clerus neigen, der seine Aufgabe so wohl begriffen hat. Nahet die Zeit, wo die Umstände ihn auffordern, auch für die höhere Wissenschaft thätig zu seyn,

so wird er sich nicht im Rückstande finden lassen, und man braucht nur die Blicke auf das angränzende Belgien zu werfen, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Dort trat plötzlich, ohne alles Zuthun des Staats, eine katholische Universität in's Leben, welche in der Gelehrsamkeit dem Auslande nichts schuldig bleiben wird, und bereits dessen Aufmerksamkeit erregt hat. Aus den bisherigen Erfolgen kann man die Leistungen der französischen Geistlichkeit am richtigsten würdigen. Ungeachtet der von einer zügellosen Presse begünstigten tiefen Unsittlichkeit, und obwohl der Materialismus, der Hang nach Geld und Auszeichnungen, alle Staatskörper noch umstrickt hält, gebricht es ihr nie an Candidaten, um die in ihren Reihen eingetretenen Lücken zu ergänzen; ja sie hat noch sogar einen Ueberfluß, den sie an Missionen in weit entlegene Länder abgiebt. Die Vermächtnisse an Hospitäler, milde Stiftungen und Kirchen vermehren sich von Jahr zu Jahr, und ohne die Hemmungen der Regierung wäre der Boden bereits mit Mannsklöstern zur Aushülfe der Seelsorge, so wie zum Unterrichte der Jugend bedeckt. Diese Richtung kann wohl der Staat eine zeitlang hemmen, allein vergebens kämpft er gegen die überall hervorbrechenden Neigungen an, und er muß zuletzt dem allgemeinen Drang nachgeben. Hat er sich doch schon nicht allein durch die durchgehends musterhafte Besetzung der Bisthümer des Landes, sondern auch durch Gründung des Bisthums zu Algier den Dank aller Katholiken erworben, indem hierdurch der erste Schritt geschehen ist, um das Land, wo der heilige Augustinus und andere Väter thätig waren, dem Christenthum wieder zu gewinnen, was um somehr zu hoffen ist, als sich in Frankreich ein Verein zur Verbreitung des katholischen Glaubens gebildet hat, dem durch freiwillige Gaben große Summen zufließen, so daß er dort mit Erfolg thätig seyn wird, wo die protestantischen Missionen Millionen vergebens vergeudet haben. Und diesen Verein, der sich bereits auch nach Deutschland verbreitet hat, haben die Gläubigen

der französischen Kirche nicht allein mit reichlichen Ga[illegible]
versehen, sondern aus der Mitte des französischen Clerus [illegible]
zu seinem Dienste zahlreiche Missionäre hervorgegangen,
fürs Zeugniß des Glaubens mit standhaftem Muthe den Mä[illegible]
tertod erlitten.

II.

Wenden wir den Blick von Frankreich weg auf das deuts[illegible]
Vaterland, so ist es schmerzhaft, in so mancher Beziehung me[illegible]
Tadel als Lob spenden zu müssen*). Schon die äußere Haltung d[illegible]
Priester beider Länder fällt durch ihren Contrast auf. In Fran[illegible]
reich wird man auf keinen Geistlichen stoßen, der nicht die fü[illegible]
diesen Stand vorgeschriebene Kleidung trägt; und wenn au[illegible]
gleich ein Sprüchwort sagt: l'habit ne fait pas le moine, so i[illegible]
es doch nicht minder wahr, daß die Clerical-Tracht den Prie-
ster zu jeder Stunde des Tags erinnert, was er seinem Stande

*) Ein allgemeines Urtheil über den deutschen Clerus zu fällen, ist um so schwieriger, da derselbe, wie unser Volk im Gegensatz zu den Franzosen überhaupt, nach den verschiedenen Provinzen sehr verschieden ist. Wie groß sind diese Verschiedenheiten oft selbst in benachbarten und angrenzenden Provinzen! Zum Beispiel, wie wenig gleicht der Clerus in Rheinpreußen dem in Würtemberg und Baden, in wie mancher Beziehung unterscheidet er sich wieder von dem westphälischen! und hat der bayerische nicht wieder nach den verschiedenen Provinzen seinen eigenthümlichen Charakter? welchem unermeßlichen Unterschied endlich begegnen wir bei dem Clerus der verschiedenen deutschen Länder, die den österreichischen Kaiserstaat zusammensetzen, Unterschiede, die an manchen Orten fast größer sind, als zwischen dem französischen und deutschen. Ein erschöpfenderes Urtheil würde daher Licht und Schatten sehr verschieden vertheilen. Der Verfasser obiger Betrachtungen scheint aber vorzugsweise den ihm am meisten bekannten niederrheinischen Clerus im Auge gehabt zu haben. So viel, um Mißverständnissen und Mißdeutungen zuvorzukommen.
Anmerkung der Redaction.

huldig sey, so wie dieselbe für den Laien ein Zeichen ist,
ß er dem Diener der Religion mit Ehrfurcht begegne. In
deutschland scheinen sich nicht wenige Priester ihres Standes
u schämen, indem man in ihrer oft weltlichmodischen, oft
anz vernachläßigten Kleidung, in ihrer Haltung, ihren Ma-
ieren, ihren Vergnügungen, ihrem Umgang jedes andere
ur keinen Priester zu erkennen glaubt, und sich daher nicht
wundern darf, wenn sie in stetem Umgang mit Gemeinem,
uch eine würdelose Haltung am Altare zeigen. Männer, die
ich an öffentlichen Vergnügungsorten wie jeder andere dem
Publicum kund geben, fallen in die Klasse gewöhnlicher Men-
schen herab, und können unmöglich auf ihre Gemeinde einen
großen und wohlthätigen Einfluß ausüben. Dieser äußerliche
Habitus wird von der französischen Geistlichkeit so anstößig be-
funden, daß wenn deutsche Priester in Frankreich reisen und
selbst mit unzweideutigen Zeugnissen ihrer Orthodoxie versehen
sind, sie dennoch zuweilen ein Mißtrauen in ihre Gesinnun-
gen erwecken; ja sogar Mühe haben zur Feier des heiligen
Meßopfers zugelassen zu werden, weil ein solcher Anzug und
dergleichen Gewohnheiten bei jedem Franzosen den Argwohn
erregen, daß eine solche Uebertretung der Disciplin auch zu
Schlußfolgen auf die Mangelhaftigkeit des Glaubens berechti-
ge. Es mag vielleicht wahr seyn, daß der französische Cle-
rus ein allzugroßes Gewicht auf das Aeußere, wenigstens
dem deutschen Charakter gegenüber, legt, daß er eine gewisse
abstoßende Herbheit und Strenge in der Erfüllung solcher
Pflichten wie das Fasten, das Brevierbeten u. s. w. zeigt, es
mag eben so wahr seyn, daß der deutsche Priester den Man-
gel an äußerer Haltung durch ein um so reicher ausgestattetes
inneres Gemüth ersetzt, jedenfalls aber thäten die, welche we-
der das eine noch das andere besitzen, die innerlich und äußer-
lich gleich roh, leer und gemein sind, wohl daran, wenn sie
sich auch allen Tadels gegen ihre französischen Brüder enthiel-
ten. Doch stehen wir von den Formalien ab, und lassen uns
in die Sache selbst ein.

Der katholisch gebliebene Theil Deutschlands, welcher mit der protestantisch gewordenen Hälfte in die mannigfaltigsten Berührungen treten mußte, unterliegt durch dieses fortwährende Verhältniß einer ewigen Versuchung, sich Gewohnheiten und Ansichten anzueignen, welche der Natur der katholischen Religion zuwider sind. Ungeachtet aller Aufmerksamkeit ist es doch kaum zu vermeiden, daß nicht Einiges aus der täglichen Berührung in die Gemüther übergehe, und es scheint wirklich der Fall zu seyn, daß an einigen Orten ein Theil unsers Clerus von dem Protestantismus mehr oder weniger affizirt worden ist. Wenn man in seiner Nähe Protestanten findet, welche ein tugendhaftes, frommes Leben führen, so muß man solchen Menschen mit Wohlwollen begegnen, und man wird wenigstens in Versuchung kommen einem kommandirenden preußischen General nachzuahmen, der, als ihm vor mehrern Jahren die katholische Geistlichkeit einer gewissen Stadt, bei einer feierlichen Veranlassung, ihre Aufwartung machte, diese Artigkeit mit der Versicherung erwiederte, daß ihm ein guter Katholik lieber sey, als ein schlechter Protestant. Der Verkehr mit rechtschaffenen Protestanten erweckt häufig bei unreifem Nachdenken über die Verschiedenheit der Religionen Zweifel, und allmählig gewöhnt man sich den grellen Unterschied der Dogmen zu vergessen und in unsern getrennten Brüdern nur solche Christen zu erkennen, welche bloß über einzelne Punkte andere Ansichten haben, die vielleicht auch richtig seyn könnten. So wächst denn unvermerkt der Indifferentismus, der, wenn er in die Massen übergeht, es dem Priester unmöglich macht, seine Gemeinde für die Wahrheiten der Religion auf gleiche Weise zu begeistern, wie es in rein katholischen Gegenden der Fall ist, weil ihm selbst eine solche Begeisterung mangelt, er vielmehr bereits zu den aufgeklärten Katholiken gehört und dem sogenannten Ultramontanismus, Jesuitismus oder Obscurantismus entsagt hat, und sich auch geschmeichelt fühlt, von seiner Umgebung und selbst von der Regierung unter die aufgeklärten Katholiken gezählt zu werden.

Was bei einzelnen Priestern der gemischte Umgang nicht zu Stande bringt: dieß erreicht bei manchen die Art ihrer ganz protestantischen Studien und ihrer Lectüre. Viele unserer Priester glauben mit der protestantischen Literatur stets vertraut bleiben zu müssen, um die Ansichten ihrer Gegner kennen zu lernen. Es ist indessen nicht einem Jeden gegeben das Wahre von dem Unwahren zu trennen, noch auch hat ein Jeder die Mittel zu einer solchen Höhe wissenschaftlicher Ausbildung oder eine so innerliche religiöse Erziehung erhalten, um die Geister unterscheiden zu können, und so impft er sich aus diesem protestantischen Schriftsteller eine Ketzerei, und aus einem andern eine weitere ein, bis er zuletzt zum Skeptiker umgewandelt worden ist. In einer solchen Gemüthsstimmung findet ein derartiger katholischer Theolog in seiner Religion manches Anstößige, Unnöthige, Veraltete, das er gerne abstreifen möchte; er erlaubt sich in seiner Kirche in Vielem Aenderungen vorzunehmen, findet das päpstliche oder bischöfliche Regiment, welches zu schroff am Hergebrachten hält, drückend, und zuletzt tritt er sogar offen als Bekämpfer des heiligen Stuhls auf. Hierdurch vermeint er nicht einmal ein Abtrünniger zu werden, denn auch die gallicanische Kirche, van Espen, Febronius und der Emser Congreß haben den römischen Bischof in engere Grenzen zurückführen wollen. So erleben wir denn auch in unsern Tagen den Scandal, daß deutsche Theologen in ihren Schriften an dem Ruin ihrer eigenen Kirche, statt an deren Verherrlichung, mitarbeiten. Unsere Priester bleiben gleichgültig, wenn in den Schulen und Gymnasien Geschichtsbücher gebraucht werden, welche auf „katholische Verfinsterung" schmähen, und der Reformation das Wort reden, und die Väter lassen es geschehen, daß ihre Söhne nach solchen Büchern unterrichtet werden.

Mit Hülfe der eben entwickelten Ursachen ist es denn in Deutschland im Verlaufe der Zeit dahin gekommen, daß es dort vielfach ungemein nüchtern aussieht, und an Eifer und Salbung gebricht. Da der Deutsche, die Bärenhaut liebend,

gar zu gern in den breitgetretenen Fußstapfen Anderer nachschlendert, dabei aber nur zu oft in falsche Fährte geräth, so haben wir die Franzosen in ihrer schlechtesten Periode mit Säcularisationen, Aufhebung der Klöster und Stifter, Einziehung der geistlichen Güter, so wie Verminderung der Bisthümer und Pfarreien copirt. Arm und verlassen stehen wir da, und mit unserem kargen Brod gänzlich von dem guten Willen des Staats abhängig, der Gewalt hat, dasselbe sogleich unter Schloß und Riegel zu legen, wenn wir uns ihm nicht willfährig erzeigen. Großartiges, einer lebendigen Aufopferung und Begeisterung Entspringendes, wie die heutigen französischen Priester, vermögen wir nicht leicht zu vollführen, und wir sind schon froh, wenn wir so fortvegetiren können. Dringt sich bei uns das Bedürfniß auf, die Pflege der Hospitäler den barmherzigen Schwestern zu übergeben, so müssen wir dieselben aus Frankreich verschreiben, und wir finden nicht einmal in unserer Mitte Novizen, um den fremden Stamm zu ergänzen, so daß wir stets auf auswärtige Hülfe angewiesen sind*) An eine religiöse Erziehung der weiblichen Jugend durch Ordensschwestern kann in unserm Vaterlande noch wenig gedacht werden, und Eltern, welche ihre Töchter solchen Anstalten anzuvertrauen wünschen, müssen dieselben ins Ausland senden. Missionen sind uns völlig fremd, weil wir selbst Missionäre nöthig haben, um den gewöhnlichen Pfarrdienst zu versehen. Die Parallele zwischen der französischen und deutschen Geistlichkeit erinnert unwillkührlich an das Verhältniß des alten Griechenlands zu dem römischen Staat. Während die Römer handelten und sich durch ihre Ausdauer, ihren männlichen Charakter, eine gegen die Strapazen abgehärtete Lebensart und durch Vervollkommnung ihres

*) Diese Rüge mag vielleicht auf einige rheinische Anstalten anwendbar seyn, für die in Altbayern wenigstens wäre sie eine Ungerechtigkeit, da es hier nicht an Novizen mangelt, wenn diese auch dermalen noch vorzugsweise den untern Ständen angehören.
Anmerkung der Redaction.

Kriegswesens die Herrschaft der Welt errangen, verloren sich die unter sich in republicanischer Eifersucht uneinigen Griechen in werthlosen, unpraktischen gelehrten Forschungen, und in Vervielfältigung der Sinnengenüsse, so daß sie zuletzt unbedauert fielen, und, wie sie es verdienten, in den Fremden ihren Herrn und Meister fanden. Möchte der Theil unserer Geistlichen, der da glaubt das Wesen des katholischen Priesters bestehe in weltlichem Wissen, die Worte derselben Nachfolge Christi sich zu Gemüth führen:

„Es ist dem Menschen natürlich, viel wissen zu wollen, aber noch so viel wissen, und dabei den Herrn nicht fürchten, wozu hilft es? Wahrhaftig besser ein demüthiger Landmann, der seinem Gott dient, als ein stolzer Weltweiser, der sich und den Weg seines Heils außer Acht läßt und dafür die Laufbahn der Sterne mißt..... Hätte ich die Wissenschaft aller Dinge in der Welt und fehlte mir nur das Eine, die Liebe, was nützte mir all das Wissen vor Gott, der mich nach meinem Thun richten wird? Laß ab von der überspannten Wißbegierde; denn es ist viel Zerstreuung und viel Trug dabei.... Gut seyn und recht thun, das ist das rechte Labsal für unser Gemüth und ein reines Gewissen schaffet uns große Zuversicht vor Gott. Je mehr du weißt, und je besser du es einsiehst, desto strenger wirst du gerichtet werden, wenn dein Leben nicht gerade um so viel heiliger, als deine Einsicht besser war.“

Wenn unsere Kirche eine große Anzahl von Kirchenvätern besitzt, welche sich durch die Gründlichkeit und die Tiefe ihrer Gedanken auszeichneten, so sind sie nicht um ihrer gelehrten Schriften, sondern um ihres heiligen Lebens willen heilig gesprochen und als Muster und Vorbilder und Stützen der Kirche der Verehrung und Anrufung der Gläubigen empfohlen worden. Vor allem thut uns Noth, daß nicht mehr jeder Priester für sich handle, und es von dem bloßen Zufalle abhange, ob er auf seine Schafe gut, übel oder gar

nicht einwirke, sondern der ganze Stand muß sich von Einem Geiste, dem katholischen, durchdringen lassen, und in diesem eng verbunden und standhaft wirken. An seine eigene Reformation muß das Priesterthum die erste Hand legen, die Liebe und Ehrfurcht der Gläubigen zu erringen trachten, indem sie dem Weltleben entsagen durch eine strengere Lebensweise, durch größere Frömmigkeit, durch Beförderung von Werken der Barmherzigkeit und der Erbauung das Herz des Volkes gewinnen. Allerdings ist dies nicht das Werk eines Tages, allein gleichwie in der jüngsten Zeit so manche verkommene Seelen wieder gläubig geworden sind, und die Pflichten ihrer Religion mit Gewissenhaftigkeit zu erfüllen trachten: so ist auch das Priesterthum nicht kalt und unberührt geblieben; vielmehr giebt sich unter Vielen die Nothwendigkeit kund, daß es eines größern Ernstes und einer geistigen Wiedergeburt bedarf. Freilich wird man sich vergeblich abmühen, wenn der Hirtenstab der Preis des Ehrgeizes, der Hoffart, des Wohllebens werden soll; wenn man durch denselben blos eine hohe sociale Stellung, Orden und weltliche Gunst zu erlangen trachtet; denn alsdann kann sich von ihm weder Charakter-Stärke, noch apostolische Einfachheit, noch ununterbrochene, wachsame Beaufsichtigung des Clerus, noch ein energisches Bekämpfen der Mißbräuche, noch ein consequentes Durchführen nothwendiger Reformen, noch endlich die Begründung einer kirchlicheren Disciplin und geistlichen Willenseinheit erwarten lassen. Wenn aber Männer von eminenten Eigenschaften ans Ruder kommen, wie dieß in Bayern der Fall gewesen ist; wenn die preußischen Kapitel sich keinen Bischof mehr aufdringen lassen, sondern das trierische Beispiel befolgen: so ist der Kirche viel geholfen. Wohlgeleitete Seminarien, das zur besseren Erkenntniß gereifte Bewußtseyn der Einzelnen, sowie der Beistand der frommen Laien werden die Aufgabe erleichtern und Gott das Uebrige übernehmen. Die Verfolgungen, welche die Geistlichkeit in mehr als einem Lande gegenwärtig erleidet, dürften einen guten Beistand leisten, indem hierdurch der Priester zu

Betrachtungen seines vergangenen Lebens hingelenkt wird, und einsehen muß, daß ohne eine große Standhaftigkeit, ohne Erweckung und Erweiterung religiöser Gesinnungen unter seinen Glaubensgenossen ihm und diesen der Untergang droht. Wenn in dem so tief gesunkenen Frankreich, woselbst die Verhältnisse noch ungünstiger waren, das Emporblühen der Religion so sichtbar ist, so muß sich wahrlich der Deutsche, der zur Frömmigkeit noch weit mehr hinneigt, schämen, wenn er sich besiegt erklären und in geistlichen Dingen weltlicher Willkühr dienstbar machen sollte. Daß in unserer Zeit, worin alle Fächer übersetzt sind, dennoch so wenige zur katholischen Theologie angezogen werden, muß eine eigene Ursache haben. Der Cölibat kann diese Ursache unmöglich seyn; denn dieser hat von jeher in der Kirche bestanden, ohne daß deßwegen sich in den vorhergehenden Jahrhunderten ein Mangel an Priestern in Deutschland ergab. Auch wird dieser Grund noch weiter durch die genügende Anzahl von Geistlichen, welche man heute in andern katholischen Ländern antrifft, widerlegt. Die Ursache muß also anderwärts aufgesucht werden. Es ist einerseits der in dem Volke erloschene Glaube, andererseits der irreligiöse Geist der Jugenderziehung, wie sich dieselbe unter weltlicher Leitung ausgebildet hat. Daher besitzt auch der Priesterstand in der öffentlichen Meinung keine genügende Achtung, um in der Jugend die Sehnsucht zu erwecken, sich darin aufnehmen zu lassen, während hinwiederum auch unsere Priesterschaft die Wichtigkeit ihres Berufs oft nicht zu würdigen weiß, und die daran geknüpften Pflichten mangelhaft erfüllt. Pflegt man ja die Lücken meist aus Söhnen der untersten Klassen zu ergänzen. Diese Zöglinge bringen von Hause keine Bildung mit, sie wachsen unter drückenden Verhältnissen, oft in mangelhafter, unpassender Umgebung heran. Manche treten in das Seminar ein, weil ihnen die Mittel zur Ergreifung eines andern Standes fehlen, und so werden sie ohne Neigung Priester; vermögen also nicht in einem Berufe, den sie wider Willen ergriffen haben, mit großartiger Aufo=

pferung zu wirken. Nur eine religiöse Umgestaltung des Unterrichtes könnte auch die höhern Klassen dem Priesterstande wieder zuführen. Die Unbemittelten müssen nicht erst bei ihrem Eintritt in's Seminar, sondern schon in früherer Jugend unter geistliche Aufsicht und Leitung gestellt werden. Für Lehrer der Seminarien genügt es aber nicht, theologische Kenntnisse zu besitzen, sondern es werden dazu Männer erfordert, welchen die Gabe eigen ist, auf das Gemüth, den Glauben und die Frömmigkeit ihrer Zöglinge einzuwirken. Was läßt sich z. B. von preußischen Seminarien erwarten, woselbst Hermesianer fortwährend auf ihren Grundsätzen beharren, die gegen den heiligen Stuhl eine Schrift nach der andern herausgeben, und so den Ungehorsam predigen? Ist es nicht eine sträfliche Nachlässigkeit, daß man noch dergleichen Männer im Lehrfache duldet?

Während in Frankreich der Bischof seinen Sprengel alljährlich mehrmal bereiset, und seine Geistlichkeit in Conferenzen und bei Exercitien öfters versammelt, giebt es bei uns Bisthümer, worin ein solches Verfahren ganz abgekommen ist. So ist der Geist der Einheit im Handeln verschwunden, und es gebricht aller Zusammenhang. Der Bischof kennt seine Priester nur höchst oberflächlich, und diese haben weder Ehrfurcht noch Furcht vor ihm, weil sie nur höchst selten mit ihm verkehren und keine Folgen seiner Aufsicht empfinden. Ereignet es sich, daß ein Pfarrer, was leider manchmal eintritt, ein Scandal erregt, sein Amt entwürdigt, so versetzt man ihn auf eine andere Pfarrei, und glaubt hiedurch der öffentlichen Meinung Genüge geleistet zu haben, während das Publicum, und vorzüglich diejenige Gemeinde, welcher ein solches Subject zu Theil wird, ein ganz anderes Urtheil fällt. Der Mangel aller, oder einer genügenden Aufsicht läßt manchen Priester, welcher bei einer schärfern Beaufsichtigung eine befriedigende Richtung erhalten haben würde, verkommen, und es entstehen bei ihm Neigungen zu den Freuden der Welt, oder

er trachtet, sich weltliche Güter zu erwerben, entsagt allen theologischen Studien, vergißt den Priester und wird ein bloßer Diener des Staates, weil er von diesem mehr hoffen zu können glaubt, als von seinen Vorgesetzten, so daß er sich sogar nicht scheut, gegen letztere Opposition zu machen. Da dem Staate diese Zustände nicht verborgen sind, so ist es wohl kein bloßes Spiel des Zufalls, wenn man bei Gesetzen über die gemischten Ehen jeden Pfarrer zum alleinigen Richter darüber machen wollte, ob er dieselben einzusegnen, oder sich auf eine passive Assistenz einzuschränken habe, wohl wissend, daß wenn die Angelegenheit in die Hände der einzelnen Pfarrer überginge, man mit Vielen ein leichtes Spiel haben und den Trotz der Widerspänstigkeit beugen würde.

Fern sey es von mir, diese Klagen und Rügen auf den ganzen deutschen Priesterstand auszudehnen, vielmehr giebt es viele, und ich kenne persönlich unter ihnen manche ehrwürdige, heilige Männer, welche zu meinen Freunden zu zählen ich mir zur größten Ehre schätze; allein diese sind es gerade, welche mit mir über den Zustand der deutschen Kirche jammern. Sie sind von Schmerz durchdrungen, daß sie keine Abhilfe bringen können, weil dazu ein Zusammenwirken der ganzen Corporation erforderlich ist, dieser aber ein einiges durchgreifendes Regiment mangelt, welches die Schäden bei der Wurzel anfaßt, und mit Festigkeit und Milde einer geistigen Wiedergeburt entgegenarbeitet, wie sie eine sturmbewegte Zeit, die über Alles, was keinen Halt in sich hat, schonungslos Gericht hält, unabweislich verlangt.

LI.

Ueber die Gefahr einer socialen Revolution durch die untern Volksklassen und über deren Stellung in älterer und neuester Zeit.

(Fortsetzung.)

Die geistige, tiefere Seite des Zunft- und Innungswesens ist durch unsere neuern „Weltverhältnisse“ den Zeitgenossen dergestalt aus den Augen gerückt, daß es Noth thut, sie aus den spärlichen, noch lebenden Ueberresten jener eigenthümlichen Verfassung, aus den Gebräuchen, den Gewohnheiten, dem Ceremoniell der Handwerker, in soweit diese Traditionen aufgezeichnet waren, sich wiederum zusammen zu lesen und zur Anschauung zu bringen.

Hauptsächliche Erwähnung verdient hier zunächst der Umstand, daß der Handwerksmann seine besondere Standesehre hatte, ein Gefühl, welches begreiflicherweise nur durch Corporationen gehalten und getragen werden kann. — Die Philosophie dieser Ehre lief im Wesentlichen darauf hinaus, daß Gott der Herr verschiedene Stände geordnet habe, höhere und geringere. — Daß es Vornehmere, Reichere, Mächtigere gebe als er, war dem Handwerker wohl bewußt; aber er hielt sich, in seinem Stande und Wesen, nicht schlechter als jene; er fand sich nicht erniedrigt durch seinen Standpunkt, denn auch dieser war von Gott eingesetzt, er war nothwendig für das Ganze, wie Kaiser, Könige und Herren. — Es ginge schlecht in der Welt, wenn es keine Schuhmacher gebe; in solchen Äußerungen liegt eben soviel gerechtes Selbstbewußtseyn, als in der Hinweisung des Edelmannes auf seine Ah-

nen. So suchte also jedes Gewerk sich selbst wo möglich an eine göttliche Einsetzung im Paradiese, oder an eine Bibelstelle, oder etwa an einen Heiligen oder Schutzpatron anzuknüpfen, der einst desselben Gewerkes gewesen. Der Schneider citirte mit Stolz den Spruch der Genesis: „Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an“, und den Befehl Gottes im Buche Exodus: „Das sind die Kleider, die sie machen sollen: das Schildlein, Leibrock, seidnen Rock, engen Rock, Hut und Gürtel“. — Auf eben jene Stelle der ältesten geschichtlichen Urkunde beriefen sich auch die Kürschner, geriethen darüber aber in bedenkliche Weiterungen mit den Fleischhauern, welche ihre Präcedenz mit triftigen Argumenten vertheidigten. „Es wollen zwar die Kürschner mit diesem Fleisch-Hauer-Handwerk um die Ober-Stelle streiten: Alleine das ist gewiß und ausgemacht, daß die Lämmlein erstlich haben müssen geschlachtet werden, ehe aus den Fellen Röcklein gemacht worden“. — Der Kannengießer wußte sich etwas darauf, daß der Prophet Ezechiel gesprochen: „Blei und Zinn thut man zusammen, daß es schmelze“; der Gürtler bewies Alterthum und Würde seines Standes dadurch, daß der Hohepriester Aaron einen gestickten Gürtel getragen, und die Bäcker citirten als einen besondern Trost aus der heiligen Schrift: „daß ihr Handwerk von Gott geordnet, denn solches bezeige der Prophet Oseas, da er in seiner Strafpredigt folgendes Gleichniß vorbringet: „Gleichwie ein Backofen, den der Bäcker heitzet, wenn er hat ausgeknetet, und läßt den Teig durchsäuern und aufgehen“. — Die Drechsler endlich führten wenigstens, nicht ohne Selbstbewußtseyn, in zierlichen Reimen an, wie viele Kaiser, Könige, Prälaten, Fürsten und Herren sich in freien Stunden mit der edlen Drechslerkunst vergnügt hätten. Die Ehre, die dem Gewerk widerfahren, war auch dem Einzelnen angethan, — und umgekehrt: es bat oft ein einzelnes Mitglied einer Zunft, zur Belohnung eines persönlichen Verdienstes, um ein Ehrenzeichen oder eine Gnade

für die Innung. Ein altes Ceremoniellbuch der Messerschmiede erzählt, wie „Kayser Karl IV. Anno 1350 diesem Handwerk zum **Wappen** einen Rubin=farben Schild darauf 3 Schwerter mit einer goldenen Crone umgeben, zu führen verstattet. Solches Wappen hat Kayser Sigismundus mit einem offenen Helme und zweyen Löwen, so das Schild halten, darum gezieret, weil ein Messerschmied Nahmens George Springenklee, sich Anno 1395 in seinen Kriegs=Diensten so tapfer erwiesen, daß er nicht alleine geadelt, sondern auch zum Hauptmann der Stadt Prag gesetzt worden. Da dann dieser Springenklee solche Begnadigung ausgebeten".

Aehnlicher Gnaden rühmten sich die Bäcker. Davon sagt ein altes Lied, wie deren diese Zunft mehrere überlieferte:

„Frisch auf ihr Beck=Knecht alle
Schafft euch ein'n frischen Muth,
Last die Trompeten schallen,
Setzt nach der Seit' den Hut.
Wir backen die Semmeln schön braun und weiß,
Wir herzen die Mägdlein mit gantzem Fleiß,
Wir üben auch das Ritter=Spiel
Worzu man uns nur brauchen will.

Der Kayser Karol der vierdte
Mehrer im Röm'schen Reich
Die Löwen=Schützen zierte,
Macht sie dem Adel gleich;
Hat sie begabt mit Freiheit schon
Verehrte ihn'n eine goldene Cron,
Zwei Löwen, dabey ein blankes Schwert,
Ist **besser denn viel Goldes werth.**

Ihr'n Ruhm hat man erfahren
Zu Wien wohl in der Stadt
Als man vor vielen Jahren,
Dieselb belagert hat;
Da sie sich zur Schlacht=Zeit prav rüsten,
Verzagt waren alle Reichs=Graff'n und Fürsten;
Die Löwen Schützen machten sich auf den Plan,
Den Feind, den wollten sie greiffen an.

In ihrem Wappen und Schilden
Ein' Kron sie sollten führ'n,
Die zweene Löwen hielten
Damit sie triumphir'n.
Ey so lob ich die frischen frey'n Becken-Knecht,
Sie führen das Schwerd mit viel Fug und Recht,
Sie werden Sanct Marcus-Brüder genannt,
Gar weit und breit werden sie bekannt".

Wie die Ehre einer Innung fortlebte, also ward auch wohl der Frevel Einzelner an der ganzen Gesammtheit gerochen. — Ein solches Unglück war, nach einer alten Tradition, dem Tischlergewerke zugestoßen. Denn vor Zeiten war dieses Handwerk ein geschenktes gewesen. „Als aber der Kaiser, welcher eine Burg bauen lassen, keine Gesellen gefunden, weil sie allemahl zum Geschenke gewesen, und also vergebens gekommen, die Arbeit zu besichtigen, ist er unwillig worden und hat das Geschenke abgebracht". — Wer diesen Ahnenstolz der Handwerker nicht versteht, wer über ihre Traditionen die Achseln zucken kann, dem ist der Geist des Volkes verschlossen, er ist nicht fähig den tiefen Sinn zu fassen, der in jenem schuldlosen Standeshochmuthe lag. — Denn wer sich und seinen Stand hoch achtet, ist vor dem dünkelhaften Neide bewahrt, der mißvergnügt auf die im Leben höher Gestellten blickt, und grimmigen Zorn im Herzen seine demüthige Lage verwünscht, und die Gesellschaft umkehren möchte, damit er emporsteige. Hiervon erzählt ein alter Autor ein merkwürdiges Exempel.

„Ich habe einen Studenten gekannt, welcher eines Schmiedes Sohn war, aus einem Landstädtchen, der behalf sich auf Universitäten gar elend. Er brachte es endlich so weit, daß er mit höchstem Ruhm ein Doctor der beiden Rechte werden konnte. Er schrieb an seinen Vater, und bat ihn höchlich, er wolle doch sein äußerstes Vermögen angreifen und ihm beförderlich seyn, daß er Doctor werden könne. Er wolle hernach mit Gottes Hülfe wiederumb sein und seines Hauses Joseph seyn. Der Vater ließ die ganze Zunft der Schmiede zusammenkommen und fragte: ob wohl hie bevor geschehen, daß eines Schmiedes

Sohn Doctor worden sey? Da antwortete die ganze Zunft der Schmiede: Nein, das sey in ihrer Stadt nicht Herkommens, sondern es sey ein unerhörtes, ungereimtes Ding in ihrer ganzen Stadt, daß Schmiedes=Kinder Doctores würden, und man sollte es billig bei dem Herkommen, bei der alten löblichen Gewohnheit lassen verbleiben. Der Vater antwortete: wohl, ihr lieben Zunft=Brüder, weil es nicht Herkommens ist, so soll auch mein Sohn der erste nicht seyn, der wider eine alte löbliche Gewohnheit, wider das Herkommen sündigen soll, oder ich will ihm mit diesem meinem Hammer die Hirnschaale entzwei schlagen. Darauf schrieb er alsobald an seinen Sohn: Lieber Sohn! ich vernehme ungern, daß Du Doctor werden wollest, ich habe alle meine Zunftbrüder, sonderlich den alten Meister Peter gefragt, was sie darum dünke, welche einmüthiglich mir geantwortet, daß das nicht Herkommens in dieser Stadt sey, daß der Schmiede Kinder Doctor würden. Also bitte und ermahne ich Dich väterlich und treulich, daß Du Deinem Vaterlande den Schimpf nicht anhängest und etwas Neues anfangest. Ich rathe Dir auch treulich, daß Du nicht nasenweiser werdest, weder unser Stadtschreiber und der alte Procurator, Schreiber Hans, deren keiner ein Doctor ist, und sind doch ehrliche, vornehme Leute, welche genugsam in die Milch zu brocken haben. Wirst Du meine väterlichen Vermahnung zu wider handeln, so will ich Dich für meinen Sohn nicht erkennen. Gott befohlen".

Jeder Unbefangene wird zugeben, daß der Mann, der diesen Brief geschrieben, ein ächt aristokratisches Gemüth gewesen sey. Was frommte aber dem Staate, was der Menschheit mehr: jener alte Handwerksstolz, den die neuere Gesetzgebung zu Grabe getragen, oder der Geist, der aus La Mennais früher besprochenem Büchlein spricht? —

Eine Folge jener besondern Standesehre war das Streben: die Zunft rein zu erhalten, wie wenn die Taube sie gelesen. — Kein Offiziercorps kann strenger auf Ehre halten, als die Zünfte über die Unbescholtenheit ihrer Glieder wachten. — Wer eine Criminalstrafe erlitten, wurde nicht mehr im Gewerke geduldet, das Handwerk wäre beschimpft gewesen, hätte ein Mensch der im Zuchthause gesessen, Meisterrecht gehabt; mit dem bescholtenen Gesellen arbeitete kein ehrlicher

Bursche. In der Handwerksgewohnheit der Messerschmiede kam die Frage an den fremden, wandernden Gesellen vor: ob ihm bei seiner Lossprechung nichts befohlen sey, wenn er auf eine ehrliche Werkstatt komme? Er antwortete dann: „So mit Gunst, es ist mir sonderlich nichts befohlen, als wenn ich auf eine ehrliche Werkstatt käme, soll ich Meister und Gesellen grüßen, wo das Handwerk redlich ist; wo es aber nicht redlich ist, soll ich Geld und Geldeswerth nehmen und soll's helfen redlich machen, was redlich zu machen steht. Wo es aber nicht redlich zu machen ist, so soll ich's Bündel auf den Rücken nehmen, Schelm und Diebe sitzen lassen, und soll wieder zum Thore hinaus gehen, wo ich herein gegangen bin". — So war es in der alten, steifen Zeit. — Später suchte die Sentimentalität der neuern Criminalisten die heilsame Strenge zu brechen; die Rücksicht auf eine wichtige politische Institution, die man sorgfältig, wie den Augapfel der Gesellschaft, hätte bewahren sollen, wurde dem noch dazu meistentheils unpraktischen und überflüssigen Mitleid mit dem Einzelnen geopfert, das „Vorurtheil" der Zünfte ward mit barbarischer Gewalt ausgerottet. Später stieß die Gewerbfreiheit dem Faße den Boden aus, und heute ist man, wo das Innungswesen zerstört worden, in Verlegenheit den Nachtheil für die bürgerliche Ehre, der nach der Behauptung der Lehr- und Gesetzbücher aus Verbrechen erwachsen soll, auf irgend eine Weise im Leben zu bezeichnen und hervortreten zu lassen. In Preußen ist man zu diesem Ende auf die symbolische Pön des Verlustes der Nationalcocarde verfallen, welche in der patriotischen Begeisterung des Jahres 1813 seltsamerweise bloß zu dem Ende und Ziel erfunden und zu einem Gute, zu einer Ehre jedes Einzelnen decretirt ward, um durch deren Verlust strafen zu können. Die einfache Folge war, daß heute bereits dieses nationale Ehrenzeichen und „Palladium des Preußenvolkes" aus dem wirklichen Leben dermaaßen spurlos verschollen ist, daß Niemand es trägt, und, was noch schlimmer, Niemand es vermißt. — Nur in Criminalurtheilen hat es noch eine

Scheinexistenz, denn in diesen muß, nach dem Buchstaben des Gesetzes, auf einen Verlust erkannt werden, der für den Bestraften keiner ist, und den er gar nicht bemerken würde, wenn dessen nicht auf dem Papiere Erwähnung geschähe. Die Moral dieser Erscheinung ist, daß es zwar möglich, eine Volksmeinung zu zerstören, aber daß es ein kindischer Wahn der Stubengelehrten ist, wenn man glaubt durch papierne Gesetze eine neue erzeugen zu können.

Eine zweite, nicht minder wichtige Seite des alten Zunft- und Innungswesens war die damit zusammenhängende hierarchische Gliederung einer zahlreichen, nützlichen, aber der Disciplin in hohem Grade bedürftigen Volksklasse. Aus jener Einrichtung ergab sich nämlich der Vortheil: daß Jeder, der durch diese gesellschaftliche Stufenleiter ging, eine Ergänzung seiner moralischen, und außerdem jene politische Erziehung empfing, welche gerade für seinen Stand und Beruf die passende war. — Der Lehrjunge, der eine bestimmte Zahl von Jahren Meister und Gesellen untergeben ward, sollte auch außerhalb des Kreises der Familie gehorchen lernen. In allen Gewerken war es der Gebrauch, daß bei der feierlichen Versammlung der Innung aufgedungen ward. Dieß geschah, theils um ihm durch den Anblick der offenen Lade zu imponiren, theils um ihm das Bewußtseyn beizubringen, daß er jetzt einer Körperschaft angehöre, die er nicht leichtsinnig wieder verlassen dürfe, und ihm bei dieser Gelegenheit, als bei einem wichtigen Abschnitte seines Lebens, ernste Lehren und Ermahnungen auf den Weg zu geben. — In diesem wie in allen andern Gebräuchen und Gewohnheiten unserer Vorfahren zeigt sich ein wunderbarer, politischer Instinkt, eine praktische Einsicht, von welcher die Buchweisheit der Mehrheit unserer heutigen Cameralisten und Polizeimänner keine Ahnung hat. — Weil die Zunft sich selbst als eine ehrenwerthe Gesellschaft, als ein hochachtbares Corpus begriff, — so konnte sie keinen Novizen aufnehmen, der „hinter dem Zaune gefunden worden,“ — er mußte seinen Geburtsbrief beibringen. In einem solchen

bescheinigten dann Bürgermeister und Rath, nach einem uns vorliegenden Muster, mit landüblichem, ächt deutschem Pleonasmus „daß Vorzeiger dieses N. N. vom Meister N. N. weiland auch unserm Bürger, als seinem rechtlichen, natürlichen Vater und Frau Katharina N. N., desselben Ehe-Weib, als seiner rechten Mutter, nunmehr beyden seligen, als zweyen christlichen Ehe-Leuten rechter Teutscher, untadelhafter Art, Geburt und Herkommens, die nach Gottes, der heiligen Christlichen Kirchen-Ordnung und Gewohnheit sich mit einander in den heiligen Ehestand begeben, in währender Ehe, aus einem unverdächtigen, vollständigen, ächtigem Ehebett, recht, ächt und ehrlich erzeugt und gebohren sey; daß auch benannte seine Eltern keines leichtfertigen noch tadelmäßigen Geschlechts, so man auf ehrlichen Handwerken, Zünften und Innungen jetziger Zeit zu tadeln und zu verwerfen pfleget, gewesen, und haben sich jetztbenannte seine Eltern die Zeit ihres Lebens und Wandels allhier, benebenst ihrem Sohne, ehrlich, redlich, aufrichtig, wie frommen, ehrliebenden Biederleuten geziemet, verhalten, an Ehr und Rechten unverleumdet, und sie ihnen also anders nichts, denn Ehre, Redlichkeit und alles Gutes nachzusagen wissen.“ — In einer Zeit, die also von der Ehe dachte, galt diese für das, was sie, neben ihrer geistlichen Eigenschaft, wirklich ist: für eine wichtige, politische Institution, deren Erhaltung und Schirmung unbedenklich und ohne alle Sentimentalität der Einzelne geopfert ward, welcher das Unglück hatte außer ihr geboren zu seyn. — Höchstens konnte ein Gnadenact des kaiserlichen Pfalzgrafen ihn ehrlich machen. — Daher sollte und mußte der ehrlich Geborne, wie ein alter Autor sagt, der von Handwerkssachen handelt „seine ehrliche Geburt mit Dank erkennen, und in hinfüro sich hüten, daß solch edles Geschenke nicht durch einen Schandfleck prostituirt werde.“ Die heutige Zeit denkt bekanntlich anders über diesen Punkt, und seitdem unsre Emancipatoren des Fleisches mit ernstem Eifer bemüht gewesen sind, den letzten Rest von Ehrfurcht und Scheu vor der Heiligkeit der Ehe aus dem

Die Feierlichkeiten bei der Lossprechung der Lehrjungen hatten vor allen ihren guten Grund; zuvörderst spricht sich in ihnen derselbe Sinn und die Gewohnheit des Mittelalters aus, von der auch in einer ganz andern Sphäre der Ritterschlag zeugt: — der Lernende, der Schüler sollte sich stets als solchen fühlen, und um ihn an seine Stellung zu erinnern, wurde er noch einmal bei dem Uebergange zur höhern Stufe tüchtig hergenommen; eine Sitte, an die sich, wie leicht zu erachten, grobe Mißbräuche anschließen mochten, als deren Wurzel aber ein richtiger und wahrer Gedanke nicht verkannt werden kann. — Die Messerschmiede z. B. gaben den Lehrjungen bei der Lossprechung, nach uraltem Gebrauche, ein paar Maulschellen mit den Worten: „die leide von mir und von keinem andern". — Außerdem mußte, was auch bei andern Gewerken vorkam, der bisherige Lehrjunge zum Zeichen der nunmehrigen Parität mit dem Altgesellen Karten spielen, wobei die übrigen Gesellen dem neuen Mitgliede ihrer Brüderschaft, wenn er die Karten an sich nahm, mit frischen Ruthen auf die Hände hieben. Andere bekamen gute Lehren auf den Weg. Bei den Schmieden hielt ein älterer Gesell als Pathe folgende ächt humoristische Rede oder Vorsage an den Losgesprochenen:

„Mein lieber Pathe, ich soll dir zwar viel von Handwerks-Gewohnheit hersagen, aber vielleicht möchtestu mehr wissen, als ich vergessen und gelernet hätte; doch will ich dir sagen, wenn es gut wandern ist, zwischen Ostern und Pfingsten, wenn die Schuhe geflicket, und der Beutel gespicket, dann ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntags zu Mittage nach dem Essen, nicht irgend in der Wochen, denn es ist nicht Handwerks-Gebrauch, daß einer in der Wochen auffstehet, und sprich, wenn es dein Lehrmeister ist: Lehrmeister, ich sage euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk habt geholfen, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden. Zur Lehrmeisterin sprich: Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß ihr mich in der Wäsche frei gehalten, so ich heute oder morgen möchte wieder kommen, steht es um Euch wieder zu verschulden. Ists aber ein Meister, bei dem du in Arbeit stehest, so sprich: Meister, ich sag Euch Dank, daß ihr mich so lange gefördert habt, es stehet heut oder morgen gegen die Eurigen wieder

zu verschulden. Wilstu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, sondern bey deinem Meister liegen lassen, so sprich den Meister an und sage: Meister, ich wollte Euch angesprochen haben, ob ihr mein Bündel eine Nacht woltet beherbergen. Darnach gehe zu Deinen Freunden und zur Brüderschafft, bedanke Dich bei ihnen und sprich: Gott behüte Euch, saget mir nichts böses nach. Alsdenn sey an, wenn du Geld hast, schrote ein Viertel Bier ein, bitte deine Freunde und Bruderschafft zu dir, und trinke Valet mit ihnen, und dann biß an, und wandere immer zum Thor hinaus. Wenn du naus kommest, so nimm drey Federn in die Hand, und blase sie auf in die Höhe; die eine wird fliegen über die Stadt-Mauer, die andere wird fliegen über das Wasser, und die dritte wird fliegen gleichaus; Welchen wilstu nachfolgen? Af. Mein Pathe, folgestu der nach über die Stadt-Mauer, so möchtestu hinunter fallen und kämest um dein junges Leben, die Frau Mutter um ihren Sohn, und wir umb unsern Pathen, so kämen wir in dreyerlei Schaden; folgestu aber der nach über das Wasser, so wird eine große Porle, auff teutsch heißt mans hier Mühlstein, für dem Wasser liegen, nimm denselben, und wirff ihn in das Wasser, trägts den Mühlstein, so trägts dich auch. Denn wenn du hinein gingest, und das Wasser trüge dich nicht, so möchtestu ersauffen, also kämestu umb dein junges Leben, die Frau Mutter umb ihren Sohn und wir umb unsern Pathen, kämen also in dreyerley Schaden. Nein; thue dieses auch nicht, sondern biß her und folge der nach, die gleichaus fliegt, so wirstu kommen für einen Teich, darinne werden ein Hauffen grüne Männer herum sitzen, die werden immer schreyen: arg, arg. Laß dich das aber nicht irren, sondern denke, ey du hasts wohl so arg bei deinem Meister ausgefressen, als es da ist, und geh immer fort, so wirstu hören eine Mühle, die wird immer gehen: kehre wieder; gehe du aber immer fort, biß du an die Mühle kömmst. Wenn dich nun hungert, so gehe hinein in die Mühle, und sprich: guten Tag Frau Mutter, hat das Kalb auch noch Futter? Was macht der Hund, ist die Katze auch noch gesund? legen eure Hühner auch viel Eyer, was machen die Töchter, haben sie viel Freyer? sagt sie sollen fromm seyn, sie sollen alle Männer kriegen. Ey; wird die Frau Mutter sprechen, das ist doch noch ein feiner Sohn, er bekümmert sich doch umb mein Vieh und meine Töchter, und wird an seyn, eine Leiter holen, in die Esse steigen und dir ein Knakwurst herunter nehmen wollen, laß sie aber nicht selber naufsteigen, sondern steig du hinauff, und gieb ihr eine Stange herunter; biß aber nicht irgend so grob und nimm die gröste und stecke sie in den Schubsack, sondern warte, biß sie dir selber giebt. Wenn du nun eine bekommen hast, so danke ihr davor und gehe

so wirstu dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt hast, und der Bruder arbeitet, so schlage ein oder zweymal mit, und frage denn: obs hier der Gebrauch, daß man auffs Geschenke gehet? Dann gehe nicht zu erst in die nächsten Werkstätte, denn die Pursche möchten in die Stadt ausschicken, und du kämest der Herberge immer weiter und köntest nicht wieder auff die Herberge kommen, sondern gehe fein in die weitesten Werkstätte, damit du der Herberge immer näher und näher kommest, wenn du nun auf dem Geschenke bist, und ein Stück Arbeit im Hause lieget, so biß nicht an, und trit mit Füssen darauff, wenn du nun ein oder zwey mahl getrunken hast, so bedanke dich fein. Ist der Meister in der Werkstatt, so sprich: Meister, ich sage Dank eures Geschenkes, eures guten Willens, es stehet heute oder morgen gegen euch oder die Eurigen wieder zu verschulden. Darnach so bedanke dich bey dem Schmiede auch, und sprich: Schmied, ich sage dir Dank deines Geschenks, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommest, und ich in Arbeit stehe, will ich dir wieder ausschenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen mag seyn. Wenn du nun wieder auff die Herberge kommest, so wird der Bruder sprechen: Wie ists, Bruder? haben dir die Pursche auch geschenkt? Sprich immer ja, wenn du gleich keinen Trunk Bier gesehen hast, vielleicht wirstu selbst noch Geld haben, daß du eine Kanne Bier bezahlen kanst. Wenn sie nun des Abends zu Tische gehen, so biß du an, und setze dich bey der Stuben-Thüre; Wenn nun der Herr Vater wird sprechen: Schmiedt, komm her und iß mit, so gehe nicht flugs hin; spricht er aber das andere mahl: Schmiedt, komm her und iß mit, so gehe immer hin und iß mit. Wenn du nun Brod abschneidest, so biß an, schneide fein ein klein Stücke ab, daß man dich kaum davor sitzen siehet, und zuletzt ein fein großes Stück, daß du zugleich mit den andern satt wirst. Wenn du nun satt bist, so stecke dein Messer nicht ein, ehe die andern satt seyn, sonsten mochten sie sprechen, Das ist ein kleiner Esse-Schmiedt, er will gewiß einen ausstechen, weil er so wenig ißt. Wenn dirs hernach der Herr Vater zutrinkt, so kannstu wohl trincken; ist viel darinnen, so kanst du sehr trincken, ist aber wenig drinnen, so mustu du wenig trincken, hastu aber viel Geld, so kanstu es austrincken, und sprechen; ob man einen Bothen kan haben, du wollest auch eine Kanne Bier geben. Wenn es Nacht wird, so frage, ob der Herr Vater einen Schmiedt braucht, der gerne schlafft? darauff wird er antworten: schlaffen kann ich selber, ich darff keinen Schmiedt da zu. Frühe morgens, wenn du auffgestanden bist, so wird der Herr Vater fragen: Schmiedt, was war heute vor ein Gepolter auf dem Boden?

Sprich: ich weiß nicht, die Katzen bissen sich auff dem Boden herum, daß ich gar mich furchte in dem Bette zu bleiben. Wenn du nun wieder fort läuffest, so sprich: Herr Vater, ich sag euch Dank, daß ihr mich und mein Bündel habt beherberget, es stehet heute oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verschulden. Lauff also immer fort. Wenn du nun in das Thor kömmst, so werden sie dich fragen, wozu? Sprich nur, du weist es selber nicht, wo du hin kömmst, und gehe immer gleich fort. Wenn du hinaus kömmst, so kanstu dich hinwenden, wo du hin wilst".

Bei den Böttchern heißt es, wie folgt:

„Weistu auch, wenn gut wandern ist? Im Sommer, wenn es fein warm und die Bäume fein Schatten geben, da kanstu dich eine gute Weile unter einen Baum legen und schlaffen, und wenn du eine Weile gerastet hast, kanstu wieder fortlaufen; wilstu das thun? (Darauf wird dem Jungen ein Haar-Husch gegeben und folgendes gesagt:) Wenn du wirst fortlauffen, so wirstu vor den grossen und ungeheuren Wald kommen, davon dir die 3 alten Weiber gesagt haben, in demselben wird es finster und ungeheuer seyn, und dir wird durchzugehen recht grauen, es wird auch kein anderer Weg zu sehen seyn. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume werden gehen die Wincke die Wancke, die Klincke die Klancke, die Braussen die Brasseln, da wird es seyn, als wenn alles mit einander wolte übern Hauffen fallen, da wirstu in grosser Gefahr stehen, und gedencken: Ach! wärestu daheim bey der Mutter geblieben; denn da stehet zu besorgen, daß ein Baum umfallen und dich erschlagen möchte, da kämestu um dein junges Leben, deine Mutter um ihren Sohn, und ich um meinen Schleiff-Pathen: Da wird es fürwahr von nöthen seyn umzukehren: Oder wilt du deinen Weg fortgehen? Du solt nicht wieder umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Wann du nun wirst vor den Wald hinaussehn, da wirstu auf eine schöne grüne Wiese kommen, allda wird ein gar schöner Birn-Baum stehen, und darauf schöne gelbe Birnen. Nun wird der Baum hoch seyn, daß du wirst keine können herunter langen, und dich wird doch gelüsten, Birnen zu essen; wie wilt du es machen, daß du welche davon bekömmst? Da bis her, und lege dich eine Weile unter den Baum, und sperre das Maul auf; denn wenn eine kühle Lufft kömmt, so werden sie dir schon Hauffen-weiß in das Maul fallen; wiltu das thun? Antwort: Ja oder nein. (Darauf wird er mit einer guten Haar-Husch unterrichtet:) Wenn du gleich woltest auf den Baum steigen, oder hinauf werffen, so stehet dasselbe nicht zu versuchen, denn es möchte vielleicht der Bauer

Willen seyn und das Zeichen leihen wollet, damit ich und mein Bündel möchten zum Thor hereinkommen, so werden sie dir schon das Zeichen geben, alsdenn nimm es und weise es dem Thorwärter, so wird er dir das Bündel schon folgen lassen. Darnach gehe wieder auf die Herberge, gib den Herrn Vater das Zeichen wieder, und sprich: Ich bedanke mich ganz freundlich, daß ihr mir das Zeichen geliehen habt, auch wolt ich euch angesprochen haben von wegen des Handwercks, ob ihr mich und mein Bündel heute wollet beherbergen, mich auf die Bank, und mein Bündel unter die Bank, ich bitte der Herr Vater wolle mir nicht den Stuhl vor die Thür setzen, ich will mich halten nach Handwerks-Gebrauch, wie es einem ehrlichen Gesellen zukömmt".

„Denn wird der Herr Vater sagen:

Wenn du wilt ein frommer Sohn seyn nach Handwercks-Gebrauch, so gehe hinein in die Stube, und lege dein Bündel in Gottes Nahmen ab".

„Wenn du nun in die Stube hineinkömmst, und die Frau Mutter ist drinnen, so sprich:

Guten Abend, Frau Mutter".

„Hat der Herr Vater Töchter, so must du sie Schwestern heissen, desgleichen auch die Gesellen Brüder; an manchen Orten haben sie schöne Stuben, darinne Hirsch-Geweyhe angemacht, da bis an, hänge dein Bündel an ein Hirsch-Geweyhe, hat es geregnet, und du bist naß, so hänge deinen Mantel an den Ofen, ziehe deine Schuhe und Strümpffe ab, hänge sie auch daran, und laß alles fein abtrocknen, so kanst du auf den Morgen fein starck wieder fortlauffen; wiltu das thun? Antwort: Ja. Ey! du solt es nicht thun, wenn dir der Herr Vater die Herberge zugesagt hat, so gehe hinein in die Stube, lege dein Bündel bey der Stuben-Thür unter die Bank, setze dich auf die Bank und halt dich fein eingezogen".

„Wenn es nun auf den Abend kömmt, und der Herr Vater will essen, so wird er zu dir sagen:

Gesellschafft, komm her und iß mit, da darffstu nicht flugs hinzulauffen, sondern kanst sagen:

Herr Vater, ich sage euch Dank davor.

Heist er dichs zum andern mahl, so magst du dich wohl hinsetzen, denn zum dritten mahl thun sie es gerne vergessen. Hastu Geld, so gieb etwas zum Bier, hastu aber keines, so bedanke dich gegen den Herrn Vater und Frau Mutter, und sprich:

„Ich sage euch Dank vor Euer Essen und Trinken, und allen gu-

ten Willen, wo ich heute oder morgen diese Wohlthat um euch oder die eurigen wieder verschulden kann, will ichs gerne thun".

Bei den Buchbindern gestaltete sich das Ceremoniell der Lossprechung zum förmlichen Examen; der bisherige Lehrjunge mußte einen ganzen „Proceß von Bindung eines Buches" auswendig hersagen, der mit den Worten begann: „Also, wenn mir eine Person ein Buch zu binden überbringt, so heiße ich sie willkommen, biete ihr einen Stuhl zu sitzen und frage, wenn ich das Buch empfangen, wie es solle gebunden werden. Sehe zu, daß ich's mit Maculatur an ein reines Ort lege, mag es auch wohl collationiren" u. s. w. — Uebrigens dienten alle diese Ceremonien und der Bericht, den der Eingeweihte über sie geben konnte, als Erkennungszeichen, wenn der wandernde Gesell auf die Herberge kam und hier das sogenannte Geschenk (meistens Zehrung und Nachtlager oder einen kleinen Geldbeitrag) für sich in Anspruch nahm. — Daher hatten z. B. auch die Schuhmacher keine Ceremonien bei der Lossprechung, weil es kein geschenktes Handwerk war, sondern der Lehrling ward im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes vom Obermeister freigesprochen, mußte dann aber einen Schmauß oder ein Gewisses an Gelde geben.

(Schluß folgt.)

LII.

Betrachtungen über die Revolution.

(Schluß.)

IV. Der revolutionäre Geist und die katholische Kirche.

Das steht fest, wie mich dünkt, daß der Mensch, der einzelne, wie ein ganzes Volk, wie eine ganze Zeit nur in Verbindung mit Gott wahrhaft eine beruhigte und glückliche Geschichte haben könne. Wenn Gott dem Menschen über seinem eiteln Dünkel verschwindet oder unsicher wird, wird dieser unausbleiblich nur ein Zerstörer auf Erden. Eben so wahr ist aber zweitens die Lehre, daß der Mensch und unser ganzes Geschlecht weder mit Gott wieder in Verbindung kommen könne, nachdem er von ihm abgefallen, noch mit ihm in Verbindung beharren könne, ohne Vermittlung. Dieß kann für unsere Zeit nicht genug hervorgehoben und beherzigt werden. Alles Böse, alle Uebel, die gegenwärtigen sowohl, als die, welche wir für die zukünftige Geschichte des europäischen Lebens nicht mit Unrecht befürchten, haben ihren geheimen Grund darin, weil unsere Zeit die Vermittlung verschmäht, die große lebendige Vermittlung, welche früher die christliche Welt so innig und erhaben mit Gott verband. Die meisten denken dabei gar nichts, sie sind nur durch herrschende Frivolität entfremdet und irre geworden. Viele andere, welche sich gewöhnlich die Aufgeklärten nennen, möchten bei dieser Verschmähung wohl etwas denken, aber es ist mehr Dünkel als Denken. Sie behaupten, der Mensch habe von Gott Vernunft bekommen, so ein Vermögen, wodurch er (man weiß nicht wie) Gott erkennen, zu Gott kommen könnte. Andere, tiefer gehend, suchen zu erklären, wie der vernünftige Mensch unmittelbar zu Gott und der ewigen Wahrheit stehe. Hegel nennt sogar unsere Vernunft unseren Geist, wenn er sich wahrhaft selbst erkannt oder zu sich selbst gekommen sey, nicht nur göttlich, sondern selbst das Absolute oder Gott. Zugleich drückt*) er sich

*) „Der Kampf des endlichen Selbstbewußtseyns mit dem absoluten Selbstbe-

in allen seinen Werken so aus, als ob die menschliche Vernunft sich auch wirklich vollkommen erkennen und das absolute Selbstbewußtseyn absolut haben könne. Wenn das so alles in Wahrheit gegründet wäre, dann brauchte es natürlich, wenigstens für den Philosophen, keine Vermittelung mehr. Aber wir dürfen dieses wohl bezweifeln. Hegel hat, um mit Göthe zu reden, über dem Ziel die Stufen der Leiter vergessen. Würden die Anhänger dieser Lehre bei ihrer geistigen Thätigkeit in geziemender Demuth eine Vermittlung anerkennen, die doch auch ihnen nothwendig ist, so würde dieselbe sie vor manchem harten Fall bewahren, und ihnen eine seelenvolle Beruhigung geben würde, wie sie dieselbe durch ihre selbstische Thätigkeit doch nie sich erwerben können.

Es ist wahr, es giebt eine göttliche Vernunft, der Geist Gottes, der Logos ist wirklich Gott. Aber wir müssen sie hier betrachten, wie sie im Menschen, im Subject ist. Hier ist sie erstens mehr nur als Anlage, als Potenz, und hat dann den Menschen, nicht aber der Mensch sie. So hat z. B. das Kind wohl Vernunft, aber noch wohl keine wirkliche, sondern eine in der Anlage. In wie fern sie aber zweitens während seiner Geschichte nach und nach wirklich wird, wird sie stets eine menschliche, subjective. Wenn sie das nicht würde, würde sie auch nicht die des Menschen, nicht sein Geist und Bewußtseyn. Hiemit ist durchaus nicht gesagt, daß sie ganz ungöttlich im Menschen sey; sie ist gerade wie jedesmal der Mensch, da sie ja sein wahres Wesen ausmacht. Sie ist, wie er, durchaus geschichtlich und zu erziehen.*) Mit Recht sagt man, der Mensch müsse stets vernünftiger werden, die Vernunft, der Geist, der Mensch soll zu seiner wahren Wirklichkeit, wahrhaft zu sich selbst, zu seiner Göttlichkeit gelangen. Und so wird er dann mehr und mehr gottähnlich, oder was das ist, mehr und mehr Gott. Aber nie kann dieses Werden aufhören, nie kann unsere Vernunft, unser Geist sein endliches subjectives Bewußtseyn ganz überwinden, und absolutes Selbstbewußtseyn werden. Was einmal ein werdendes, ge-

---

wußtseyn, das jenem außer ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewußtseyn hat aufgehört endliches zu seyn, und dadurch das absolute Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit erhalten, die es früher entbehrte." Hegel. Gesch. d. Ph. III. Band. III. Thl. III. Abschnitt.

*) „Er schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde schuf er ihn — wir sind seines Geschlechtes. — Die Differentia Specifica liegt bloß darin, daß wir noch in der Mache sind, und unser Leben noch verborgen ist mit Christo in Gott. Unsere Vernunft muß warten und hoffen. Haman an Jacobi 1784.

schichtliches Wesen ist, ist es in einer ewigen und unendlichen Geschichte *). Ist der Mensch aber ewig werdend, so folgt natürlich daraus, daß er zu keiner Zeit Gott als solchen, um mich so auszudrücken, erreichen, und daß er zu Gott nie in einem unmittelbaren Verhältnisse stehen könne, sondern stets einer Vermittelung über sich bedürfe. Eben so wenig er das unbedingte Nichts und die unbedingte Vernichtung oder das unbedingte Böse berühren kann, sondern immer nur ein unendliches geschichtliches Nichts oder Böses, eben so wenig kann er nach oben eigentlich Gott berühren **), sondern stets nur Gott in der Geschichte.

Doch will ich hier in diesen Betrachtungen nicht mit Hegel streiten. Man fasse nur einfach den Menschen jeden Standes ins Auge, man siehe, wie hilfsbedürftig ist er nicht mit seiner wirklichen Vernunft! Wie bangt es ihn, um mit dem Dichter zu reden, nicht stets bei seiner Gottähnlichkeit. Mit einem unendlichen, ewigen und göttlichen Trieb und Wesen lebt er in einem unendlichen Werden, einer unendlichen Geschichte, selbst geschichtlich und alle seine Gedanken, Gefühle und Entschlüsse, die immer einer Wendung und Weiterführung von außen bedürfen. In seinem ununterbrochenen Werden besteht seyn Seyn. So sehr er sich für ein Ganzes hält und Ich nennt, so bedarf er doch stets zu seinem Werden und Seyn eines andern und Weitern, selbst zu seinem Nichtiger- und Eitlerwerden andere Eitelkeiten, zu seinem Böserwerden ein tieferes Böse, das ihn abwärts zieht. Zu seinem Besser- und Wahrerwerden dagegen ein größeres Gute, das als ein höheres und reineres Medium zwischen ihm und Gott, ihn erweckt, heget und

*) Hegel hat nirgend gesagt, wie denn das endliche, subjective Selbstbewußtseyn, das er doch gewiß auch wohl gehabt hat, bei ihm zu einem absoluten wurde, und wo bei ihm denn gerade das subjective aufgehört habe. — Soll das subjective Selbstbewußtseyn (es gibt nur diese zwei Wege) allmählig d. h. geschichtlich aufhören, so läßt sich niemals bestimmen, wo es denn aufhöre, denn wenn es irgendwo bestimmt aufhörte, hörte es nicht allmählig, sondern plötzlich auf. Soll es also allmählig aufhören, so ist dieses aufhören Sache einer unendlichen Geschichte. Soll es dagegen plötzlich zu einer bestimmten Zeit aufhören und das absolute Selbstbewußtseyn irgendwo und irgendwann plötzlich eintreten; so wird dadurch dieses absolute abhängig von dieser Zeit, was aber dem absoluten als solchem völlig fremd ist, da es ewig und immer ist, was und wie es ist. Wenn Hegel spricht vom plötzlichen Einschlagen wie beim Blitz, oder vom plötzlichen Durchbrechen, so sind das eben so vage Ausdrücke, wie er sie stets so bei andern Menschenkindern tadelt.

**) „μὴ καθαρῷ γὰρ καθαροῦ ἐφάπτεσθαι μὴ οὐ θέμιστον ᾖ“
Plato im Phödon.

in die Höhe zieht. Das Absolute als solches aber ist für ihn gar nicht da, denn für den geschichtlichen kann nur wieder Geschichtliches seyn.

Jeder bedarf daher einer Vermittlung mit Gott. Was aber kann ihn wahrhaft mit Gott vermitteln? Wie natürlich und herzig muß es auch wohl dem Menschen zu Muthe werden, wenn er seine wahre Vermittlung gefunden hat und sich in derselben wie in einem Lichtkreis, der aus einer höhern Region bis in den Nebel seiner subjectiven Existenz fällt, freundlich fühlt und bewußt ist! Wir thun wohl nicht Unrecht, wenn wir diese Frage mit ernstem Bedenken zu beantworten streben.

Sehr häufig nennt man als die Vermittlerin, welche die Vernunft wecken und den Geist zur Wahrheit und Gott führen könne, die Natur. Da sie dem Menschen schweigsam fern steht und ihn in so unermeßlich weitem Kreise umgiebt, so daß er mit seiner Willkühr gar freien Spielraum hat, so konnte es nicht fehlen, daß sie der Liebling unserer Zeit wurde.

Die Natur ist zwar allerdings auch Gottes Offenbarung, Gottes Wort, da sie ja sein Werk ist, allein man sieht bald, daß sie uns nicht Vermittlung, wenigstens nicht unmittelbare Vermittlung seyn könne *). Die Natur steht dem Menschen allzufern, ist ihm zu fremd; gleich den Zeichen einer alten Sprache, deren lebendig herzlicher und geistiger Sinn vergangen ist. Ihr Kreis und die unendliche Vielheit ihrer Gestaltungen ist für ihn unübersehbar, und dadurch verliert er die Ganzheit, Ordnung, das Lebendige, das wahre Subject und den Logos; und trägt dann späterhin überall nur seine hypothetischen, subjectiven Ansichten in sie hinein. Gott das wahre Selbst und Subject, um mich so auszudrücken, ist für den Menschen in der Natur tief hinter den Formen zurückgetreten **). Die Natur ist dem Menschen eine andere, eine

*) Viele unter den Menschen dieser Zeit schmeicheln sich mit einer eigenen Religion, die sie im Herzen trügen, sie berufen sich auf ein unveräußerliches Recht ihre eigenen Gedanken zu haben, und sich von dem Glauben der Majorität loszumachen. Dieses nennen sie das Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit. — Einem gründlichen, treuen Herzen ist eine solche Abänderung, gerade wo es auf die erhabensten Angelegenheiten ankommt schon an und für sich eine Gräuel. Da wird dann die Auszeichnung darin gesucht, auf einsamen Wegen, in der sogenannten schönen Natur, vermittelst der Astronomie oder der Philosophie, oder irgend einer andern Wissenschaft, zu Gott zu gelangen; und gewöhnlich bringt man nach einem kurzen Rausch der Sinne, oder nach luxuriöser Anwendung der Verstandeskräfte eine metaphysische Erkältung mit nach Hause. Adam Müller über d. Elem. d. Staatskunst. 36ste Vorlesung.

**) „Die Natur verhüllt Gott mehr, als sie ihn offenbart." Hamann.

untergegangene Welt, eine wahre Unterwelt. Zwar steigen aus dieser Unterwelt vor dem Menschen auf allen Seiten unzählich viele Gestalten wieder zu neuem Leben auf, aber sie reden alle noch nicht die Sprache des vernünftigen Herzens und Geistes, sind an den Menschen noch nicht ein Wort der ewigen Liebe und der ewigen, sich selbst bewußten Intelligenz. Wir können dieses bestimmt sagen: wie die Natur überhaupt vor dem Menschen steht in ihrer chaotischen, todten, fatalistischen Gestalt, in ihrem wirren Zufall, ihrer Vergänglichkeit, kann sie, die selbst der Erlösung bedarf, nicht allein für sich den geistigen Menschen erwecken, weiterleiten, erheben und läutern, sie kann ihn nur, wenn sie über ihn herrscht, verendlichen, verwildern und verdumpfen; wie dieses sich auch überall in der Erfahrung leicht nachweisen läßt.

Wenn nun die Natur, sosehr sich auch heutzutage die Menschen nur auf sie hinwenden, keine Vermittlung seyn kann zwischen ihnen und ihrem wahren Glück und Frieden, eben weil die Natur für den Menschen kein Herz und keinen Geist hat, kein Subject ist; so führt uns dieses nothwendig auf die Geschichte, und es entsteht uns leicht die Frage, ob wohl nicht die eigentliche Geschichte die Vermittlung sey zwischen Gott und den Menschen. Die Geschichte steht nicht herz= geist= und subjectlos vor dem Menschen, sondern hat gerade viele Herzen, Geister und Subjecte. Auch ist sie, wie dieses diejenigen unter uns, welche schon höher erzogen und mit höherem Blicke sehen, nicht nur ahnen und erschließen, sondern auch mit inniger Ueberzeugung zu denken vermögen, gleich der Natur in Wahrheit Offenbarung Gottes, ein Ausdruck einer ewigen und allmächtig waltenden Vorsehung. Aber dem ungeachtet kann sie nicht den Geist des Menschen zu Gott erziehen; denn für den Menschen ist sie nicht mehr ein Bild Gottes. Auch sie ist für ihn kein Ganzes; er kann ihren Umfang, die unendliche Vielheit und ihren wahren inneren Zusammenhang im Einzelnen nicht über= und durchschauen. Es begegnen ihm unendlich viele Herzen, Geister und Subjecte, aber nicht mehr Ein Herz, Ein Geist und Ein größeres Selbst. Aehnlich den Atomen des Demokrit bewegen sich jene Subjecte mit tausendfacher Selbstsucht, Feindschaft und Leidenschaft vor dem Menschen zu einem babylonischen Weltspiel, hinter dem Gott gleichfalls tief zurücktritt. Die seelenlose Nar tuzieht den Menschen zur Niedrigkeit und Dumpfheit, die atomistische Geschichte ihn zur Bosheit hinab. Freilich müssen wir bemerken, daß, sowie die Natur auf unendlich vielen Punkten mehr oder minder deutlich vor dem Menschen wieder zum Leben emporstrebt, so in der Geschichte für ihn doch auch fast unendlich viele größere oder geringere

Züge erscheinen, die an Gott erinnern; und überall einzelne Subjecte Gott und seine ewige Wahrheit nicht vergessen lassen. Aber alle diese Züge und edle Subjecte werden zu leicht und zu bald wieder von dem Chaos des Ganzen verschlungen. Sie gleichen den einzelnen Lichtpunkten und Sternen des nächtlichen Himmels: so sehr diese auf eine höhere Lichtregion uns hindeuten, so können sie uns doch weder sehr leuchten noch wärmen, denn vorherrschende Nacht überflort sie mit ungewissem Grauen. Es giebt nicht leicht etwas, das den Menschen so in Ungewißheit, Zweifel und Gleichgültigkeit gegen das Höhere versetzen könnte, als eben der Anblick der Weltgeschichte.

So steht nun der Mensch vor der Natur und Geschichte überhaupt, sie können ihn nicht mit Gott in Verbindung setzen. Aber vielleicht vermag eine besondere oder spezielle Geschichte diese Vermittlung zu bewirken? Wir müssen das wiederum näher ansehen. Das ist gewiß: nichts kann zwischen dem Menschen und Gott Vermittlung seyn, als was erstens Gottes Bild und Offenbarung ist, und zweitens, was menschlich ist: nur Gottmenschliches kann vermitteln. Es ist daher diese Vermittlung durchaus etwas, was in der Geschichte ist.

Die Weltgeschichte verhält sich auf analoge, auf dieselbe Weise wie die Geschichte eines Volkes und eines Mannes. Wie durch die dunkele und wirre Innenwelt eines Mannes, ein wahrer Gedanke, ein edler Entschluß lange hindurch geht, bald von dieser bald von jener Seite, bald auf dieser bald auf jener Stufe zum Vorschein kommt; so erscheinen in dem Leben eines jeden Volkes Männer mit Wahrheit und Tugend auf die mannichfachste Weise und auf den verschiedensten Stufen ihrer Vollendung. Jeder größere oder kleinere Zeitabschnitt seiner Geschichte hat einen solchen Mann, oder um mich so auszudrücken, eine solche Blüthe, und das Volksleben überhaupt jedesmal wieder eine oder mehrere Hauptblüthen. So wie nun aber ferner bei jedem Volke die edlen gotterfüllten Menschen, welche, wie ich sagte, die Hauptblühten des Volkslebens sind, immer die Erfüllung und Verdeutlichung des Logos derjenigen ausdrücken, welche auf unteren Stufen Gottes Bild auszudrücken bemüht sind; so muß es in der Weltgeschichte überhaupt wohl auch Eine höchste geistige Blüthe, Eine Erscheinung geben, welche wieder jene Haupterscheinungen des Logos bei einzelnen Völkern zur endlichen Erfüllung und vollständigen Offenbarung bringt. Diese Erscheinung ist Christus. In Christus wird erst völlig offenbar, was für ein Geist und eine Wahrheit in Welt, Natur und Geschichte lebe. Ja er ist die Wahrheit der Welt, der Natur und Geschichte selbst. In ihm ist der Logos, wie er früher in der Geschichte

unseres Geschlechts auf unendlich vielen Stufen dunkel, einseitig und unvollkommen sich aussprach; ist alles das, was edle und erleuchtete Menschen und Weisen *) mehr oder minder vollkommen dachten, ahneten und wünschten, und was edle und weise Menschen in Zukunft denken und wollen werden, in wahrer Wirklichkeit, Erfüllung und Offenbabarung erschienen. Er ist das wahreste, ja in Wahrheit das einzige Bild Gottes, der wahre Mittler zwischen Gott und den Menschen. Wer ihn sieht, der sieht auch den Vater; diesen selbst hat Niemand gesehen, denn er wohnt in einem unzugänglichen Lichte. Ich habe oben alle guten und weisen Menschen der Weltgeschichte verglichen mit den Sternen der Nacht; Christus ist nun wie die Sonne, die der Menschheit das Licht und den Tag bringt. So ist Christus der wahre Mittler, der das menschliche Geschlecht mit Gott vermittelt und verbindet.

Allein wir dürfen hier; wo wir nach unserer Vermittlung fragen, bei der Erscheinung Christi nicht stehen bleiben. Da wir jetzt nicht mehr unmittelbar mit Christus sind, sondern durch achtzehnhundert Jahre von ihm getrennt stehen; ergeht weiter die Frage, wodurch wir nun wieder mit Christus vermittelt sind. Denn ohne eine solche Vermittlung würde uns die Vermittlung Christi mit Gott nichts helfen, da wir ja daran keinen Theil nähmen. Viele, die sich Christen nennen, auch diesen Namen noch nicht geringe halten, glauben unglücklicher Weise die Bibel sey die einzige Vermittlung, die zwischen uns und Christus bestände. Allein diese haben von jeher ein Bedacht und Bedenken meistens aus Partheisucht auch heute noch nicht, daß jedes bloße Zeichen, also jeder Buchstabe und jedes Buch für sich eben so sehr verdunkele und trenne, als vermittle und verbinde **), daß alles nur darauf ankomme, zwischen welchen Personen die Zeichen stehen. Alle Zeichen und Buchstaben können nur zwischen denen etwas Wahres bedeuten und vermitteln, die schon durch Ein Leben und Einen Geist vermittelt und verbunden sind, und wo dann die Zeichen diese Vereinigung nur näher bestimmen. Bei Anderen sind alle Zeichen und Bücher gerade nur trennend, und jeder trägt dann (wie bei den Zeichen der Natur) in dieselben nur seine subjective Meinung und Einbildung hinein. Wir sehen dieses auch besonders bei der heiligen Schrift: diejenigen, welche die Buchstaben derselben als die einzige Vermittlung ansahen, haben dieselbe zu einem

*) Wenn Leibnitz in seiner Vorrede zur Theodicee sagt, daß Christus die Religion der Weisen zur Religion der Völker gemacht, so ist das hierher zu beziehen.

**) Das sollten die aufgeklärten Phantasten der vielen Guttenbergsfeste ebenfalls näher bedenken.

wahren Thurme Babel gemacht, woran ein großer Theil der Christengemeinde in Verwirrung, Irre und den vagsten Subjectivismus auseinanderging, und wo ihnen eben Christus, seine Vermittlung und alles Höhere immer mehr verschwand und verschwindet. Und da können wir uns gar nicht wundern, daß der Name Christus bei den meisten Menschen unserer Zeit keinen Klang, keinen Trost und keine Hoffnung mehr bezeichnet, welche sie aus dem sinnlosen Gewühl der materiellen Interessen emporheben. Wir können uns ferner nicht wundern über die sonderbaren Portenta in unserer christlichen Welt, über die Zeichen des aufgeklärtesten Rationalismus, des tollsten Pietismus, des radicalsten Unglaubens, der nicht bloß Christus, der sogar (was denn sehr natürlich ist) den lebendigen Gott verschmäht. Und kann es dann wohl weiter Wunder nehmen, wenn solche, von Gottesverbindung verlassene und in der wirren Natur und Geschichte überhaupt irr gewordene Köpfe in der christlichen Welt rumoren, wenn sie alle Verhältnisse bewegen, zernagen, zerstören, wenn sie leise oder laut revolutioniren, damit endlich Alles wilde Natur werde und gottlose, wirre Geschichte?

Mir kommt, wie ich schon mehrmals sagte, die Zukunft unserer christlichen Welt dunkel vor: machen wir Ernst, und halten wir treu und wahr an der Vermittlung, die uns in Wahrheit mit Christus und durch ihn mit Gott, unserem Ursprung, unserem Frieden und unserem Ziele vermittelt. Aber diese Vermittlung sey uns kein Buch, noch ein Dünkel, den jeder selbstwillig hineinlegt: sie muß nothwendig eine lebendig geschichtliche seyn. Wir nennen dieselbe mit Christus und seinen Nachfolgern die Kirche. Was und wie diese aber in Wahrheit ist, müssen wir nun weiter etwas näher betrachten.

Wie der Egoismus sich gern alles Große und Vornehme aneignet, in sofern es sich mit seiner Bequemlichkeit und Freiheit verträgt; so haben die sehr Aufgeklärten unserer Zeit sich auch eine Kirche aneignen wollen. Von glimpflichen, aber dabei aufgeklärten und gelehrten Männern hört man jetzt viel reden von einer großen christlichen Kirche, die bestände, und worein man alle und allerlei Confessionen (natürlich auch die Katholiken), wenn sie nur noch einen christlichen Namen haben, tolerant hineinbringt. Wenn ich aber eine solche Versammlung aller Secten, von den tollsten bis zu den nüchternsten und leersten, eine solche Zerrissenheit des Christenthums und seines Glaubens und Hoffens ansehe; so weiß ich nicht, wie ein Mann von gesundem *) Verstande und ernstem Bedenken dieses mißtönige Babel ein inniges Gan-

*) Raumer in Berlin spricht besonders viel von einer solchen Kirche.

zes, eine Kirche nennen könne. Soll es Ein Ganzes seyn, weil die Verschiedenheit der Meinungen und Interesse sich in Einer Zeit nahe gebracht sind, oder weil sie den Namen Christen führen, oder weil sie doch alle die Bibel lesen, wie man auch Schiller und Göthe liest? Man braucht nur Einen Schritt und Consequenz (welche auch gar nicht ausbleibt), um von einer solchen auswendigen, leeren, christlichen Kirche zu einer noch größern Weltkirche zu kommen, worein man, neben den christlichen Secten, Juden, Türken und Heiden aller Art einführt, was denn gerade die Auflösung der ganzen geschichtlichen Offenbarung Gottes, der Vermittlung des Menschen mit Gott bezeichnet, und wodurch der Mensch wieder in die wilde Vergänglichkeit der Natur und in das trostlose Weltspiel der Geschichte überhaupt hülflos hineingeworfen wird. Daß eine solche sogenannte christliche Kirche keine Vermittlung seyn könne zwischen uns und Christus, ist bei einigem Bedenken bald klar, da sie gerade das Christenthum in das leere, chaotische Unendliche verschwinden macht.

Die lebendige Geschichte von Christus bis auf uns ist eine Kirche, aber nicht so eine wie die eben genannte. Die wahre Kirche ist zwar eine Versammlung, und auch sogar eine solche, welche die höchst mögliche Verschiedenheit der Individuen und ihrer Entwicklung in sich schließt; aber sie hat zugleich eine Einheit, ein Gemeinsames, welches das Ganze, wie jedes Einzelne, durchdringt und beherrscht. Dieses Gemeinsame ist auch nicht bloß ein Aeußeres, Leeres, wie das des bloßen Namens oder des bloßen Bibellesens, oder ein so leer Allgemeines, daß es allen Menschen zukommt, bloß weil sie Menschen sind: nein, es besteht in der Einen christlichen Hoffnung, der Einen Liebe, dem Einen christlichen Glauben und Geist, der sich nur bei jedem Individuum individuell ausspricht: — es ist ein wesentliches, lebendiges und inniges Gemeinsames. Auch kann in der wahren Kirche dieses gemeinsame christliche Lieben, Hoffen und Glauben nicht erst etwa 1400 Jahre nach Christus beginnen, wie die vielen Sectirer dasselbe zu beginnen strebten, indem sie, einer nach dem andern, meistens mit Geschrei und Dispat aufstanden, um die Geschichte Christi, die, wie sie jedesmal sagten, verdorben und ausgestorben sey, wieder aus todten Buchstaben mit ihrem Verstand und Dünken aufzuwecken und einzurichten: es muß vielmehr von Christus, von seinem göttlichen Herzen und Geist selbst und seinen unmittelbaren Nachfolgern aus ununterbrochen bis zu uns herrühren. Dieses bezeichnet die wahre Kirche, die heilige, christliche, gottmenschliche Geschichte.

Daß die hier kurzberührten nothwendigen Eigenschaften der wah=

ren Kirche und Vermittlung mit Christus nur der katholischen Kirche zukommen, brauche ich wohl nicht näher auszuführen. Man kann sie auch allein eigentlich Kirche nennen, da die andern christlichen Genossenschaften, welche sich im Verlaufe ihrer Geschichte von ihr trennten, nur Confessionen zu nennen sind. Die Reformatoren, die ersten öffentlichen Zeugen der von da bis jetzt immer liberaler und frechen fortgeschrittenen Emancipation der einzelnen Subjecte von einer höheren Autorität und Vermittlung, behaupteten zu ihrer Zeit, die katholische Kirche sey verdorben. Allein sie hatten das Unglück, nie die Kirche zu sehen, sondern die einzelnen Individuen, welche freilich sehr häufig nicht waren, wie sie seyn sollten. Daß böse und unwissende Individuen aber den lebendigen Geist Christi in seiner Geschichte sollten verderbt haben, ist unvernünftig zu denken. Das wahre Katholikon, das wesentliche und lebendige Gemeinsame, der heilige Geist Christi, ist in der katholischen Kirche wie ein großes unsichtbares aber allmächtiges Gewissen, das unbesiegbar und untäuschbar alles Gute der Individuen stets zur Anerkennung bringt und alles Böse derselben stets richtet. In der katholischen Kirche herrscht stets dieses Allgemeine, und die einzelnen Bischöfe, wie selbst der Papst, können gerade eben so wenig, wie der unterste Mann des Volkes, etwas aufstellen, was Stand hält, wenn es nicht von dem allgemeinen Glauben und Geist, dem Gewissen dieser großen Geschichte gebilligt ist. In unserer Zeit, wo es häufig den Einzelnen nicht mehr darauf ankommt, ob das Christenthum verderbt worden oder nicht, schmähen diese gegen die Kirche auf vielfach andere Weise. So sind die, aller höhern Vermittlung ledigen Egoisten besonders erbittert, daß die katholische Kirche, die mehr als tausendjährige Erzieherin der gebildeten Welt, dieser große Geist der Geschichte, in unserer Zeit allgemeiner Mündigkeit über die subjectiven Begehrungen und Meinungen der Einzelnen noch wachen, sie prüfen und beherrschen wolle; daß sie einen so stolzen Glauben und eine solche Ueberzeugung habe, sich unfehlbar zu nennen, da ja Alles bei den Menschen (auch bei den Mündigen) ungewiß sey; daß sie nicht mit der Zeit und ihren aufgeklärten (ungewissen) Bewegungen fortschreiten wolle rc. Auch nennt jeder, wenn er bei ihr eine Form oder eine Vorstellung findet, die er nicht versteht, nicht sich selbst, sondern die Kirche unverständig und einfältig.

Aber diese Kirche, so von tausendfachen Wogen des vagsten und frechsten Egoismus jetzt umrauscht, so tausendfach seit langer Zeit schon von großen und kleinen Knaben beschimpft, ist, still und groß, der einzige Halt für die christliche, die civilisirte Welt, ist die einzige wahre

Vermittlung zwischen uns und Christus, zwischen uns und Gott, und jede andere Vermittlung ist nur in sofern wahr, als sie mit ihr übereinstimmt. Je mehr wir mit aufgeschlossenem Sinn in ihr Wesen und Heiligthum blicken und ihren großen geschichtlichen Gang im Innern durchschauen, desto mehr sehen wir in ihr eine wundervolle Jakobsleiter, auf der ein ganzer Himmel immer wahrerer und reinerer Geister bis in den schweren, eigensinnigen Erdentraum des Menschen und auf alle Wege seiner Mühen vielfach erhebend, stärkend und tröstend hinabsteigt. Die katholische Kirche ist, wovon ich früher sprach, die Lebenswurzel, das eigentliche Herz der christlichen Welt; und wenn dieses große Herz, woran in der Vorzeit seit achtzehnhundert Jahren her so viele reine Seelen reine Gesinnung, so viele starke Lebensmuth und Vertrauen, so viele gedrückte und gequälte Trost und Erhebung tranken, — ich sage, wenn dieses große Herz aus der Geschichte und der vielfachen Thätigkeit der Zeit und des Tages vor dem selbstischen Dünkel der kleinen Ich sich zurückzieht, dann zerfällt all' das Wesen in ein Wirrsal und eine jämmerliche Auflösung.

Dieses ist es nun, was ich hier über Revolution und über das, was sie allein versöhnen könnte, sagen wollte. Nur der wahre, lebendige, katholische Glaube und Geist kann da helfen. Die Revolution und der revolutionäre Geist liegt wie eine schlimme Gesinnung herrschend im Innern des öffentlichen, wie des Privatlebens, nur noch von außen vielfach gehalten. Und wenn der eine bald bei dieser, bald bei jener Gelegenheit, bald so, bald anders sich äußert, dann hat man dafür die verschiedensten, meistens oberflächlichsten Erklärungen. Aber von diesem tausendfachen Geiste der Bewegung und Zerstörung giebt es nur einen Grund, und dieser ist, weil man die Vermittlung, die uns mit Christus vermittelt, verschmäht hat und noch immer mehr verschmäht. Hiemit aber ist meinen Zeitgenossen Christus immer mehr aus Herz und Leben verschwunden, oder verschwindet mit jedem Tage mehr; und mit dem Verschwinden Christi, als göttlichen Mittlers, ist das Verschwinden Gottes, nicht des Namengottes, sondern des lebendigen Gottes, auf den der Mensch mit ganzer Seele hoffen und vertrauen, und bei dem er Friede finden kann, ganz unausbleiblich. Verlieren aber die Menschen den lebendigen Gott, so werden sie unruhig, toll, schrecklich und Zerstörer auf Erden. Wie die Menschen das ihnen unmittelbar Höhere als solches verlieren, verlieren sie auch das Höchste. Sie werden alsdann die entschiedensten Egoisten, die sich selbst, ihr wechselndes Interesse und ihren wechselnden Sinn, obschon sie ihm im Innern wieder nichts vertrauen, doch allein für das Gute und Wahre

halten, alles Andere aber nothwendig ohne Unterlaß zu verändern und zu zerstören trachten. Wenn sie kein geschichtliches Höhere und Allgemeine mehr haben, worin die einzelnen Ich sich vereinigen, bescheiden und beruhigen; so fallen sie alle herzlos auseinander und bewegen sich, wie jene Atome der Alten, in Zweifel, Indifferentismus, im Nichts und Leeren, in einem gottlosen, wirren und ewig sich selbst vernichtenden Kreisen — ein Spiel ohne Zweck und Ziel.

Gegen ein solches atomistisches Treiben, gegen die Revolution und die revolutionäre Gesinnung kann nur die wahre katholische Gesinnung die Staaten und den Einzelnen schützen, und außer dieser Gesinnung wird jetzt stets Fürst und Volk revolutioniren, bis nach der stillen Auflösung oder der stürmischen Zerstörung der ganzen christlichen Geschichte und der christlichen Institutionen nichts als die wirre Weltgeschichte und die dunkle Natur vor dem armen Menschen übrig bleibt.

LIII.

Briefe aus der Fremde.

Vierter Brief.

Paris den 18. April 1840.

In meinem letzten Briefe habe ich Einiges über die hier bestehenden und ungemein wohlthätig wirkenden Bruderschaften gesprochen, und namentlich derjenigen erwähnt, welche gewöhnlich die Confrérie pour la conversion des pécheurs genannt wird. Dieß ist aber nicht ihr eigentlicher Name; sie heißt vielmehr L'Archiconfrérie du très saint et immaculé coeur de Marie, und jene Bezeichnung giebt nur den Zweck der Genossenschaft an. Die Kirche Notre Dame des Victoires, in Mitten des geschäftigsten und geräuschvollsten Stadtviertels von Paris, ist es, deren Pfarrer als Vorstand der Bruderschaft bestellt ist, und so hat die heil. Jungfrau, welche sonst nur die stillen Waldkirchlein liebt, sich dieses Terrain erwählt, um die Seelen der Sünder zu retten. Die neulich angeführten Erfolge dieser Genossenschaft sind so bedeutend, daß die ganze Sache wohl noch einer näheren Besprechung werth ist, wozu die eben erschienene vierte Auflage des Manuel d'in-

structions et de prières a l'usage des membres de l'archiconfrérie von Abbé Desgenettes sehr reichhaltigen und interessanten Stoff bietet. Der Herausgeber sagt über die Gründung der Bruderschaft Folgendes: „Der Tag, welcher zu der Entstehung derselben die Veranlassung gab, ist der 3. December 1836; Viele, welche nur nach der äußeren Erscheinung urtheilen, würden mich für den Gründer halten, aber ich kann nicht umhin, diese irrige Meinung zu bekämpfen und zu widerlegen. Ich bin nicht der Stifter, Gott allein gebührt der Ruhm und die Ehre, denn ich habe keine Anlage in mir, die mich dazu tauglich gemacht hätte; im Gegentheil muß ich, indem ich Gott und die heil. Jungfrau um Vergebung bitte, bekennen, daß ich, ein Kind Mariens und von klein auf gewohnt, sie als die göttliche Mutter zu lieben und zu verehren, dennoch von der Andacht zu ihrem heiligen Herzen nicht nur Nichts verstand, sondern selbst daran zu denken vermied. Ja sogar als ein ausgezeichnet frommer Ordensgeistlicher, P. Macarthy, eines Tages eine Predigt darüber hielt, versagte ich zwar seiner Beredsamkeit meinen Beifall nicht, brachte aber kein Fünkchen Gefühl für die Sache aus der Predigt heim, sondern bedauerte, daß er sich keinen passendern und für mich und Andere ersprießlichern Gegenstand gewählt habe. In solcher Stimmung befand ich mich bis zum 3. Decbr. 1836; an diesem Tage brachte ich das heil. Meßopfer an demjenigen Altar Mariens dar, welcher seitdem ihrem heiligsten und unbefleckten Herzen gewidmet worden ist. Mein Gemüth war in tiefem Schmerz bei dem Gedanken versunken, in welchem beklagenswerthen Zustande sich die mir anvertrauten Seelen befänden und wie erfolglos alle meine Bemühungen und Anstrengungen seit fünf Jahren gewesen seyen. Da kam mir plötzlich der Gedanke meine Pfarrei dem heiligsten und unbefleckten Herzen Marias zu widmen, um auf diese Weise die Bekehrung der Sünder zu bewirken, ich wies denselben als eine Zerstreuung zurück." Der fromme Pfarrer beschreibt nun, wie dieser Gedanke, trotz alles innern Widerstandes, ihm keine Ruhe gab und wie er demselben endlich in sofern nachgab, als er dachte; „auf jeden Fall ist's wenigstens ein Beweis von Ehrfurcht gegen die heil. Jungfrau; man kann den Versuch machen." In dieser Gemüthsverfassung entwarf er die Statuten, die bereits am 11. Decbr. desselben Jahres von dem verstorbenen Erzbischof von Paris bestätigt wurden. „Bei allem dem," fährt der Herausgeber fort, „hegte ich ein großes Mißtrauen gegen den Erfolg des ganzen Unternehmens, was sich um so leichter erklärt, wenn man sich ein Bild von dem damaligen moralischen Zustand meiner Pfarrei macht. Inmitten von Paris, im Centrum des Handels und

der Gewerbe belegen, von Theatern und andern Belustigungsorten erfüllt und umringt, war in der Pfarrei Notre Dame des Victoires beinahe jedes Gefühl für Religion, ja jeder Gedanke an dieselbe erloschen. Ihre Lage gerade in demjenigen Stadtquartier, wo Gewinnsucht und Geldgeschäfte am meisten die Menschen absorbiren, wo die Wollust am Meisten herrscht, brachte es mit sich, daß sich hier die offenbarste Gleichgültigkeit gegen die Religion, ja Mißachtung und Widerwillen gegen die Ausübung derselben ausbildete und vielfältig genährt wurde. Ja, während der letztern Zeit der Restauration, so wie in den ersten Jahren der jetzigen Regierung, war es dieser Theil der Stadt, wo alle politischen Pläne geschmiedet, alle Verschwörungen und Aufstände angezettelt wurden, welche Paris in stete Unruhen versetzt haben. Die politischen Leidenschaften und die Partheiwuth verwandelten jene Gleichgültigkeit und jene Mißachtung in einen glühenden Haß gegen die Religion und ihre Diener, die nicht mehr wagten, sich in ihrer Pfarrei in geistlicher Kleidung sehen zu lassen. Die Kirche war verödet und leer, selbst an den höchsten Festtagen; die Sacramente wurden sogar beim Sterben nicht mehr empfangen. Dieser trostlose Zustand hatte beinahe sechs Jahre gedauert, als mir 1832 die Verwaltung dieses Skelettes einer Pfarrei übertragen wurde. Ich will nicht von Neuem im Gedächtnisse auffrischen, was sich über diese Periode, wo der Haß und die politischen und irreligiösen Vorurtheile noch ganz in ihrer vollen Gährung begriffen waren, sagen ließe, aber soviel mag erwähnt seyn, daß mein Eintritt und mein Aufenthalt in dieser Pfarrei die bitterste, ja die schrecklichste Prüfung für mein Herz war. Vater und Hirte einer Familie, ohne mit den Mitgliedern auch nur in einer Berührung zu stehen, gezwungen die Aeußerung meiner Zuneigung, meiner Liebe auf wenige gläubige Seelen zu beschränken, blieb mir die einzige Zuflucht, mein schmerzlich verwundetes Herz vor dem heiligen Tabernakel auszuschütten, aber selbst der Himmel schien meinen Seufzern und meinem Gebete verschlossen. — Am 11. Decbr. 1836, als am dritten Adventsonntage, verkündigte ich vor dem Beginne des Hochamtes, daß am Abende um 7 Uhr eine Andacht gehalten werden sollte, um die göttliche Barmherzigkeit unter dem Schutze des Herzens Mariä um die Bekehrung der Sünder anzuflehen. Ich forderte die Anwesenden auf, sich dazu einzufinden, nur wenig Leute waren zugegen, und da unter diesen Wenigen so manche nicht kommen konnten, so machte ich mir keine besonderen Erwartungen von dem Erfolge dieser Zusammenkunft, ja ich hatte nicht einmal Ursache auf eine Verbreitung der Kunde von derselben zu hoffen, denn in dieser Pfarrei, wo man nur von

Geld und Vergnügen redet, unterhält man sich auch in den Familien nicht über das, was die Kirche betrifft. Unmuthig und betrübt stieg ich von der Kanzel herab, aber Gottes Güte würdigte sich, meinen gesunkenen Muth zu erheben. Zwei Kaufleute, Familienväter meiner Pfarrei, die ich sonst fast nie in der Kirche gesehen hatte, folgten mir in die Sacristei und verlangten zu beichten. Beide sind sie im Glauben beharrlich geblieben und sind jetzt Christen von auferbaulichem Beispiel, dieß war der erste Gewinn und das Vorspiel zu den unzähligen und wunderbaren Gnadenerweisungen, welche die göttliche Barmherzigkeit uns vorbehalten hatte."

„Während des ganzen Tages schwankte ich zwischen Furcht und Unruhe und einigen Strahlen von Hoffnung; ich rechnete, daß, nach der Zahl der Gläubigen beim Hochamte, kaum mehr als sechzig bis siebenzig am Abende erscheinen würden, und siehe da! um 7 Uhr fand ich in der Kirche eine Versammlung von 4 bis 500 Personen. Niemals außer an den hohen Festen von Weihnachten und Ostern, hatte ich hier in der Kirche so viel Leute gesehen, und namentlich nicht so viele Männer. Wer hatte sie hineingeführt? Die Mehrzahl wußte nicht einmal, was vorging, sondern nur der Umstand, daß sie die Kirche zu so ungewöhnlich später Zeit offen sahen, hatte sie veranlaßt hineinzugehen."

„Der Vesper der heil. Jungfrau wurde zwar mit Ruhe, aber auch mit Gleichgültigkeit beigewohnt, man wußte nicht, warum man da war. Es folgte dann eine Erklärung der Absicht und des Zweckes der Zusammenkunft, welche mit Aufmerksamkeit und Sammlung angehört wurde; der Eindruck, den diese gemacht hatte, gab sich sogleich kund, denn diese Menge von Gläubigen, welche an der Vesper kaum Antheil zu nehmen schien, sprach mit Gefühl und herzlicher Andacht die Gebete vor dem Segen; die Inbrunst verdoppelte sich während der Litanei bei der Anrufung Refugium peccatorum, welche von freien Stücken dreimal wiederholt wurde, so wie bei dem Parce Domine. Ich lag auf den Knieen vor dem allerheiligsten Sakrament; bei diesem Ausrufe der Reue und der Liebe hüpfte mein Herz vor Freude und ich erhob mein Auge voll Thränen zu dem Bildnisse Mariens, und ich wagte ihr zu sagen: „„O meine liebe Mutter! Du hörst den Ruf der Liebe und des Vertrauens; Du wirst sie retten diese armen Sünder, die Dich ihre Zuflucht nennen. O Maria! nimm an dieses fromme Verbündniß; gieb mir davon ein Zeichen durch die Bekehrung des N....; morgen will ich in Deinem Namen zu ihm gehen."" N. war ein alter und der letzte der Minister Ludwigs XVI., er hing der Secte der sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhun-

derts an, und hatte sich seit seiner Jugend nicht im Mindesten um die Religion gekümmert. Ueber 80 Jahre alt, blind und krank seit mehrern Monaten, hatten doch seine geistigen Kräfte keine Abnahme gelitten. Er war ein sehr gründlich gebildeter Jurist, und zugleich der Rathgeber einer Menge von Familien, deren Angelegenheiten er verwaltete. Zehnmal hatte ich mich als sein Pfarrer an seiner Thür eingefunden, aber eben so oft war ich abgewiesen worden, am 12. Debr. stellte ich mich von neuem bei ihm ein; man will mich abermals zurückweisen, ich beharrte aber darauf und wurde hineingeführt. Nach einigen Augenblicken, welche zum Wechseln einiger höflichen Worte dienten, sagte der Kranke ohne weitern Umschweif zu mir; „„„Herr Pfarrer, haben Sie die Güte mir den heiligen Segen zu geben.““‟ Nachdem dieß geschehen war, fügte er hinzu: „„„O was hat mir Ihr Besuch wohl gethan; zwar kann ich Sie nicht sehen, aber ich fühle Ihre Gegenwart; seit Sie bei mir sind, habe ich einen Frieden, eine Ruhe, eine bisher nie gekannte innere Freude.““‟ Für diese Seele, in welcher die Gnade so sichtbar wirkte, war es nicht mehr schwer das Wort des Heils zu vernehmen, und der Pfarrer verließ den Kranken nicht, bis daß er seine Beicht abgelegt hatte. Gott hat diese Seele mit überschwenglicher Gnade beschenkt und sie hat davon einen heiligen Gebrauch gemacht. Das Leben des Kranken wurde noch bis zum 10. April 1837 verlängert, und jeder Tag, der kam, war dem Glauben, dem innigen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, der Reue, der Liebe zu Gott und der Ergebung in Seinen heiligen Willen gewidmet.“ —

„Ein so schlagender Beweis des Schutzes Mariens verscheuchte alle meine Furcht und Besorgniß; ich ward erfüllt von dem innigsten Vertrauen, daß unser Unternehmen Gott wohlgefällig sey, und daß Seine unendliche Güte sich würdigte, dasselbe zu segnen. Ich sehnte mich nach dem 22. Januar, als dem Tage, für welchen der Herr Erzbischof die Publication der Statuten und den Beginn der Einschreibung zur Bruderschaft erlaubt hatte. Diejenigen frommen Personen, welchen ich meine Hoffnungen mittheilte, wollten dieselbe nicht hegen; sie waren wohl der Ansicht, daß einige glaubenseifrige Leute sich anschließen würden, meinten aber, daß höchstens hundert sich als Mitglieder würden einschreiben lassen, und selbst ich, der ich meine Hoffnungen hoch genug spannte, glaubte doch, daß jene Zahl nicht bedeutend überschritten würde. Und siehe da! zehn Tage nach Eröffnung des Registers waren bereits 240 Mitglieder, meistens Einwohner meiner Pfarrei, eingeschrieben.“

Kaum hatte die Bruderschaft sich gebildet, kaum hatten ihre frommen Uebungen begonnen, so zeigte sich auch alsbald eine Veränderung

in dem sittlichen Zustande der Pfarrei; die Kirche wurde immer mehr besucht, den Messen und andern gottesdienstlichen Handlungen beigewohnt, und so gab denn auch die österliche Zeit wegen der Menge, die zum Tische des Herrn ging, dießmal dem Hirten der Gemeinde einen um so größern Trost. Die Zahl der Communionen seit 1837 steht in keinem Verhältnisse zu dem der frühern Jahre; die von 1835 belief sich auf 720; dagegen die von 1837 auf 9950. Von Zeit zu Zeit nahm ich die Fürbitte der Genossen für einzelne mir bekannte, in schwerer Sündhaftigkeit lebende Personen und für gefährliche Kranke in Anspruch. Die Gläubigen beobachteten diesen Gebrauch und ihre christliche Liebe gab mir jeden Sonntag Gelegenheit dieselbe auszuüben, Gott hat den Glauben und diese Liebe der frommen Sachwalter der Sünde belohnt, denn unzählige Mal ist die Gnade der Bekehrung auf das Gebeth der Mitglieder gewährt worden.“ Von nun an folgte eine wunderbare Bekehrung auf die andere; es würde zu weit führen die einzelnen Erzählungen derselben hier mitzutheilen, weßhalb ich auf das Manual selbst verweise. Denn da die Bruderschaft sich schon bis in andere Welttheile verbreitet hat; so steht zu erwarten, daß sie auch in Deutschland Eingang haben wird. Zunächst fand sie natürlich in der Umgegend von Paris eine Menge von Genossen, so daß der Vorstand sich mit der Bitte an den heil. Vater wendete, derselbe möchte ihre Statuten bestätigen und sie zu einer Archiconfrérie für Frankreich erheben. Allein der Papst hat mehr als dieß gethan; in dem apostolischen Breve vom 24. April 1838 wird die Genossenschaft nicht nur für ganz Frankreich, sondern für die ganze katholische Welt zu einer Archisodalität erhoben, und mit reichlichen Abläßen versehen. Seitdem hat sie nun auch die größten Fortschritte gemacht, und ihre Wirksamkeit ist so groß, daß sie von Niemand verkannt werden kann.

Doch auch noch von einigen andern Genossenschaften der Art möge ein Wort gesagt seyn; unter diesen zeichnet sich besonders die Bruderschaft vom heil. Vincenz von Paula aus, deren Mitglieder jedwedes Werk der christlichen Liebe, wo sich ihnen dazu Gelegenheit bietet, auszuüben übernommen haben; sie sorgen daher vorzüglich für Arme und Kranke, und sind unermüdet in der Erfüllung ihrer Obliegenheit. Eine andere ist die Société charitable de Saint-François-Régis de Paris pour le ménage civil et religieux des pauvres, qui vivent dans le désordre. Ihren Zweck giebt der Name an; sie findet ein weites Feld für ihr Thätigkeit, da eine große Zahl von Personen, die mit einander im Concubinate leben, nie daran denken das Sacrament der Ehe zu empfangen, noch ihre Kinder taufen zu lassen, wie dieß namentlich in

der Pfarrei St Medard der Fall seyn soll. Daher beläuft sich die Zahl der bei der Genossenschaft im Jahre 1839 angemeldeten, in Ehen zu verwandelnden Verbindungen für jene Pfarrei allein auf 100, und die der wirklich justificirten auf 56, im Ganzen stellt sich für das angegebene Jahr das Resultat wie folgt:

1. Parochien von Paris:
847 Ehen angemeldet, 589 abgeschlossen, 497 Kinder legitimirt;
2. Parochien des Weichbildes von Paris:
81 Ehen angemeldet, 47 abgeschlossen, 38 Kinder legitimirt;
3. Parochien des Departements:
4 Ehen angemeldet, 5 abgeschlossen, 11 Kinder legitimirt.

932 641 546

Die Genossenschaft hat sich im Jahre 1826 gebildet und seitdem 6715 Ehen der Art bewerkstelligt, und auf diese Weise sich bemüht 13430 Menschen wiederum zur Religion und Sitte zurückzuführen. Ihr Patron ist der heil. Franz Regis, ein Jesuit, der gleich dem heil. Stanislaus Kostka und dem heil. Aloysius Gonzaga in früher Jugend gestorben ist. —

Nimmt man dazu, mit welcher Andacht hier der Gottesdienst zu allen Tageszeiten besucht wird, wie die Kirchen namentlich jetzt während der Fasten angefüllt sind, so würde man Unrecht thun, wenn man nicht anerkennen wollte, daß in Paris seit einiger Zeit sich Vieles zum Bessern gewendet hat. Wer davon sich lebhaft überzeugen will, der muß an einem Fastensonntage in die Kirche Notre Dame gehen, und hier den Vorträgen des Abbé Ravignan beiwohnen. Dieser, Oberer des Hauses der Jesuiten zu Bordeaux, kommt seit vier Jahren für die Fastenzeit nach Paris, um jene Kanzelvorträge zu halten. Was sieht man aber in der Kirche? Nicht den devotus femineus sexus, sondern das große Gotteshaus ist gefüllt von jungen Männern, und zwar Republicanern, welche mit Andacht den Worten des heiligen Geistes lauschen, der durch die Zunge des Priesters zu ihnen redet; man rechnet, daß an jedem Sonntage ungefähr 5000 diesen Predigten beiwohnen. Was man aber fast ganz in den hiesigen Kirchen vermißt, das ist das eigentliche Volk, die niedern Klassen, man sieht beinahe immer nur wohlgekleidete Leute. Das aber ist ein großes Unglück, jene Klassen haben ihre Ohren fast ganz dem Worte Gottes verschlossen, sie werden stets die bereite Masse für jeden Gährungsstoff seyn. Daher bietet sich an den nämlichen Tagen, wo man in den Kirchen Unzählige in Inbrunst beten sehen kann, auswärts der gerade vollständige Gegensatz dar, und so geschieht es, daß der Charfreitag hier einer derjenigen Tage ist, die am meisten der Lustbarkeit gewidmet sind. Zu Zeiten des heil. Ludwig wurde die Wallfahrt nach

Longchamps begründet, das Afterbild desselben besteht noch. Die elysäischen Felder nämlich wimmeln von Wagen und Fußgängern. Der eine präsentirt seine neue Equipage, der andere sein neues Kleid, der dritte, der weder dieß noch jenes kann, amüsirt sich am Schauen und andern Vergnügen, nach Longchamps geht der unermeßliche Zug, aber da ist keine Andacht, kein Gottesdienst, wohl aber sind Theater im Freien aufgeschlagen, während die Glocken der Kirchen verstummt sind, wird hier mit Glocken geläutet, aber nur um zum Schauen und zur Lustbarkeit zu laden. Dieß wilde Getreibe dauert bis spät in die Nacht. — So stehen sich hier die Gegensätze schroff gegenüber. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, es ist dieß einmal die Zeit, wo die Sonderung der Kirche Gottes von der des Antichrist immer deutlicher hervortritt, und daß Paris darin voraneilt, ist leicht begreiflich.

LIV.

Hirtenbrief des Bischofs von Linz.

Unter dem 13. Januar 1840 hat der hochwürdigste Bischof von Linz, Gregorius Thomas, einen Hirtenbrief erlassen, der, hervorgerufen durch die sectiverischen Bestrebungen zu Errichtung sogenannter „evangelischer Gemeinden" nach Weise der Zillerthaler von allgemeinerem Interesse für das katholische Deutschland ist. Es ist die Stimme eines vorsichtig wachenden und liebevoll belehrenden Hirten. Sein Hauptinhalt ist eben die Erklärung dessen, was Evangelium sey; nämlich nicht ein bloßes Buch, sondern „das Wort Gottes, das für und für unveränderliche, ewig bleibende, lebendige, aus einem untrüglichen Munde strömende". Wir empfehlen daher diesen Hirtenbrief um so angelegentlicher unseren Lesern, als wir, durch den Raum beschränkt, gezwungen sind, ihnen hier blos den Gang und die Hauptgedanken dieses katholischen Hirtenbriefs mitzutheilen; sie sind folgende:

„Die Welt ist ein Werk der göttlichen Allmacht. Daran zweifeln, heißt die Vernunft verleugnen. — Die Schöpfung des Menschen hat ihre eigene Bestimmung auf der Erde. Diese ward durch des Menschen Schuld verfehlt, — doch durch den Mittler Jesus Christus wieder gewonnen und erhöht — nach 4000 Jahren. — Jesus, der Sohn Gottes und Davids, mit und durch ihn ist das Evangelium gekommen. — Das ewige Evangelium Jesu Christi einmal ausgesprochen, kann der Zeit nicht unterliegen, darf nimmermehr verstümmelt werden. — Das Evangelium von Christus unzertrennbar, muß dem äußeren wie dem inneren Menschen zugänglich, vernehmbar seyn, bewahrt durch Gottes Obhut. — Nur so lange der Sohn Gottes unter den Menschen wandelte, wollte er sein Reich, seinen Schafstall, seine Kirche, welche ihr Leben und Wesenheit durch sein Evangelium erhalten hat, persönlich regieren. Bei seinem Scheiden bestellte er unter und mit seinem Beistand seine Jünger. Das ist, Christus bestellte ein immerwährendes Apostelamt, ein sichtbares, dem er sein Evangelium, seine Kirche, seine Heerde anvertraut hat, bis an das Ende der Erde. — So blieb durch mehr dann achtzehn Jahrhunderte dieselbe apostolische Hierarchie, eine und dieselbe Lehre, dieselben Sacramente, das Evangelium unzertrennbar von Christus. — Die erste und nothwendigste Frage ist also diese bei Allen, die an Christus zu glauben vorgeben, bin ich der wahren Kirche Christi, habe ich das wahre Evangelium, ist die Bibel, ohne die Kirche Christi das seligmachende Evangelium"?

LV.

Danksagungsschreiben des Wächters des heiligen Grabes in Jerusalem und des Ordensgenerals der Minoriten in Rom an die Herausgeber der histor. pol. Blätter für die erste Sendung der dem heiligen Grabe gewidmeten Spenden aus dem katholischen Deutschland.

Die Leser werden sich der Zuschrift erinnern, welche die Herausgeber bei der ersten Uebersendung an die Hüter des heiligen Grabes nach Jerusalem schrieben (Jahrgang 1840, Bd. V. S. 1). Die Antwortschreiben, die uns darüber zugegangen sind, theilen wir hier mit, das erste von dem Custos der Terra Sancta im Original und in der Uebersetzung, das zweite vom Minister Generalis seines Ordens in Rom in der Uebersetzung; mögen beide durch ihre Dankbarkeit wie durch die fortdauernde Bedrängniß unsere Leser auch zu fortdauernden Beiträgen bewegen. Die Sendungen, die der ersten gefolgt sind, und die ihr noch folgen werden, geschehen nicht auf einmal, sondern in kleineren Beträgen durch die Güte des hochwürdigsten Internuntius am hiesigen Hofe zur Ersparung aller Transportkosten, damit die Väter vom heiligen Grabe die Opferspenden unverkürzt erhalten.

Illustrissimi Domini!

Benevolentia, qua erga Sancta loca certo certius prosequi videntur Dominationes vestrae, me movet et quam maxime urget, ne pro hujusmodi sanctorum locorum subventione et conservatione nulli indulgeam otio; ac praesertim hac opportuna occasione, qua vobis gratias referre debeam de pinguibus eleemosinis, quae ex Bavarica pietate Dominationes vestrae jam transmiserunt Reverendissimo Patri Ministro Generali mei ordinis. Ipse autem Vigilantissimus Pater supradicti mei Seraphici Ordinis, cui non sine admirabili Divinae Providentiae dispositione concredita sunt haec Terrae Sanctae Loca custodienda, spem certam facit, quod ex pietate fidelium in florido Bavariae Regno degentium jam apertae sunt collectae, quae

in Lusitania et Hispania clausae videntur septem abhinc annis.

Quale Gaudium, et consolationem afferre potuerit hujusmodi spes, et certitudo, cognoscere vos potestis ex receptione epistolae vestrae, quam die Nativitatis Domini anni transacti mihi scripsistis. Ipsa etenim epistola affirmat, vos transmisisse supra laudato Rmo. Pri. Ministro Generali duo millia septingentos florenos pro Sanctissimorum locorum conservatione ex septem millibus quadringentis florenis in omnibus fere partibus Germaniae collectis.

Hodie in Sanctissimo Sepulchro Domini Nostri Jesu Christi offertur sacrosanctum incruentum Sacrificium Missae secundum intentionem illarum duarum Mulierum, quae in Austria Superiori maxima, et insigni pietate vobis amplam dederunt stipem. Sed ut pio huic desiderio respondeam, etiam deinceps in supradicta Basilica Sanctissimi Sepulchri offerendum esse Sacrificium Missae a me, et a Religiosis nostris vobis promitto, sicut meae est curae, et meo incumbit studio, prout in genere a Religiosis nostris offertur Missae Sacrificium, et preces pro Benefactoribus Terrae Sanctae, et quidem quotidie, sicut in particulari orationes effundimus Deo Altissimo pro diutina incolumitate Bavariae Regis, et pro Serenissimis Regis Sororibus, quae splendida vobis transmiserunt dona.

Nunc autem, ut aliquam notitiam nostrarum necessitatum vobis tradam, paucis verbis expono, quod jam notum esse omnibus compertum est. Etenim perturbatis Regnis Lusitaniae, Hispaniae et Americae, aliisque quorum magni cura erat liberalitate sua Terrae Sanctae Loca conservare, cessarunt consuetae eleemosinarum collectae. Certum est, nos a Turcis non esse obstrinctos solutioni antiquarum avaniarum, et violentarum exactionum, sed quod prius per vim, nunc pro bono pacis debemus solvere, ne Turcae ipsi impediant nobis, quin Deo praestemus honorem, et gloriam in Ecclesiis et Sanctuariis.

Ad impediendas usurpationes Sanctuariorum, et quotidianas innovationes, quae ab Haereticis et Schismaticis fieri solent, non sufficit pecunia illa, quae pro sublevandis indigentiis nostrorum catholicorum debemus quolibet anno solvere, ne fame pereant.

Vobis scire sufficiat, quod anno praeterito solvimus summam piastrarum 59,880 pro pauperibus nostris Catholicis in Judea commorantibus, et non minorem quantitatem praeteritis annis. Igitur quid mirum, si ob inopiam et defectum eleemosinarum, cogimur relinquere haec Sancta adorabilia Loca? Quare cum lacrymis ob oculos pietatem vestram imploro, ut haec omnia, et singula omnibus Christi fidelibus nota faciatis, ut deinceps auxilia, et necessaria subsidia eidem Terrae Sanctae mittere dignentur.

Interim preces ad Deum effundo una cum meis Religiosis, ut vobis, et familiis vestris incolumitatem, et largam benedictionem tribuere dignetur.

Valete, et erga Terram Sanctam studiosi persistite.

Dabam Jerusalem die 24. Martii 1840.

Illustrissimis Dominis Georgio Phillips, et Guidoni Görres etc. Monaci in Bavaria.

Adjectissimus et Humillimus in Domino Fr. Perpetuus a Solerio Episcopus Fesseitensis Vicarius ac Delegatus Apostolicus Aegypti et Arabiae ac Custos Terrae Sanctae.

Uebersetzung.

Geehrteste Herrn!

Das Wohlwollen, wovon Ihr, meine Herrn, gegen die heiligen Stätten beseelt scheint, treibt und drängt mich aufs Aeußerste; keine Ruhe darf ich mir daher der Unterstützung und Erhaltung jener heiligen Stätten wegen gönnen, und das ganz vorzüglich bei dieser günstigen Gelegenheit, wo mir obliegt, Euch meinen Dank für die milden Spenden bayerischer Frömmigkeit abzustatten, die Ihr, meine Herrn, bereits dem hochwürdigsten Pater Minister Generalis meines Ordens übersandt habt. Dieser wachsamste Vater meines genannten seraphischen

Ordens, dessen Huth nicht ohne wunderbare Fügung göttlicher Vorsicht diese Stätten des gelobten Landes anvertraut sind, giebt mir aber die bestimmte Versicherung, daß die Mildherzigkeit der Gläubigen in dem blühenden Königreiche Bayern bereits jene Sammlungen eröffnet habe, die in Portugal und Spanien seit sieben Jahren geschlossen scheinen.

Welche Freude und welchen Trost mir eine derartige Hoffnung und Gewißheit bringen mußte, könnt Ihr aus dem Empfange Eures Briefes schließen, den Ihr mir am Geburtstage unsers Herrn im verflossenen Jahre schriebet. Dieses Schreiben nämlich bestätigte mir, daß Ihr dem obgenannten Pater Minister Generalis zweitausend siebenhundert Gulden, zur Erhaltung der heiligen Stätten, von einer fast in allen Theilen Deutschlands gesammelten Summe von siebentausend vierhundert Gulden übersandt habt.

Heute wird auf dem heiligsten Grabe unsers Herrn Jesu Christi das hochheilige unblutige Opfer der Messe nach der Meinung jener beiden Frauen in Oberösterreich dargebracht, die mit der größten frommen Mildherzigkeit einen reichlichen Beitrag gegeben haben. Um diesem frommen Verlangen jedoch Genüge zu leisten, verspreche ich Euch, daß auch nachher und zwar täglich das Opfer der Messe und Gebete für die Wohlthäter des heiligen Landes in der Kirche des heiligen Grabes von mir und den Religiosen meines Ordens gemäß der mir obliegenden Sorge und Berufspflicht sollen dargebracht werden, wie von unsern Religiosen im Allgemeinen und zwar täglich das heilige Meßopfer und Gebete für die Wohlthäter des heiligen Landes dargebracht werden, wie wir insbesondere Gebete zu Gott dem Höchsten schicken für das immerwährende Wohlergehen des Königs von Bayern und für seine erlauchtesten Schwestern, die Euch so glänzende Spenden übermacht haben.

Um Euch nun aber einen kurzen Begriff von unsern Bedrängnissen zu geben, will ich Euch mit wenig Worten auseinandersetzen, was gewiß schon Allen hinlänglich bekannt ist. Seit den Umwälzungen in den Königreichen Portugal, Spanien und in Amerika und in andern Ländern, die es sich sehr angelegen seyn ließen, durch ihre Freigebigkeit die Stätten des heiligen Landes zu erhalten, haben die gewohnten Almosen-Sammlungen aufgehört. Wahr ist es; wir werden nicht mehr von den Türken zur Zahlung der alten Schatzungen und gewaltsamen Erpressungen gezwungen; aber was wir früher der Gewalt wegen, das müssen wir jetzt um des guten Friedens willen zahlen, damit uns die Türken nicht hindern, Gott in den Kirchen und heiligen Stätten zu ehren und zu verherrlichen.

Die Häretiker und Schismatiker*) suchen die heiligen Stätten an sich zu reißen, täglich erlauben sie sich Neuerungen, und um beiden zu begegnen, reicht das Geld nicht hin, welches wir alljährlich zur Erleichterung der Noth unserer Katholiken, damit sie nicht Hungers sterben, zahlen müssen.

Es genüge Euch zu wissen, daß wir im verwichenen Jahre die Summe von 59,880 Piaster**) an unsere katholischen Armen in Judäa und keinen geringeren Betrag in den vorhergehenden Jahren verausgabt haben. Ist es daher zu verwundern, wenn wir aus Hilflosigkeit und Mangel an Almosen gezwungen werden, diese heiligen, verehrungswürdige Stätten zu verlassen! Daher flehe ich Eure fromme Milde mit weinenden Augen an, daß Ihr dieses Alles, sammt und sonders, allen Christgläubigen kund machet***), auf daß sie dem heiligen Lande Hülfe und die nöthige Unterstützung senden mögen.

Mittlerweile schicke ich mit meinen Religiosen zu Gott mein Gebet, daß er Euch und Eueren Familien Wohlergehen und reichlichen Segen gnädig verleihen wolle.

Lebt wohl und verharret in Eurem Eifer für das heilige Land.

Gegeben zu Jerusalem am 24. März 1840.

An die geehrten Herrn Georg Phillips und Guido Görres zu München in Bayern.

Euer ergebenster und demüthigster Diener im Herrn Fr. Perpetuus a Solerio Bischof von Fetz, Vicarius und apostolischer Legat von Aegypten und Arabien und Wächter des gelobten Landes.

Folgt die Uebersetzung des lateinischen Schreibens des P. Minister Generalis der Minoriten im Auszuge.

Hochgeschätzteste Herren!

Es ist schwer zu sagen, wie sehr mein Gemüth von dem friedlichen liebreichen Kreuzzug (crociata) gerührt und erbaut wurde, zu dem Sie die Gläubigen eben so freiwillig als herzlich zum Besten der P. P.

*) Hiemit sind ohne Zweifel die fortdauernden Anmaßungen gemeint, welche sich die Griechen unter russischem Schutze bekanntlich in Jerusalem erlauben.

**) Sind hiemit die gewöhnlichen türkischen Piaster nach dem Cours von Constantinopel gemeint, so sind es gegen 6000 fl.

***) Wir werden daher hoffentlich darin keine Fehlbitte thun, wenn wir die Herausgeber christlicher Zeitungen und Zeitschriften ersuchen, die obigen beiden Schreiben ihren Lesern mitzutheilen.

Franziskaner, der so gar armen Väter des heiligen Grabes unsers Herrn Jesu Christi, aufgefordert haben. Ihre Zuschrift, meine Herren, vom 25. Dezember des vergangenen Jahres 1839, auf die ich am 16. des laufenden 1840 geantwortet, bleibt hier in dem allgemeinen Archive aufgehoben, und sie wird es noch länger bleiben, künftigen Zeiten ein Zeugniß der frommen bayerischen Mildthätigkeit (Bavaricae pietatis), die sich ganz besonders in diesen Tagen für die Mission an den heiligen Stätten so überaus wohlthätig erwiesen hat. Nachdem nämlich die Bedürfnisse jener heiligen Huth sich so sehr gesteigert haben (denn der ganze Orient ist nun dem Occident völlig geöffnet), während dagegen leider hier und da durch der Zeiten Ungunst nicht wenige und unbedeutende Quellen der Mildthätigkeit, die sonst alljährlich flossen, versiecht sind, eröffnet sich nun von selbst eine solche in Bayern, und mit Gottes Hülfe vielleicht in ganz Deutschland, die durch Reichhaltigkeit und edle Freigebigkeit (copia et generositate) die versiechten alle zu ersetzen verspricht. O wunderbarer, so möchte ich hier ausrufen, ja wunderbarer Gott, der du reich bist an Barmherzigkeit gegen deine Söhne, o du barmherzigkeitreicher Gott! Nie wird es geschehen, daß durch den Wechsel der Zeiten das Grab deines Sohnes minder glorreich sey, da geschrieben steht: „Sein Grab wird glorreich seyn."

Dieß ist eine Glorie, die nie von finstern Wolken wird verdunkelt werden, allen Geschlechtern ist dieß Grab ein Zeichen, und was es in sich beschließt, wie viel wäre davon dem Menschengeschlechte zu berichten!

Alles, was des Gedächtniß Würdiges geschieht, das lebt und wird stets in des Menschen Brust leben. Die Denkmäler der Patriarchen des Menschengeschlechts, die Stätten, wo die Stammväter, die Führer, die Fürsten, die Gesetzgeber der Völker alter und neuerer Zeit gewandelt, erlangen eine gemeinsame und große Verehrung, sie werden gleichsam mit religiösem Sinne gefeiert, denn sie sind Sterne der Zeiten, wodurch der alten sich die jüngere Weisheit beigesellt.

Nicht mit Unrecht jedoch, glaube ich, gebührt den Denkmälern Palästinas vor allen der Vorrang; denn staunend finde ich hier vereint die Hoffnungen der Jahrhunderte, die Seufzer der Patriarchen, die gottbegeisterten Orakel der Propheten, und hier strahlt der Weg und das Leben, die günstigen und die unseligen Geschenke und der Tod selbst — welch schreckliches, unvergängliches Schauspiel! — jenes prophetischen Volkes, jenes Priestervolkes, jenes Volkes Gottes, obschon es nun allen Völkern zum Abscheu und zum Fluche geworden. Dort schien überdieß zuerst das Licht himmlischer Offenbarung, dort ist dieser Tag des Herrn aufgegangen, den uns die Sonne der Gerechtigkeit gebracht, und der keinen Untergang

erfahren wird. O glückselige Erde! Wer wird auch heute noch am Ufer des Jordans sitzend nicht wie ein Echo der Jahrhunderte die Stimme des Rufenden in der Wüste vernehmen: bereitet den Weg des Herrn! Wer, dessen Füße den benedeiten Boden Nazarets betreten, wird nicht mit freudezitterndem Herzen jenen Gnadengruß der Jungfrau Maria hören: siehe ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Willen. Der Sinai, der Tabor, der Berg Karmel, der Libanon, Gethsemane, die Straßen Jerusalems, auch jetzt noch von dem Blute des Erlösers befleckt, und der Gipfel von Golgatha wo das glorreiche Banner aufglänzte, und das Grab, jenes neue in den Felsen ausgehauene, sind noch heute wie immer die Sammelstätte der Völker. Wer, der sie besucht, könnte sich der Thränen erwehren? Daher geschah es ohne Zweifel, daß ganze Jahrhunderte hindurch Länder und Völker von einer hochherzigen Bewegung ergriffen wurden, und das ganze Abendland das Morgenland überschwemmte. Ein christliches Reich, dem der Name, aber leider auch das Geschick Jerusalems zu Theil ward, wurde im Schooße des Muhamedanismus in der Absicht aufgerichtet, damit auch die Barbaren vor jener heiligen Erde Scheu trügen, auf welche die Christenheit stets voll Bewunderung und Andacht blickt. Aber schon bei seinem Entstehen haben es die Grausamkeit der Barbaren und die Trägheit der Christen auf beweinenswerthe Weise zu Grunde gerichtet.

Wer aber hat die Reliquien dieses so herrlichen Reiches aufgelesen, und mit hingebender Frömmigkeit den Muhamedanern entzogen? Wer hat mitten in den wechselvollen Geschicken der Waffen, des Schreckens, und der feindlichen Religionen nicht mit Gefahr, sondern mit dem Opfer seines Lebens diesen so großen Schatz der Christenheit erhalten? Kaum war die Genossenschaft der Minoriten der Welt entsprungen, als sie mit ihrem Beginn schon als Wächter in den heiligen Stätten erschien; ihr Stammvater von Assisi selbst nahm sich ihren Ruhm zu Herzen, und wies dem Heldenmuthe seiner Söhne, von Geschlecht zu Geschlecht, in diesen Ländern einen festen Standort an.

Sofort empfahl sie schon Gregorius IX. 1230 den Prälaten dieses gelobten Landes, schon um die Mitte von 1300 legten sie dort den Grund zu einer Provinz; durch die Königin Sancia von Sicilien schon erhielten sie zu Jerusalem das heilige Cönaculum auf dem Berge Sion und die immerwährende Huth des großen Grabes unseres Erlösers, mit der Zustimmung und dem Segen Alexanders IV. Anno 1257. Nichtsdestoweniger ereignete sich 1291, da Sultan Melech Seraf wüthete, der für die friedlichen Bewohner nur allzuverderbliche Sieg. Und obschon

sie das Grab und das heilige Cönaculum durch Robert, König von Sicilien, mit der Bestätigung Clemens VI. sich wieder erwarben und die Duldsamkeit des ägyptischen Sultans, die noch überdieß 1363 auf die Empfehlung Johannas, Königin von Neapel, sich mehrte, reichlich begabt wurden, so war dieß Glück doch nur von kurzer Dauer. 1399 drohte der stolze Muhamet III. grausam mit einer schrecklichen Verfolgung, und vollführte sie noch grausamer. Die Wächter wurden zerstreut, das heilige Land verödet, alle die den Namen Christi führten, wurden von dort vertrieben und gepeinigt. Von dem an waren die heiligen Stätten ohne Ehrerweisung, ihre Hüter ohne Sicherheit, indem die schismatischen Griechen, jene stets unversöhnlichsten Feinde der Katholiken, gegen dieselben wütheten. Lange Zeit erging es den Minoriten schlimm, sehr schlimm! auf der einen Seite wurden sie von den muhamedanischen Barbaren verfolgt, auf der anderen von den treulosen Griechen gequält. O der großen Verödung der heiligen Stätten! und ihre Wächter, die im Namen der katholischen Kirche zu ihrer Erhaltung von der göttlichen Vorsehung waren bestellt worden, theilten ihr Loos. Endlich, nachdem die Tugend der Christen und die unbesiegte Standhaftigkeit der Minoriten, wie siebenfach im Feuer gereinigtes Gold erprobt war, erschienen ihnen günstigere Tage mit dem Aufkommen des türkischen Kaisers Achmets III. Indem sich die Politik der hohen ottomanischen Pforte zum Besseren kehrte, erlangten die Christen Frieden, die heiligen Stätten Sicherheit, die Minoriten Schutz. Es wuchsen die Convente, die Hospitien, die Pfarreien, die Bisthümer, und Niemand kann verkennen, daß Palästina nun eine sehr blühende Kirche ist. Aber ein Bedrängniß neuer Art bedrückt auch jetzt die Hüter der heiligen Stätten; indem dort das Volk Gottes wunderbar zugenommen, von Tag zu Tag zunimmt und die Arme dieser wiedererstehenden Kirche sich schon zum oberen und unteren Aegypten ausdehnen; während dagegen im Abendland durch einen furchtbaren Gegensatz bereits mehrere Almosen-Quellen versiecht sind, in Spanien nämlich, in Portugal, in Holland und, was noch wichtiger ist, in Frankreich, das sich so viele Jahrhunderte edelmüthig gegen Palästina gezeigt (Galliae erga Palestinam tot saeculis generosae), daher geschieht es, daß seine Wächter, die Minoriten, während das Geschick den heiligen Stätten so günstig ist, die katholischen Völker ihnen Beifall zurufen, die akatholischen sie bewundern, die Muhamedaner sie beschützen, nichts desto weniger sicherlich dermalen sich in einer kläglicheren Bedrängniß befinden, als in jenen früheren unheilvollen Tagen selbst, obwohl sie nun von den süßen Schmeicheltönen gegenwärtiger Gunst und künftigen Glü-

ckes angelockt werden, und sicher und überall wohl aufgenommen sind. In den schwierigen Verhältnissen, wovon sie bedrängt werden, glauben sie sich der Verlassenheit preisgegeben. Jener religiöse Geist, der den Thaten der Väter nachstrebt, das Erbarmen mit den Leiden der Minoriten hat daher in der Brust von mehreren erlauchten Männern Bayerns großmüthige Gesinnungen erweckt, und ihnen ist der erhabene König und seine Familie, die sich immer um die katholische Kirche so wohl verdient gemacht (ejusque familia de ecclesia Catholica tam bene semper merita), als Führer und Beispiel vorangegangen; nun erübrigt nichts mehr, als was ich nöthig erachte und nun erfülle, daß ich nämlich hiefür meinem Herrn Jesus Christus einen Dankhymnus anstimme, weil er in den Tagen harter Bedrängniß seinem Volke in diesem Lande eine neue Quelle von Wohlthaten eröffnet hat. Lob aber verdienen vor den Menschen, Segen vor Gott und ewige Dankbarkeit von Seiten der Minoriten jene Erlauchten, die so überaus freigebigen Angehörigen Bayerns (Bavariae munificentissimi), wie viele ihrer, seyen es nun edle Frauen oder ausgezeichnete Männer, die entweder durch Schrift oder Wort, alle durch Werke und Mildherzigkeit eifrig bemüht sind, um die schon erwachte fromme Liebe für die heiligen Stätten in dem Gemüthe jenes Volkes zu nähren und zu mehren, das an Güte, Religion und Tugenden jeder Art, besonders an Freigebigkeit niemalen einem anderen nachgestanden hat (illius gentis, quae comitate, religione, virtutibusque omnigenis, praesertim beneficentia, nulla minor fuit umquam).

Mit diesem Briefe, den ich mir zur Ehre rechne, Euch, meine Herren, als ein Zeugniß der Dankbarkeit, im Namen meines ganzen seraphischen Ordens, für den bewiesenen großen und wahren religiösen Eifer zu übersenden, werdet Ihr auch einen andern erhalten, der den Dank des sehr geehrten und hochwürdigsten Herren Bischofs Perpetuus a Solerio, Wächters des gelobten Landes, an das bayerische Volk enthält. Der wahre und allein wünschenswerthe Lohn jedoch möge Euch, nach meinem Bescheid, von unserm Herrgott von oben verliehen werden, indem er den Thron des erlauchtesten bayerischen Königs stets unerschütterlicher befestiget, des Königs Familie mit jedwedem Troste begabt, sein Volk glückselig macht (beatam reddendo nationem), das gemeinsame, wie das Gut des Einzelnen mehret, alle unter die Flügel seines göttlichen, allmächtigen Schirmes stellend, der die einzige Bürgschaft des Glückes der Völker ist, und den ich und meine demüthigen Söhne von Gott dem Herren erflehen.

In größter und lebendigster Hochschätzung und in herzlichster Liebe, meine Herren, verbleibe ich

Gegeben zu Rom in Ara Coeli am 22. Mai 1840.

Den hochverehrtesten Herren Herren Georg Phillips j. u. Dr. ord. Prof. an der Münchner Universität und Guido Görres, Phil. Dr.

Euer ergebenster Diener in dem Herren Fr. Joseph. M. ab Alexandria, Minister generalis totius ordinis Minorum.

Dieser ersten Sendung, welche die am heiligen Grabe verlassen Trauernden mit einer tröstlichen Hoffnung erfüllte, sind andere Sendungen nachgefolgt, so daß dermalen die Summe aller bereits abgezahlten Gelder 5452 fl. 45 kr. beträgt, wovon dem Pater Minister Generalis in Rom 4850 und 602 fl. 45 kr. dem hiesigen Ordinariate für den königl. Stiftungsfond nach dem Willen der Einsender übergeben wurden, die Quittungen beider Orte liegen uns vor. Da wir über diese, hoffentlich noch lange fortdauernden Nachsendungen auch von Jerusalem aus zu gelegener Zeit eine Rückäußerung erwarten, so werden wir alsdann das Nähere darüber mittheilen.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, unseren Lesern, die den Vätern am heiligen Grabe eine Gabe milder Frömmigkeit reichen wollen, die Anschaffung eines neuerlich in Oesterreich erschienenen Buches zu empfehlen, das den Titel führt: „Erinnerungen aus meiner Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im Jahre 1837, von Dr. Joseph Salzbacher, Domcapitular zu St. Stephan in Wien. 2 Bände. Wien 1840. Zweite unveränderte Auflage. In Commission bei Franz Wimmer". Nicht als ob wir es als ein Meisterwerk classischer Darstellung rühmen wollten, in dem der Leser über viel beschriebene Länder und Dinge gar viel Neues, oder das Alte in einer neuen überraschenden Weise gesagt fände, sondern als die fromme Gabe eines Pilgers, der den Ertrag seines Buches zum Dankgeschenke für die bei den guten Vätern genossene Gastfreundschaft gewidmet hat, und

dabei die ganze Christenheit zum Mitbeitrage und zur Abtragung ihrer eigenen Schuld an das Grab ihres Erlösers einladet.

Was die Darstellungsweise selbst betrifft, so möchten wir im Gegentheile hier eine Bemerkung mittheilen, die uns in Bezug auf so manche neuere Reisebeschreibung und Geschichte nicht ungegründet scheint. Die edle, einfache, herzliche, natürliche Darstellungsweise der ältern Chronisten und Reisebeschreiber ist uns nämlich beinahe ganz abhanden gekommen. Sie beschrieben, was sie mit den Augen eines gesunden, schlichten Verstandes sahen, und was sie mit einem frischen, allen menschlichen Eindrücken offenen Herzen empfanden. Ihre Darstellung ist darum lebendig und oft rührend und im höchsten Grade ergreifend, denn sie ist wahr, es ist die Empfindung selbst, die gleichsam ohne Ueberlegung und Ziererei aus des Herzen Tiefe spricht, und daher auch in das Herz des Hörers einschlägt und in der Erinnerung an Selbstempfundenes die entsprechende Saite erklingen macht. Unsere Zeit hat diese Einfalt in einer künstlichen Bildung verloren. Der kritische, kalt reflectirende Verstand, der nie sein Selbstbewußtseyn verliert, der überall den Effect im voraus berechnet, und selbst im Augenblicke der Begeisterung nach alter Gewohnheit vorsichtig zur Rechten und Linken schaut, der die Worte mit kühler Ueberlegung wie ein karger Wechsler auf der Goldwage die Münzen, ehe er sie ausgiebt, abwägt und erwägt, und daher nie etwas Unbedachtes sagt, der die Perioden künstlich wie eine Spinnmaschine zusammenfügt, der bei Allem, was er hört und sieht, nicht selbst lebendig empfindet, sondern sogleich sich dessen erinnert, was er in hundert Büchern darüber gelesen hat, dieser jüdische Rechenmeister hat in unserer Zeit Herz und Gemüth beinahe gänzlich um das Ihre gebracht.

Was er uns für die alte Wahrhaftigkeit und Einfalt als Ersatz gewährt, ist die moderne, sogenannte geistreiche Manier. Sie beschränkt sich nicht auf die eigenen Empfindun-

gen, die das Gesehene und Erlebte erweckt hat; denn ein Herz an Glaube, Liebe und Hoffnung arm, empfindet ja so wenig, und über den vielen fremden und fremdartigen, ja oft einander widerstreitenden und sich wechselseitig tödtenden Empfindungen, die wir von Kindesbeinen an auswendig lernen, und über die wir so viele Examina bestehen müssen, haben wir kaum Zeit zu eigenen Empfindungen; ja unser Empfindungsvermögen überhaupt ist dadurch abgestumpft, wie auch der, welcher immer nur nachdenkt, was Andere ihm vordenken, sich des Selbstdenkens entwöhnt. Diesen Mangel sucht daher jene geistreiche Manier dadurch zu ersetzen, daß sie über das Erlebte mit gewandtem, in den Literaturen aller Völker und Zeiten gebildetem Verstande raisonnirt, und es mit ihren Reminiscenzen in einer kunstreichen, geschmückten Sprache combinirt, worin die Ausdrücke berechnet sind, wie die Brillanten in dem Stirnbande einer Fürstin. Heutzutage ist diese geistreiche Manier selbst sehr beschränkten, geistesarmen Köpfen leichter möglich, als man es glauben sollte; unsere Sprache selbst ist durch die zahllosen Scribenten, die jeden Gegenstand der Wissenschaft und Kunst schon nach allen Seiten hin besprochen und widersprochen haben, zu einem Conversationslexicon oder einem Gradus ad Parnassum geworden, worin jeder über jeden beliebigen Gegenstand die Phrasen, wie die Strophen eines Gedichtes, fertig gemessen und gereimt findet, und es also nur eines glücklichen Gedächtnisses und einer gewissen Fingerfertigkeit bedarf, um durch eine neue, wohlberechnete Anordnung einen unerwarteten, überraschenden Effect hervorzubringen. Am schlimmsten dagegen kommen hier, wie meist überall, die hinweg, welche sich zwischen zwei Stühle setzen. Wir meinen hiemit jene Schriftsteller, die sich der alten, ehrlichen Einfalt, der treuherzigen, schmucklosen Schlichtheit, wie sie uns bei den älteren Chronisten oder einem Pater Martin von Kochem ansprechen, schämen, und die doch keine Gelegenheit oder kein Geschick hatten, jene Gewandtheit des Geistes und jene Behendigkeit einer wortreichen, in allen

Künsten des Ausdruckes geübten Zunge zu erwerben. Sie geben ihr schlichtes, gutes Kleid dahin, ohne mehr als einen ärmlichen Fetzen von dem falschen Flitterstaate zu erhaschen, und stehen daher in erbarmungswürdiger Blöße da; sie gleichen einem ehrsamen, wohlhabenden, unter den Seinen geachteten Bürger, der sich von der Eitelkeit verleiten läßt, in eine Gesellschaft sich einzumischen, deren Etikette und Sprache er nicht kennt, und worin er unbehülflich und linkisch erscheint.

Zu leugnen ist es wohl nicht, daß wir Bildern dieser Art in der Literatur des südlichen, und namentlich unseres katholischen Deutschlands leider nur zu oft begegnen, und daß wir uns dadurch in einem empfindlichen Nachtheile dem nördlichen, protestantischen gegenüber befinden. Wie viele gibt es nicht bei uns, die gar zu gern eine andere Sprache sprechen möchten, als die, welche sie an der Brust und aus dem Munde ihrer Mutter gelernt; die es in leichten Sprüngen, in gekräuselten Floskeln ihren norddeutschen Brüdern gleich thun möchten, statt sich schlicht so zu geben, wie sie sind; es geht ihnen aber dabei, wie einem ungeübten Steurer auf unruhiger See: ihr Schifflein fährt unsicher auf und ab; in ihrer haltungslosen Darstellung hüpfen sie bald wie die Gazellen, bald bewegen sie sich schwerfällig wie Elephanten; jetzt bringen sie einen Ton so absonderlich heraus, als wollten sie den Schlag von Bulbul, der orientalischen Nachtigall, nachahmen, und gleich darauf folgt eine ganze Reihe sehr bekannter Töne, wie sie dem gemeinen deutschen Haussperling eigen sind, das heißt, an eine Redensart, die dem nachlässigsten, alltäglichen Gebrauche entlehnt ist, schließt sich eine andere in den pretiösesten Ausdrücken an, deren ungeschickter Gebrauch aber schreiendes Zeugniß ablegt, daß sie sich dermalen nicht in den Händen oder im Munde ihres rechtmäßigen Eigenthümers befinden. Was sie sagen könnten, ihres Herzens Emfindung, das sagen sie nicht, weil sie es für zu gewöhnlich und gemein ansehen, dagegen aber glauben sie von dem sprechen zu müssen, was sie nicht verstehen, und in einem Style, dessen sie gleichfalls nicht Mei-

ster sind, so daß ihr Werk am Ende mehr einer bunten Musterkarte, als einem lebendigen Ganzen ähnlich sieht. Da kömmt nun so ein norddeutscher Critikus mit der bleichen, gravitätischen, abstudirten, tristen Miene daher, und er, dem alle diese Künste schon mit dem Kinderbrei, noch ehe er sprechen konnte, in den Mund gestrichen wurden, corrigirt triumphirend mit erbarmungsloser Magisterstrenge dem armen katholischen Autor, dem er vielleicht nicht werth ist, die Schuhriemen zu lösen, gleich einem Schüler das Pensum, — und das mit Recht, warum ließ er sich von der Eitelkeit verleiten, in ein fremdes Handwerk zu pfuschen.

Wenn aber irgendwo Einfalt, evangelische Einfalt der Darstellung angemessen und nothwendig ist, so ist dieß gewiß bei einer Pilgerfahrt nach jenen heiligen Stätten, die die Eitelkeit jeden falschen Schmuckes verdammen, und wo Gott selbst in Knechtesgestalt mit der blutigen Dornenkrone die Armuth verherrlichte. Wer aber von den Neueren besitzt diese heilige Einfalt und Wahrhaftigkeit, der würdig darüber geschrieben hätte. Scheint es ja sogar einigen, vielleicht Allzustrengen, als ob selbst das Buch von Geramb, so viel Schönes und Belehrendes es auch sonst enthält, doch nicht von allem schimmernden Beiwerk ganz frei sey, und zeige, daß dem Menschen die äußere Trappisten-Abstinenz viel leichter sey, als die innere geistige.

Doch kehren wir von dieser Betrachtung über die Darstellungsweise der Neueren zur Sache selbst zurück. Was hier die Beweggründe der obenerwähnten Pilgerreise Salzbachers, und was den Zweck ihrer Beschreibung betrifft, so finden wir beide gleich lobenswerth. In der heiligen Opferstadt wollte er Gott in demüthigem Gebete sein Dankopfer darbringen für die Gnade, die er ihm im Laufe von fünfundzwanzig zurückgelegten Priesterjahren gespendet. Und als er unter Gottes Beistand dieß glücklich vollbracht und in die liebe Heimath wohlbehalten zurückgekehrt war, da war es die Bedrängniß der Väter vom Orden des heil. Franziscus, der treuen Wächter jener

heiligen Stätten, von denen er gastlich war aufgenommen worden, und deren Noth und traurige Verlassenheit er selbst mit eigenen Augen gesehen, welche ihn bewog, das öffentliche Mitleid für sie zu erwecken, und zu ihrem Besten diese Erinnerungsblätter bekannt zu machen. Er hat diesen seinen wohlthätigen Zweck auch bereits in solchem Maaße erreicht, daß sich aus dem Absatze der ersten Auflage, zu 1500 Exemplaren, bis Ende Januar 1840 schon ein Reinertrag von 10,248 fl. C. M. und 68 Dukaten ergeben hatte. Die Namen der dießfälligen Abnehmer und besonderen Wohlthäter aus den verschiedenen Provinzen und Diöcesen der österreichischen Monarchie sammt ihren Beiträgen, so wie die in Bezug auf dieß Almosen aus Palästina bereits erschienenen Briefe sind in der neuen theologischen Zeitschrift von J. Pletz, XII. u. XIII. Jahrgang, verzeichnet.

Bei einem so gesegneten Erfolg, der auch der pietas Austriaca allerdings zur Ehre gereicht, kann sich der Verfasser leicht trösten, wenn ihm der oben erwähnte, sehr gelehrte norddeutsche Critikus in Bezug auf die Darstellung bemerkte, daß er in einem Style, der nicht immer der einfachste sey, mit Befremden von Kirchen gelesen habe, die al Fresco gemalen seyen; ferner von Gässen und Hammeln, und rasselnden Ankern, von einer Phaakenstadt, einem Odisseus, einer Odissee und Accademien; daß er zweitens die Darstellung zu kurz und doch manchmal zu weitläufig gefunden, indem sie das Nothwendige, das Charakteristische ausläßt und Ueberflüssiges berichtet, und dergleichen Steine des Anstoßes mehr, die, um mit dem Schwaben zu reden, wenn sie gerade keine Sünde sind, schön aber doch gewiß auch nicht sind, und also in einer folgenden, nicht unveränderten Auflage ohne großen Schaden wegbleiben dürften. Was dagegen das eigenthümliche Verdienst des Verfassers ist, was seine Erinnerungen wirklich Neues enthalten, das sind die hier und da, wenn auch leider nur zu dürftig, eingestreuten Nachrichten

über den Zustand der Katholiken, und namentlich ihre gottesdienstliche Feier an den von ihm besuchten Orten.

Da er nämlich seine Pilgerreise als katholischer Priester machte, und seinem Berufe getreu überall, wo es ihm möglich war, celebrirte, und mit den katholischen Priestern in Verbindung trat, so hatte er eine günstigere Gelegenheit zu beobachten, als mancher andere Reisende.

Passender Weise wollte der Verfasser die Wallfahrt nach dem Grabe Christi mit dem Besuche der Stadt seines irdischen Statthalters, mit Rom, der Metropolis der Christenheit, beginnen. Er wollte, wie es schon von Karl dem Großen, dessen Statue in dem Portale der Peterskirche neben Kaiser Constantin steht, heißt, ad limina Sanctorum Petri et Pauli, um den Segen bitten. Auf der Hinreise feierte er in der Santa Casa von Loretto, die die Aufschrift führt: „orbis terrarum nil sanctius habet", das heilige Messopfer. Am Sonnabend vor Palmsonntag, 18. März 1837, fuhr er durch das Thor der ewigen Stadt, das bei S. Maria del popolo den Fremden mit der Inschrift willkommen heißt: „Salus intrantibus". Er besuchte dort die Peterskirche und jene Stelle, wo über dem Grabe St. Peters auf der metallenen Platte die Pallien der Erzbischöfe der katholischen Welt eingesegnet werden. Hier sah er den Triumphbogen des Titus mit den Trophäen Jerusalems, der gefallenen Stadt des alten Bundes, das Denkmal jener stolzen Imperatoren, die in der künftigen Metropolis des neuen die heiligen Schriften des alten Bundes zur Siegesfeier mit den Geräthen seines zerstörten Tempels und seiner gefangenen Priester im Triumphzuge umherführten. Hier sah er den alten ägyptischen Obelisken mit der Aufschrift crux triumphat, hier das Coloseum, an dem 12.000 gefangene Juden gebaut, und 14 seiner Nischen, in welchen einst die reißenden Thiere aufbewahrt wurden, denen christliche Märtyrer preisgegeben wurden, in christliche Kapellen umgewandelt; hier sah er endlich das Pantheon, wo der alte, stolze, capitolinische Jupiter, jener kriegerische, blutige Geist der Welt-

eroberung alle Götter der unterjochten Völker als Unterworfene seiner Verherrlichung um sich versammelt hatte, in die Kirche aller Heiligen und Märtyrer des Einen Gottes des Friedens und der Liebe umgewandelt. Den Feierlichkeiten der heiligen Woche, den Lamentationen, dem Miserere wohnte der Pilger in der Sixtina bei, am Gründonnerstag kniete er mit dem Volke von St. Peter, und empfing den feierlichen Segen des heiligen Vaters, dann war er Zeuge der Fußwaschung; am Charfreitag trauerte er mit den Klagetönen der Agonien und Oratorien, am Charsamstage war er bei der Taufe einer Muhamedanerin mit dem neugeweihten Taufwasser, und hörte das große, freudige Gloria in excelsis zur Feier der Auferstehung unter dem Festklange der Glocken von fast vierhundert Kirchen und dem Donner der Kanonen der Engelsburg, endlich sah er die Girandola ihr flüchtiges, magisches Zauberlicht am Osterfeste über das nächtliche Rom ausgießen. Auch einer andern seltenen Feier, die nur im siebenten Jahre des Pontificats gefeiert wird, der Einweihung der Agnus Dei, wohnte er bei und gewann die Indulgenzen durch den andächtigen Besuch der sieben Patriarchalkirchen Roms, der mit der Basilika von S. Giovanni in Laterano, als der ecclesia urbis et orbis, der mater et caput omnium ecclesiarum, wie sie sich nennt, beginnt. Endlich empfing der Pilger am Osterdienstage in einer besondern Audienz von Gregor XVI., nachdem er dem Vater der Gläubigen, durch den Fußkuß seine Ehrfurcht bezeugt, die apostolische Benediction zu seiner Pilgerfahrt. Auf Ara Coeli, in demselben Kloster, woraus das obige Schreiben datirt ist, erhielt er von dem Generalvicar des Franziscanerordens ein empfehlendes Rundschreiben an sämmtliche Klöster des heiligen Landes; mit einem andern ähnlichen Schreiben versah ihn die Propaganda an den Custos des heiligen Grabes. Rom bewies sich ihm auch so als wahrer Mittelpunkt der katholischen Christenheit; denn er konnte mit Zuversicht hoffen, daß auch in weiter Ferne von der Heimath, jenseits des Meeres, am Saume der Wüste, seiner eine

gastliche Zelle harre, wo er als Bruder willkommen geheißen werde.

Am 21. April lichtete sein Schiff zu Ankona die Anker; sie fuhren an den jonischen Inseln vorüber; auch hier, unter englischer Vormundschaft, war er Zeuge der Bedrückungen, welche sich die Intoleranz der Griechen gegen die Katholiken erlaubt. „Die Zahl aller dortigen Katholiken mit Einschluß der wenigen unirten Griechen beläuft sich auf 30,000, die unter dem Erzbischofe von Corfu, einem sehr würdigen und um das Wohl der Seinigen äusserst besorgten Metropoliten, Namens Pietro Antonio Nostrano und dessen Suffraganbischofe auf der Insel Zante stehen. Auf diesen beiden letztgenannten Inseln befinden sich auch drei Franziskanerklöster. In Corfu giebt es zwei katholische Pfarrkirchen, eine derselben ist zugleich Cathedrale des Erzbischofs, der nebenan ein ärmliches Häuschen als Residenz bewohnt. Seine Mensa, so wie das Capitel der sechs Domherrn ist sehr schlecht dotirt. Weit entfernt, daß die Regierung die Katholiken in ihrem Eigenthum schützt, sucht sie diese vielmehr aus demselben zu verdrängen, und bei jeder Gelegenheit ihre Rechte zu schmälern. Eben als ich anwesend war, sah ich eine katholische Marienkirche unter dem Titel, daß sie baufällig sey, und der Platz einer Verschönerung bedürfe, niederreißen, ohne daß dafür irgend eine Entschädigung geleistet, ja diese vielmehr auf das katholischer Seits hierüber gestellte Begehren schlechterdings verweigert wurde. Um alle Collisionen selbst im gesellschaftlichen Leben zu vermeiden, feiern die hiesigen Lateiner aus einem speziellen Indult des heiligen Stuhls Ostern immer zu gleicher Zeit mit den Griechen.“ Es ist dieß wohl der beste Beweis, daß man katholischer Seits der griechischen Halsstarrigkeit, so weit man es nur immer billig verlangen kann, entgegenkömmt. Durch diese Verrückung der Festzeiten geschah es, daß unser Pilgrim in Corfu zum zweitenmale die Passionsmessen las, und die Feierlichkeiten der Charwoche aufs Neue beging. Hierauf ging es nach Zante, „der Blume der Levante“;

in Patras fand er nur 30 Katholiken, die zu ihrer Kirche eine schlechte hölzerne Bretterhütte haben, mit einem Glöcklein auf einem kleinen Gerüste. Der Geistliche, ein italienischer Missionär, wird durch Almosen und Spenden des würdigen Bischofs von Syra unterhalten. Zum Bau einer neuen Kirche sind die Beiträge noch nicht hinreichend, unterdessen las unser Oesterreicher täglich in der Bretterhütte das heilige Meßopfer, und hörte auch die Beichte einiger der daselbst garnisonirten bayerischen Militärs und reichte ihnen die heilige Kommunion.

Zum zweitenmale feierte er Ostern eben daselbst. Diese achttägige Feier war die laute, gellende, orientalische Weise. „Schon am frühesten Morgen wurde unaufhörlich aus Böllern und langen Feuergewehren geschossen; Banden von Musikanten, auf der Violine, der Flöte, der türkischen Guitarre oder dem Tamburin spielend, erfüllten die Gassen und Plätze mit ihren Mißtönen. Inmitten der Straßen sah man beinahe vor jeder Wohnung ein Feuer lodern, bei welchem nach althergebrachter Sitte an hölzernen Spießen ganze Lämmer und Hämmel gebraten wurden, die der Hausvater sodann Mittags bei seinem Familienmahle verzehrte. Abends wurde auf Grasplätzen nach griechischer Weise getanzt und die Gesellschaft von denen, die hier nicht einheimisch waren, erst in später Nacht unter Musik und Gesang, so wie unter Salven ihrer Flinten verlassen". Weiter ging der Weg nach Corinth, dem Sitze der alten Christengemeinde, und dann nach Athen, wo der Genius des Sokrates dunkel eine Weisheit geahndet, die der große Heidenapostel, von dem Lichte der göttlichen Offenbarung begnadigt und des Schauens gewürdigt, als Augenzeuge hier siegreich verkündigte und bezeugte. Gegenwärtig ist die Stadt, „wo es einst mehr Götter als Menschen gab", wie Corfu der Sammelplatz von Emigrirten aus allen Confessionen und Secten, die sich die Preßfreiheit wohl zu Nutze machen wissen. „Vorzüglich gewinnt von Tag zu Tag die Nordamerikanische Missionsgesellschaft immer mehr Einfluß, baut ansehn-

liche Bethhäuser, pallastähnliche Wohngebände für ihre Pastoren, und geräumige Schulen, in denen sie mit Philantropischem Eifer Kindern ohne Unterschied der Religion den Elementar-Unterricht ertheilen". Die Nachrichten über den Zustand der katholischen Kirche in dem jungen Königreiche lauten dagegen keineswegs so befriedigend. Die sämmtlichen Katholiken Griechenlands, in dem Erzbisthum Naxia und den drei Bisthümern Santorin, Tinos und Syra betragen ohngefähr 20,000. In Syra befindet sich ein Hospitium der Jesuiten mit vier Priestern und einem Laienbruder, von ihrem eigentlichen Missionsort, Tinos, durch den Bischof hieher berufen, sind sie mit dem Gottesdienst, der Seelsorge, dem Beichtstuhle nnd Predigtamte in der neugebauten Kirche Della Madonna beschäftigt; sie gewährten dem Pilger freundliche und willige Aufnahme. Mit den 4000 Katholiken dieser Stadt beging er das Frohnleichnamsfest. Wenn die Armuth der katholischen Kirche in Griechenland auch grell gegen jene pallastähnlichen Bauten der amerikanischen Missionäre in Athen absticht, so freut es uns hier dem Verfasser einige Nachrichten über den Bischof von Syra entlehnen zu können, die da zeigen, daß die von zeitlichen Gütern entblößte Kirche doch keineswegs arm an Tugenden ist. Ueberdieß gehört dieser Bischof auch demselben Orden an, dem die Hut des heiligen Grabes in Jerusalem anvertraut ist.

„Der Bischof von Syra, Luigi Maria Blancis, ein höchst ehrwürdiger Greis, aus dem Franziscanerorden, hatte sich durch mehr als 35 Jahre sowohl als Seelsorger der Pestspitäler zu Smyrna und Constantinopel, als auch als Präfekt der Levantinischen Missionen die rühmlichsten Verdienste erworben, und bei den österreichischen Internuntien und Consuln deßhalb immer gerechte Anerkennung seiner getreuen Pflichterfüllung und seines lobenswerthen Eifers gefunden. In dankbarem Andenken hält er daher noch stets das ihm in dieser Hinsicht zu Theil gewordene edelmüthige Geschenk Sr. Excellenz des Herrn Staatsrathes, Baron v. Ottenfels in Wien, ehemaligen Internuntius an der hohen Pforte in Constantinopel, der ihm nach erfolgter Ernennung als Bischof ein Pectoral überreichte, das er noch gegenwär-

tig trägt. Da er zweimal von der Pest ergriffen, aber jederzeit glücklich wieder geheilt worden war, so bedauerten insbesondere die Smyrnioten in einem Schreiben an ihn, als sie im Sommer des Jahres 1837 von dieser Geißel Gottes so sehr heimgesucht wurden, daß über 30,000 ein Opfer des furchtbaren Todes wurden, — ihn nicht als Seelsorger besessen zu haben, indem sie meinten, daß er als schon einmal pestiferirt (Pestiferato) unerschrockener und muthiger, als Andere, inmitten der wüthenden Seuche den unglücklichen Kranken geistlichen Beistand und Trost geleistet haben würde. Es ist zum Erstaunen, wie viel der fromme und würdige Oberhirt bereits zum Besten der Stadt und Insel, so wie seiner gesammten Diöcese, welche ganz Morea in sich begreift, bei den geringen Mitteln, die ihm zu Gebothe stehen, bei den wenigen Einkünften, die er besitzt, und bei der stets feindselig andauernden Opposition von Seite der schismatischen Kirche, — dennoch gethan hat, und immer thut. Viele Gläubigen dieser letztgenannten Kirche selbst können nicht umhin, ihm Achtung und Verehrung in der Erinnerung zu schenken, da er es vorzüglich war, der in der Revolution durch seine Vermittelung bei den französischen und englischen Autoritäten den nach Syra Flüchtenden Schutz verschaffte, und sie gegen Mißhandlungen ihrer Verfolger und Feinde sicher stellte. In der Altstadt hat er nicht nur die Cathedrale, sondern auch die Kirche della Madonna ganz neu gebaut, für deren Bedürfnisse er auch fortwährend aus Eigenem sorgt. Ueberzeugt, daß zur Heranbildung eines tauglichen Clerus für den Missionszweck ein Seminar unumgänglich nothwendig sey, selbes aber seiner Diöcese noch mangle, hat er hiezu sein eigenes Wohngebäude abgetreten, und sich einstweilen ein ärmliches Privatquartier gemiethet, bis er in den Stand gesetzt wird, sich wieder ein eigenes Haus zu bauen. Das Seminar, in welchem sich gegenwärtig 10 — 12 Zöglinge befinden, steht vor der Hand unter der Leitung eines Rectors und eines alten Jesuiten aus dem Hospiz, welcher bis zur Organisirung eines ordentlichen theologischen Studiums, Philosophie und Theologie docirt; die Alumnen werden theils von dem Bischofe, theils von ihren Aeltern und Anverwandten unterhalten, auf deren Titel auch die meisten geweiht werden. Der an der Kirche der Unter- oder Neustadt angestellte Kaplan fällt größtentheils nur dem Bischofe zur Last, da die dort gespendeten milden Beiträge zu dessen, wenn gleich kargen Subsistenz nicht ausreichen. Eben so wird die Vorsorge des Bischofes für die auf dem Festlande Morea befindlichen katholischen Stationen in Anspruch genommen. Die Capellen von Navarin und Mo-

von erhalten mit Mühe ihren eigenen Geistlichen, und zu Coron, wo ein Franzose zwar ein Kirchlein, aber ohne Wohnung für einen Seelsorger erbaute, fällt wieder auf den Bischof die Bürde, sowohl für diese, als auch für die Sustentation des Missionärs zu sorgen. — So ist es überall nur Bischof Blancis, der vielseitig Hülfe schafft, obwohl er selbst im ganz eigentlichen Sinne arm zu nennen ist (die bischöflichen Einkünfte sollen nicht mehr als 200 Colonnati oder 420 fl. C. M. jährlich betragen), und nur die durch ein frugales Leben möglich gemachten Ersparnisse zum Wohlthun verwenden kann. Bisher flossen ihm wohl einige Unterstützungen aus der Propaganda zu Rom, und von dem französischen Lyoner Missionsvereine zu; allein diese Quellen fangen bereits zu versiegen an, und mit bangem Herzen sieht er deßhalb der Zukunft entgegen, die ihm so viele Bedürfnisse seiner Diöcese, und keine Aussicht auf Befriedigung derselben eröffnet. Ueberdieß füllt noch anderer Kummer und zwar darüber sein Gemüth, daß ihm, als vom heiligen Stuhle bestellten apostolischen Delegaten für die katholischen Angelegenheiten in Griechenland, so viele Schwierigkeiten in der Ausübung dieses Amtes in den Weg gelegt werden, und er deßhalb schon genöthigt war, zur Wahrung der Rechte der katholischen Kirche und zur Förderung des Bestens ihrer Gläubigen einen provisorischen Administrations-Rath, bestehend aus 6 weltlichen und 4 geistlichen Individuen, unter dem Präsidium des hochverdienten und würdigen Herrn Ministers v. Prokesch-Osten, in Athen aufzustellen".

Mit österreichischer Gutmüthigkeit, wie es scheint, begabt, kam der Pilger von St. Stephan in Wien mit aller Welt gut aus; wenigstens läßt er keine bedeutende Klage vernehmen, bis hier bei seiner Ueberfahrt nach Egypten, wo er mit der Equipage des französischen Dampfbootes Skamandre in Berührung kam, die aus 45 Matrosen der königlichen Marine bestand. Der Petulanz unserer Nachbarn, au delà du Rhin, war es vorbehalten seine deutsche Geduld zu erschöpfen und seinen Patriotism etwas in Aufregung zu bringen. Die spöttischen Schüler Voltaires neckten, wie er selbst klagt, ihn auf mannigfache Weise, störten ihn in seinen Andachten und als Anhänger der Egalite der Güter, und bekanntlich keine Kostverächter, entwendeten sie ihm eine Provision egyptischer Weine, die er zur Magenstärkung bei sich führte. Einige Flaschen Bor-

brauch des Kapitäns konnten ihm hiefür keinen Ersatz leisten. Allein dieß war nicht sein einziger Kummer. „Unter andern hatte mich nichts so sehr ergriffen, als die irrige Meinung, die über den österreichisch-kaiserlichen Hof in Bezug auf den verstorbenen Herzog von Reichstadt (mit Hindeutung auf eine gewaltsame Verkürzung seines Lebens) unverholen ausgesprochen wurde“. Es scheint, daß unser ehrlicher Landsmann sich die verzweifelt undankbare Mühe gab, die leichte französische Mannschaft des Skamandros mit schwerem, logischem Geschütze anzugreifen, und mit Vernunftgründen von ihren fixen Ideen zu heilen. Ganz in gleicher Weise hat erst neuerlich ein sehr beharrlicher Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung, jener:

λιγὺς Πυλίων ἀγορητής,
τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή.

gegen einen flüchtigen Artikel des leichtfüßigen Marmiers sein schweres, doctrinaires Geschütz aufgepflanzt. Mir kömmt eine solche deutsche Polemik vor, als ob man mit einem Park von 48 Pfündnern auf den Schnepfenstrich ziehen wollte; ehe die gewissenhaften Constabler noch fertig gezielt und losgedrückt haben, ist der leichte Vogel schon längst über Berg und Thal weit davon, zwitschert sein Nationalliedchen unbekümmert fort, und freut sich des großen Dampfes und des entsetzlichen Spektakels, das man seinetwegen im ganzen Lande geschlagen. Der Angegriffene hätte besser seinen Zweck erreicht, wenn er die Dampfschiffer belehrt, daß sie sich in der That mit ihrer Kleingläubigkeit in einem großen Irrthum befänden; denn nicht nur dem Herzog von Reichstadt und Napoleon und dem ganzen kaiserlichen Geschlecht, mit der alten Lätitia und dem Cardinal angefangen, sey von einem gewissen deutschen Kabinette Aqua Toffana beigebracht worden, sondern auch die große Armee selbst sey diesem unsichtbaren Gifte heimtückischer Weise erlegen. Denn wenn einer von diesen alten, unverbesserlichen Napoleoniden bei den Verhandlungen, die gegenwärtig über den Cultus der Nationaleitelkeit hinsichtlich der Asche des Na-

poleonismus in den Kammern gepflogen werden, öffentlich vor den Augen Frankreichs sagen konnte: „Unser Herrgott selbst habe sich zuletzt über die Größe dieses Menschen erschrecket;“ wie ist es da glaublich, daß er den Muth haben konnte, im Bunde mit den Elementen einen offenen Krieg gegen den überallmächtigen, immersiegreichen Herrn der Heerschaaren zu führen; mußte Gott denn nicht überdieß befürchten, bei dem himmelstürmenden Volke selbst in Ungnade zu fallen, was doch nur von den bedenklichsten Folgen für ihn selbst seyn konnte. Natürlich konnte es daher nur den falschen Tücken der Feinde und der eigenen zwieträchtigen Tapferkeit gelingen, die unbesiegbare Nation zu besiegen. Der Verfasser dieser Zeilen hat es selbst mehr als einmal erfahren, daß man nur mit Argumenten dieser Art die in Hyperbeln übersprudelnde Zunge der Franzosen in Sachen ihres Nationalruhmes zum Schweigen bringen kann. Gestanden sie ihm ja offen, es erschiene ihnen immer noch wie ein schwerer Traum, in den sie sich noch nicht hineinfinden könnten, daß es mit all dieser glänzenden napoleonischen Herrlichkeit aus seyn sollte. Unter solchen Umständen kann man es ihnen daher wohl nicht übel nehmen, wenn sie sich das Nationalvergnügen machen, die Asche ihres todten Kaisers von der fernen Insel mit großem Schaugepränge herbeizuholen, während ihr Gesetz noch immer jedem lebenden Napoleoniden das Ueberschreiten der Landesgränzen strengstens verbietet. Ob sich aber dieser Enthusiasm herbeilassen wird, eine zweite Million freiwillig beizusteuern, dürfen wir einstweilen noch bezweifeln.

In Alexandria, der Stadt der Kirchenväter, dem Sitze des heiligen Athanasius, ward der Pilger von dem P. Pellegrino, aus dem dortigen Franziscanerkloster St. Katharina, empfangen. Die Christen und Convente zu Alexandrien und Rosette stehen unmittelbar unter französischem, und nur jene zu Cairo und in Oberägypten unter österreichischem Schutze. In der trübseligen Quarantaine von Jaffa erfuhr er abermals die Gefälligkeit des Padre Presidente des dortigen Klo=

stens; er sah hier auch das Leichenfeld, „wo jene 4000 Türken begraben liegen, die im Jahre 1799 nach der Erstürmung von Jaffa durch die Franzosen dem damaligen General Napoleon als Kriegsgefangene in die Hände fielen, aber alle entweder erschossen oder auf andere Weise umgebracht wurden, um nicht mit ihnen die dem französischen Heere so nöthigen Mundvorräthe theilen zu müssen“. Uns scheint, hätte man in der Deputirtenkammer zu Paris bei den großen Reden und dem Votiren auch die Stimmen dieser 4000 Türken gehört, man hätte vielleicht statt eine oder zwei Millionen dem Götzendienste des Ruhmes, der Anbetung des glänzenden, siegreichen Despotismus zu bewilligen, sie zu einem stillen, sühnenden Seelengottesdienst, in Sack und Asche, besser verwenden können. Wie viele würden alsdann mit jenen 4000 ihre Stimme über den kaiserlichen Despoten vereinigt haben, jene Hunderttausende, die durch seinen ungemessenen Ehrgeiz umkamen, und die doch wohl auch einer Leichenfeier würdig sind. Dieselbe Festordnerin, die triumphirende Revolution, die nun auf sechsmonatlicher Fahrt vom Ende der Erde die Asche eines Eroberers abholt, der mit der Rechten den Königen ihre Kronen, mit der Linken den Völkern ihre Freiheiten entriß, um ihr eine kaiserliche Ruhestätte anzuweisen; sie hat nicht nur die Asche ihrer eigenen Könige in St. Denis, sie hat auch die Asche unserer Kaiser in dem Dome zu Speier in die Winde gestreut; möge die Hypokritin nicht die neue von fern hergebrachte in der Kirche der Invaliden uns einstens in die Augen streuen, um sich des alten, blutigen Erbes ihres Triumphators zu bemächtigen. Mit Recht sagt daher Lamartine von dieser Leichenostentation, die das Julius-Frankreich einem Manne gewähren möchte, „dem Frankreich, wenn man will, Alles, nur nicht die Freiheit verdankt; ich fürchte, sagt er, man gibt dem Volke zu viel Anlaß zu denken: seht doch, am Ende ist nichts als der Ruhm populär, seyd groß, und thut dann, was ihr wollt; gewinnt Schlachten (auf fremde Kosten) und treibt übrigens mit den Institutionen des Landes euer Spiel“. Der Pilger, seines Grolles gegen die neckischen

Spötter des Skamandros nicht weiter gedenkend, fährt fort: „Als wir den Katholischen Kirchhof, der umschlossen an dem Abhang eines Hügels zwischen Gesträuchen liegt, vorübergingen, betete ich im Stillen für die hier Abgeschiedenen und in Gott Ruhenden, unter welchen sich gewiß Viele befanden, die bei ihrer Wanderung aus Europa in Jaffa das Ziel ihrer Pilgerschaft; — ein ruhiges Grab gefunden haben" —, und somit sprechen auch wir zu der kaiserlichen Asche requiescat in pace, möge ihr unruhiger Geist nicht zum zweitenmal seinen blutigen Umgang über Leichen und Trümmer durch Europa halten.

In dem Franziscaner-Kloster zu Ramla fand er aufs Neue Gelegenheit, „der allgemein bekannten Gastfreundlichkeit und Bereitwilligkeit, mit welcher die Väter die Ankömmlinge und Pilger, ohne Unterschied der Nation und Religion, zu jeder Stunde des Tags oder der Nacht aufnehmen", zu gedenken. Ueber die Schrecken, denen die Christen in diesen Gegenden unter der hinfälligen, autoritätslosen, türkischen Herrschaft ausgesetzt sind, wurde ihm erzählt, daß erst vor einigen Jahren ein italienischer Priester, der zum heiligen Grabe wallfahrtete, auf diese Weise ein Opfer des früher vielberüchtigten Beduinenfürsten Abu Gosch, dessen so viele Reisende gedenken, geworden sey. Da der Geistliche den geforderten Tribut nicht entrichten konnte, sperrte er ihn so lange in einen geheitzten Backofen ein, bis die Väter des Klosters zu Jerusalem ihn durch Erlegung eines Lösegeldes befreien würden; aber der Fromme war leider schon eine Leiche, als es ankam. Gegenwärtig befinden sich die Christen unter der usurpatorischen Regierung Ibrahims zwar in einer augenblicklich größeren Sicherheit, die ihnen jedoch später um so gefährlicher werden kann. Ibrahim hat den Vätern zu Jerusalem seinen Antheil an dem früher im Besitze der Türken gewesenen Gebäude der Geißelung geschenkt. Sie konnten aber keinen Gebrauch davon machen, weil ein türkischer Privatmann für die andere Hälfte die übermäßige Summe von

30,000 syrischen Piastern forderte. Neueren Nachrichten zufolge wurde es ihnen indessen durch die fürstliche Freigebigkeit ihres Gastes, des Herzogs Maximilian aus Bayern, möglich, dies Sanctuarium an sich zu bringen und herzustellen. Wir können noch beifügen, daß der herzogliche Pilger und Wohlthäter des heiligen Grabes gegenwärtig in München einen kostbaren Kelch und einen Altar für Jerusalem durch Künstlerhand verfertigen läßt.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß unter den christlichen Confessionen die Protestanten keinen Repräsentanten ihrer gläubigen Verehrung an dem heiligen Grabe haben, indessen begegnen wir gegenwärtig unserer alten athenischen Bekannten, der amerikanischen Mission, auch hier in Jerusalem in ihrer gewohnten Thätigkeit. Sie verbreiten Bibeln, beschäftigen sich mit archäologischen Untersuchungen, und gehen damit um eine englische Kirche daselbst zu erbauen.

Dankenswerth ist es, daß der Verfasser uns die Hymnen und Orationen, wie sie bei den einzelnen Stationen zu Jerusalem an Ort und Stelle selbst gesungen und gebetet werden, mittheilt; durch ihn erfahren wir auch, daß, die doppelten Feste erster Klasse ausgenommen, immer auf dem Altare des heiligen Grabes die Messe von der Auferstehung, auf dem Calvarienfelsen nur die von der Passion, in der Grotte zu Bethlehem die von der Geburt des Herrn, und endlich in der Kirche von Nazareth nur die von Mariä Empfängniß begangen wird.

Für die Anmaßung der Griechen, namentlich in Betracht ihrer gegenwärtigen grünen Träume von einer russisch-slavischen Weltmonarchie und einem Protectorate nach dem Zuschnitte des napoleonischen, ist es interessant, daß sie in dem ihnen zugehörigen, großen und prächtigen Presbyterium der Grabkirche einen, nach Art einer Vase ausgehauenen, Stein von Marmor zeigen, von dem sie vorgeben, er sey der Mittelpunkt der Welt, und den sie ohne Zweifel gern zum Sitze eines kaiserlichen Patriarchen machen möchten. Sie haben ihre Blicke übri-

gens nicht bloß auf die Zukunft gerichtet, und ihre Usurpationen verdrängen nicht nur die Lebenden aus ihrem Besitze, sondern auch ruhmvolle Todte sind nicht einmal mehr sicher in ihrer stillen Gruft. Wie man erst neulich, wenn es möglich wäre, die Existenz des heiligen Cyrillus und Methodius als katholischer Apostel der Slaven ganz geläugnet hätte und ihre römische Liturgie slavischer Seits in Abrede gestellt hat*), so haben die schismatischen Griechen zu Jerusalem erst in diesem Jahrhundert, bei dem Wiederaufbaue der heiligen Grabkirche 1809, die Gräber der frommen katholischen Eroberer Jerusalems, Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Balduin, nicht allein in die Mauern ihrer Kirche hineingezogen, sondern ganz zerstört und vermauert, so daß man kaum die Stätte mehr wahrnimmt, um so auch dieses katholische Andenken wo möglich aus dem Gedächtnisse der Nachwelt auszutilgen.

Bekanntlich stehen die katholischen Missionen des heiligen Landes unter französischem Schutze und der Vermittlung Frankreichs, das in diesen Angelegenheiten sein Gewicht zu Constantinopel gegen Rußland geltend macht, ist es, wie es scheint, vielleicht allein zu verdanken, wenn die Griechen die Katholiken noch nicht ganz und gar aus ihrem alten Eigenthum, der Grabkirche, verdrängt haben. Die Zeloten wissen dieß auch gar wohl, und machen, unserm Reisebeschreiber nach, ihrem Mißmuthe darüber auf eine höchst charakteristische, aber wenig erbauliche Weise Luft. Gegenwärtig besitzen die Franziscaner, so erzählt er, das Portrait ihres erlauchten Protectors, des jetzt regierenden Königs Philipp von Frankreich, in Lebensgröße, welches sie in ihrer obern Gallerie der heiligen Grabkirche aufgehängt haben, das aber die Griechen, so oft sie vorübergehen anzuspucken pflegen. Es gibt sicherlich in ganz

*) Vergl. Hesychii Glossographi graecorussica omnia ed. B. Kopitar Vindobonae 1840. p. 56. De W. A. Maciejowski ad Slavorum historiam, litteraturam et legislationem commentariis lingua Polonica editis Petropoli et Lipsiae 1839. 8. vol. II. und Kopitars beide Postscripte Seite 67.

Frankreich weder einen Verbrecher noch einen Bettler, der Tag für Tag in den hundert Journalen seines Landes so sehr mit Schimpf und Schande, mit Schmutz, Galle und Gift übergossen wird, als Louis Philipp, den man, seinem tragischen Geschicke zufolge, vielleicht mit mehr Recht den Gefangenen der Tuillerien, als den König der Franzosen nennen könnte, denn ohne die größten Vorsichtsmaaßregeln in seinem schußsichern Wagen darf er sich ja nicht einmal in den Straßen seiner Hauptstadt sehen lassen. Allein gewiß gereicht ihm kein Schimpf so sehr zur Ehre, als dieser, der ihm in der Kirche des heiligen Grabes in effigie von den übelgelaunten Griechen angethan wird. Als sein Sohn, der Herzog von Joinville, derselbe, der auch bei Pera so viel zur Löschung des Feuers beigetragen, 1836 in Jerusalem bei den Vätern des heiligen Franziscus Zeuge ihrer Klagen und Bedrängnisse gewesen, reclamirte das französische Cabinet bei der hohen Pforte, und sie erließ einen Ferman an den griechischen Patriarchen in Constantinopel, alle jene heiligen Stätten wieder zurückzugeben, von denen er seit dem Erlöschen des christlichen Königreichs in Jerusalem keinen legitimen Besitz nachweisen könnte. Allein die reichen, schlauen Griechen gewannen den Pascha von Damask mit einem Geschenke von 500 Beuteln (26,250 fl. C. M.). Auf die Anzeige hievon wurden neue Verhandlungen gepflogen, und „wie mir der P. Reverendissimus“, bemerkt hierüber der Verfasser, „einem jüngsterhaltenen Schreiben zufolge mittheilte, dürften sie wahrscheinlich einem erwünschten Ziele entgegengehen, wenn nicht die griechische Kirche Rußlands interveniren werde.“ „Der Fanatismus der schismatischen Griechen“, erzählt er an einer andern Stelle, „geht so weit, daß sie die Katholiken für gar keine Christen, ja für weit schlimmer als Muhamedaner und Juden halten, und auf alle Weise zu verfolgen trachten. In der Moldau und Wallachei, wie ich mich auf meiner Rückreise überzeugte, verweigern sie den Katholiken sogar das Begräbniß in ihrem Leichenhof und sa-

gen: diese müßten wie Hunde sterben und begraben werden." Wenn man nun hiezu noch bedenkt, daß Griechen und Armenier sich gegenseitig den schweren Vorwurf machen, sie seyen es selbst gewesen, die im Anfange dieses Jahrhunderts die alte, ehrwürdige Kirche des heiligen Grabes angezündet, um sich, wie es wenigstens nachher geschah, in der mit ihrem Gelde erbauten Kirche auf Kosten der armen Katholiken noch weiter auszudehnen: dann möchte man beinahe Gott dafür danken, daß er die Schlüssel des heiligen Grabes einem muhamedanischen Gouverneur überlassen hat, und daß in der Vorhalle seines Tempels eine türkische Wache aufgestellt ist, um über Friede und Ordnung zwischen den christlichen Confessionen zu wachen, die an der heiligsten Stätte so sehr des Geistes ihres Glaubens vergessen können. Freilich üben die Ungläubigen ihr Amt in ihrer willkührlichen Weise. „Wir sahen", erzählt Salzbacher in dieser Beziehung, „in der heiligen Grotte zu Bethlehem, mehrere Marmorsteine am Boden zerbrochen, und erfuhren von dem uns begleitenden Padre Mariano, dem Pfarrer der katholischen Bevölkerung in Bethlehem, daß der Bruch ihrerseits geflissentlich geschehen sey, damit sie ihnen nicht von einem türkischen Pascha genommen würden, der bereits schon einige schöne Wandsteine ausbrechen und für seine Gebäude verwenden ließ, überdieß die Absicht zu erkennen gab, etwas Aehnliches mit den Bodensteinen, die ihm gefielen, zu seiner Zeit vorzukehren."

Ueber die Franziscaner erhalten wir anziehende Nachrichten. Hienach beträgt gegenwärtig ihre Zahl beiläufig 200; sie sind in 20 Conventen vertheilt, theils Italiener, theils Spanier, Priester und Laienbrüder; sind es Deutsche, so führen sie noch überdieß den Titel Imperialen. Es sind entweder Visitanten oder Missionäre. Die Ersten bleiben in der Regel nur drei Jahre im heiligen Lande, binnen welcher Zeit sie alle Sanctuarien zu besuchen pflegen; die zweiten sind als Seelsorger der arabischen christlichen Bevölkerung bestimmt und verweilen wenigstens 12 Jahre in ihrer Mission. In

den Klöstern von Cairo und Damask erlernen sie zuerst die arabische Volkssprache. In dem von mehr als 40 Geistlichen bewohnten Kloster St. Salvator zu Jerusalem residirt der Custos des heiligen Landes, der als Präfect der Missionen von Syrien, Aegypten und Cypern sämmtliche Klöster visitirt. In seiner Abwesenheit wird er durch den Pater Vicar vertreten; die weltliche Oekonomie steht unter einem Pater Procurator. Beide werden von dem Custos, der erste auf drei Jahre, der letzte auf Lebenszeit gewählt; alle drei zusammen, nebst drei andern Vätern, bilden den obersten Verwaltungsrath „Discretorium". Der Unterhalt sämmtlicher Klöster und Missionarien erfordert eine jährliche Almosenunterstützung von 200,000 Franks, denn sie haben weder Grundeigenthum noch Stolgebühren, im Gegentheil fällt ihnen, außer den türkischen Steuern und der Unterhaltung der Kirchen, ein großer Theil der armen Katholiken noch gänzlich zur Last. „Zu ihrer Sicherheit haben sie in ihrem Kloster zu Jerusalem zwei Dragomane im Dienst, sie ernähren nach hergebrachter Sitte alle Schulkinder, den Lehrer derselben, alle Wittwen und Waisen; versehen aus ihren 28 Cisternen oder Brunnen, die ihr Eigenthum sind, alle Bewohner Jerusalems mit trinkbarem Wasser. In dem äußeren Klosterhofe sieht man daher immer mehrere Kameele mit Schläuchen beladen, in denen das Wasser in entferntere Gegenden transportirt wird. Sie reichen aus ihrer Apotheke, die sehr wohl und zweckmäßig eingerichtet ist, allen Christen und Muhamedanern umsonst jede Gattung von Arzneimitteln und Medicamenten, lösen die gefangenen Christen aus, zahlen sonstige Strafgelder oder leisten Bürgschaft für arme Gläubige, welche bedroht sind, von den Türken oder Beduinen muthwillig gepeinigt zu werden. Thun dieß die Franziscaner nicht, so thun es die (viel reicheren) Schismatiker, und der Delinquent muß aus Dankbarkeit zu ihrer Secte übertreten. Endlich ist die Erhaltung der armen Pilger, so gering auch ihre Zahl ist, dennoch eine große Last, und verursacht ihnen bedeutende Auslagen. Da

es in Jerusalem keine Herbergshäuser oder Khans zur Unterkunft für Fremde gibt; so haben sie zur Aufnahme von europäischen Pilgern oder Reisenden ein eigenes Haus zunächst dem Kloster an sich gebracht, das Pilgerhaus oder Casa nuova allgemein genannt. Darin wird jeder Ankömmling ohne Unterschied der Religion, er mag Katholik oder Protestant seyn, aufgenommen und durch einen ganzen Monat sowohl in Jerusalem als auch in andern Klöstern, wo Sanctuarien sind, mit edler Gastfreundschaft ernährt und verpflegt. Dieß beurkundet sogar öffentlich eine Inschrift auf einer Tafel im Convente, zur Wissenschaft für Alle, welche eintreten. Die Mönche entbehren selbst lieber, um durch ihre Frugalität etwas zu erübrigen und Andern mittheilen zu können".

Dieß ist die vielumfassende Mildthätigkeit des katholischen Ordens inmitten der Ungläubigen, für die wir die Unterstützung der Gläubigen in Anspruch nehmen. Sie werden einen Brunnen christlicher Barmherzigkeit am Grabe ihres Erlösers nicht versiegen lassen, der seit einem halben Jahrtausend das dürre Erdreich getränkt und die Durstigen erquickt. Möge der Altar auf dem Calvarienfelsen der gemeinsame Opferstock für alle christliche Völker werden, und wenn dermalen Spanien, Portugal und Frankreich und andere Länder, die ihn seit Jahrhunderten begabt, zurückgetreten sind, so dürfen die Deutschen es sich als eine ehrenvolle, segenbringende Gnade anrechnen, wenn sie gewürdigt werden, eine Zeit lang für sie einzutreten und mit deutschem Oele die heilige Lampe im Tempel zu Jerusalem zu versehen und das Opfer vor Unterbrechung und den Feiergesang der Priester vor dem Verstummen zu bewahren.

Nur einer brüderlichen Vereinigung des gesammten katholischen Deutschlandes aber kann es gelingen, die Zuflüsse, die die Revolution und der Unglaube im Westen Europas vernichtet, einigermaßen zu ersetzen; auch diese Spende könnte ein neues segenreiches Band der Liebe unter uns werden; denn die Kräfte Eines Landes sind wohl kaum dieser Last gewachsen,

und wäre sein Wille auch der beste. Durch die weise Verfügung unseres Königs Ludwig wird aus den Beiträgen des bayerischen Ludwigsvereines zur Verbreitung des christkatholischen Glaubens alljährlich eine Unterstützung von 6000 fl. an die Väter des heiligen Grabes gesendet; wir zweifeln nicht, Oesterreich, das katholische Oesterreich werde nicht hinter Bayern zurückbleiben, und nach dem Beispiele seiner frommen, glorreichen Vorfahren und namentlich nach dem Vorgange seiner gütigen, hochgesinnten Maria Theresia, im Verhältniß zu seiner kaiserlichen Würde einen ähnlichen stehenden Beitrag, so lange die gegenwärtige Gleichgültigkeit von Seiten der übrigen katholischen Völker dauert, auf die eine oder die andere Weise den Hütern des heiligen Grabes zukommen lassen. Steht ja sein Wappen zum Andenken der von ihm empfangenen Wohlthaten auch in der neuen Grabkirche; mancher gottesdienstliche Ornat alter Pracht und Frömmigkeit, den seine Milde geweiht, wird noch den Pilgern fremder Nationen dort gezeigt und noch wird in dankbarer Anerkennung zum Heile seiner kaiserlichen Familie in jeder Woche am Mittwoch eine Choralmesse zu Nazareth, am Donnerstage zu Bethlehem und am Freitage in der heiligen Grabkirche zu Jerusalem gefeiert, dessen Krone einst das Haupt der Vorfahren dieses Hauses geschmückt. Nur solche feststehende Beiträge können die dortige Kirche einigermaaßen sichern und ihr Ausbreiten fördern; alle übrigen Spenden, so reichlich sie auch seyn mögen, sind nur ein Trunk zur Löschung des augenblicklichen Durstes. Da übrigens in Oesterreich so viel Rühmliches und Vortreffliches geschieht, wie wir z. B. an Verona gesehen, ohne daß man wie anderwärts die große Lärmtrommel des Selbstlobes in 50 Journalen rührte, so würde es uns keineswegs wundern, wenn man auch in dieser Beziehung schon bereits Vorkehrungen getroffen hätte.

Um nun aber wieder auf unsern frommen Pilger zurückzukommen, dem wir die obigen Nachrichten über die Väter zu Jerusalem entlehnt haben, so gelangte er glücklich nach 76

in den verschiedenen Quarantainen dreier Welttheile ausgestandenen trüben Tage, mit einem im heiligen Oelgarten zu Jerusalem gepflückten Oelzweige in der Kirche seiner lieben Heimath, in St. Stephan zu Wien an. Wir können die Anzeige seines Buches nicht besser beschließen, als mit seinen eigenen Worten: „Ich konnte daher meine Pilgerreise soviel als vollendet ansehen, als ich das Bewußtseyn hatte, die wichtigsten Schauplätze des Lebens und Leidens unsers Herrn in seiner Stadt besucht, meine Thränen mit denen seiner Jünger und Freunde nach dem Beispiele so vieler Frommen vereinigt und da Trost und Beruhigung gefunden zu haben, wo sie vor mir schon so vielen Millionen Pilgern zu Theil geworden sind. Mein Gewissen fühlte überdieß eine Glückseligkeit über alle irdische bei dem Gedanken, da von den begangenen Fehlern losgesprochen worden zu seyn, wo der Heiland selbst Vergebung der Sünden verheißen hat, da den Leib des Herrn genossen zu haben, wo Er selbst das heilige Abendmahl einsetzte und an dem Orte mein Meßopfer, das Opfer seines Leibes und Blutes dargebracht zu haben, wo er selbst den Kreuzestod für das Menschengeschlecht litt."

Ohne Autorenprätension, gegen welche er sich ausdrücklich in der Vorrede verwahrt, hat er diese Erinnerungsblätter, als eine anspruchlose Opfergabe, bekannt gemacht, und daher sollte er auch von Rechts wegen aller Kritik enthoben seyn. Wir wünschen darum, daß unsere Leser, die nicht selbst diese Pilgerreise machen, und ihr Opfer auf den Altar niederlegen können, sich mit ihm zu dem Liebeswerke vereinigen, und recht zahlreich sein Buch sich kaufen. Daß er aber die Kritik nicht gescheut hat, wird ihm selbst ohne Zweifel als ein Verdienst der Selbstverläugnung bei seinem Opfer doppelt angerechnet werden. Möge daher die neue Ausgabe den gleichen günstigen Erfolg haben, wie die frühere. Damit übrigens unsere Leser keinen Grund haben, sein Zeugniß über die Väter zu Jerusalem als das eines Einzigen in Zweifel zu ziehen, so werden wir in einem folgenden Artikel die Zeug-

nisse einer Reihe neuerer Reisenden verschiedener Nationen folgen lassen, denen sie hoffentlich nicht ihren Glauben und den Hütern des heiligen Grabes nicht ihr Almosen versagen werden. „Denn“, sagt der nach Wien Heimgekehrte, „eine milde Gabe, gespendet auf das Grab Desjenigen, der uns alle zu lieben und wechselseitig zu unterstützen befahl, dient nicht nur als Mittel zum Schutz und Schirm aller jener heiligen Stätten, die unser Herr und Heiland mit seinem Blute färbte, sodann auch zur Erquickung jener Tausende von Pilgern, die entweder aus unserm Vaterlande oder anders woher zu diesen heiligen Schwellen wallen. Und wie wohl liebreiche Aufnahme, Pflege und ein sicheres Obdach auf diesem unwirthbaren Boden thut, weiß der am besten zu würdigen, der ihn einmal betreten hat!“

LVI.

Ueber die Gefahr einer socialen Revolution durch die untern Volksklassen und über deren Stellung in älterer und neuester Zeit.

(Schluß.)

Der Gesellenstand jedes Gewerkes bildete eine in sich geschlossene Corporation, deren Mitglieder sich als eine große Brüderschaft betrachteten, innerhalb welcher bei Gruß und Antwort der Wandernden, bei der Umfrage und dem Auflegen (periodischen Versammlungen des Gewerks), beim Abschiednehmen vom Meister, beim Einwandern auf die Herberge, endlich beim Essen und Trinken ein Ceremoniell galt, welches meistens seinen ganz guten Grund und Nutzen hatte. — Der Gruß galt, wie bemerkt, als Erkennungszeichen, und somit als eine Art Geheimniß. — Bei den Seilern lautete er z. B. wie folgt: „Der Anrufende spricht: Bist du des Handwerks, mit Urlaub, daß ich frage? Antwort. Ich weiß nicht

anders. Anrufender. Sey mir willkommen, mein Gesellschaft; von wegen des Handwerks. Antwort. Ich sage dir Dank mein Gesellschaft. Anruf: Woher in dem staubigen Wetter? Antwort. Immer aus dem Land, das nicht mein ist, und komme wieder in eins, hab' auch kein Theil daran. Anruf: Ich möchte gern einen reichen Seiler sehen, der ein eignes Land hat. Antw. Ja, die eigne Länder haben, bleiben wohl zu Hause. Anrufender: Es steht ihnen auch, denn die Bauern haben böse Hunde, und die Bauern sind selber nicht viel werth". — Die Töpfergesellen nannten sich Vetter, wenn sie auf die Herberge kamen. — Jedweder aber mußte sich zu seinem Mitgesellen verhalten, „wie es einem ehrlichen Gemüthe geziemt, und die eingeführte Handwerksgewohnheit es erfordert", letzteres jedoch nur in soweit, als das Handwerk ehrlich und zünftig war. — In dieser Beziehung ist es in der That merkwürdig, daß in den Gewohnheiten mancher Gewerke eine Anwandlung eines Nationalstolzes vorkömmt, der in anderer Beziehung dem deutschen Charakter seit der vermeintlichen Reformation des 16ten Jahrhunderts ziemlich abgewöhnt worden ist. Die Tischler duldeten fremde Gesellen, die aus Holland oder England einwanderten, nur dann, wenn sie sich in Deutschland hobeln, oder zum Gesellen machen ließen. Eben so mußten bei der Weißgerberinnung diejenigen Gesellen, welche in Spanien, Frankreich oder England gearbeitet hatten, und in's Reich zurückkehrten, gleichsam wieder zünftig gemacht werden, d. h. Handwerksstrafe geben, wenn sie in Arbeit genommen werden wollten. Daher heißt es auch in einem alten Liede der Bäckerknechte:

„Wenn dich Holland gelust,
Kein Handwerksbrauch gilt drinnen,
Das laß Dir seyn bewußt
Willst weiter lauffen ohne Noth,
Befiehl Dich nur dem lieben Gott,
Sonst Du verderben mußt".

Aber auf deutschem Grunde und Boden war der wan-

dernde Geselle allenthalben zu Hause, wo eine Herberge seines Gewerkes ihren Arm mit dem Schilde ausstreckte. — Der Herbergswirth, sehr bezeichnend Herr Vater genannt, haftete der Obrigkeit für ihn, und der wandernde Bursche hatte sich keiner Staatspolizei, sondern seiner Innung gegenüber zu legitimiren *). Auf der Herberge angekommen, schickte er nach dem Umschauer, einem Gesellen der Innung, der Umfrage bei den Meistern halten mußte, „so weit das Handwerk ehrlich war", ob etwa einer des Fremden bedürfe. — Daß die hierbei nothwendigen Reden nach einem bestimmten Brauche geführt wurden, versteht sich von selbst; hier wie überall hatte die Gewohnheit ein festes Ceremoniell geschaffen. — Ein altes Ceremonienbuch der Weißgerber verordnet z. B., daß der fremde Geselle in das Wirthshaus einkehren und nach dem einheimischen Umschauer schicken müsse: — daß er um Feierabendszeit zu ihm kommen möge. „Zu der Zeit, da er meinet, daß der Geselle kommt, setzet er eine Kanne Bier vor sich. Wenn nun der Einheimische kommt, so siehet er ganz sauer aus und fraget mit Brausen, wo ist der fremde Weißgerber, der mir hat einen Boten geschicket, woran du dich aber nicht kehren must; sondern man heißet denselben niedersetzen, trinken und essen, wenn ihm dann solches nicht belieben möchte, kann man alsdann auf seine Kosten etwas besse-

---

*) Daher heißt es auch in dem erwähnten Bäckerliede, nachdem zuerst erzählt worden, wie der Herbergsvater den wandernden Gesellen mit Essen und Trinken gut empfangen:

> Wenn solches ist vollendt,
> Bitt't er hoch um Verzeihung,
> Wie sich ein jeder nennt;
> Als denn wir unsern Namen fein,
> Schreiben in das Register ein,
> Dabei man uns erkennt.

Wir können uns bei diesem holperigen Verse des Gedankens nicht erwehren, daß das barbarische Mittelalter seine Polizei, ehrlichen Leuten gegenüber, mit einer wahrhaft nachahmungswerthen Humanität und Höflichkeit geübt habe.

res herlangen lassen. Nach weniger Zeit schläget der einheimische Geselle seinen Hut auf den Tisch und saget hierzu: mit Gunst. Dergleichen du auch thun must. Setzt er ihn wieder auf und saget: mit Gunst, thuest du auch dergleichen". — Alsdann begann das herkömmliche Gespräch. — Das Umschauen war an etlichen Zünften ein Amt gewisser Gesellen, in andern ging es die Reihe herum. — Daher die Vorschrift in manchen Zunftartikeln: daß kein Geselle vor 3 Uhr Nachmittags einwandern dürfe, „damit die Gesellen bei dem Meister nicht an der Arbeit verhindert werden". Fand der Umschauer keine Arbeit, so wünschte er, wiederum mit einer bestimmten Formel, dem Fremden „Glück in's Feld"; verschaffte er ihm ein Unterkommen, so wünschte er ihm „Glück zum reichen Meister". Auch der Abschied vom Meister, bei dem der Geselle gearbeitet hatte, hatte seine gewisse Manier und Form. — Bei den Tischlern war zum Beispiel der Brauch, daß nicht in der Woche, sondern Sonntags zwischen eilf und ein Uhr dem Meister gekündigt werden mußte, — damit er Zeit behielte, nach einem neuen Gesellen umschauen zu lassen. Wanderte der Geselle aus, so mußte er, mit vorgeschriebenen Worten, sich bei dem Meister seines guten Willens bedanken, versprechen, daß, wenn er oder die Seinigen oder ein anderer ehrlicher Geselle heute oder Morgen wieder zu ihm kämen, so wolle er ihnen wieder einen guten Willen beweisen, endlich bitten: „daß, wo seiner im Argen gedacht werde, der Meister seiner im Besten gedenken möge". — Der Meister versprach ein Gleiches, und ließ das Handwerk grüßen, soweit es ehrlich war. Dann gaben dem Wandernden etliche aus seinen Mitgesellen das Geleite bis vor das Thor, wobei wiederum mancherlei Gebräuche galten. — Im Ceremoniell der Weißgerber findet sich die ausdrückliche Bestimmung, daß der Einheimische, der den Fremden begleitet und ihm sein Bündel trägt, dasselbe nicht auf einem Kreuzwege oder vor dem Hochgerichte, sondern auf einem grünen Rasen ablege.

Während der Geselle an einem Orte in Arbeit stand, war er also Mitglied einer enggeschlossenen, mit einer ausgebildeten Verfassung versehenen Republik, die ihm Heimath und Familie zu ersetzen bestimmt war. Es ist der Mühe werth, in das innere Leben dieser Kreise einen Blick zu werfen. — Jene Gewohnheiten übten eine disciplinarische, wahrhaft erziehende Gewalt über den rohen Haufen, wie sie die spätere Staatspolizei niemals besessen. — Die Gesellen eines Handwerks versammelten sich in regelmäßig wiederkehrenden Fristen, — alle 4 Wochen oder 14 Tage — theils um bestimmte kleine Abgaben in die Lade zu entrichten, theils aber auch, um unter sich Polizei und Gericht zu üben. Bei allen diesen Zusammenkünften spielte die Lade (das Behältniß, worin man die Handwerkspapiere, die Kasse u. dgl. aufbewahrte) die vornehmste Rolle. — Sie war gleichsam das Symbol der Zunft, und es wurde ihr mit einer Achtung begegnet, die der Ehrfurcht des Soldaten vor der Fahne gleich kam. — Es war der allgemeine Gebrauch, daß sie offen auf dem Tische stehen mußte; — ihre feierliche Oeffnung war ungefähr dasselbe, was die Hegung des Dinges in den altdeutschen Gerichten bedeutete. Alle Häupter entblößten sich, so wie der Deckel aufgethan ward. Die Lade aber stand darum offen, „weil die Briefschaften des ganzen Handwerks darinne, und also denen Gesetzen, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann, mit allem Rechte solche Ehre erwiesen wird, daß nichts Unehrbares dabei vorgehe, und Alles mit desto besserm Nachdruck abgehandelt werde, gleich als wenn der Richter oder die Obrigkeit selbst zugegen wäre“. — Jeder also, der etwas anzubringen hatte, mußte ehrbar vor den Tisch treten; Fluchen und Schwören vor offener Lade war doppelt verpönt; Niemand durfte sprechen, bevor er „mit Gunst“ um das Wort gebeten und erhalten hatte. — In dem Handwerksbrauche der Buchbinder heißt es: „Es darf keiner nicht fluchen oder schwören bei Erlegung einer Strafe in die Armenbüchse, welche ihm der Junggesell vorsetzen muß, und daß dieses dabei allezeit in

Acht genommen wird, daß so vielmahl als einer in die Armen=büchse stecket, von Allen dazu gesagt werden muß: Großen Dank wegen der Armen, und unterläßt einer solches zu sagen, so wird ihm auch die Büchse vorgesetzt, worauf der Jungge=sell jederzeit Achtung zu geben hat, bei Strafe." — Die Ab=gaben, welche in die Lade entrichtet wurden, waren zur Ver=pflegung der mittellosen Kranken und der Reisenden bestimmt. — Wurde nämlich ein Geselle krank, so war er keineswegs, wie heute der Fabrikarbeiter sich selbst oder der Armenpolizei und gesetzlichen Wohlthätigkeit des Staates überlassen. — Zunächst verpflegte ihn der Meister, zu dessen Familie er gehörte, so lange er bei ihm arbeitete. War es diesem aber zu schwer, so trat das Gewerk ins Mittel. — Hierüber giebt der Brauch der Hutmacher folgenden charakteristischen Aufschluß. "So mit Gunst, es möchte mancher guter ehrlicher Gesell wissen wollen, wo das Geld hinkömmt? Es kömmt aus des Gesellen Beutel in die Gesellen=Lade, aus der Gesellen=Lade in der Gesellen=Hand, wenn etwan unser Herr Gott einen guten ehrlichen Gesellen mit Leibeskrankheit möchte angreifen, so soll demselbigen davon geliehen werden, wenn er zwei Bürgen hat, bis daß er wieder zu seiner Gesundheit kömmt, alsdann soll er's wieder erstatten, stirbt er aber, so soll man sich an seinen Kleidern erholen. Kann man sich aber nicht an seinen Kleidern erholen, so sollen es seine Freunde bezahlen, können es seine Freunde nicht bezahlen, so bezahlts der liebe Gott, der ist ein reicher Belohner und hat für manchen bezahlt." —

Auch die innere, autonomische Polizei= und Disciplinar=gesetzgebung des Gesellenstandes ist vom höchsten Interesse. Es kommen darin uralte deutsche Züge vor, und es weht uns aus diesen Bräuchen ein Hauch von ächtem Corporations= und Associationsgeiste, verbunden mit einer politischen Ein=sicht, entgegen, die heute nicht bloß bei den Handwerksbur=schen erloschen ist. Dergleichen meist allmonatliche Zusammen=künfte geschahen überhaupt, wie das Ceremoniell der Büch=senmacher sagt, „wegen Fried und Einigkeit und Erhaltung

der Herberge.“ Zuvörderst ward hier eine Umfrage gehalten, wobei zuweilen jeder Einzelne, seinen Namen und Geburtsort nennen; auch diejenigen Meister und Gesellen namhaft machen mußte, die bei seiner Lossprechung zugegen gewesen. — Nach dem Brauche der Kannengießer begann z. B. der älteste Geselle folgendergestalt:

„Also mit Gunst großgünstige anwesende Meister, wie auch Ehrliebende Gesellen, weil wir heute so viel haben, als nemlich ein billich und löblich Vierwochen=Geboth. Darbey offene Lade, Willkommen, Kanne, Becher und Buch auf dem Tische stehet, und eine ordentliche Umfrage soll und muß gehalten werden, und dieselbe an mir ist, und ich mich selber fragen muß, so weiß ich auch auf dieses mahl nichts besonders, als daß der Gesellen viel seyn, die in dem Lande hin wieder getrieben werden. Kommt mir einer oder der andere zu handen, so weiß ich mich der Gebühr gegen ihn zu verhalten. Ich verhoffe andere ehrliebende Gesellen werden solches auch wissen zu thun. Sonst weiß ich auf großgünstige Meister und Gesellen nichts, denn alles liebes und gutes, und was der Ehren wohl an= und zustehet. Weiß einer oder der andere etwas auf mich, oder auf einen andern ehrliebenden Gesel der kan solches mit Gebühr vorbringen: Weil ein billich und löblich Vier Wochen=Geboth wehret, dabey offene Lade nebst dem Willkommen, Kanne und Becher auf dem Tische stehet, und eine ordentliche Umfrage gehalten wird, und hernach stille schweigen. Also mit Gunst beschließe ich meine Umfrage.“

Hatte ein Geselle den andern geschimpft, so trug der Ertengeselle (eine Art Senior) die Sache vor. Dann erging folgende kleine Umfrage: „Also mit Gunst günstige Gesellen, dieweil es an dem ist, daß dieser N. N. und jener N. N. so geschimpft und gescholten haben, so weiß jeder wohl, daß es nicht recht ist. Wes nun die günstigen Gesellen daraus schließen werden, — soll mein Wort das geringste seyn. Also mit Gunst, so habe ich ausgeredet.“ — Dann traten die Partheien ab, und die Gesellen setzten nach gehaltener Berathung eine Strafe. Nun läßt der Ertengesell die Partheien wieder in die Stube kommen und sagt: „die löblichen Gesellen lassen sich bedanken, daß ihr entwichen seyd, und vielmehr, daß ihr wieder erschienen. Sie haben eine Umfrage ergehen lassen und

befunden, daß ihr in der Strafe derer Gesellen seyd. Wenn ihr euch in derer Gesellen Strafe begeben wollet, so könnet ihr mit der Hand angeloben, so soll euch die Strafe eröffnet werden.“ Der Strafwürdige konnte dreimal um Gnade bitten, und der Brauch wollte, daß jedes Mal eine Milderung eintreten mußte. Hierüber sagt der Brauch der Gürtlergesellen, daß dem Wiedereintretenden das Urtheil in folgender Form eröffnet werden mußte:

„So mit Gunst, N. die Gesellen haben eure Sache hin und her erwogen, die weil du dasjenige hast übersehen, hast dich auch selbst zu erkennen gegeben, auch selbst verklagt, so gehört auf Erkenntniß eine Klage, auf eine Klage eine Strafe, auf eine Strafe eine Gnade, so haben sie dasjenige nicht vor Recht, sondern vielmehr vor Unrecht erkennt, haben dein im besten gedacht, und dabei eine geringe Strafe gemacht, die soll seyn, 5 Wochen-Lohn, begehrest aber Gnad, so soll dir Gnade widerfahren. — Der Verurtheilte. So mit Gunst, günstige Gesellen, ich begehre Gnade. — Ertengesell. So mit Gunst, weil du Gnade begehrest, so soll dir Gnade widerfahren, und sollen dir zwei geschenkt seyn und sollst 3 erlegen, begerestu aber noch weiter gnad, so soll dir Gnad widerfahren. Verurtheilter. So mit Gunst, ich begehre noch weitere Gnade. E. So mit Gunst, weil du noch weitere Gnade begehrest, so soll dir noch weitere Gnade widerfahren, und sollen dir noch zwei geschenkt seyn, und sollst 1 erlegen, und dabei den Gesellen danken. — Verurth. So mit Gunst, günstige Gesellen ich bedanke mich. E. So mit Gunst, N. du kannst wieder niedersitzen. Verurth. So mit Gunst, bin ich aufgestanden, so mit Gunst, sitz ich wieder nieder. Gott geseegne Essen und Trinken. Essen und Trinken ist mir lieb, aber rechtschaffene Gürtlers-Gesellen sind mir noch viel lieber.“ —

In demselben Formularbuche finden sich auch noch andere Exempel von Klage und Antwort, wenn von auswärts her Requisitionen ergingen, ein Mitglied der Zunft zu seiner Schuldigkeit anzuhalten und in Strafe zu nehmen, weil es anderswo seiner Verpflichtung nicht nachgekommen; z. B.

„Also mit Gunst! Es wird mir vorgetragen, zum ersten, als nemlich: N. N. von N. ein Gürtler-Gesell, der soll so lang und viel auf dem Gürtlerhandwerk weder geehrt noch gefördert werden, bis daß er schicken thut nach Wien in die Gesellenlade fünf Kaiser-Gulden und ei-

nen silbernen Schild an der Gesellen Willkomm und läßt sich abstrafen wo Meister und Gesellen stark genug seyn; Ursach dessen, die weil er dieses Geld, wie auch den Schild auf eine gewisse Zeit zu schicken versprochen und seinem Versprechen nicht nachgekommen, Also haben solches Meister und Gesellen in Wien nicht länger leiden und dulden können, sondern haben den N. von N. die Vollmacht geben. N. v. N. ist an einem Schenksonntage in Wien über ihn aufgestanden, hat solches Meister und Gesellen zu erkennen gegeben. Meister und Gesellen haben solches nicht für Recht, sondern vielmehr vor Unrecht erkennet und sind die Gesellen darbei gewest, als nemlich Gottfried von N., Hans von N., Blasius von N. und andere ehrliche Gesellen mehr; ist mir gut worden, vor Unrecht, Kosten und Schaden, als nemlich George von N. so mit Gunst, will ich auch noch gut davor seyn." — —

Bei den Büchsenmachern wurde am Schenktage „das Schuldbuch verlesen, wer darein etwas schuldig ist, der zahle das alte zuvor, also kann er wieder ein neues aufborgen, damit der Herr Vater, die Frau Mutter zu dem Ihrigen, und die Lade zu dem Ihrigen komme." — In demselben Ceremoniell heißt es: „Zum sechsten wird der Artikels-Brief verlesen, wer ihn gehört hat, der schweige still und laß ihn den hören, der der ihn noch nie gehört hat, damit sich ein Jeder vor Schaden zu hüten hat." — Als Beispiel eines solchen Artikelsbriefes können dienen nachfolgende „Gesetze, welche das löbliche Handwerk der Kannengießer Anno 1587 den 12. März zu zu Königsberg in Preußen aufgesetzet."

I.

Soll kein Geselle auf öffentlichen Spiel-Plätzen, da allerley böse Gesinde spielet, noch in der Schenke, keinesweges spielen, bei Straffe eines Wochen-Lohns.

II.

Sollen die Gesellen vor und nach der Schenke sich mit ihrem Munde bescheidentlich gegen Frauen und Jungfrauen verhalten, damit auch Gottes heiliger Nahme nicht geschändet, oder gelästert werde, der darwider handelt, soll nach Erkäntniß der Gesellen gestrafft werden.

III.

Sollen die Schenk-Gesellen schuldig seyn, in vier Wochen oder am andern Sonntage für dem Abend-Essen der Schenke zu denken, und sol-

len die alten Erth-Gesellen denen kommenden Erth-Gesellen helffen die Zeche berechnen und abnehmen, und wenn ein jeder Geselle seine Zeche gegeben hat, soll er ungezwungen seyn, lange oder kurz auf der Herberge zu bleiben, und soll solches in eines jeden Gesellen Wohlgefallen stehen.

IV.

Soll kein Geselle in des Herrn Vaters Hause in der Aus- oder Einschenke keinen Hader anfangen. Wer dawider handelt, der soll ohne alle Gnade einen Gülden Straffe geben. Die Helffte in der Gesellen-Büchse, den kranken Gesellen zum besten.

V.

Sollen die Gesellen innerhalb der vier Wochen kein Vorboth in der Wochen anstellen, es wäre den eine merkliche Sache, die Ehre und Glimpff angiengen, und könnte nicht Verzug haben, bis auf die Vier-Wochen oder Sonntag, so soll doch solches Vorboth mit Wissen und Willen des Herrn Altermanns in eines Meisters Hause geschehen, es sey Sonntags oder in der Wochen, der darwider handelt, soll von Meister und Gesellen gestraffet werden; wer die Gesellen vorbiethen läßt, soll vier Groschen Vorboth-Geld ablegen.

VI.

Welcher Geselle vorbothen wird, und die gemeldete Stunde versäumet, derselbige giebt einen Groschen Straffe.

VII.

Wenn die Gesellen vorbothen sind, soll ein jeder Geselle sein Gewehr zu Hause lassen, und da ein Geselle ein Gewehre, es sey kurz oder lang, aus Versehenheit ins Vorboth brächte, der soll sie dem Erthen-Gesellen zu verwahren geben; wer sich darwider setzet, der soll ein Wochenlohn Straffe geben.

VIII.

Wenn ein Geselle wandern will, der soll am Sonntage von seinem Meister Urlaub nehmen, und nicht an einem andern Tage, und sich auch an demselbigen ausschenken lassen, und nicht an einem andern Tage, des sollen die Erth-Gesellen schuldig seyn Nachforschung zu thun, ob der Geselle seinen Meister oder andern was schuldig wäre oder nicht, und alsdann ausschenken, und wenn der Geselle wandern will, so sollen ihm die beyden Erthen-Gesellen das Geleite geben.

IX.

Wenn ein Geselle von seinem Meister weg wandert, der soll unter einem Viertel-Jahre nicht wieder kommen. Kömmt er aber unter ei-

nem Viertel-Jahre wieder, so soll er wieder einziehen bey dem Meister, da er hat Urlaub genommen, und den Gesellen ein Wochen-Lohn zu geben schuldig seyn, und dürffen ihm nicht schenken, hat ihm aber der Meister Urlaub gegeben, so mag er einwandern, wo er will.

X.

Soll ein jeder Meister auf den Tag Burkhardi seinen Gesellen die Licht-Ganß zu geben schuldig seyn, es verhindert ihn denn Ehehafft oder Krankheit; dagegen sollen die Gesellen, wenn ihnen der Meister die Licht-Ganß gegeben hat, schuldig seyn bis auf Fastnachten bey Licht zu arbeiten; nach Fastnachten soll kein Geselle schuldig seyn einem Mitmeister umsonst bei Lichte zu arbeiten, desgleichen auch vor Burkhardi, des sollen die Gesellen hernach den andern Tag ihre Licht-Ganß essen.

XI.

Soll kein Geselle gezwungen seyn auf Fastnachten über zehn Tage, und auf Burkhardi einen Tag zu halten, und soll kein Geselle den andern zu Gefallen sein Geld zu vertrinken schuldig seyn, sondern soll in eines jeden Gefallen stehen.

XII.

Soll in eines jeden Gesellen Macht stehen, welcher will vor Burkhardi oder Fastnacht ihm selbsten bey Licht arbeiten, und Trinkgeld verdienen, oder soll sich auf was ehrliches üben, welches viel besser, denn daß er alle Abend auf die Herberge gehe, und das seine vertrinke.

XIII.

Ist von Meister und Gesellen beschlossen worden, daß die Gesellen im Sommer und Winter sollen aufstehen Seigers 5 Uhr, und arbeiten auf den Abend bis Seigers 7 Uhr. Wenn sie ins Bad gehen, haben sie Feyerabend um 4 Uhr, da ist der Meister ihnen schuldig Bad-Geld zu geben alle vierzehn Tage, wenn sie aber nicht ins Bad gehen, sind sie schuldig, bis um Seigers 5 Uhr auf den Abend zu arbeiten.

XIV.

Sollen die Gesellen den Montag nach der Vier-Wochen-Schenke frey haben zu feyern; doch wer zu feyern oder sein Geld zu vertrincken nicht Lust hat, mag wohl arbeiten, es soll ihm ungewehrt seyn; die andern Montage aber sollen sie schuldig seyn, bis Seigers 2 Uhr zu arbeiten, und soll keiner nicht gestraffet werden, wo er nicht feyern würde, und wer sonsten andere Tage feyert, soll für einen jeden Tag 6 Groschen erlegen in der Gesellen Büchse, den kranken Gesellen zum Besten: und daferne es dem Meister zum Troz geschehe, soll es ihm

der Meister am Wochenlohn kürtzen, der obgedachten Straffe unbenommen, und damit soll der Geselle zufrieden seyn.

XV.

Wann die Gesellen Schenke halten, oder sonst nicht zu Hause sind, so soll der Meister befehlen bis Seigers 10 Uhr auf die Gesellen zu warten; nach Seigers 10 Uhr soll kein Meister nicht gezwungen seyn das Hauß zu öffnen oder länger zu warten.

XVI.

Wenn ein Junge bey seinem Meister hat ausgelernet, so soll sein Lehr-Meister auf die Vier-Woche die Erth-Gesellen beschicken, und den Jungen loß sagen, und der Junge soll schuldig seyn denen Gesellen einen Rthlr. und ein Wochenlohn zu geben, damit sollen sie ihm zum Gesellen machen.

XVII.

Würde ein Meister oder Geselle nach unserer Handwerks-Gewohnheit verbrechen, das soll nirgends vertragen werden, als bei den Meistern und Gesellen; würde denn ein Meister straffällig befunden, so soll die Straffe bey den Meistern bleiben, wo aber ein Geselle straffällig, so soll die Straffe bey den Gesellen bleiben.

XVIII.

Soll kein Geselle, wenn er trunken und voll ist, in seines Meisters Hause bey Nacht schlaffender Zeit Uebermuth oder Lerm anfangen; wem was zu kurtz ist geschehen, der rechne sich nicht in der Nacht, wenn er trunken ist, spare es lieber bis auf den Morgen, wer darwider handelt soll vom Meister und Gesellen gestrafet werden, wo aber einer oder mehr Gesellen es zu grob machen, daß der Meister samt seinem gantzen Hause keine Ruhe oder Friede haben könte, so soll der Meister Macht haben, als ein Mit-Bürger der Stadt, sich Friede in seinem Hause zu schaffen.

XIX.

Sollen die Gesellen eine Büchse haben, und alle vier Wochen ein jeder Geselle einen Dreypölcker hineinlegen, den kranken Gesellen zum Besten; und damit es nicht unnütze verzecht werde, auch sonsten allerley Unordnung zu verhüten, soll derselbige Meister, bey dem die Gesellen zusammen kommen, mit bey der Lade und Umfrage sitzen, und den Schlüssel zur Büchse haben.

XX.

Da ein Meister oder Meisterin mit dem Tode abginge, sollen die

Gesellen schuldig seyn, die Leiche zu Grabe zu tragen, davor soll denen Gesellen zu jederzeit ein Marck gegeben werden, zur Zeit der Pest sollen die Gesellen hieran nicht gebunden seyn.

XXI.

Sollen alle Straffen der Gesellen die Helffte in die Büchse gelegt werden.

XXII.

Soll der älteste Erthen-Geselle die Gesellen Lade bey sich haben, und der jüngste die Gesellen-Kanne nebst dem Willkommen, welche alle vier Wochen denen Gesellen sauber und rein soll vorgestellet werden bei zwey Groschen Straffe.

XXIII.

Woferne daß ein Geselle Urlaub bekömmt, und sich begehret wieder lassen um Arbeit zu schauen, sollen die Erthen-Gesellen sich bey dem Meister erkundigen warum er Urlaub bekommen, aus was Ursachen solches geschehen; befindet sichs, daß der Meister aus hochdringender Noth es hat thun müssen, soll ihm nicht um Arbeit geschauet werden, möchte aber der Gesell bey sich befinden, daß er unschuldig, und solches von dem Meister nur aus Haß und Neid geschehe, oder aber der Meister den Gesellen nicht bedürffe, und vielleicht einem andern Meister den Gesellen nicht gönnete, und deßwegen mit ihm Händel anfinge, hat der Geselle solches Macht bey dem Gewerbe zu suchen.

XXIV.

Sollen die Gesellen an den Vier-Wochen, wenn sie beysammen seyn, ordentlich nach einander sitzen, wie ihnen ist um Arbeit geschauet worden, und soll die Umfrage gehalten werden bey dem jüngsten bis auf den ältesten.

XXV.

Haben sich die Meister und Gesellen untereinander verglichen, daß wenn unser Herre Gott durch den zeitlichen Todt einem Meister ein Kind abforderte, daß die Gesellen schuldig seyn, die Leiche zum Grabe zu tragen, und sämmtlichen mitzugehen; aber zur Zeit der Pest sollen sie auch hieran nicht gebunden seyn, auch den 23 Punkt des Articul-Brieffes wegen Meister und Frauen um die Gebühr nichts bekommen.

XXVI.

Wo aber einer oder mehr Gesellen wären, welche sich wider diese obberührte Articul legen würden, und unter denen Gesellen eine Meiterey anrichten, oder Auffstehen machen, der soll in diesem Land „ „

nicht gelitten werden, würde auch ein Meister wider die obberührte Articul handeln, der soll von Meister und Gesellen gestraffet werden.

XXVII.

Wer einem andern in die Umfrage fällt, der giebt ohne alle Ausrede 6 Groschen Straffe.

In diese obgeschriebenen Punkten haben Meister und Gesellen des löblichen Kannengieser-Handwercks dieser drei Städte Königsberg in Preussen, massen dieselbige nach einander verzeichnet sind, helliglich bewilliget, und solche unverbrüchlich unter sich entschlossen".

Waren alle diese Angelegenheiten verhandelt, so ward die Lade feierlich geschlossen und die Sitzung aufgehoben. Nach dem Brauche einer ehrsamen Schneiderzunft sagte der Altknecht, wenn Niemand etwas zu klagen hatte: „Sein wir alle fromm gewesen, so wollen wir fromm bleiben. So gehet hin, seyd züchtig vor Vater und Mutter, vor Bruder und Schwester, wo ihr gehet oder stehet, auch in der Meister Häusern; keiner esse oder trinke auf der Gasse, und gehe keiner mit unbedecktem Haupte über das dritte Haus. Kömmt keine Klage, kommt keine Strafe. Das Gebot ist aus". (Hiermit schließt er auf die Lade und schließet sie zu.) — — Auch die Bäcker schlossen, wenn die Umfrage geschehen, mit einem frommen Spruche: „Mit Gunst, wenn keiner nichts mehr weiß, so weiß ich auf dießmal auch nichts mehr. Und also wollen wir auf dießmal einen frischen, fröhlichen Feyerabend machen. Ehre zuvor Gott dem Allmächtigen; zum andern dem Herrn Vater, Frau Mutter, Bruder und Schwester, Ehre ein guter Bruder den andern. Werden wir dieses thun, so werwerden wir alle wohl fahren: im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen! Damit habt ihr euern Bescheid. — (Wenn dann einer oder der andere eine Kanne Bier trinken will, dieselben kommen in einer Weile wieder.") Uebrigens ward hier, wie bei andern Gelegenheiten, so streng an dem hergebrachten Ceremoniell gehalten, daß gewöhnlich der wortführende Altgesell um Verzeihung bat, wenn er ein oder das andere Wort ausgelassen oder unrecht gesagt haben sollte.

Hatten die Versammlungen ihre bestimmte Form, so war auch das anderweitige Leben, namentlich Essen und Trinken, ohne welches freilich nach ächt deutscher Art keine Solennität vor sich gehen konnte, heilsamen Ordnungen unterworfen. — Bei den Beutlern mußte der Lehrjunge, wenn er losgesprochen ward, einen Gesellenbraten geben. Wenn dieser auf den Tisch kam, waren zwölf verbotene Punkte in Obacht zu nehmen. „Also mit Gunst: Zum ersten soll sich keiner mit der Hand oder Ellenbogen auf den Tisch legen. Zum 2ten soll keiner den andern Lügen strafen. Zum 3ten soll keiner Streit oder Zank anfangen. Zum 4ten soll keiner juchzen oderschreien. Zum 5ten soll keiner unzüchtige Lieder singen. Zum 6ten soll keiner von Tische gehen, er habe denn Erlaubniß von dem ältesten Gesellen oder vom Wirth. Zum 7ten soll sich keiner mit bedecktem Haupte oder ungewaschenen Händen zu Tische setzen. Zum 8ten soll keiner mehr Speise und Trank zu sich nehmen als er ertragen kann. Zum 9ten soll keiner mehr Bier oder Wein verschütten, als er mit der Hand bedecken kann. Zum 10ten soll auch keiner fluchen noch schwören. Zum 11ten soll auch keiner nichts von dem Gesellenbraten weglegen, er habe denn zuvor von Allem gegessen, welches ihm ist vorgelegt worden. Zum 12ten soll keiner einer verdächtigen Person bei dem Gesellentrunk zutrinken". — Bei den Hutmachern war Folgendes der Brauch. „Gießt einer Bier auf den Tisch, das mit der rechten Hand nicht kann bedecket werden, so ist Strafe; gießt einer Bier unter den Tisch, das mit dem rechten Fuß nicht kann bedeckt werden, so ist Strafe. Bringt einer Würfel oder Kartenspiel auf den Tisch ohne des Aeltest-Führers Wissen und Willen, so ist Strafe. Jedoch keine Strafe, es ist Handwerksgewohnheit". — Auch wurde streng auf den Unterschied des Ranges gesehen, wie z. B. nach dem Handwerksgebrauche der Weißgerber der jüngere Geselle dem ältern auf der Gasse immer die Oberhand geben mußte. Desgleichen durfte jener bei Tische sein Messer nicht eher als dieser hervorbringen, und mußte allezeit sagen: mit Gunst". —

Nach der Gewohnheit der Seiler durfte der Junggeselle (Junger) keinen Gesellen dutzen, und beide bei scharfer Strafe nicht um Geld mit einander spielen. Wer ohne Mantel und Kragen, ohne Schuh und Strümpfe über das dritte Haus ging, war in der Gesellenstrafe.

So wie die Gesellen eines Gewerkes eine in sich geordnete Corporation und Genossenschaft bildeten, also auch die Meister. Wer sich als solcher „setzen“ (etabliren) wollte, mußte zunächst ordnungsmäßig gelernt haben und losgesprochen seyn. — Dann war es nöthig, daß er nach Verschiedenheit der Innungen und Orte zwei oder drei Wanderjahre überstanden hatte; denn unsre Altvordern hielten dafür, daß es für den Handwerker eben so nöthig sey, fremde Städte, Länder und Sitten kennen gelernt zu haben, als es für den Gelehrten unerläßlich ist, die Gränzen seiner Studierstube überschritten und fremde Universitäten besucht zu haben. In beiderlei Sphären war das Reisen, das sich Abstoßen in der Fremde, das einzige Mittel gegen engherzige Beschränktheit, gegen dumpfe Philisterhaftigkeit. — Dann mußte der Geselle, der das Meisterrecht erwerben wollte, meistens dreimal in bestimmten Fristen dasselbe muthen, oder um Aufnahme in die Zunft bitten. — Dieses wiederholte Ansuchen, worüber mehrere Monate hingingen, hatte den Zweck, der Innung Zeit zu nähern Erkundigungen über das neue Mitglied zu gestatten. Zuletzt folgte das Meisterstück, die Probe, welche der Gesell von seiner Kunst ablegen, und worüber die Innung ihr pflichtmäßiges Urtheil sprechen mußte. — So bestand z. B. die Probe der Fleischhauer darin, daß der Candidat einen fetten Ochsen dem Gewichte nach schätzen mußte. Zehn Pfund drüber oder darunter wurden nicht gerechnet, weitere Irthümer aber an Gelde gestraft. Des folgenden Tages mußte der Meister den Ochsen schlagen, und zwar also, daß er auf einen Schlag fiel. — So viel Schläge der Ochs erhielt, und nicht niederfiel, so viel Reichsthaler mußte der neue Meister zahlen. — Der Seiler mußte ein Klobenseil sechs Klafter lang und

drei Stein schwer machen. Ein Pfund zu schwer, eine Klafter zu lang oder zu kurz, wurde nicht verstraft. Und so ein jedes Gewerk nach seiner Art. — Uebrigens gehörte es zu den Vortheilen der Innungsgerechtigkeit, daß des Meisters Sohn oder Schwiegersohn, oder der Gesell, der eines Meisters Wittwe heirathete, gewisse Vortheile beim Meisterwerden genoß. — Auch kam es vor, daß in manchen Innungen die Wittwen aus allen Werkstätten an demselben Orte den besten Gesellen aussuchen konnte, damit er ihr Gewerbe fortsetze. — Dem Lehrjungen aber mußte, wenn die Werkstatt geschlossen ward, von Zunftwegen ein anderer Meister geschafft werden. Endlich hatten auch die Meister wie die Gesellen ihre Artikel, deren Verletzung scharf verpönt war. — So durfte kein Seilermeister seine Arbeit hausiren tragen, es sey denn, er werde zu Jemand erfordert; die Schmereimer von den Bauerwagen durften (der Reinlichkeit wegen) nicht in die Werkstatt getragen werden; der Meister durfte sein Gesinde nicht mit Waaren auf die Kirchmessen der Bauern schicken, seine Arbeit nur an einem Orte aushängen; die Kaufleute nicht von eines andern Meisters Stande wegrufen; keinem Mitmeister auf das Kerbholz borgen, wenn dieser schon einem andern etwas schuldig war, endlich jene Vorräthe, die im Handwerke nöthig sind, nicht in solchem Maaße aufkaufen, daß den andern Meistern nichts übrig blieb u. dgl. — Bei den Fleischhauern durfte kein Meister von seiner Fleischbank weit weggehen, viel weniger Kaufleute herbeiholen, oder von einer andern Bank zu sich rufen. Legte er unreines Fleisch auf, so verlor der Meister den Stand, und mußte ihn mit großen Kosten von neuem lösen, das Fleisch fiel dem Nachrichter anheim. Auf dergleichen und andere Artikel wurde von Seiten der wirksamsten Polizei, die es geben kann, d. h. von den eigenen Genossen vigilirt. — Erst in zweifelhaften und streitigen Fällen entschied die Obrigkeit, die sich, so lange keine Klagen an sie kamen, in innere Angelegenheiten der Zunft nicht einmischte.

In national-ökonomischer und polizeilicher Hinsicht be-

folgte übrigens die Staatsgewalt in jener alten Zeit Principien, welche in mehrfacher Hinsicht als der gerade Gegensatz gegen die heute geltenden Doctrinen angesehen werden können. — Handwerk und Fabrik unterscheiden sich darin wesentlich, daß jenes für die localen und sichern, diese für die großen, weitwendigen, unsichern Bedürfnisse entlegener Länder, oder, wie es dermalen heißt, für den „Welthandel" arbeitet. Jene lassen sich berechnen, diese gestatten gar keine, oder, was noch schlimmer ist, nur eine illusorische Schätzung. — Instinktmäßig suchte aber die ältere Verfassung diese Ausdehnung zu verhindern. In den Gewerken galt der Grundsatz: leben und leben lassen; keiner durfte seinem Mitmeister das Brod wegnehmen; die Zahl der Lehrlinge, oft auch die der Gesellen, die jeder Einzelne hielt, durfte, wie oben erwähnt, ein gewisses Maaß nicht überschreiten; zuweilen war auch die Zahl der Meister eines Gewerks an einem Orte bestimmt, wie z. B. in Nürnberg nur eine gewisse Anzahl von Töpferwerkstätten vorhanden seyn durfte, welche im Erledigungsfalle die Obrigkeit vergab. In jedem Falle war durch die Beschränkung der Zahl der Lehrburschen auch die der Meister bedingt. Seit Adam Smith arbeitet dagegen die neuere Zeit aller Orten daran, das Handwerk zur Fabrik zu steigern; und hierin lag und liegt ein wichtiger Hauptgrund des Unterganges der alten geordneten Zunftverfassung. — Ein zweites destructives Princip ist der falsche Grundsatz der Sonnenfels'schen Schule, daß die Bevölkerung durch jedwedes Mittel gesteigert werden müsse. Da nun erwiesen ist, daß die Zunftverfassung nur ein sehr allmähliges Anwachsen der Population gestattet, die Gewerbefreiheit dagegen mit Recht für eins der schnellwirkendsten Mittel zur Beförderung des Populationszweckes gilt, so war das Urtheil über jene Institute, die so alt sind als das Städtewesen in Deutschland, bald und leichten Herzens gesprochen. — Diesen destructiven Tendenzen kam aber ein noch viel tiefer liegender Widerwille auf halbem Wege entgegen. Dieß war der Haß des absoluten und omnipotenten Staates gegen

alles corporative Leben. Es schien unleidlich, daß eine Anzahl Gesellen sich ohne Dazwischenkunft des Staates selbst regieren solle, und noch dazu nach alten Gewohnheiten, an denen sie mit abergläubischer Zähigkeit hingen. — Eins der frühesten Beispiele von einem damals nur noch heuchlerisch verhüllten Kriege des modernen, despotischen Staatsprinzips gegen jene Gebräuche, liegt in einem preußischen Gesetze von 1703, von dem sich nur bedauern läßt, daß Molière nicht lange genug gelebt hat, um auch noch diesen interessanten Charakterzug in seinem Tartuffe anzubringen. In der That würde derselbe eine Stelle in dieser Satyre auf den Jansenismus wohl verdient haben, — der in mehrfacher Hinsicht der Prototyp des protestantischen Pietismus war. — Das erwähnte Gesetz lautet nämlich wie folgt:

„Unsern gnädigen Gruß zuvor, hochwohlgeborne, hochgelahrte Räthe, und liebe Getreue:

Es ist unter andern bey denen Handwerkern im Römischen Reich von Alters her eingeschlichenem Mißbrauch, auch diese üble Gewohnheit bey denen Bäckern hergebracht, daß, wenn sie aller vier Wochen ihre gewöhnlichen Zusammenkünfften auf der Herberge haben, und die Klage so gemeiniglich in nichtswürdigen Dingen bestehet, abthuen, die Lade von dem Altgesellen mit diesen Worten zugemacht wird.

Wenn keiner nichts mehr zu klagen weiß, so weiß ich auch nichts; So wollen wir auf diesesmahl einen frischen fröhlichen Feyer-Abend machen; zum ersten: Ehre Gott dem Vater; zum andern den Herrn Vater und Frau Mutter, Brüder und Schwestern; Ehre ein guter Bruder dem andern; werden wir das thuen, so werden wir alle wohl fahren, im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes, Amen!

Womit die Lade zugemachet, und hernach ein Theil von dem Geld versoffen wird; Ingleichen, wen itzt bemeldeter massen, die Gesellen alle vier Wochen zu ihrer Zusammenkunfft kommen, so spricht ein jeder, wenn er in die Stube tritt:

Guten Tag, Gott ehre das Reich, Gott ehre das Gelack (Gewerk?) Gott ehre den Herrn Vater, Frau Mutter, Brüder und Schwestern, und alle fromme Becken-Knecht, wie sie alle versammelt sind, es sey hier oder anderswo.

Wie nun solches, ein grosser Mißbrauch und schwehre Entheili-

gung des Göttlichen Namens ist, welcher auch in denen allerwichtigsten Sachen, nicht anders, als mit Furcht und Ehrerbietung gebraucht werden soll, da man hingegen bey solchen Zusammenkünfften bald nach ietzt erwehnten Formalien, zu dem Sauffen schreitet; Also sind wir willens, selbige in Unsern Landen abzuschaffen, zumahlen da viel christliche Hertzen dadurch scandalizìret und geärgert werden. Wir begreiffen aber wohl, daß, weil solche üble Gewohnheit, in dem gantzen heil. Röm. Reich hergebracht, es denen aus unsern Landen in das Reich wandernden Gesellen zum Vorwurff gedeihen, ihnen auch gar die Innung möchte difficultirt werden; weshalb wir Euch dann hiermit allergnädigst anbefehlen, mit andern Ständen bey der dortigen Reichs-Versammlung daraus zu communiciren, und es dahin zu befördern, daß solche ärgerliche und lästerliche Formalien durch ein des Reichs Conclusum verboten und abgestellet werden mögen; welches hoffentlich um so viel weniger Schwierigkeit haben wird, weil die Ehre des großen Gottes dadurch gerettet, und dem Publico nicht geschadet wird; die Becker auch sich eines andern anständigen Grusses und Formalien vereinigen können. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben zu Cölln an der Spree; den 12. Februar 1705.

Friedrich.

Denen hochwohl Edelgebohrnen und hochgelahrten, unsern lieben Getreuen, unsern bei annoch währendem Reichs-Tage zu Regenspurg anwesenden Gevoll-mächtigen Räthen und Gesandten."

Wir enthalten uns jedweden Commentars über dieses Gesetz. Wollte Gott, daß nie, auch nicht vom Throne herab, und namentlich nicht unter Friedrichs des Großen Regierung ärgere Entweihungen des heiligen Namens Gottes ausgegangen wären, als jener wahrhaft schöne Gruß der frommen Bäckerknechte enthält. Das Rescript ist durch eine seltsame Ironie des Zufalls durch P. v. Fuchs contrasignirt. — Auch Friedrich Wilhelm I., seinem Geiste getreu, befahl daß die Lade der Gewerke nicht mehr für etwas besonderes angesehen, nicht mehr mit Ehrfurcht und Feierlichkeit von einem Orte zum andern geschafft, und überhaupt wie jede andere Lade gehandhabt und betrachtet werden solle. So eifersüchtig war damals die militärische Allgewalt auf jede Reverenz, die irgend einem andern erschaffenen Dinge außer dem „sechs Rücken bestreichenden Stocke" erwiesen werden sollte. — Den To-

desstreich versetzte endlich, in der Tugendbundsperiode, die preußische Gesetzgebung von 1811 dem Zunft= und Innungswesen, indem sie zuerst die in Frankreich seit 1789 angenommenen Grundsätze in Betreff der Gewerbsfreiheit nach Deutschland verpflanzte. —

Seit dieser Zeit ist ein Stockwerk des gesellschaftlichen Gebäudes in unserm Vaterlande in Trümmer gelegt. — Die Hierarchie, die innere Disciplin, die Verfassung der industriellen Klasse ist zerstört; statt eines corporativ geordneten Organismus hat man es in den meisten Ländern, vor allem aber in den großen Städten mit einem atomisirten Haufen zu thun. — Dieß ist eine Revolution, wie Deutschland deren noch kaum eine erlebt hat, alle Beschränkungen sind aufgehoben, die Zahl der Lehrlinge, die jeder aufnehmen mag, ist unbegränzt; daher die Zahl der Gesellen, welche auf den Landstraßen ihr Brod suchen, Legion. Eine häusliche Abhängigkeit der Gesellen vom Meister hat aufgehört; sie wohnen abgesondert, was zwangloser für beide Theile ist, ein Umstand, dessen Wichtigkeit erst die Zukunft kennen lehren wird. Eine Werkstatt kann anlegen, wer die Patentsteuer bezahlt. — Die Folge davon ist die Uebervölkerung der Städte, welche mit der, in Folge der Theilbarkeit des Grundeigenthums eintretenden, reißenden Vermehrung des Landvolkes gleichen Schritt hält. Daher dann wieder der mit Macht hereinbrechende Pauperismus, den die Stubengelehrten zwar als Factum anerkennen, aber mit dem rastlosen Fortschreiten zum Bessern nicht recht zu reimen wissen, während doch nicht die Verarmung der Massen, sondern gerade das ein Wunder wäre, wenn sie nicht eintrete. — Daher ist, um nur ein Beispiel zu nennen, in Berlin, der Hauptstadt des Staates, der auf dieser Bahn vorangeschritten, der fünfte Mensch ein von Unterstützung lebender Armer. — Dieß sind die Umstände und thatsächlichen Verhältnisse, welche in besonderer Beziehung auf Frankreich La Mennais im Auge hatte, und worauf er zum Verderben Europa's rechnete, als er sein Büchlein sur l'esclavage moderne schrieb.

LVII.

Briefe aus der Fremde.

Fünfter Brief.

London den 3. Mai 1840.

Man darf doch nicht von Paris fortgehen, ohne Versailles gesehen zu haben; diese Rücksicht führte mich in einem nicht sehr schnell gehenden Dampfwagen nach diesem Orte, wenn gleich mit einigem innern Widerstreben, da ich eben kein Freund davon bin, Schlösser zu besehen. Die Fahrt hat mich indessen nicht gereut; es ist interessant, diese Schöpfung Ludwigs XIV. zu betrachten, die nur dem Umstande ihre Entstehung verdankt, daß der König in dem schönen St. Germain nicht durch den Anblick des Thurmes von St. Denis an seine Grabstätte gemahnt seyn wollte; deshalb mußte aus dem Sande das Schloß von Versailles mit seinem Garten und seinen Fontainen erstehen, und hier war es, wo Ludwig XIV. den Tod fand. Alles ist hier Kunst, und selbst Bäume und Sträucher sind auf die widerwärtigste Weise verkünstelt. Gerade hierin zeigt sich ein recht großer Unterschied zwischen den Engländern und Franzosen; während diese die Natur in die Kunst einzwängen, wissen jene ihren künstlichen Gartenanlagen den größten Anstrich von Natürlichkeit zu geben, ja selbst bei Gebäuden liebt der Engländer nicht die strenge Symmetrie und Regelmäßigkeit, sondern bemüht sich, das Auge durch Abwechslung zu ergötzen. Man vergleiche nur einmal Windsor Castle mit Versailles; ohne irgend die schöne Lage des ersteren zu berücksichtigen, muß doch Jeder der englischen, absichtlich ganz unregelmäßig erbauten Residenz unbedenklich den Vorzug geben. Der gegenwärtige König der Franzosen hat Versailles „à toutes les gloires de France“ gewidmet, und diese Worte sind es, welche als Inschrift auf beiden Flügeln des Schlosses jedem Eintretenden in die Augen fallen; außerdem gewahrt man über dem Thore — was man in Paris nicht mehr zu sehen bekommt — einen neuen, oder wenigstens ganz neu vergoldeten Wappenschild mit den drei Lilien. Mit diesem

Symbole allerdings, sonst aber ist es wohl kaum mehr nöthig, durch jene Inschrift und durch die Darstellung früherer und späterer Ereignisse aus der Geschichte Frankreichs die Franzosen mit der Verehrung zu versöhnen, welche der Bürgerkönig seinem Ahnherrn Ludwig XIV. zollt; sie lieben eigentlich den Despotismus, und Ludwig XIV. gewinnt immer mehr Verehrer. Es wäre ihnen zu wünschen, daß einmal ein heiliger Despot unter ihnen aufstände, der würde sie zu allem Guten zwingen. — Der Kunstwerth der Bilder, mit welchen die Wände des Schlosses von Versailles übersäet sind, und deren Gegenstände (— Ludwig XIV., Napoleon, Julius-Revolution —) sich fast zu oft wiederholen, möchte mit wenigen Ausnahmen nicht gerade sehr hoch anzuschlagen seyn, wie denn überhaupt die bildenden Künste in Frankreich noch immer nicht recht gedeihen können. Wer davon sich überzeugen und zugleich die christliche Kunst in ihrer tiefsten Erniedrigung sehen will, der muß die dießjährige Ausstellung im Louvre besuchen, von welcher noch 2000 Bilder wegen ihres geringen Kunstwerthes zurückgewiesen worden sind. Einige Genrebilder ausgenommen, bietet diese Ausstellung so gut wie gar Nichts dar, höchstens noch ist eine heilige Elisabeth leidlich zu nennen, wogegen die heil. Katharina in ihrer Translation durch die Engel keinen sehr glücklichen Meister gefunden hat. Außerdem hat mir diese Ausstellung noch einen andern, sehr unangenehmen Eindruck gemacht; von den verhältnißmäßig wenigen christlichen Bildern sind mehrere gerade unter die frivolsten, welche diese Ausstellung nur zu bieten hat, placirt, so zum Beispiel ein leidender Heiland neben einer jungen Anadyomene. Mit den Sculpturen ist es eben so; ich gewahrte eine Gruppe, die sich schon von weitem durch das hoch emporragende Kreuz kenntlich machte, und wirklich war es auch eine schmerzhafte Mutter Gottes, die den Erlöser auf ihrem Schooße hält, aber man hat sich nicht entblödet unmittelbar daneben zwei Statuen zu stellen, deren Blöße überhaupt, besonders aber hier beleidigend ist. Ganz das nämliche Gefühl hat man, wenn man in die Gemäldegallerie des Marquis de las Marismas (Aguado) eintritt. Ringsum die herrlichsten Gemälde spanischer, vom Geist Gottes erfüllter Künstler und in Mitten zwei Statuen von Thorwaldsen, wie es in gleicher Nacktheit wohl keine andere geben möchte. Sie mögen Meisterstücke der Kunst seyn, unsers Erachtens hätte der große Bildhauer etwas viel besseres thun können, als solche Gegenstände darzustellen. Dagegen enthält die nämliche Gallerie eine sehr schöne heilige Magdalena von Canova und bietet hinsichtlich der großen Eigenthümlichkeit der spanischen Malerei einen Genuß dar, den man eben nur hier ha-

hen kann. Murillos, Zurbarans und wie die Meister der verschiedenen Schulen heißen, sind hier in Menge zu treffen, und es wird diese Gallerie bei weitem nicht von der Sammlung spanischer Gemälde in Louvre erreicht, obschon auch diese eine Mehrzahl herrlicher Bilder aufzuweisen hat. In vielen dieser Gemälde herrscht eine merkwürdige Naivität; die Heiligen, z. B. die heil. Lucia, Katharina u. s. w., erscheinen als spanische Damen des sechszehnten Jahrhunderts, den höchsten Gipfel aber erreicht diese kindliche Unbefangenheit in einem Muttergottesbilde von Valdez; auf dem Schooße der heil. Jungfrau sitzt das Jesuskind mit der Krone auf dem Haupte, Scepter und Weltkugel in den Händen, aber es ist gekleidet in das Hofcostüm jener Zeit, ein scharlachrothes, goldgesticktes Gilet, eben solche kurze Höschen, weiße Strümpfe, Schnallenschuhe, ein blauer, ebenfalls mit Gold bordirter Frack, darüber ein Mantel von gleicher Farbe, dazu eine Perücke, das ist die Kleidung, welche Valdez dem himmlischen Königssohne angezogen hat, und dennoch ist's ein sehr anmuthiges Bildchen, für uns eine freundliche Mahnung an manches Aehnliche in der Heimath.

Von Paris führte mich mein Weg nach Englands Hauptstadt; ich erreichte dieselbe an einem der schönsten Frühlingstage nach einer schnellen und überaus angenehmen Seereise auf einem Dampfschiffe von Boulogne. Der Anblick, den die Einfahrt in die Themse gewährt, läßt sich nicht beschreiben; die Anzahl von Schiffen, theils mit vollen Segeln auslaufend, theils hin und her lavirend, der Wald von Masten in dem Hafen von London, die großen gewaltigen Bauten an den Ufern, dann die Hauptstadt selbst mit ihren vielen Thürmen, der unermeßliche Reichthum, der überall sich kund giebt, läßt dem Schauenden die Herrschaft Victorias fast wie das Reich einer Fee erscheinen, die Millionen von Menschen an ihren Triumphwagen gespannt hat, und sie alle mit einem seidenen golddurchwebten Faden lenkt. Begreiflicher Weise interessirt mich aber, mehr als alles dieses, der gegenwärtige Zustand der katholischen Kirche in England und ich hoffe mir während meines Aufenthalts in diesem Lande hierüber hinlängliche Aufschlüsse verschaffen zu können. Soviel ist gewiß, daß die katholische Wahrheit hier große Fortschritte gemacht hat, vielleicht ein belohnender Segen für die Aufnahme, welche die flüchtigen französischen Priester in England gefunden haben, allein in den Berichten über jene Fortschritte soll, wie mir glaubwürdige Leute versichern, viel Uebertreibung herrschen und zwar von beiden Seiten. Katholiken suchen sich durch sanguinische Hoffnungen, die sie als Wirklichkeit darstellen, zu ermuthigen, während

die Protestanten die Ausbreitung des Papstthums viel größer darstellen, als es wahr ist. So ist im vorigen Jahre in Frasers Magazin und nachher in andern besondern Ausgaben eine „Statistik des Papstthums in Großbritanien und den Kolonien nebst einer Karte, welche die Lage der römisch-katholischen Kapellen, Kollegien und Seminarien in England, Schottland und Wales angiebt“ erschienen, wonach bereits die ganze Insel mit lauter katholischen Instituten übersäet ist. Auch das dießjährige Directorium für den Clerus des bischöflichen Districts von London liefert eine solche Karte, allein hier erscheint England bei Weitem nicht so schwarz bekreuzt wie dort. Die katholische Kirche hat in England wie in Schottland keine andern Bischöfe als Weihbischöfe, die in der Qualität apostolischer Vicarien fungiren. Hinsichtlich Schottlands verweise ich auf Bd. 1 S. 90 unserer Zeitschrift, nur über England will ich einige kirchlich-statistische Notizen hinzufügen. Es zerfällt bisher dieser Theil Großbritaniens in vier bischöfliche Sprengel: London District unter dem apostolischen Vicariat des Dr. Thomas Griffiths, Bischof von Olena, Midland District (Dr. Thomas Walsh, Bischof von Cambysopolis, mit der Residenz zu Wolverhampton), Northern District (Dr. Briggs, Bischof von Trachis mit der Residenz zu Talford House in der Nähe von York), Western District (Dr. Baines, Bischof von Siga mit der Residenz zu Prior Park bei Bath). Die Zahl der katholischen Bevölkerung (mit Ausschluß Irlands) beläuft sich approximativ, denn völlige Genauigkeit läßt sich hierin nicht erreichen, nach den einzelnen Hauptstädten und ihrer Umgebung wie folgt:

London . . .	200000	Birmingham .	9000	Huddersfield .	5000
Liverpool . .	80000	Leeds	8000	Bristol	5000
Manchester und		Blakburn . .	7000	Bath	4000
Salford	60000	Bradford . .	7000	Hall	4000
Glasgow . .	50000	Bolton . . .	6000	York	3000
Preston . . .	17000	Sheffield . .	6000	Greenock . .	3000
Edinburg . .	14000	Dundee . . .	6000	Shields . . .	3000
Newcastle und		Wigan	6000	Aberdeen . .	2500
Gateshead . .	12000	Derby	5000	Dumfries . .	2000
Paisley . . .	10000	Norwich . . .	5000	im Ganzen 543500.	

Für diese Bevölkerung wird der Gottesdienst in England und Wales in 457, in Schottland in 65 Kapellen gehalten; katholische Collegien giebt es neun, in Schottland eins, Klöster im Ganzen

ternehmer im Auge haben, auffinden. Allerdings könnte man einwenden: es wäre ja viel besser, wenn jeder der Tischgäste die 17 Schillinge, welche das Couvert kostet, an die Armen gäbe. Das hat allerdings viel für sich, und es würde der Ertrag von 80 Couverts sich auf 68 Pfund Sterling oder etwa 800 fl. belaufen haben. Allein die Engländer haben bekanntlich die Sitte, von welcher uns Tacitus in seiner Germania berichtet, daß unsere Vorfahren alle wichtigen Angelegenheiten beim Schmauße zu verhandeln pflegten, mehr bewahrt als die Deutschen, und die Fröhlichkeit der Tafel, die Ermunterung durch die Tischreden und Toasts trägt sehr viel zu einem bei weitem größeren Succeß bei, als jede Sammlung zu irgend einer andern Zeit. — Schon seit mehr als dreißig Jahren besteht der wohlthätige Verein von Katholiken, die den Unterhalt der Armenschulen, in welchen Kinder ihrer Confession unterrichtet und erzogen werden, bestreiten; zu gleicher Zeit ist damit ein Waisenhaus verbunden, so wie sich dieser Verein auch damit abgiebt, Knaben als Lehrlinge bei Handwerkern unterzubringen. Ein rühmliches Zeugniß für die Wirksamkeit dieser Anstalten ist, daß kein Beispiel bekannt ist, daß irgend eines dieser Kinder einer Polizeistrafe unterworfen worden ist. Der Gründer und erste Präsident des Vereins war der vor acht Jahren verstorbene Lord Clifford, ihm ist in diesem Amte der Herzog von Norfolk gefolgt. Alljährlich wird nun im Monate Mai das Vereinsmahl gehalten, und zwar — ein merkwürdiger Gegensatz gegen eine katholische Versammlung — in der Freimaurer-Halle, deren Wände mit den Portraits der Meister vom Stuhle geziert sind. Von den Stewards, welche weiße Stäbe in den Händen trugen, angeführt, begab sich der ganze Zug der zum Mahle versammelten Personen zur Tafel; auf das bald beendete Essen folgten die Toaste und Speeches; mit Begeisterung wurde auf das Wohl der Königin, der katholischen Lords, der katholischen Mitglieder des Unterhauses, der Freiheit der katholischen Presse getrunken. Gesang und Instrumentalmusik füllten die Zwischenräume zwischen den einzelnen Reden aus. Hieran schloß sich ein kurzer Bericht über den Stand der Finanzen des Vereins; die Aussichten für die Zukunft schienen sehr trübe, denn es mußte der Gesellschaft angekündigt werden, daß sich in der Kasse ein Deficit von mehr als 300 Pfund Sterling (3600 fl.) fände. Es fehlte natürlich von Seite des Chairman (honorable. Mr. Petre, Bruder des Lord Petre) nicht an sehr kräftigen Aufforderungen an die Gesellschaft, nach ihren Kräften beizusteuern; dazu ermunterte noch mehr die feierliche Prozession der armen Schulkinder, welche, 1100 an der Zahl, sauber und nett gekleidet, in den Saal hereinge-

führt wurden. Sie kamen in mehreren Abtheilungen, mit einer Menge von Fahnen, auf welchen passende und auf den Tag bezügliche Inschriften und Bilder zu lesen und zu sehen waren. Ehrerbietig neigten sich die vorüberziehenden Kinder vor ihren Wohlthätern, und nunmehr begann die Sammlung, zu welcher auch die auf der Gallerie befindlichen Damen beisteuerten. Der Ertrag belief sich auf mehr denn sechshundert Pfund Sterling, womit dann zur Freude Aller das Deficit getilgt, und nunmehr der Verein mit dem Ueberschusse und den stehenden Beiträgen im Stande ist, sein wohlthätiges Werk ohne Unterbrechung fortzusetzen.

LVIII.

Briefliche Mittheilungen

aus Posen.

Von der **Warthe** den 4. Mai. Die fünf Priester aus den Diöcesen Gnesen und Posen*), denen die Ehre zu Theil wurde, das Antlitz unsers hochverehrten, in Kolberg gefangenen Erzbischofs zu sehen, und ihm die schuldige Ehrfurcht der nach ihm sich sehnenden Heerde zu bezeugen, kehrten glücklich in unsere Mitte zurück, und brachten das heil. Oel, welches der Gefangene selbst unter Thränen geweiht hatte für seine Diöcesanen, mit. Nach einer dreitägigen Reise von Posen aus kamen die fünf Herren am 14. April in Kolberg an. Mit thränenbenetzten Augen empfing sie der hochgefeierte Greis — und als bei seinem Anblicke Alle zu seinen Füßen weinten, tröstete der liebevolle Vater mit apostolischen Worten seine Söhne, die ihm Trost und Erleichterung bringen wollten. Innigst gerührt von diesem Auftritte, beschrieb mir ihn recht lebendig einer der Anwesenden. — Die Wohnung des Erzbischofs besteht aus vier kleinen Zimmern, deren nach einem finsteren Corridore führende Thüren mit großen Vorlegschlößern versehen sind. Bei der Hausthüre steht eine Schildwache und im Vorsaale ein Polizeibeamter in Civilkleidung: über dem Erzbischofe wohnt der ihn bewachende Regierungsrath Hegewald aus Stettin, ein feiner und gebildeter Mann, seit sieben Monaten bereits von seiner Familie getrennt, das Exil und die Gefangenschaft unsers Metropoliten zu theilen gezwungen. Bei Spaziergängen begleitet er den Erzbischof, und zehn Schritte hinter ihm folgt noch die verkleidete Polizei. So oft der Erzbischof mit seinen aus Posen angekommenen Gästen ausging, bewachten ihn die Späher sorgfältig, vorgebend, daß ihre Gegenwart dem Prälaten allein gelte. — Ein

*) Die fünf durch die beiden Officiale auf Verlangen des Hrn. Oberpräsidenten gewählten Priester waren: 1) D. Domherr Brzezinski, Probst ad Mar. Magd. 2) Kinosowicz, 3) Ulding, Prof. am erzb. Seminar, Alle aus der Posener Diöcese. Aus Gnesen reisten: 4) der Regens des erzb. Seminars Dwbrowski und 5) Prof. Kidaszeaski.

kleines Zimmer zur Hauskapelle, wo der Erzbischof täglich das heilige Opfer darbringt, eingerichtet, befindet sich in der belle etage, welche der Regierungsrath bewohnt. Da dieses Gemach zu der heiligen Handlung am Gründonnerstage zu klein war, so mußte hiezu der 30 Schritt lange und 13 breite Saal geräumt werden. Hier fand auch der Gottesdienst am ersten Osterfeiertage Statt, und ihm wohnten bei, da von Civilisten Niemand zugelassen wurde, 150 katholische, meistentheils aus dem Großherzogthum Posen in Garnison stehende Soldaten, jeder geistlichen Hilfe entbehrend. Der katholische Pfarrer aus Stettin (20 M. von Kolberg entfernt) kommt zwar jährlich einmal hieher, kann aber den seiner Seelsorge Empfohlenen nicht das heilige Sacrament der Buße spenden, weil die Leute deutsch zu beichten nicht im Stande sind, und er nicht polnisch spricht. Wie viel giebt es angestellte, besoldete protestantische Garnisons- und Divisionsprediger — keinen katholischen aber, der seinen Schäflein die heiligen Gnadenmittel reichen könnte. Beim Anblicke einiger Priester baten die Krieger den Erzbischof, damit sie die österliche Beicht bei ihren Geistlichen, wie sie sich ausdrückten, ablegen könnten, und am ersten Osterfeiertage Nachmittags, wie am nächstfolgenden Morgen unterzogen sich die angekommenen Priester mit ihrem Erzbischofe der heiligen Pflicht. 132 Soldaten (unter ihnen waren nur vier deutsch Beichtende) empfingen am zweiten Osterfeiertage das heilige Abendmahl; den übrigen ward es nicht vergönnt, den Leib des Herrn zu empfangen, sie wurden auf Wachen commandirt. Am 22. April verließen die Abgesandten Kolberg; herzzerreißend war der Augenblick des Abschiedes — die unter Weinen und Schluchzen Scheidenden richtete abermals der gefeierte Gefangene auf, zur Standhaftigkeit ermahnend und seinen Hirtensegen ertheilend. Eine Menge Volkes stand vor der Thüre des erzbischöflichen Gefängnisses versammelt, und begleitete die Heimkehrenden bis an die Thore. In den Augen vieler Neugierigen erblickte man manche Thräne der Wehmuth.

Wir erfuhren aus zuversichtlicher Quelle, daß der Regierungsrath Hegewald, höherem Auftrage gemäß, dem Erzbischofe den Vorschlag machte, von Kolberg aus seine Diöcese zu verwalten, besonders forderte man von ihm einen Erlaß, durch welchen die allgemeine Kirchentrauer aufgehoben werden sollte; der Herr Regierungsrath beeilte sich sogar, ein Project zu entwerfen, nach welchem die erzbischöfliche Verfügung an die beiden Officiale abgefaßt werden sollte. Der Metropolit wies aber dies Alles mit Würde zurück. Gott der Allmächtige sey auch ferner sein Tröster und Beschützer.

Das vom Erzbischofe geweihte heilige Oel ward durch die betreffenden Decane an die einzelnen Pfarrer vertheilt, und jeder derselben gebraucht es bei der Spendung der heiligen Sacramente, zu welchen es nöthig, mit einer besonderen Rührung, den Gebeten der Gläubigen denjenigen, der im Gefängnisse schmachtend, für ihr Seelenheil besorgt ist, empfehlend.

Um Ostern verbreiteten die königl. Beamten, auf höheren Befehl, die zur Beschwichtigung des Volkes ausgedachte Nachricht, der Erzbischof werde gleich nach dem Feste in seine Diöcesen zurückkehren. — Dasselbe theilte auch der Regierungsrath Hegewald den nach Kolberg gesandten Priestern mit. Allein sie fanden auch dießmal keinen Glauben, und das mit Recht, wie der Erfolg bewiesen hat.

[illegible]

